This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Library of the University of Michigan
The Coyl Collection.
Miss Jean L. Coyl
of Detroit
in memory of her brother
Col. William Henry Coyl
1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

B 1,180,209

Digitized by Google

Digitized by Google

ROMANISCHE FORSCHUNGEN

ORGAN

FÜR ROMANISCHE SPRACHEN, VOLKS- UND MITTELLATEIN

BEGRÜNDET VON PROF. DR. KARL VOLLMÖLLER

HERAUSGEGEBEN

VON

RUDOLF ZENKER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK.

XXXIX. Band.

ERLANGEN.

Verlag von Junge & Sohn.

1926.

Digitized by Google

Digitized by Google

Coyl
Harr.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Berens, Peter, Calderons Schicksalstragödien	1—66
v. Kunow, Irene, Sprach- und Literarkritik bei Antoine Arnauld . .	67—200
Homuth, Wilhelm, Vom Einfluß des Lehnswesens und Rittertums auf den französischen Sprachschatz	201—266
Esser, Wilhelm, Beiträge zur Geschichte des Irrealis in Italien . . .	267—314
Fahrenheim, Wolfgang, Das Naturgefühl in Honoré d'Urfés Astrée .	315—432
Zenker, Rudolf, Die Chanson d'Isembart und Joseph Bédiers Epentheorie	433—480

Digitized by Google

Digitized by Google

2305
2276

ROMANISCHE FORSCHUNGEN

ORGAN

FÜR ROMANISCHE SPRACHEN, VOLKS- UND MITTELLATEIN

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL VOLLMÖLLER.

XXXIX. Band, 1. Heft.

Inhalt.

	Seite
Berens, Peter, Calderons Schicksalstragödien	1—66
v. Kunow, Irene, Sprach- und Literarkritik bei Antoine Arnauld	67—200

(Ausgegeben im November 1921.)

ERLANGEN.
Verlag von Junge & Sohn
1921.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung H. Haessel in Leipzig, Roßstr. 5—7. über „Literaturwissenschaft“ bei.

Digitized by Google

Verlag von Junge & Sohn in Erlangen.

Romanische Forschungen.

Herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Bis jetzt sind vollständig: Band I—38.

Organ für Volkslatein, Mittellatein und sämtliche Romanische Sprachen.

Wissenschaftliche Abhandlungen — Textausgaben — Bibliographie

Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis sämtlicher erschienenen Bände steht Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Kritischer Jahresbericht

über die

Fortschritte der Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von etwa 100 Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Mitredigiert von

G. Baist, V. Rossi, C. Salvioni.

Band 1, 1882/83,
„ 2, 1884—1890,
„ 3, 1891—1894,
„ 4, 1895 u. 1896,
„ 5, 1897 u. 1898,
„ 6, 1899—1901,
„ 7, 1902 u. 1903,
„ 8, 1904,
„ 9, 1905,
„ 10, 1906,
„ 11, 1907/08,
„ 12, 1909/10,
„ 13, 1911/12.

Herstellung

von Werken, Dissertationen und Zeitschriften in allen Sprachen

in kürzester Zeit.

Junge & Sohn, Univ.-Buchdruckerei, Erlangen.

Digitized by Google

Calderons Schicksalstragödien.

Von

P. Berens.

(Vorwort.

Vorliegende Untersuchung setzt sich das Ziel festzustellen, welche Bewandtnis es mit einer etwaigen calderonschen Schicksalstragödie hat. Dabei war nicht nur die Frage zu beantworten, ob es bei dem spanischen Dichter einen seine eigenen Gesetze in sich tragenden Dramentypus gibt, auf den diese Bezeichnung ausschließlich anwendbar wäre; auch auf die Schicksalsidee an sich wurde in jedem einzelnen Falle näher eingegangen.

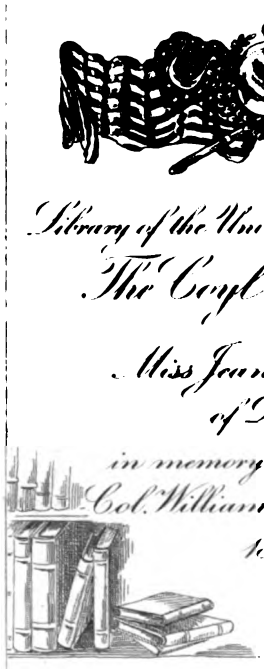
Der eingeschlagene Weg ist die Analyse verschiedener comedias, die nach bestimmten Gesichtspunkten gefunden wurden. Damit glaubt Verf. die Aufgabe im wesentlichen gelöst zu haben. Die trennenden bezw. bindenden Elemente innerhalb dieser Dramen selbst ergeben sich aus der Analyse; für den Gesamtzusammenhang wird der Leser, der einigermaßen mit Calderon vertraut ist, die Folgerungen leicht ziehen. Daher konnte sich der Schluß darauf beschränken, nach einer allgemein gehaltenen Zusammenfassung das Ergebnis zu formulieren.

Eine Inhaltsangabe erfolgte nur, soweit es sich zum Verständnis des fatalistischen Gedankenganges als nötig herausstellte.)

Von des Äschylos „Orestie“ und des Sophokles „Ödipus“ bis zu Grillparzers „Ahnfrau“ oder gar Maeterlinks „Atmosphärentragödie“, die bewußt mit dem Schicksal operiert, ist zeitlich und ideengeschichtlich ein weiter Weg. Was die in diesem Zeitraum liegenden, von der Literaturgeschichte unter einem engeren oder weiteren Begriffe als „Schicksalstragödien“ bezeichneten Dramen einheitlich zusammenfaßt, ist letzten Endes nur die Terminologie,

Digitized by Google

Library of the University of Michigan
The Coyle Collection.
Miss Jean L. Coyle
of Detroit
in memory of her brother
Col. William Henry Coyle
1894.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

805
R76

Digitized by Google

Digitized by Google

ROMANISCHE FORSCHUNGEN

ORGAN

FÜR ROMANISCHE SPRACHEN, VOLKS- UND MITTELLATEIN

BEGRÜNDET VON PROF. DR. KARL VOLLMÖLLER

HERAUSGEGEBEN

VON

RUDOLF ZENKER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK.

XXXIX. Band.

ERLANGEN.

Verlag von Junge & Sohn.

1926.

Digitized by Google

Digitized by Google

Coyl
Harr.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Berens, Peter, Calderons Schicksalstragödien	1—66
v. Kunow, Irene, Sprach- und Literarkritik bei Antoine Arnauld . .	67—200
Homuth, Wilhelm, Vom Einfluß des Lehnswesens und Rittertums auf den französischen Sprachschatz	201—266
Esser, Wilhelm, Beiträge zur Geschichte des Irrealis in Italien . . .	267—314
Fahrenheim, Wolfgang, Das Naturgefühl in Honoré d'Urfés Astrée .	315—432
Zenker, Rudolf, Die Chanson d'Isembart und Joseph Bédiers Epentheorie	433—480

Digitized by Google

Digitized by Google

205
R76

ROMANISCHE FORSCHUNGEN

ORGAN

FÜR ROMANISCHE SPRACHEN, VOLKS- UND MITTELLATEIN

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL VOLLMÖLLER.

XXXIX. Band, 1. Heft.

Inhalt.

	Seite
Berens, Peter, Calderons Schicksalstragödien	1—66
v. Kunow, Irene, Sprach- und Literarkritik bei Antoine Arnauld . . .	67—200

(Ausgegeben im November 1921.)

ERLANGEN.
Verlag von Junge & Sohn
1921.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung H. Haessel in Leipzig, Roßstr. 5—7 über „Literaturwissenschaft" bei.

Digitized by Google

Verlag von Junge & Sohn in Erlangen.

Romanische Forschungen.

Herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Bis jetzt sind vollständig: Band I—38.

Organ für Volkslatein, Mittellatein und sämtliche Romanische Sprachen.

Wissenschaftliche Abhandlungen — Textausgaben — Bibliographie

Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis sämtlicher erschienenen Bände steht Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Kritischer Jahresbericht

über die

Fortschritte der Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von etwa 100 Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Mitredigiert von

G. Baist, V. Rossi, C. Salvioni.

Band 1, 1882/83,
„ 2, 1884—1890,
„ 3, 1891—1894,
„ 4, 1895 u. 1896,
„ 5, 1897 u. 1898,
„ 6, 1899—1901,
„ 7, 1902 u. 1903,
„ 8, 1904,
„ 9, 1905,
„ 10, 1906,
„ 11, 1907/08,
„ 12, 1909/10,
„ 13, 1911/12.

Herstellung

von Werken, Dissertationen und Zeitschriften in allen Sprachen

in kürzester Zeit.

Junge & Sohn, Univ.-Buchdruckerei, Erlangen.

Digitized by Google

Calderons Schicksalstragödien.

Von

P. Berens.

(Vorwort.

Vorliegende Untersuchung setzt sich das Ziel festzustellen, welche Bewandtnis es mit einer etwaigen calderonschen Schicksalstragödie hat. Dabei war nicht nur die Frage zu beantworten, ob es bei dem spanischen Dichter einen seine eigenen Gesetze in sich tragenden Dramentypus gibt, auf den diese Bezeichnung ausschließlich anwendbar wäre; auch auf die Schicksalsidee an sich wurde in jedem einzelnen Falle näher eingegangen.

Der eingeschlagene Weg ist die Analyse verschiedener comedias, die nach bestimmten Gesichtspunkten gefunden wurden. Damit glaubt Verf. die Aufgabe im wesentlichen gelöst zu haben. Die trennenden bezw. bindenden Elemente innerhalb dieser Dramen selbst ergeben sich aus der Analyse; für den Gesamtzusammenhang wird der Leser, der einigermaßen mit Calderon vertraut ist, die Folgerungen leicht ziehen. Daher konnte sich der Schluß darauf beschränken, nach einer allgemein gehaltenen Zusammenfassung das Ergebnis zu formulieren.

Eine Inhaltsangabe erfolgte nur, soweit es sich zum Verständnis des fatalistischen Gedankenganges als nötig herausstellte.)

Von des Äschylos „Orestie“ und des Sophokles „Ödipus“ bis zu Grillparzers „Ahnfrau“ oder gar Maeterlinks „Atmosphärentragödie“, die bewußt mit dem Schicksal operiert, ist zeitlich und ideengeschichtlich ein weiter Weg. Was die in diesem Zeitraum liegenden, von der Literaturgeschichte unter einem engeren oder weiteren Begriffe als „Schicksalstragödien“ bezeichneten Dramen einheitlich zusammenfaßt, ist letzten Endes nur die Terminologie,

Digitized by Google

das Wort „Schicksal“. Philosophisch gesehen bedeutet hier nicht nur jeder Dichter, sondern beinahe jedes Drama etwas von den übrigen Verschiedenes. Mit einem a-priori festgelegten eindeutigen Begriff an die ganze Masse der hier in Betracht kommenden literarischen Erzeugnisse heranzutreten, ist unmöglich. Was hat der „Ödipus“, der als die antike „Schicksalstragödie“ galt und teilweise noch gilt, mit dem 24. Februar oder der „Schuld“ von Müllner gemeinsam?

Lange bevor die von der Literaturgeschichte unter dem engsten Begriffe „Schicksalsdramatiker“ zusammengefaßte Gruppe von Dichtern in Deutschland auftrat, war der Kampf um das Schicksalsproblem entbrannt. Die ursprünglich philosophische, nach der Willensfreiheit des Menschen zielende Frage hatte für die damalige Zeit einen gewissen Abschluß gefunden in den beiden gegensätzlichen Polen Spinoza und Kant. Doch war damit, daß man dem einen oder anderen System anhing, von vornherein eine lit. Festlegung nicht gegeben, wie das Beispiel Schiller beweist, der als Kantianer die „Braut von Messina“ schrieb. Daß man über das philosophische Problem nicht zur Ruhe kam und kommt, liegt in der Natur der Sache; aber wie schwer es auch immer gehalten hat, über die in Frage kommenden Dramen aus alter und neuer Zeit eine einheitliche Auffassung zu gewinnen, zeigt ein kurzer Blick auf die Kritik der „Schicksalstragödie“.

Etwa seit 1770 war „Schicksal“ einerseits und „freier Wille“ andererseits schlechthin ein Schlagwort für „antik“ und „modern“. Die attische Bühne hatte das „Schicksalsdrama“, die moderne die „Charaktertragödie“ hervorgebracht. Diese landläufige Meinung fand durchaus nicht allgemeine Anerkennung und wurde von führenden Geistern im Sinne einer Ausgleichung nach der einen oder anderen Seite hin bekämpft. Herder spricht sich entschieden gegen das blindwaltende antike Fatum aus und kennt in dieser Hinsicht keinen Unterschied zwischen altem und neuem Drama. Goethe verwischt die Grenzen ebenfalls, wenn er in seinem Aufsatz „Shakespeare und kein Ende“ den großen Briten als den Versöhner von antik und modern, von Notwendigkeit und Freiheit preist, bei dem das „Wollen“ zum „Sollen“ wird. Die letzten Untersuchungen auf diesem Gebiete sprechen sich für eine antifatalistische Auffassung von Dramen aus, deren Fatalismus bisher wenigstens zum Teil als selbstverständlich galt. U. v. Wilamowitz-Moellendorf kommt in der Einleitung zu seiner Ödipusübersetzung zu dem Ergebnis:

Digitized by Google

„Es sind die Verhältnisse, es ist der Zufall, der es so fügt und alle Tage ähnlich fügen kann . . . Von einem Schicksal als einer Ursache, einer wirkenden Kraft, ist bei Sophokles nirgends die Rede, konnte keine Rede sein." Ähnlich behauptet R. Petsch in den „Goethe- und Schillerstudien", daß der Dichter der „Braut von Messina" trotz antikisierender Technik „sich selbst getreu" geblieben ist. Für den 24. Februar, der rück- und vorwärtsweisend inmitten der deutschen Schicksalstragödie steht, beweist P. Hankamer, daß Fichte, der Freiheitsphilosoph, „am Ausgangspunkte der Gedankenreihe stand, die zum 24. Februar führte. Nur der bizarre, verschnörkelte Gang der Wernerschen Apperzeption hat veranlaßt, daß man diese Zusammenhänge bisher noch nicht sah, sicher aber auch die psychologisch leicht zu begründende Tatsache, daß nicht der ganze Werkplan Werners zur Ausführung kam."

In diesem Kampfe der Meinungen herrschte seit jeher auffallendes Schweigen über die Spanier. Die erste Erklärung hierfür ist ihr verhältnismäßig spätes Bekanntwerden in Deutschland. Aber auch Calderons „La vida es sueño", das bei uns schon sehr früh übersetzt und von Schauspielertruppen (Velten) aufgeführt wurde, hat nur in H. Blümners (1814) für die Schicksalsliteratur bedeutenden Schrift eine eingehende Behandlung erfahren mit dem Ergebnis, daß ungeachtet des fatalistischen Apparates die Freiheit der Personen gewahrt sei. Seitdem ist das Schicksalsproblem des spanischen Dramas trotz des Calderonrausches der Romantik und der damit einsetzenden wissenschaftlichen Behandlung, die heute zu einer Hochflut von Literatur angewachsen ist, nicht mehr einer eigenen, eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Der unmittelbare Einfluß Calderons auf die Machwerke der Müllner und Houwald wird als eine selbstverständliche Tatsache hingenommen. Schack bereits nennt mit Bezug hierauf Calderons „El mayor mónstruo los celos" „den ersten Keim jener wüsten Gebilde", und überall wird diese Meinung mehr oder weniger variiert wiederholt. Die Zusammenhänge zwischen der „Andacht zum Kreuz" und Grillparzers „Ahnfrau" sind so stark, daß Schreyvogel in der Vorrede, die er zu diesem Drama schrieb, die Angriffe der Kritik u. a. mit einem Hinweis auf Calderons erwähntes Drama zu entkräften sucht. Dieser Einzelheiten ließen sich noch mehrere anführen. Eine zusammenfassende Darstellung des fatalistischen Elements bei Calderon haben sie nicht hervorgerufen. Erst Arturo Farinelli hat in seinem in jüngster Zeit erschienenen Werk „La vita è un sogno"

Digitized by Google

ein besonderes Kapitel der Schicksalsauffassung des Spaniers gewidmet, ohne allerdings die Frage der „Schicksalstragödie" als einer besonderen dramatischen Gestaltung zu berühren. Diese Einstellung ist insofern berechtigt, als der Begriff einer eigenen poetischen Gattung „Schicksalstragödie" erst von der deutschen Kritik und Dichtung in die Literatur hineingetragen worden ist. Die Poetik der Alten weiß davon ebensowenig wie die der Spanier; und selbst Menéndez-Pelayo, dem die Geschichte der deutschen Literatur in ihren Beziehungen zu Calderon nicht fremd ist, erwähnt bei Besprechung von „El mayor mónstruo los celos" nur eine „doble fatalidad", die „casi inútil" und „mezclada en toda la obra" wäre und die Tragödie als „comedia de enredo" enden ließe. Erwähnt sei noch der Aufsatz von Dieulafoy, der zwischen Calderons Prädeterminismus und dem mohammedanischen Kismet starke, wenn auch nicht unmittelbar erfolgte Beziehungen feststellen will[1]).

Calderon, den Menéndez-Pelayo „el más hijo de su siglo" nennt, fand, als er die Universität Salamanca bezog, das Freiheitsproblem im Mittelpunkt des Interesses stehend. Nicht als ob das Jahr 1615 epochemachend gewesen wäre für die Prädestinationslehre — in dieser Form hatte die uralte Frage nach Freiheit und Notwendigkeit damals Gestalt angenommen — sondern schon seit den Tagen des hl. Augustinus hatte das Problem des Prädeterminismus die Geister bewegt, zu sehr leidenschaftlichen Äußerungen und Gegenäußerungen geführt und schließlich in Calvin seine negativ-schärfste, einseitigste Ausprägung gefunden. Spanien spielt in dieser Bewegung eine besondere Rolle insofern, als es mehrere der größten Theologen hervorbrachte, die gerade in der Prädestinationslehre neue Wege gingen, Molina, Vasquez, Suarez, von denen der erste und der nach ihm benannte Molinismus in einen gewissen Gegensatz zum Thomismus und seiner Auslegung der Lehre von der Willensfreiheit traten. Es ist hier nicht die Zeit und der Ort, auf Einzelheiten einzugehen. Soviel sei noch gesagt, daß Thomas von Aquino die Lehrmeinung der katholischen Kirche ausspricht, wenn er die unbedingte Prädestination ablehnt und behauptet, daß bei allem Vorherwissen Gottes die Willensfreiheit des Menschen gewahrt bleibe und ihm durch die Gnade Gelegenheit gegeben werde, sie zu betätigen. Als der Aquinate nach vorübergehender Ver-

1) S. darüber Arturo Farinelli. Bd. 2, p. 312 (36).

Digitized by Google

drängung durch Petrus Lombardus dem theologischen Unterricht in Salamanca gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder zugrunde gelegt wurde, kam auch diese seine Auslegung zu starker Geltung; seine Stimme wurde am meisten gehört und übertönte die der anderen. Diesen theologisch-philosophischen Meinungen bot sich ein künstlerisches Symbolisierungsmittel ersten Ranges in der Astrologie. Sie galt vielen nur als eine andere Ausdrucksform der Prädestinationslehre oder wurde sogar als identisch mit ihr betrachtet. In dem Sternglauben teilt Calderon eine Ansicht, die nicht nur das ganze Mittelalter des Abendlandes beherrschte, sondern noch bis in die Zeiten der Aufklärung hinein eine allgemein europäische Geltung besaß. Als ein Erbe der spätrömischen Kaiserzeit von den Kirchenvätern im allgemeinen erfolgreich bekämpft, tritt die Astrologie einen unwiderstehlichen Siegeszug an, als durch die Kreuzzüge und auf dem Wege über Spanien und Sizilien das Abendland mit arabischer Wissenschaft, insbesondere Mathemathik und Astronomie bekannt wird. Der Sternglaube wächst sich zu einer Angelegenheit aus, mit der sich jede geistige Persönlichkeit und Strömung, nicht zuletzt die Hochscholastik des Abendlandes, auseinanderzusetzen hat. Die Ernsthaftigkeit des Problems wird kaum bestritten. Der Kampf geht nur um ein Mehr oder Weniger an Zugeständnissen, die man den astralen Einflüssen macht. Dabei zeigt sich die eigenartige Erscheinung, daß die Meinungsverschiedenheiten nicht nur von einer Persönlichkeit zur anderen reichen, sondern daß in jeder dieser Persönlichkeiten selbst der Zwiespalt wiederkehrt. Dogmatische Bedenken und Vernunftsgründe führen einen eigenartigen Kampf mit der natürlichen, ursprünglichen Neigung des mittelalterlichen Menschen zur astrologischen Weltanschauung, die in ihrer Tendenz dem Prädestinationsglauben entgegenkommt. Dante, Petrarca, Boccaccio nehmen jeder Stellung zu dem Problem. Von letzterem stammt das Wort: „Sua ventura ha ciascun dal dì che nasce", das die prädeterministische Denkweise der Zeit, von jeder religiös-kirchlichen Färbung abgesehen, zum Ausdruck bringt.

Im allgemeinen einigt man sich unter dem Einfluß des Dogmas auf einer mittleren Linie, für die Thomas von Aquino die Formel findet. In „De sortibus" heißt es: „. . . ex stellarum dispositione nulla necessitas inducitur homini ad agendum, sed quaedam inclinatio sola, quam sapientes moderando refraenant". Dasselbe besagen in kurzer, gedrängter, sprichwörtlich anmutender Form die

Digitized by Google

Worte: „Inclinant astra, non necessitant". Entsprechend dieser prinzipiellen theoretischen Festlegung beobachten die in diesem Sinne orientierten Denker der praktischen Ausübung jener mystischen Kunst gegenüber nur dann eine feindselige Haltung, wenn offenbare Mißbräuche zutage treten.

Der Humanismus, von dessen Persönlichkeitskult man eine Schwächung des die menschliche Freiheit beschränkenden Sternglaubens hätte erwarten können, bewirkte durch seinen Wissensdrang eher das Gegenteil. Ebensowenig bedeutet die Reformation eine Wandlung. Die Streitschriften für und wider die Astrologie und die Abhängigkeit des Menschen von siderischen Einflüssen mehrten sich. Der zwischen Luther und Erasmus ausgefochtene Kampf über die Unfreiheit bezw. Freiheit des menschlichen Willens ist ein typischer Fall. Die Ansichten des frommen Protestanten Tycho-Brahe aus dem skandinavischen Norden über die astralen Einflüsse kommen denen Dantes, der hier im wesentlichen auf Thomas von Aquino fußt, sehr nahe. Klare, unbedingte Ablehnung ist äußerst selten. Mit Pico della Mirandola, Folengo, Fr. Sanchez, Montaigne sind die Namen der hierher Gehörenden sozusagen erschöpft.

Spanien zeigt während dieser ganzen Zeit dieselbe zwiespältige Haltung, die wir in dem übrigen Abendlande beobachtet haben. In des Erzpriesters von Hita „Libro del buen Amor" findet sich neben beißender Satire auf die Kunst der Sterndeutung wohlwollende Zustimmung zu einer in mäßigen und vernünftigen Grenzen betriebenen Astrologie. Agustin de Rojas, Cristóval Suarez de Figueroa, Quevedo vertreten ähnliche Anschauungen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts, als Calderons Wirksamkeit begann, hatte sich das astrologische Lebensgefühl im allgemeinen nach den gemäßigten Anschauungen des Aquinaten orientiert, und der immer wieder durchklingende Grundakkord war: „Astra regunt homines, sed regit astra Deus."

Es bleibt nun noch die Frage zu beantworten: Wie hat sich in der dramatischen Literatur vor und neben Calderon die schicksalhafte, d. i. hier prädeterministische Weltanschauung niedergeschlagen? Hatte sie schon irgendwie dramatische Behandlung erfahren? Eine kurze Umschau ist hier unbedingt erforderlich. Denn ein unterscheidendes Merkmal der spanischen Literatur ist das der Geschlossenheit und Kontinuität von den ersten Anfängen bis zum Verfall. Auch der Spanier des 17. Jahrhunderts brauchte

Digitized by Google

nur „Poesie auf Poesie zu impfen". Die Entwicklung zur Blüte vollzog sich nicht in einem oder wenigen überragenden Persönlichkeiten (wie für England in Shakespeare), sondern der Reichtum an poetischen Erfindungen war mehr als sonstwo Allgemeingut. Wer es aufgriff und es in Form und Gehalt auf die relativ höchste Stufe hob, galt und gilt als sein Schöpfer[1]).

Sehen wir für die prädeterministisch gefärbte Schicksalsidee von den rein religiösen dramatischen Gestaltungen ab, die sehr zahlreich sind und in Tirso de Molinas „El condenado por desconfiado" gipfeln, so bleibt immer noch eine große Anzahl von comedias, die ausschließlich oder episodisch fatalistische Tendenzen zeigen. Es kann hier keine lückenlose Aufzählung der in Betracht kommenden Dramen folgen, ebensowenig eine genaue Untersuchung, in welchem Sinne jedesmal die Schicksalsidee verwendet worden ist. Es soll nur eine ganz allgemein gehaltene, die wichtigsten Momente aufweisende Übersicht gegeben werden, um zu zeigen, wie auch hier der Boden schon vorbereitet war. Einzelheiten, die Calderon unmittelbar beeinflußt haben, werden weiter unten an der betreffenden Stelle behandelt werden.

Ein flüchtiger Blick über die reiche dramatische Literatur Spaniens vor und neben Calderon läßt erkennen, daß Horoskope, wahrsagende Erscheinungen, Prophezeiungen im weitesten Sinne, Ahnungen, Träume u. s. w. durchgängig angewandte Mittel der dramatischen Technik sind. Es liegt hier durchaus nicht immer fatalistische Denkweise vor. Es ist eine Erscheinung, die sich oft aus der Neigung der „romantischen" spanischen Literatur zum Wunderbaren überhaupt erklären läßt. Daß der „Zufall", der nur im Zusammenhang mit dem „Schicksal" betrachtet werden kann, schon sehr früh in der comedia, soweit ihr Zweck die Darstellung der Intrigue ist, eine beherrschende und sonst wenigstens eine vorherrschende Rolle spielt, braucht kaum erwähnt zu werden.

Über die Einzelheiten der oben beschriebenen Art bei Guevara hinausgehend hat Mira de Amescua das Schicksal bereits zum ausschließlichen Problem gemacht. Schon die Titel: „No hay dicha ni desdicha hasta la muerte" und „La Rueda de la Fortuna" geben

1) Für „La vida es sueño" bestätigt sich diese Auffassung in A. Farinellis Aufsatz in der „Revista de Filologia-Española". Tomo 1. Madrid 1914. Der im Titel des Dramas zum Ausdruck kommende Grundgedanke war zur Zeit, als das Werk erschien, durch Mystik und Dichtung so verbreitet, daß Farinelli das damalige Spanien „un Amleto cristianeggiante" nennt.

Digitized by Google

den Grundton an, der auf die Unbeständigkeit und Unsicherheit aller Dinge hinweist. Es ist die Erfahrung, die Polykrates in der Schillerschen Ballade macht. Die Handlung der zweiten comedia rückt mehr das unentrinnbare Schicksal in den Vordergrund, dem entgehen zu wollen fruchtloses Bemühen ist.

Sehr starke fatalistische Momente birgt das dramatische Schaffen Lope de Vegas. Er würde ebenso stark wie Calderon, vielleicht stärker, die deutsche Schicksalstragödie beeinflußt haben, wenn man ihn genauer gekannt hätte. Doch, als die Abwendung von Calderon und die Hinneigung zu ihm begann, war eine Wirkung in dem bezeichneten Sinne nicht mehr möglich. Sein Urerlebnis des Schicksals ist das „Willkürliche und Zufällige des wirklichen Lebens“ [1]).

Wenn er, was häufig geschieht, ein schicksalhaftes Geschehen als dramatischen Vorwurf behandelt, vermissen wir den der Situation entsprechenden Ernst, wie wir ihn bei Calderon kennen. Selbst hier zeigt er seine naive Unbekümmertheit.

„Servir con mala estrella“ soll ein Beweis für das in den Sternen geschriebene Gesetz sein, dem der Mensch unbedingt unterliegt. Der versöhnende Schluß jedoch wirft alle Argumente über den Haufen [2]). In „Contra valor no hay desdicha“ und „Lo que está determinado“ gibt er eine antifatalistische Tendenz in fatalistischem Gewande. Die sinnliche Geschwisterliebe, ein in der deutschen Schicksalstragödie beliebtes Motiv, liegt zugrunde in „La carbonera“ und „El vaquero de Moraña“, wobei der Akzent allerdings mehr auf der Verwicklung als auf dem „hado“ ruht. „La desdichada Estefanía“ steht unter einem ausgesprochenen Determinismus. Sie ist zum Leiden bestimmt, weil das „Schicksal“ es so will. Die stärkste, einseitigste Verwendung erhält dieser Begriff in „El animal de Hungría“, „Lo que ha de ser“, „Dios hace reyes y los hombres las leyes“ und „El animal profeta y dichoso patricida San Julian“, den man den katholischen Ödipus genannt hat. Es ist derselbe Stoff, der sich auch in den Gesta Romanorum findet, und der in Flauberts Novelle „St. Julien l'hospitalier“ seine letzte Gestaltung erfahren hat. Bei Lope liegt in dem ersten der genannten Dramen der Hauptton auf dem Schick-

1) S. darüber „Grillparzers sämtliche Werke“, Stuttgart (Cotta), 1893, Bd. 17, an den entsprechenden Stellen.

2) S. Grillparzer, Bd. 17, p. 102 f.

Digitized by Google

sal als der ausgleichenden Gerechtigkeit, in den übrigen auf der Unentrinnbarkeit vor dem Verhängnis.

In einem Punkte unterscheidet sich Lope von Calderon: Der Dichter von „El animal de Hungría" kennt das Zeitschicksal in dem Sinne, wie es von dem Dichter des 24. und 29. Februar verwendet worden ist. Die Kinder, die Primislao von Ungarn mit Faustina zeugt, nachdem er seine rechtmäßige Gattin verstoßen hat, sterben, als sich der Tag dieser Tat zum so und sovielten Male jährt. Das „Fatum" in seiner tieferen Bedeutung freilich ist ganz im groben Sinne als Vergeltung gefaßt.

Im übrigen darf man Lope de Vega trotz der vielen „Schicksalsnötigungen", um ein Wort Grillparzers zu gebrauchen, nicht zu einem Dichter des fatalistischen Gedankens stempeln. Ihm war alles Geschehen zu sehr ein bloßes Spiel der Erscheinungen, das man in naiver Freude genießt, aber nicht durch tiefe Philosopheme zu deuten sucht. Es fehlt ihm die Absichtlichkeit, die wir aus jedem Vers Calderons herausfühlen.

Bei diesem sind auch durch die Persönlichkeit die Vorbedingungen zum Schicksalsdramatiker in reichstem Maße gegeben. Wir haben allerdings sehr wenige primäre Quellen, aus denen wir sein Wesen rekonstruieren könnten. Das Wenige, was wir hier besitzen, ist zum großen Teil unzuverlässig und zwingt uns, aus seinen comedias selbst die Momente herauszuholen, die in der Richtung des Schicksalsdramas liegen.

Calderons Kunst und die seiner Vorgänger und Zeitgenossen ist national-volkstümlich. Die Spanier des 17. Jahrhunderts besaßen ein wirkliches nationales Drama. Mit Stolz nennt die heutige spanische Literaturgeschichte ihre großen Männer „españolísimos". Die fremden Einflüsse, im wesentlichen auf antike, d. h. lateinische Schriftsteller und die Italiener beschränkt, mußten bei keinem so stark durch die spanischen Geistesformen hindurch, ehe sie zu neuem Leben erwachten, wie bei Calderon [1]).

1) Das Werk über den Stand der Bildung Calderons ist noch zu schreiben. So viel aber steht fest, daß er die attischen Tragiker in der Ursprache nicht gelesen hat; ob man, wie es v. Wurzbach mit Lope de Vega tut, annehmen darf, daß er durch Übersetzungen ihrer Dramen in seinen „Schicksalstragödien" beeinflußt worden sei, wird niemals mit Sicherheit festzustellen sein. Näher liegt es, seine Bekanntschaft mit Lucius Annäus Seneca, dem in Córdoba geborenen Philosophen und Tragiker, anzunehmen, der im Mittelalter und der beginnenden Neuzeit viel gelesen wurde, und auf den die Spanier als Landsmann stolz waren. (S. „La vida es sueño" Lorn. v. 840 „el Séneca español"). Auch äußere Kriterien sprechen für diese Vermutung. (S. darüber auch Fr. W. Val. Schmidt, p. 337.)

Digitized by Google

Bei aller Reflexion, Allegorie und trotz aller wissenschaftlichen Bildungselemente ist es ein sehr starkes Band, das ihn mit dem Volke verbindet, in dem die schicksalhafte Weltanschauung als ein wesenhafter Zug seines geistigen Seins ruht. (Die für die deutsche Schicksalstragödie wichtige Geschichte von den Mordeltern war in Chroniken, Erbauungsbüchern und im Volkslied weiten Volksschichten bekannt, bevor sie zum Drama wurde.) Rechnet man nun noch für Calderons Zeiten die oben gekennzeichneten theologischen Strömungen und den sie ergänzenden Sternglauben hinzu, so erhellt, daß von dieser Seite aus die Anregungen sehr stark sein mußten.

Dieselbe Tendenz zeigt die Art und Weise, wie er alles wirkliche Geschehen sieht. Seine comedias muten an wie Marionettenspiele. Man erinnert sich an Goethes Wort, Calderon sei „durchaus theatralisch, ja bretterhaft". Die Welt wird ihm zum „gran teatro del mundo", jede furchtbare Tat zur „tragedia". Es ist interessant zu beobachten, wie sich bei dem jungen K. Ph. Moritz und Tieck ganz ähnliche Vorstellungsweisen finden, die sich zunächst in ihren kindlichen Spielen äußern und sich später zu den bekannten ersten deutschen Schicksalstragödien verdichten. Bemerkenswert ist, daß von einer Bekanntschaft mit dem Spanier bei ihnen damals noch keine Rede war. Noch mehrere Momente der dramatischen Gestaltungsart bei Calderon ließen sich anführen, die ihre Verwandtschaft mit einer zunächst nicht näher zu umschreibenden schicksalhaften Weltanschauung nicht verleugnen können (z. B. die Passivität seiner „Helden"), die aber schließlich nur die Anwendung derselben Denkweise auf verschiedene Objekte sind.

Erwägen wir nun noch, daß Calderon den oben erwähnten Zug der Kontinuität und traditionellen Entwicklung, den wir als allgemeines Charakteristikum des spanischen Geisteslebens bezeichneten, in ganz hervorragendem Maße besitzt, dann ergibt sich, daß die Vorbedingungen für eine „Schicksalstragödie" aus den Tendenzen der Zeit und der Persönlichkeit des Dichters heraus gegeben waren.

Mit der Frage, welche comedias Calderons als „Schicksalstragödien" anzusprechen seien, erhebt sich die Notwendigkeit einer Definition dieser Dramengattung. Jakob Minor sagt: „Eine Schicksalstragödie ist diejenige Tragödie, in welcher das Schicksal als eine personifizierte Macht, die Ereignisse vorausbestimmend und

Digitized by Google

tätig bewirkend gedacht ist.“ P. Hankamer betont stärker das Formale und steckt auch dem Inhaltlichen engere Grenzen, wenn er dem entgegensetzt: „Unter Schicksalstragödien versteht man Dramen, in denen die Willensfreiheit der dargestellten Personen aufgehoben erscheint durch Einflüsse bestimmter Orte, Zeiten und anderer Requisiten, und zwar nach einem vorbestimmten Plane einer übermenschlichen Macht.“ Sehen wir davon ab, daß es nicht angängig ist, mit einem Maßstab, der aus deutschen Dramen des beginnenden 19. Jahrhunderts gewonnen ist, an die spanische Literatur des 17. Jahrhunderts heranzutreten — trotz aller bewußten und unbewußten Übereinstimmungen — so würde sich, falls wir den Versuch wirklich machten, im ersten Falle eine scharfe Grenze bei Calderon schwerlich ziehen lassen; im zweiten wäre die Auswahl mit „El mayor mónstruo los celos“, zu dem unter Umständen noch „La devoción de la cruz“ hinzuträte, erschöpft.

Es gibt keine comedia Calderons, in der nicht das Schicksal (hado, suerte, fortuna etc.) mit einer stärkeren Akzentuierung erwähnt wird. Episodische Verwendung seiner Wirkungen ist durchgängig zu finden. Ein Degen, ein Dolch, an dem sich jemand ritzt, oder der in eine drohende Lage zu einer Person gebracht wird und dadurch Unheil prophezeit, lassen schwach die Eigenschaften des fatalen Requisits durchschimmern[1]). Die Mantel- und Degenstücke, in denen der „acaso“ (Zufall), auf den wir noch zurückkommen, entscheidet, machen hierin keine Ausnahme.

Die Gleichförmigkeit, die Stetigkeit der Anschauungen, die alle comedias als Ausdrucksform derselben verhältnismäßig eng umgrenzten Gedankenwelt erscheinen läßt, und die calderonsche Manier der dramatischen Technik tragen dazu bei, hier eine genaue Scheidung noch schwieriger zu gestalten. Um zu einem Ergebnis zu gelangen, müssen wir uns an den Sprachgebrauch halten, ein Weg, der unzuverlässig scheint, vor allem, wenn man bedenkt, daß Calderon mit der deutschen Romantik das Mißverhältnis zwischen Wortgebrauch und Begriffsentwicklung teilt. Trotz seiner logisch zugespitzten Denk- und Redeweise ist er zu sehr Romantiker, um ein System auszubauen, das sich auf eine starre Terminologie stützt. Aber, was bei seinen Bewunderern des 19. Jahrhunderts ein Nacheinander ist, stellt sich bei ihm als ein dauerndes, sich gleich-

1) S. auch Schluß dieser Abhandlung.

Digitized by Google

bleibendes Nebeneinander dar, so daß sich die Schwierigkeiten überwinden lassen.

Als Ausgangspunkt unserer Betrachtungen kämen dann diejenigen comedias in Frage, in denen das „Schicksal", das im Unterbewußtsein Calderons dauernd mitwirkt, aber nicht immer an die Oberfläche dringt, vom Dichter bewußt und ausdrücklich zur Voraussetzung und zum Anreger der dramatischen Handlung gemacht wird. Es sind dies in zeitlicher Reihenfolge: „La vida es sueño", „El mayor mónstruo los celos", „Apolo y Climene", „El hijo del sol, Faeton", „Las cadenas del demonio", „Los tres afectos de amor", „La hija del aire", „Eco y Narciso", „El mónstruo de los jardines", „Hado y divisa de Leonido y Marfisa".

Chronologisch und in seiner Bedeutung steht unter den für uns in Frage kommenden comedias an erster Stelle das Drama „La vida es sueño". Es ist dasjenige Drama, an Hand dessen man in kurzen, gedrängten Darstellungen schlechthin den Gehalt der calderonschen Weltanschauung demonstriert.

Entsprechend den beiden Gedankensäulen, auf denen sich das Gebäude der in dieser Dichtung gepredigten Lehre aufbaut, lassen sich zwei Quellen unterscheiden. Die eine, die für die im Titel der comedia ausgesprochene Idee als Ausgangspunkt dient, ist das Märchen vom erwachten Schläfer, das zu Calderons Zeiten in verschiedenen, auch abendländischen Fassungen vorlag, deren Einfluß im einzelnen strittig und für uns belanglos ist. Morgenländischen Ursprungs klingt es bei Calderon in das alttestamentlich-christliche „vanitas vanitatum" aus und führt zu der ethischen Schlußfolgerung daß der Mensch die irdischen Güter verachten und die Welt nur als Durchgang zu dem jenseitigen, endgültigen und wirklichen Erwachen ansehen müsse.

Uns interessiert in erster Linie die Quelle, die zu der Schicksalstragödie „La vida es sueño" hinführt.

Der im 11. Jahrhundert wahrscheinlich von Johannes Damascenus verfaßte, bald in alle Kultursprachen übersetzte, weit verbreitete Roman von Barlaam und Josafat bot mit starken Veränderungen im einzelnen den äußeren Rahmen für die Basilio-Sigismundhandlung, soweit nicht die an das Traummoment anschließenden Vorgänge mit ihr verschmolzen sind.

Abenner, dem indischen Könige, hilft es nichts, daß er, von einer Prophezeiung geschreckt, seinen Sohn Josafat von der Außenwelt abschließt und in einem einsamen Palaste erziehen läßt. D

Digitized by Google

fromme Einsiedler Barlaam folgt dem an ihn ergangenen göttlichen Rufe und gewinnt nicht nur Josafat, sondern auch den Vater und das ganze Land dem christlichen Glauben. Anstatt nach Abenners Tode den Thron zu besteigen, folgt Josafat den Spuren seines Lehrers und führt ein der Askese geweihtes Eremitendasein. Diese Schlußwendung ist auch gedanklich der Gipfelpunkt des Romans. Zu der darin ausgesprochenen Gesinnung will er den Leser anleiten. Damit ist der eigentliche Zweck der legendenhaften Erzählung erschöpft. Das Motiv der sich erfüllenden Prophezeiung wird demgegenüber ohne stärkere Betonung vorgetragen und ergibt sich zwanglos aus dem Verlauf der Begebenheiten. Es wirkt aber immerhin so stark, daß es Calderon als äußerer Anknüpfungspunkt für die Schicksalshandlung dienen konnte und auch in seinem Gehalt nicht ohne Spuren blieb.

Eine Untersuchung, die, wie es Bulthaupt tut, vornehmlich mit Aussprüchen der dramatischen Personen einer calderonschen comedia arbeitet, kann für alles Belege beibringen. Es ist dies eine Folge der dialektischen Art des spanischen Dichters, dessen Dramen häufig wie der Beweis für die im Titel ausgesprochene Behauptung wirken, wobei in scharfen Antithesen alle Möglichkeiten des Für und Wider herangezogen werden. Was bei jeder Dichtung verfehlt ist, wird hier geradezu verhängnisvoll. Zitate von einer kontradiktorischen Zuspitzung wie: „porque el hombre predomina en las estrellas" gegenüber „Pues no hay seguro camino á la fuerza del destino y á la inclemencia del hado" ließen sich aus „La vida es sueño" und den anderen comedias in großer Fülle ergänzen. Sie sind die Äußerungen eines Dualismus, der seit jeher von der Literaturgeschichte unter den verschiedensten Formen festgestellt worden ist. Aug. Wilh. Schlegel, der trotz falscher historischer Einstellung manches Wesentliche über Calderon treffend gesagt hat, weist auch darauf hin und meint: „Ich weiß keinen Dramatiker, der . . . zugleich so sinnlich und so ätherisch wäre." Doch hat es für Calderon bei dieser durch die ganze spanische Literatur schreitenden, in Don Quijote und Sancho Pansa Gestalt gewordenen Zweiheit nicht sein Bewenden. Man hat den Dualismus auf alle möglichen Gebiete seiner dichterischen und philosophischen Betätigung ausgedehnt. Ortiz konstruiert geradezu einen Gegensatz zwischen dem Theologen und Philosophen. Menéndez-Pelayo spricht von einer „Perpetua contradicción entre sus palabras y sus hechos".

Digitized by Google

Tatsächlich gibt es keine Kategorie, wenn wir das von Schack in diesem Sinne gebrauchte Wort auf die letzten bestimmenden Prinzipien unseres Dichters anwenden, die nicht von ihm selbst an irgendeiner Stelle in ihrer Allgemeingültigkeit und in ihrer Wertschätzung stark erschüttert wird. Welche beißenden Worte die Helden der großen Eifersuchtsdramen („El médico de su honra", „El pintor de su deshonra") für die Ehre finden („tirano error", „necia ley"), ist bekannt, und doch schreiten sie ihr zuliebe zu Taten, die wir mit Grillparzer als „türkisch" bezeichnen müssen. Der Zug zur Askese und Weltverachtung gegenüber dem sich in einer ungeheuren Sinnlichkeit entladenden Lebensgefühl, das in dem Wunsche des hohen Lebensalters eine stereotype Ausdrucksform findet, die abstraktesten Denkformen, angewandt auf eine Phantasie, die in ihrer Bilderfülle allen gongoristischen Schwulst der Vorgänger überbietet, die Anschauung von der sinnlichen Welt als einem traumhaften Geschehen, und doch eine Gestaltungskraft des Konkreten, die mit der Zerflossenheit der deutschen Romantik nichts gemeinsam hat und in der paradoxen Aufforderung gipfelt: „soñemos con atención y consejo", das sind die hervorstechendsten Merkmale der erwähnten Zwiespältigkeit. Man hat allerdings (so auch Farinelli) einen Riß in der Weltanschauung des Dichters entschieden abgelehnt und erklärt die Widersprüche im einzelnen Falle lediglich als die Folge der unten gestreiften analytischen, induktiven Methode, des theologischen Stoffes und der damit gegebenen traditionellen Art der Behandlung.

Wir gingen aus von den widersprechenden Äußerungen dramatischer Personen Calderons über das „Schicksal", einer Feststellung, die wir als Parallelerscheinung bei anderen seiner grundlegenden Ideen machten, in unserem Falle aber ganz besonders stark empfanden.

Die verbindende Synthese kann nur aus der symbolisch gegebenen Handlung hervorgehen, die in ihrer lehrhaften Tendenz die Lösung des Problems gibt. Bei diesem Versuch zeigt es sich, daß die „Schicksalshandlung", wenn wir so die Kette der Geschehnisse bezeichnen, die das Horoskop Sigismunds zum Ausgangspunkte nehmen, in ihrer Ausdehnung stärker in die Erscheinung tritt als der um die Traumidee geschlossene Kreis dramatischer Vorgänge. Wäre „La vida es sueño" ohne Titel auf uns gekommen, es dürfte zweifelhaft sein, ob diese comedia bei den deutschen Übersetzern ihre jetzige Benennung gefunden hätte. Tatsächlich gibt

Digitized by Google

ihr Mämminger in seiner 1818 erschienenen freien Bearbeitung den Titel „Das Horoskop“ und Steppes in seinem Opernlibretto dieselbe Benennung als Untertitel. Der Geschichte der Astrologie gilt „La vida es sueño“ als die „Tragödie der Traumdeuterei“ [1]).

Wenn wir von der Rosaura- sowie der Astolfo-Estrellahandlung absehen, die trotz ihrer Ausdehnung nur episodischen Charakter tragen, so ist die erste jornada (für die ganze comedia die Exposition) lediglich auf den Grundton der „Schicksalstragödie“ gestimmt. Der Monolog Sigismunds schlägt das Problem an mit einem an schillersches Pathos gemahnenden Bekenntnis zur menschlichen Freiheit. Zwar klagt der Prinz darum, daß er die „libertad“ entbehre, d. h., daß er in seinem physischen Zustande nicht frei sei wie der Vogel, der Fisch und jede Kreatur. Aber der Kernpunkt liegt in der Frage: „I yo con mas albedrío, tengo menos libertad?“ (sc. als die Tiere in der Natur). Damit ist die innere Freiheit, zu der die Ketten, mit denen Sigismund gefesselt ist, in schneidendem Gegensatze stehen, von vornherein wenigstens mit Worten als grundlegendes Prinzip anerkannt und festgelegt. Die langen Ausführungen, in denen Basilio vor seinem Hofstaate das bis dahin über seinem Sohne liegende Geheimnis lüftet und seine eigene Handlungsweise rechtfertigt, machen uns mit der Vorgeschichte der Schicksalshandlung in ihren Einzelheiten bekannt und lassen die zwiespältige Einstellung dem fatalistischen Problem gegenüber sofort in aller Schärfe hervortreten.

Ausgehend von einem Lob auf die Kunst der Sterndeutung, worin er es zu einem großen Wissen gebracht hat, erzählt der König von angsterregenden Träumen seiner Gattin vor der Geburt Sigismunds und dem Unheil prophezeienden Horoskop, das er, Basilio, seinem Sohne stellte, als dieser eine „víbora humana“ („menschgewordne Viper“) seiner Mutter den Tod brachte und das Licht der Welt erblickte. Der erste Beweis für die Untrüglichkeit der übermenschlichen prophetischen Kräfte ist erbracht. Die Träume, das Horoskop und die in der sympathetischen Natur sich äußernden Begleiterscheinungen der Geburt stimmen überein und lassen die Schlußfolgerung zu: „ . . . tarde ó nunca son mentirosos los impios (sc. presagios.) („denn die böse Vorbedeutung lüget selten oder nimmer“). Trotz oder gerade wegen des festen Glaubens an die astrologische Kunst läßt Basilio den Sigismund in einen Turm bringen, nachdem er das Gerücht hat ausstreuen lassen, er sei tot

1) S. Fr. Boll, „Sternglaube und Sterndeutung“, Leipzig (Teubner), 1919.

Digitized by Google

zur Welt gekommen. Das soll ihm, dem gelehrten, vom Intellekt beherrschten Manne den Beweis liefern, „si el sabio tenía en las estrellas dominio". („Ob ein Weiser nicht den Sternen mag gebieten".) Soweit ist der äußere Verlauf der Schicksalshandlung mutatis mutandis die Geschichte des Ödipus[1]).

„Vir sapiens dominabitur astris" war die sprichwörtliche mittelalterliche Formulierung einer Ansicht, die der Astrologie keine unbedingte Wirksamkeit zuerkannte. Basilio glaubt ein solcher „vir sapiens" zu sein. Mit dem berechnenden Verstande will er einer Sache beikommen, die ihm gefühlsmäßig und auch durch den Intellekt als in ihrer Gültigkeiit unanfechtbar einleuchtet, und gerät damit in eine Zwitterstellung. Im Laufe der Jahre sind ihm Gewissensbisse gekommen, ob er das Recht habe, seinen Sohn der Freiheit zu berauben, und ob er so blind an die Macht der Sterne glauben dürfe. Die in dem „tarde ó nunca" schwach angedeuteten Zweifel an der unbedingten Zuverlässigkeit der prophetischen Kräfte sind erstarkt und haben sich zu dem Glauben verdichtet, daß „el hado más esquivo, la inclinación más violenta, el planeta más impío, solo el albedrío inclinan, no fuerzan el albedrío." („ . . . daß die sprödesten Geschicke, das unbändigste Gelüste, die feindseligsten Gestirne, immer nur den Willen lenken, aber zwingen nicht den Willen.") Es ist die oben weiter ausgeführte, auf Thomas von Aquino zurückgehende, gemäßigte Anschauung des „Astra inclinant, non necessitant".

Basilio wird also seinem Sohne die Freiheit geben, ihn über alles aufklären und bald nicht mehr im Zweifel sein, ob die Sterne gelogen oder wahrgesprochen haben. Die Ausführung und der Erfolg, vielmehr Mißerfolg dieser Absicht ist Gegenstand der zweiten jornada.

Der Charakter Sigismunds erweist sich so, wie ihn das Horoskop vorhergesagt hatte. Hochfahrend, jähzornig befleckt er den ersten Tag seiner Freiheit durch einen Mord, verletzt die kindliche Ehrfurcht gegen seinen Vater und will sogar die Schranken durchbrechen, die als Grenzen dem Verhältnis der beiden Geschlechter gezogen sind. Er wird durch einen von Clotaldo gebrauten Trank wieder in Schlaf versenkt und in den Kerker gebracht, wo er dann nach dem Erwachen zu der Erkenntnis kommt, daß alles Leben ein Traum sei.

1) Irgendeiner literarischen Beeinflussung wird hiermit natürlich nicht das Wort geredet.

Digitized by Google

Zu Beginn dieser jornada hatte der König gegenüber Clotaldo nochmals seine innersten Hoffnungen und Wünsche betreffs seines Sohnes in die Worte zusammengefaßt:

„A Segismundo mi hijo
el influjo de su estrella
(bien lo sabes) amenaza
mil desdichas y tragedias.
Quiero examinar si el cielo,
que no es posible que mienta,
y más habiéndonos dado
de su rigor tantas muestras,
en su cruel condición
ó se mitiga, ó se templa
por lo menos, y vencido
con valor y con prudencia
se desdice; porque el hombre
predomina en las estrellas."

Es ist derselbe schwankende Standpunkt, den wir oben kennen gelernt haben, und der hier, von einer ehrfurchtsvollen Anerkennung der astralen Mächte ausgehend, über einen vermittelnden Ausgleich zu der unbedingten, kategorisch vorgetragenen Sicherheit gelangt, daß der Mensch sein Schicksal bändigen könne. Die Mittel hierzu sind: Valor y prudencia, neben dem Intellekt also als neues Moment: der offene Kampf, die Auflehnung. Als Balilio seinen Sohn nach der Mordtat zur Rede stellt, gibt er demselben Gedanken Raum, wenn er sagt, er habe erwartet, Sigismund als Sieger und Triumphator über sein Schicksal („de hados y estrellas triunfando") begrüßen zu können. Im übrigen steht dieser ganze Akt unter dem Zeichen des Traumlebens.

Die dritte jornada bringt die Vereinigung der beiden Ideengänge. Zunächst beschäftigt den Geist des Prinzen noch vollkommen sein Erlebnis, das ihm die Welt als ein Schattenspiel, als ein aller Wirklichkeit entbehrendes Phantom erscheinen läßt. Der Schluß aber, die Begegnung zwischen Vater und Sohn, bringt das Schicksalsmotiv in den Worten, die Sigismund als Sprachrohr des Dichters an Basilio und das ganze Volk richtet, zur vollen Entfaltung. Nach der Stellung in der comedia, dem Pathos des Vortrags und dem alle Rätsel lösenden Inhalt zu urteilen, ist hiermit der Gipfelpunkt des Dramas erstiegen. Diese Schlußszene beginnt in ihrem gedanklichen Zusammenhang damit, daß Clarin zu Tode verwundet auf die Bühne stürzt. Er hatte sich als der typische feige gracioso

Digitized by Google

dem Kampfe entzogen und in einem sicheren Versteck Schutz gesucht, was aber nicht verhinderte, daß ihn eine verirrte Kugel erreichte. Sein Fall stellt sich entsprechend jener „Duplizität, in welcher unser Dichter unerreicht geblieben ist", als die Parallele zur Schicksalshandlung Basilio-Sigismund dar. Ehe er verscheidet, gibt er folgende moralische Lehre:

„Soy un hombre desdichado
que por quererme guardar
de la muerte, la busqué.
Huyendo della, encontré
con ella, pues no hay lugar,
para la muerte, secreto;
de donde claro se arguye,
que quien más su efecto huye,
es quien se llega á su efeto.
Por eso tornad, tornad
á la lid sangrienta luego;
que entre las armas y el fuego
hay mayor seguridad
que en el monte más guardado,
pues no hay seguro camino
á la fuerza del destino
y á la inclemencia del hado;
y así, aunque al libraros váis
de la muerte con huir,
mirad que váis á morir,
si está de Dios que muráis."

Basilio greift die beiden letzten Verse auf, in denen sich ihm die ganze Nutzlosigkeit auch seines Strebens vor Augen stellt. Die Entschlossenheit („valor"), mit der er den Kampf gegen das Schicksal aufgenommen hatte, schlägt in ihr Gegenteil, in Mutlosigkeit um, die sich aber sofort in einer gefaßten Gottergebenheit findet.

So tritt er seinem Sohne gegenüber, kniet vor ihm nieder und bittet ihn, die Prophezeiung dadurch vollkommen zu erfüllen, daß er den Fuß auf seine weißen Haare setze. Was nun folgt, ist der Kern des Schicksalsproblems nach zwei Seiten bloßgelegt.

Sigismund gibt in seiner Antwort zunächst eine rationalistische, natürliche Erklärungsweise dafür, daß die Dinge so kommen mußten, wie sie gekommen sind. Er beginnt mit dem unzweideutigen Bekenntnisse: „Lo que está determinado del cielo . . . nunca engaña, nunca miente." („Die Verhängnisse des Himmels . . . täuschen nimmer, lügen nimmer") und fährt fort: „porque quien miente y engaña, es quien, para usar mal dellas, las penetra y las alcanza".

Digitized by Google

(„Wer da lügt und täuscht, ist aber dieser, der, um Mißbrauchs willen sie durchforscht und offenbart.“)

Wenn er, Sigismund, bis vor kurzem noch mehr einem wilden Tiere als einem Menschen glich, so trüge die Schuld nicht das Schicksal, sondern Basilio, der Vater. Die lange harte Kerkerhaft habe ihn zu dem gemacht, was er nun sei, zu einem jähzornigen, gewalttätigen Wesen. Basilio hat dasselbe getan wie der Tor, der eine schlafende Bestie weckt, einen Dolch entblößt, an dem unheilvolle Prophezeiungen haften, oder sich auf die stürmische See wagt; er hat die Mittel angewandt, die in ganz natürlichem Kausalzusammenhang das Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung auslösen mußten. Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Erklärungsweise das Schicksal seines metaphysischen, übernatürlichen Charakters entkleidet wird, als von den handelnden Personen in das natürliche Geschehen hineinkonstruiert erscheint und fiktiven Anstrich erhält. Die ratio zieht den Schleier von dem Geheimnis weg, und die rätselvolle Ungewißheit wird zur tageshellen Klarheit. Es ist dies eine der dualistischen Äußerungsweisen, die bei dem Dramatiker, „der zugleich den größten Verstand hat“, und bei einer gewaltigen Phantasie alle Probleme mit dem Intellekt erfaßt, nicht verwundern darf. Wenn man das erwähnte verstandesmäßig begründete Geschehen nur auf die irdische Erscheinungsweise ausdehnt, deren sich das Fatum bedient, um zu seinem Ziele zu gelangen, so liegt ein Widerspruch gegen ein persönlich gedachtes Schicksal nicht vor. Doch es bleibt der Gegensatz, in dem die kühle ratio an dieser Stelle zu der phantastisch ausgemalten Ankündigung des „hado“ in der Horoskopbeschreibung steht.

Nach diesen Ausführungen, die zeigen, daß und inwiefern Basilio falsch gehandelt hat, gibt Sigismund als positive Ergänzung den Weg an, der hier einzig zum Ziele führen kann.

„y así, quien vencer aguarda
á su fortuna, ha de ser
con cordura y con templanza.
No antes de venir el daño
se reserva ni sa guarda
quien le previene; que aunque
puede humilde (cosa es clara)
reservarse del, no es
sino despues que se halla
en la ocasión, porque aquesta
no hay camino de estorbarla.
Sirva de ejemplo este raro

Digitized by Google

espectáculo, esta extraña
admiración, este horror,
este prodigio; pues nada
es más que llegar á ver
con prevenciones tan varias,
rendido á mis pies á un padre,
y atropellado á un monarca.
Sentencia del cielo fué;
por más que quiso estorbarla
él, no pudo; y podré yo,
que soy menor en las canas,
en el valor y en la ciencia,
vencerla?"

Basilio glaubte als „sabio", daß die mit „valor" gepaarte „prudencia" mächtig genug sei, des Schicksals Herr zu werden. Auch Sigismund spricht von der „cordura" (Klugheit), einer Eigenschaft, die zweifellos dem weisen Manne zukommt; aber sie wird nicht von dem „valor", sondern von der „templanza" (Mäßigung) getragen. „Humilde" zu sein, das ist das erste Gebot, das der Mensch den Schicksalsmächten gegenüber zu beobachten hat. Das Rätsel entwirrt sich also als eine ganz im Ethischen fundierte Forderung, die sofort ihre praktische Erfüllung erhält durch Sigismund, der, anstatt der Aufforderung seines Vaters nachzukommen, sich vor ihm niederwirft und ihn bittet, sich seinerseits an ihm zu rächen. Basilio hebt ihn auf, versöhnt sich mit ihm und überträgt ihm die königliche Würde. Damit ist die dramatische Entwicklung zu Ende. Was folgt, ist nur der besonders für Calderon typische, durch konventionelle Heiraten herbeigeführte Abschluß der comedia.

Die Tendenz, aus der heraus die Lösung des Schicksalsproblems erfolgte, wurde als eine durchaus moralische erkannt. Die Frage, ob die Sterne lügen oder nicht, ob man Prophezeiungen trauen dürfe, verliert demgegenüber jede selbständige Bedeutung, sie ist sekundär. Es trifft also nicht den Wesensinhalt der comedia, wenn man sie als die „Tragödie der Sterndeuterei" in dem Sinne faßt, als ob hier die Lehre von den astralen Einflüssen um ihrer selbst willen zum Problem geworden wäre. Die Sterne leihen sich dem Dichter nur als das der Zeit gemäße Mittel, die Schicksalsidee zu veranschaulichen, wobei Calderons Glaube oder Nichtglaube an die Sterne an sich belanglos ist. Ein Nebeneinanderhalten mit dem anderen gestaltenden Prinzip, der Idee des Traumlebens, wird uns diese Ansicht deutlicher machen. Aus der gewonnenen Erkenntnis, daß die Grenzen von Traum und Wirklichkeit sich der Erfassung

Digitized by Google

durch unsere Sinne entziehen, folgerte Sigismund die Verachtung des schemenhaften irdischen Daseins und die moralische Nutzanwendung: Richte deinen Sinn von dem wertlosen Diesseits auf das Überirdische, auf Gott.

Die Bestrafung der Auflehnung gegen das Schicksal, der „soberbia", führte zu dem Gebot der „humildad", der Demut. Mit dieser Tugend ist dem Menschen die Möglichkeit gegeben, die Wut des Schicksals zu besiegen.

Die über beiden Ideen als Synthese stehende Forderung liegt nun klar zutage. Sie heißt: Resignation, Vernichtung der Persönlichkeit, unbedingte Hingabe an die Vorsehung, an Gott. Wenn wir jetzt die oben aufgeworfene Frage, welcher von den beiden die comedia beherrschenden Prinzipien der Vorrang gebühre, nochmals stellen, so ist die Antwort nicht mehr zweifelhaft. Durch Größe und Wucht der Konzeption, durch die im Titel und in den Schlußversen gegebene Betonung erhält die Traumidee ein gewisses Übergewicht. Aber für den dramatischen Ablauf der Handlung ist das Schicksalsmotiv das gestaltende Prinzip, das von den ersten Szenen an bis zur Versöhnung von Basilio und Sigismund, mit der das eigentliche Drama schließt, wirksam ist.

Die den Prinzen wie ein Gnadenstrahl treffende Offenbarung von der Wesenlosigkeit aller Dinge dagegen tritt erst in der zweiten jornada ein, wo sie als Folgerung aus den bisherigen Geschehnissen herausspringt, dann allerdings den Umschwung in der Gesinnung Sigismunds und damit die Peripetie des Dramas herbeiführt. Ihre weitere Wirksamkeit verläuft dann in derselben Richtung wie die aus den Schicksalsfügungen gewonnene Erkenntnis, mit der sie zu einer einheitlichen ethischen Forderung verschmilzt.

Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich auch die Frage des dramatischen Helden erledigen, als der bei Calderon gewöhnlich die Idee erscheint, in unserem Falle also die beiden die comedia aufbauenden und in ihr durch verschiedene Formulierungen hindurch zur reinsten Ausprägung gelangenden Gedanken. Suchen wir aber die Lösung im Sinne des shakespearschen und schillerschen Dramas, dann sind es d r e i „handelnde" Personen, die hier in Betracht kommen: Sigismund, Basilio und Clarin. Ihr „Heldentum" ist ein passives. An ihnen erfüllt sich die Idee auf drei (oder auch zwei) verschiedene Arten. Der Prinz, der ohne schwankendes Zögern sein Handeln nach der gewonnenen Erkenntnis einrichtet, erfährt ein positives, gütiges Schicksal.

Digitized by Google

Sein Vater kommt wenn auch erst spät, zur Ergebung in das Unvermeidliche, zur Resignation. Seine Strafe besteht darin, daß er, der Greis in weißem Haare, der als „sabio" galt, aller Weisheit entkleidet sich vor seinem Sohne demütigen muß. Immerhin ist ihm das Fatum entsprechend seiner Handlungsweise noch gnädig.

Ganz negativ erfüllt sich das Verhängnis an Clarin, für den eine sittliche Selbstbesinnung gar nicht in Frage kommt. Ihn „ereilt" das Schicksal durch die Mittel, die dazu dienen sollten, ihm zu entgehen. Das von Kleist als Plus- und Minusschicksal formulierte Begriffsspiel der beiden gegensätzlichen Wirkungsarten des schicksalhaften Geschehens, wie es in der deutschen Romantik eine Rolle spielt, findet sich somit bei Calderon in einer Gestalt, die entsprechend seiner theologischen Einstellung die Beziehungen zur christlichen Gnadenlehre nicht verleugnet.

Fr. Zimmermann glaubt darauf hinweisen zu müssen, daß in „La vida es sueño" „letztlich die Lösung in der sittlichen Bestimmung des Menschen gefunden, nicht der Religion anheimgestellt wird". Daß dem nicht so ist, sondern daß hinter dem Schicksal bald mehr, bald weniger bewußt die Gottheit steht, verrät schon der Wortgebrauch. Grillparzer bereitete es „eine helle Freude, als er bei dem Romantiker Fouqué einmal das Gebet zu Gott unmittelbar neben einer Anrufung des Schicksals stehen sah" [1]). Dieses Vergnügen konnte er bei Calderon hundertfältig haben. Die gleiche Anwendung der verschiedenen Ausdrücke für „Schicksal" und des Wortes „cielo" auf denselben Begriff ist bei ihm eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Häufig liegt das Verhältnis so, daß der Himmel als das Übergeordnete erscheint. („Mejoró el cielo la suerte"; „quiero examinar si el cielo ó se mitiga ó se templa y . . . se desdice"; „porque el hombre predomina en las estrellas"; „temeroso que los cielos cumplan un hado, que dice"; „contra mi padre pretendo tomar armas y sacar verdaderos á los cielos" etc.)

Man könnte gerade bei Calderon versucht sein, dieser Erscheinung als einem pleonastischen Wortspiel bloß formalen Wert beizulegen, wenn nicht der Dichter selbst an einer Stelle ausdrücklich die Verbindung zwischen der Schicksalsidee und dem christlichen Gottesbegriff hergestellt hätte. Als Basilio nach ver-

1) S. J. Minor, „Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers Ahnfrau", in „Jahrbuch der Grillparzergesellschaft". Wien 1899, p. 76.

Digitized by Google

lorener Schlacht sich zu dem Entschluß durchringt, alle Widerstände gegen das Verhängnis aufzugeben, sucht ihn Clotaldo durch folgende Erwägung umzustimmen:

„Aunque el hado, señor, sabe
todos los caminos, y halla
á quien busca entre lo espeso
de las peñas, no es cristiana
determinación decir
que no hay reparo á su saña.
Sí hay, que el prudente varón
victoria del hado alcanza;
y si no estás reservado
de la pena y la desgracia,
haz por donde te reserves.“

Damit ist der gütige, providentielle Charakter des „hado“ betont; der einzig mögliche Gegensatz hierzu, das antike Fatum, wird an dieser Stelle nicht angeführt. Daß es aber Calderon vorschwebte, beweisen die Angriffe, die er sonst verschiedentlich gegen das antike Orakelwesen und Fatum überhaupt unternimmt. In „Fortunas de Andrómeda y Perseo“ ist es kein bloßer Graciosowitz, wenn Bato sagt: „Yo no entiendo estos Dioses, que andan siempre con nosotros en oráculos habrando allá por sus cercunloquios, que nadie hay que los entienda.“ Die unklare, zweideutige, für die Antike typische Ausdrucksweise der Prophezeiungen widerstrebt ihm ebenso wie der Neid der antiken Götter, der in seinen religiösen Dramen aus der frühchristlichen Zeit eines der Hauptargumente für die Unhaltbarkeit des griechisch-römischen Olymps ist. Das Schicksal in „La vida es sueño“ ist von vornherein gar nicht tückisch, unerbittlich oder blindwaltend. Auch quält es nicht durch dunkelsinnige Vorherverkündigungen den Menschen nutzlos. Das wäre mit dem christlichen Gottesbegriff, der hinter ihm steht, unvereinbar. Alle dem Fatum gegebenen Epitheta bei Calderon, die den gegenteiligen Anschein erwecken könnten, sind lediglich aus der augenblicklichen Stimmung der von ihm betroffenen Personen zu verstehen.

Das, wodurch dem Menschen die Macht gegeben ist, dem Schicksal seine Härten zu nehmen, ist die Erkenntnis der eigenen Ohnmacht, der Demütigung seiner selbst, die Überwindung der „soberbia“, die man, soweit ein solcher Vergleich überhaupt angänglich ist, als die ins Christliche übersetzte „Hybris“ bezeichnen darf.

„En la soberbia también ha pecado, caso es cierto. Nadie

Digitized by Google

como yo lo sabe, pues por soberbio padezco", sagt der Teufel in Tirso de Molinas „El condenado por desconfiado". Das ist die Wurzel des Übels, seinem Ursprung und seiner Tragweite nach bloßgelegt. Das Urbild des stolzen Menschen ist Lucifer, der sich in Undankbarkeit über seinen Schöpfer erheben wollte. Die antike Hybris forderte den Neid der Götter heraus, die „soberbia" verletzt die kindliche Pflicht gegenüber einem allgütigen, aber auch allmächtigen Vater, der die menschliche Vermessenheit strenge bestraft.

Mit „La vida es sueño" hat sich Calderon diejenige Dramenform geschaffen, die in ihrer Technik für alle seine übrigen „Schicksalstragödien" (mit Ausnahme von „El mayor mónstruo los celos") vorbildlich bleiben sollte. Das aus Barlaam und Josaphat geschöpfte Motiv der einsamen, weltabgeschiedenen Erziehung ist eines der fruchtbarsten des spanischen Dichters. Einige Male allerdings findet es sich in den Quellen der nun zur Besprechung kommenden comedias in ähnlicher Gestalt; doch wird sich die bewußte Angleichung an die ersten Szenen von „La vida es sueño" jedesmal herausstellen.

Mit Übergehung des Herodesdramas, das nicht nur aus formalen Gründen an letzter Stelle Berücksichtigung findet, folgt nunmehr chronologisch: „Apolo y Climene". Admet, König von Äthiopien, will die Prophezeiung, daß seine Tochter Clymene einen Sohn gebären würde, der durch sein Feuer das ganze Land verheeren solle, dadurch unwirksam machen, daß er jene fern von jeder Berührung mit Männern heranwachsen läßt. Der von Jupiter aus dem Himmel geschleuderte Apollo berührt in Clymenes Garten die Erde, gibt sich als Hirt aus und gewinnt die Zuneigung der Königstochter. Schließlich steigt der Gott, der vor seinem Vater Gnade gefunden hat, wieder zum Olymp empor, während Clymene, die ein Kind von ihm im Schoße trägt, nicht voller Erbitterung, sondern stolz auf die Hoheit ihres göttlichen Gemahls auf Erden zurückbleibt. Nebenher laufen zwei andere Liebesverhältnisse, die mit der Haupthandlung nur äußerlich zusammenhängen und für die nötigen Eifersuchtsszenen und Überraschungen nach Art der comedia de capa y espada sorgen.

Da die Mythologie über das Verhältnis Apollos zu Clymene, wie es in unserer comedia verwandt wird, keinen Aufschluß gab, bot sich die Anlehnung an „La vida es sueño" von selbst. Zwar ist Clymenes Aufenthalt nicht ein düsterer Turm, sondern ein Palast;

Digitized by Google

aber es ist und bleibt, wenn auch vergoldet und versilbert, ein Kerker. und die Königstochter verrät ihre innersten Gefühle in einer stürmischen Aufwallung ihrem Vater gegenüber in einer Weise, die stark an den Freiheitsmonolog Sigismunds anklingt. Dann folgt die gedankliche Analyse der die Leiden Clymenes verursachenden Schicksalsfrage, hier nicht ausgehend von Admet, der dem Basilio aus „La vida es sueño" entspricht, sondern von der „Heldin" selber. Die näheren Umstände der Prophezeiung, die wir erst in der 2. jornada erfahren, nehmen wir hier schon vorweg. Sie laufen wie bei Sigismund auf ein Horoskop hinaus, das sich auf die schrecklichsten Zeichen am Himmel zur Zeit der Geburt Clymenes gründet und von Admet selbst mit Hilfe des Zauberers Python gestellt worden ist. Wie der polnische Prinz, so kommt auch Clymene als „vibora humana" zur Welt und nimmt ihrer Mutter das Leben.

Den Angriff auf den Schicksalsglauben ihres Vaters beginnt diese mit einem Argument, das an die Schlußszene zwischen Basilio und Sigismund erinnert Dort wurde der Fatalismus, wie ihn Basilio betätigte, als ein Selbstbetrug entlarvt, der durch seine Abwehrversuche das Gegenteil des Bezweckten erreiche. Hier hat sich der Angriffspunkt insofern verschoben, als die Verhütungsmaßnahmen Admets nicht im Hinblick auf die Prophezeiung als ein Mittel zur Beschleunigung ihrer Erfüllung hingestellt werden, sondern an sich schon nach Clymenes Worten schlimmere Folgen zeitigen und noch zeitigen werden als die Verwirklichung des Schicksalsspruchs je vermag. Denn was nutze es, wenn man sie mit einem Übel behafte, um sie einem andern ungewissen zu entreißen. Ungewiß und unzuverlässig ist für Clymene die Sprache der Sterne ganz und gar.

„Dejo á parte si es cordura
creer los fatales agüeros
que en el celeste volumen
de once hojas, cuyo cuaderno
á líneas de estrellas pautan
caracteres y luceros,
los futuros contingentes
tal vez pronostica: Dejo,
si en un punto, en un segundo
que yerre su movimiento
se discrepan más distancias,
que hay desde la tierra al cielo.
Dejo, que aunque sean verdades
sus avisos, no por serlo,

Digitized by Google

son tan precisos, que ignore
el menos capaz ingenio,
que es del vulgo de los astros
monarca el entendimiento."

Nach diesem Appell an die Vernunft gebraucht sie ihr stärkstes Mittel zur Durchsetzung ihrer Wünsche, sie droht mit Selbstmord. Admet, dem Vater, wird gar keine Zeit gelassen, Stellung zu nehmen. Die Lösung kommt von außen; das Volk verlangt die Freilassung der Königstochter. Admet gibt wohl oder übel dem Drängen nach[1]).

Die Befreiung Sigismunds in „La vida es sueño", die mit denselben Mitteln in Szene gesetzt wird, erfolgt erst in der 3. jornada, nachdem durch innerliche Wandlung die seelische Verfassung des „Helden" für eine derartige Lösung reif war und dem deus ex machina ein entsprechendes innerdramatisches Äquivalent entgegensetzte. Hier in „Apolo y Climene" wirkt die durch Zufall herbeigeführte Entwirrung des Knotens in ihrer ganzen äußerlichen Nacktheit.

Die „Schicksalstragödie" ist abgeschlossen. Admet zieht die Folgerungen und kommt zu dem Ergebnis:

„Cuán en vano solicita
el corto discurso nuestro
enmendar de las estrellas
los influjos, pues los medios
que pone para impedirlos,
le sirven para atraerlos!"

Es ist die Erkenntnis Basilios ohne die ethische Tendenz. An knapper, gedrungener, klarer Fassung ist sie nicht zu überbieten und auch nirgendwo von Calderon übertroffen worden Doch bleibt sie hier ein Fazit ohne ausgeführte Rechnung.

Der Beginn des 2. Aktes bringt den Bericht Admets von den näheren Umständen bei der Geburt seiner Tochter, den wir schon unten vorweggenommen haben, als Erklärung für seine frühere Handlungsweise und darauf seine ausdrückliche Erlaubnis, daß Clymene in Freiheit lebe als Priesterin Dianas, wodurch sie gezwungen ist, ihre Keuschheit zu wahren. Eine Übertretung des Gebotes werde er selbst aufs strengste ahnden. Damit ist in die dramatische Entwickelung der Schicksalshandlung, die in den beiden letzten jornadas nur noch den schon angezeigten Weg der Lösung

1) Fr. Schlegels tadelnde Behauptung, daß Calderon in seinen comedias „zu schnell zur Auflösung" führe, findet hier ihre Bestätigung.

Digitized by Google

zu beschreiten hat, ein schwaches, retardierendes Moment hineingebracht. Im übrigen verliert sich allmählich der Eindruck der „Schicksalstragödie" vollkommen. Apollo und Clymene finden sich durch die Gewalt der Liebe und die jornada endet mit der Entführung der Königstochter durch den Gott, die Admet vergebens zu verhindern sucht. Von fatalistischen Einflüssen ist nicht mehr die Rede.

Anders läßt sich die 3. jornada an. Der König setzt den Entflohenen nach, die bei dem Zauberer Python Unterkunft gefunden haben. Dieser, der in der Hauptsache das Horoskop gestellt hatte, will Clymene in seiner Gewalt behalten, um an ihr desto sicherer die Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen. Darum belügt er den Vater mit dem Tode seiner Tochter, und sie selbst beruhigt er, als ihr seine Machenschaften verdächtig werden, mit der Versicherung, er sei nur darauf bedacht, ihr schlimmes Schicksal abzuwenden. Alle Einwände also, die Python zu diesem Zwecke gegen den Fatalismus vorbringt, sind ein indirekter Beweis für das Gegenteil. Die Astrologie wird schließlich als die Kunst Apollos, des Sonnengottes, hingestellt und erhält das hohe Lob:

„Pues sobre su (= de Apolo) astrología
No hay arte que no se funde."

Es gelingt Python, Clymene in Sicherheit zu wiegen, und sie verlebt mit dem Gott in einem herrlichen Palaste Tage der Freude und des sinnlichen Genusses. Als Apollo wieder zu den Göttern aufgenommen wird, um wie vorher die Sonnenpferde zu lenken, muß sie, die Dianas Gebot übertreten hat, zurückbleiben.

Dem noch immer auf der Suche nach seiner Tochter umherirrenden Admet gibt Python den Bescheid:

„Esto es salirse los hados
con sus influjos severos,
y yo con mis ciencias, pues,
á pesar de humanos medios
avemos ellos y yo
de salirnos verdaderos
en tus amenazas."

Die in „La vida es sueño" schwach durchschimmernde Identifikation von Gott und Schicksal erfährt in der Dramatisierung des antiken Mythus eine entsprechende Gleichsetzung von Fatum und Göttern. Der durch die erfundene Nachricht von dem Tode Clymenes niedergedrückte Admet bricht in die Worte aus:

Digitized by Google

„O que mal hizo el que quiso,
inutilmente estudioso
tiranizar á los dioses,
el dominio que á ellos solos
concedió en futuros hados
su deidad, siendo forzoso,
que el bien ó el mal pronostique!"

Die „soberbia" wird nicht unbedingt wie in „La vida es sueño" als der treibende, die Bestrafung auf sich ziehende Beweggrund herausgestellt, kehrt aber in dem „Inutilmente estudioso tiranizar á los dioses el dominio" als verblaßte Erinnerung wieder. Den beiden Liebenden erscheint zum Schluß ihr künftiges Schicksal als bedingt durch den Kampf zwischen Venus, der sie angehangen, und Diana, deren Gebot Clymene übertreten hat, mit andern Worten als Folge ihres sittlichen Verhaltens, womit auch in diesem Drama die ethische Tendenz durchbricht, ohne allerdings vollkommen als der tiefere Hintergrund der schicksalhaften Vorgänge erklärt werden zu können. Denn die Gewißheit, daß die Schicksalsdrohung in Erfüllung gehen wird, steht, wie oben ausgeführt, mit dem Abschluß der 1. jornada fest, bevor Clymene Gelegenheit hatte, Dianas Zorn auf sich zu laden. Die Verwirklichung selbt aber ist nach Ablauf der ganzen comedia noch nicht restlos in die Erscheinung getreten.

Diese Aufgabe fällt dem als Fortsetzung gedachten Drama „El hijo del Sol, Faeton" zu. Die Bezeichnung „Fortsetzung" hat nur eine beschränkte Berechtigung. Die äußeren und inneren Voraussetzungen, die „Apolo y Climene" zugrunde lagen, erscheinen in ihm stark geändert. Clymene ist die Tochter des Eridanus, eines Priesters der Diana; als Admets Kind erscheint Epaphus, der identisch ist mit dem Perseus der griechischen Mythologie. In zeitlicher Reihenfolge stellen sich die vor der comedia liegenden Begebnisse und deren Handlung selbst folgendermaßen dar:

Der von Jupiter verstoßene Apoll verdingt sich bei Eridanus als Hirt und gewinnt die Liebe von dessen Tochter Clymene, die wie ihr Vater dem Dienste Dianas ihr Leben geweiht hat. Die Frucht ihrer Verbindung ist Phaeton. Am Tage seiner Geburt wird die Mutter zur Strafe von Diana verurteilt, wie ein wildes Tier im Walde ihr Leben zu fristen. Der die Zukunft voraussehende Python nimmt sie auf und enthüllt ihr die ganze Schwere der Strafe von seiten der beleidigten Göttin. Seine doppelte Prophezeiung besagt, daß Clymene, sobald sie die Wildnis verließe, als ein Opfer im Tempel Dianas das Leben lassen müsse, und daß Phaeton, wenn

Digitized by Google

er von seiner Herkunft erfahre, die ganze Welt durch einen furchtbaren Brand zugrunde richten werde. Die fatalistischen Voraussetzungen sind also trotz äußerer Abweichungen von denen in „Apolo y Climene" im wesentlichen nicht verschieden.

Die 1. jornada bringt in der äußeren Handlung die Rivalität zwischen Epaphus und Phaeton, die beide um die Liebe der Thetis werben. Zur Hauptsache wird dem Dichter dabei, was bei Calderon bemerkenswert ist, die Problematik der Charaktere. Epaphus, ein Mensch im guten und schlechten Sinne, ganz mit der Erde, die er tritt, verwachsen, hat Glück in allen Dingen, ohne daß er sich sonderlich darum bemüht. Phaeton, der Halbgott, der hinausstrebt über die gezogenen Grenzen, dem der Ehrgeiz keine Ruhe läßt, muß es erleben, daß alle seine Anstrengungen in das Gegenteil umschlagen und seinem Gegner als Erfolg zufallen, so die Gunst des Königs Admet und die Zuneigung der Thetis.

Die aus ihrer Wildnis aufgescheuchte Clymene (2. jornada) soll, (wie das Orakel besagte) auf Befehl Admets am Altare der Diana geopfert werden. Um sich zu retten, enthüllt sie ihre Vorgeschichte; ohne aber Phaetons göttliche Herkunft aufzuklären, da sie fürchten muß, damit die ihm drohende Prophezeiung in die Wirklichkeit umzusetzen. Eridanus erkennt in ihr seine Tochter; von der Opferung wird Abstand genommen. Phaeton, der aus allen möglichen Andeutungen und Anzeichen die Zusammenhänge seines Schicksals erkannt hat, dringt in seine Mutter, sie solle ihm bestätigen, daß er Apolls Sohn sei. Sie aber weigert sich aus Furcht vor dem Buchstaben des Orakels; die als Schiedsrichterin angerufene Galatea weiß auch keinen Rat, und man beschließt, die Sache Apoll selbst anheimzustellen. Die nun folgende Szene, in ihrer opernhaften Ausstattung der dramatische Höhepunkt für das schaulustige Publikum, entführt die beiden mit Hilfe der Iris, der Göttin des Regenbogens, zum Palast des Sonnengottes. Hier erfahren sie, daß Jupiter und Diana soeben ihren Groll auf sie (Apoll und Clymene) hätten fahren lassen, und daß damit das über ihren Häuptern schwebende Schicksal aufgehoben sei. Nun besteht kein Hindernis mehr, die Vaterschaft über Phaeton laut zu verkünden, dessen Stolz daraufhin keine Grenzen kennt und in dem Wunsche gipfelt, einen Tag die Sonnenrosse lenken zu dürfen. Nur ungern, nach langem Drängen gibt Apoll nach; die Mutter, ebenfalls von Stolz gebläht, ist wieder zur Erde hinabgestiegen und verkündet allen die „Ehre" ihres Sohnes, der majestätisch am Horizonte auftaucht. Der durch

Digitized by Google

die Mythologie bekannte Ausgang dieser Sonnenfahrt wird in seiner äußeren Ursache durch eine eifersüchtige Aufwallung Phaetons begründet, der von seinem hohen Sitze aus die Entführung der Thetis durch Epaphus mitansehen muß, was ihn die Lenkung der Rosse vergessen läßt und seinen Absturz herbeiführt.

Unter dem Gesichtswinkel der „Schicksalstragödie" gesehen ergibt sich für dieses Drama ein vollkommenes Aufgehen des Fatums in der Götterwelt, hier in Jupiter und Diana, die allegorisch als Vertreter des Sittengesetzes stehen. Die Vorstellungsweise des Dichters ist dabei so sehr in christlichen Gedankengängen befangen, daß er die Clymene sagen läßt:

„De Erídano, sacerdote
de Diana, hija nací,
en sus claustros me crié."

wodurch ihre Tat sittlich mit einer Verletzung der klösterlichen Gelübde gleichgesetzt wird. Das ist die Verzahnung, mit der unser Drama in das als I. Teil gedachte „Apolo y Climene" eingreift, das Fatum als Vergeltung unseres moralischen Handelns.

Daneben erhebt sich ein ganz neues Schicksal in dem Charakter Phaetons, in seiner „ambición", seinem Ehrgeiz, der sich schließlich zum treibenden Faktor der Handlung auswächst. Diese beiden aus verschiedenen Wurzeln stammenden, zu dramatischer Lösung drängenden Probleme laufen nun in einer gesetzlosen Vermischung nebeneinander her.

Die auf das Verhältnis Apollo-Clymene gegründete eigentliche Schicksalshandlung erhält einen schweren Stoß dadurch, daß die prophezeite Opferung Clymenes nicht zur Ausführung kommt. Im Gang der dramatischen Handlung wird die Unterlassung dieser vom „Schicksal" geforderten Opferung mit der Eröffnung Apollos begründet, daß es ihm gelungen sei, Jupiters und Dianas Groll zu besänftigen. Der tiefere Grund ergibt sich aus psychologischen Erwägungen. Das Interesse des Dichters ist so sehr von der Tragödie des Ehrgeizes, wie man Phaetons Schicksal nennen mag, in Anspruch genommen, daß er einen hierfür unbrauchbaren dramatischen Faden gar nicht zu Ende spinnt, sondern kurzerhand abschneidet[1]). Denn mit jener Erklärung Apolls ist tatsächlich das seit den ersten Szenen von „Apolo y Climene" drohende „Schicksal" mit allen sich

1) In „La vida es sueño", wo sich die Prophezeiung an Basilio auch nicht erfüllt, wird wenigstens dem Buchstaben des Orakels durch den blutigen Bürgerkrieg und die Selbstdemütigung Basilios einigermaßen Genüge getan.

Digitized by Google

daraus ergebenden Folgen endgültig einer gütigen Lösung zugeführt. Wenn trotzdem Clymene nach der Katastrophe sagt:

„Que sería su desdicha,
cumplió el hado riguroso,
el saber Faeton quien era."

so ist das bloß ein nicht über das Äußerliche hinauskommender Versuch, die beiden großen Linien des Dramas in einem Schnittpunkt zu vereinigen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß das Orakel über die Zukunft Phaetons immer in Verbindung mit dem Clymenes genannt wird. Die „ambición" und „soberbia" Phaetons wirken als Problem für sich und beanspruchen dementsprechend eine eigene selbständige Bedeutung im dramatischen Geschehen. Der starke Akzent, der auf ihnen liegt, mag durch einige Zitate veranschaulicht werden. In der 2. jornada gibt Thetis dem Phaeton unter einem erfundenen Vorwand folgende Lehre:

„Pues cuando más
el hado te favorezca,
poco mérito te añade;
que las deidades supremas
de una misma suerte miran
al valle, que á la eminencia.
Tan lejos del sol está
el que en la cumbre se asienta,
como el que en la falda yace,
porque en la distancia misma
es atomo el monte, que
ni la alarga, ni la abrevia.
Y cuando de la fortuna
huelles la cerviz suprema,
del sol no estarás por eso
ni más lejos, ni más cerca."

In der 3. jornada wendet Calderon das beliebte Mittel an, eine zufällig außerhalb der Szene ertönende Stimme als Orakel gelten zu lassen. Silvia ruft im Streit mit Batillo, dem gracioso:

„Mal haya
ambición, diré mil veces,
que á mas de lo que es ensalza."

was Thetis sofort auf Phaeton bezieht. Die meiste Durchschlagskraft hat die am Schluß vom gracioso mit romantischer Ironie gegebene Moral:

„Con que los bobos
lo creerán, y los discretos
sacarán cuán peligroso
es desvanecerse, dando
fin Faeton, hijo de Apolo."

Digitized by Google

Es sind also drei verschiedene Ideen, als deren formaler Ausdruck in den beiden zur Einheit zusammengefaßten comedias das „Schicksal" erscheint: Die Unerbittlichkeit des Fatums, in äußerlichster Weise abgeleitet aus einem zufälligen Geschehen, ohne die mildernde Kraft der Demut wie in „La vida es sueño"; die Vergeltung einer gegen die Moral verstoßenden Tat und schließlich die Vernichtung eines hochfahrenden Charakters. Man könnte versucht sein, auch hier als das Bindende die ethische Fundierung anzusehen, oder gar Phaetons Charakter und Schicksal als Folge und Bestrafung der gegen göttlichen Willen erfolgten Verbindung seiner Eltern zu deuten und damit an das Fluchschicksal der deutschen Romantik anklingen zu lassen. Doch fehlen für eine derartige Auffassung die Belege und Hinweise vollkommen, die Calderon in anderen „Schicksalstragödien" ausdrücklich gibt, so daß eine derartige Interpretierung gewaltsam zu Werke ginge[1]).

Gehaltlich vollkommen in die Kategorie der religiösen Dramen gehört: „Las cadenas del demonio." Polemon, König von Armenien, glaubt aus dem Horoskop seiner Tochter zu ersehen, daß sie seinem Reiche großes Unheil bringen, die alten Götter stürzen und einem neuen, jene überragenden Gott zur Herrschaft verhelfen werde. Seine erste Absicht, durch Irenes Tod die Prophezeiung unwirksam zu machen, ändert er dahin um, daß er sie, umgeben von nur wenigen Frauen in einem abgelegenen Turme aufwachsen läßt. Der Teufel in der Gestalt des Gottes Astarot benutzt die verzweifelte Lage der Prinzessin und schließt mit ihr einen Pakt, in dem er sich verpflichtet, ihr die Freiheit zu geben, und sie sich ihm für alle Zeiten verschreibt. Der Gang der dramatischen Handlung stellt nun den Kampf des hl. Bartholomäus und des Teufels um die unsterbliche Seele Irenes und darüber hinaus um die Einführung des Christentums in Armenien dar und endigt mit dem Siege des Apostels, der, nachdem er die Prinzessin aus den Netzen des Teufels befreit hat, den Märtyrertod stirbt und zum Schlusse als Heiliger verklärt mit dem Teufel zu seinen Füßen erscheint.

1) In der 3. jornada sagt Thetis im Gespräch mit Epaphus u. a.

„Mas esto de los influjos
jurisdicción reservada
es á los astros, tan suya,
que aun deidades no la mandan."

Vielleicht sind es Reminiszenzen an die antike moira, die hier zu einer seltsamen Vermischung mit astrologischen Anschauungen führen.

Digitized by Google

Zur Belebung der dramatischen Verwicklung ist das in allen Dingen konträre Brüderpaar Zeuxis und Likanor eingeführt[1]).

Wenn bei irgendeiner der zur Besprechung stehenden comedias, so ist hier die Bezeichnung „Schicksalstragödie" mit der allergrößten Vorsicht zu gebrauchen. Der fatalistische Einschlag ist rein formaler Natur, für den die als Quelle benutzten Acta fabulosa des Babyloniers Pseudo-Abdias keinen Anhaltspunkt boten, und der sich lediglich als Selbstentlehnung aus „La vida es sueño" darstellt. Die Drohung Irenes gleich zu Beginn der 1. jornada, sich von den Zinnen des Turmes herunterzustürzen und so ihrem trostlosen Leben ein Ende zu setzen, erinnert an „Apolo y Climene". Die Klagen um die ihr vorenthaltene Freiheit bringen wörtliche Anklänge an Sigismunds berühmten Monolog.

Im wesentlichen ist das „Schicksal" in „Las cadenas del demonio" eine Ausstrahlung der göttlichen Macht. Nirgendwo liegt die Identität von Schicksal und Gnade klarer zutage als hier. Gegen Ende der zweiten jornada spricht Bartholomäus von dem „albedrío" Irenes, der aber kaum zur Geltung kommt; er trifft den Wesenskern, wenn er kurz darauf sagt:

„Aunque la de su justicia,
la quitará su clemencia."

Nach der ersten Szene des Dramas ist vom „hado" nicht mehr die Rede, außer in der 3. jornada, wo Bartholomäus, durch göttliche Kraft erleuchtet, des Königs innerste Gedanken liest, der in dem sein Land durchtobenden Religionskriege die Erfüllung des „Schicksals" sieht. Da heißt es:

„Tú, viendo tu reino todo
En tan mísera aflicción,
tus dos sobrinos opuestos
y loca Irene, estás hoy
no sin causa persuadido,
á que ya el cielo cumplió
del hado las amenazas,
que fueron de su opresión
causa, pues por ella ha sido
todo llanto, y confusión,
todo ruinas, todo muertes,
todo asombro, todo horror."

1) Eine interessante — aus dem Rahmen unserer Untersuchung herausfallende — Einzelheit ist die Feststellung, daß Zeuxis und Likanor wie Klingers „Zwillinge" Guelfo und Fernando nicht wissen, wer der Erstgeborene ist. Die Art und Weise, wie der Stürmer und Dränger diesem Gedanken in seinem Drama Geltung verschaffte, gab bekanntlich den Ausschlag dafür, daß es dem „Julius v. Tarent" v. A. Leisewitz vorgezogen wurde.

Digitized by Google

So ist zwischen Anfang und Ende der comedia eine Brücke geschlagen, die die „Schicksalstragödie" als geschlossenes Ganzes erscheinen läßt, an dem rein formalen Wert jener Bezeichnung aber nichts ändert. Denn ein das Wort „Sckicksal" ausfüllender Inhalt wird damit nicht gegeben. Es ist weiter nichts als eine rein sachliche Feststellung. Das religiöse Drama vertrug keine den Wesenskern berührende Verquickung von Fatalismus und Emanationen des christlichen Gottesbegriffs. Das herrschende Prinzip ist die Gnade, die dahinter stehende Kraft der Himmel. Daher sagt Bartholomäus zum Könige: „ . . . estás . . . persuadido . . . que ya el cielo cumplió del hado las amenazas."

Eine Behandlung von „Las cadenas del demonio" an dieser Stelle ist nur deshalb zulässig, weil die fatalistischen Bestandteile Voraussetzung und Ausgangspunkt der dramatischen Handlung sind.

„Los tres afectos de amor", von der Calderonkritik einstimmig als eines der schwächsten Werke des Dichters beurteilt, ist in der Eingangsszene eine sklavische Anlehnung an „La vida es sueño" und übernimmt an mehr als einer Stelle ganze Verse des Vorbildes wörtlich.

Der König Seleuco hat bei der Geburt seiner Tochter in den Sternen gelesen, daß ihre Schönheit ihr Verderben sein solle; ein Mörder werde ihrem Leben ein Ende machen. Rosarda kommt als „víbora humana" zur Welt und wird in einsamer Gebirgsgegend, nur umgeben von einigen sie bedienenden Frauen, aufgezogen. Herangewachsen kommt ihr das Trostlose ihrer Lage zum Bewußtsein, und sie ergeht sich in den typischen Klagen über ihren Zustand. Der hinzugekommene Seleuco setzt ihr die Gründe seiner Handlungsweise auseinander. Es folgt ein sich in den immer wiederkehrenden Argumenten bewegender Meinungsaustausch zwischen Vater und Tochter, der mit der Drohung Rosardas endigt, sich (auf dieselbe Weise wie Clymene) das Leben zu nehmen. Der König gibt ihr seinen Entschluß bekannt, ihrem und vor allem des Volkes Drängen nachzugeben und ihr die Freiheit zu schenken. Er schärft ihr aber ausdrücklich ein, daß er jetzt aller Verantwortlichkeit für ihr späteres Schicksal überhoben sei und sie selbst Sorge tragen müsse, das Horoskop Lügen zu strafen.

Nun erst setzt die eigentliche, im Titel angedeutete Handlung ein. Rosarda verschmäht den um sie werbenden Anteo; er verübt aus Rache einen Anschlag, dem die Prinzessin, wie es in den ersten Augenblicken den Anschein hat, erliegt. Die drei sie begleitenden

Digitized by Google

und um ihre Gunst sich bemühenden Fürsten Flavio, Celio und Libio verhalten sich jeder in einer anderen Weise, als die Tat geschieht. Flavio, der sich sofort um die scheinbar Verwundete bemüht, um womöglich ihr Leben noch zu retten, zeigt „piedad"; Celio, der den Täter verfolgt, „valor"; und Libio, der vor Schrecken seine Sinne schwinden fühlt und ohnmächtig wird, „desmayo". Rosarda, die nicht weiß, wer daraufhin von den dreien am würdigsten ist, ihre Hand zu erhalten, holt sich im Tempel der Venus Rat. Die Göttin verkündet ihr mit einer von Musik begleiteten Stimme, daß dem „desmayo" der Preis zukomme.

Der im Eingang der comedia gegebene Auftakt zur „Schicksalstragödie" findet insofern eine gewisse Weiterführung, als später noch einige Male auf die Wirksamkeit des „hado" hingewiesen wird. Nach dem glücklich vereitelten Verbrechen des Anteo ist nichts einfacher als von einem gütigen Schicksal zu sprechen, das seine eigenen Drohungen widerrufen habe:

„Felice, Rosarda, el día,
que cumplido el hado esquivo,
lo que prometió sangriento,
vino á executar benigno."

sagt Seleuco zu seiner Tochter, und Laura fragt die trotzdem Betrübte:

„Cuando lo esquivo
del hado dejó en amago
el golpe, y desvanecido
ver de tu influjo el agüero,
triste estás?"

Man fragt sich vergebens, was das „Schicksal" mit einem Stoff zu tun hat, der nach V. Schmidt auf „eine der bekannten Tensons hinausläuft", die in den Liebesakademien behandelt wurden, und kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß der um einen passenden Eingang zu seinem Drama verlegene Dichter ohne langes Besinnen auf die bewußten Szenen von „La vida es sueño" zurückgriff. Noch mehr leuchtet uns diese Erklärung ein, wenn wir bedenken, daß Calderon zu „Los tros afectos de amor" die Poesie kommandieren mußte und selbst wohl gemerkt hat, was dabei herausgekommen ist:

„Que nos perdonéis las faltas,
de quien más humilde siempre,
cuando yerra en lo que escribe,
acierta en lo que obedece."

sind die bemerkenswerten Schlußverse.

Digitized by Google

Wer, ohne mit dem Dichter und seiner Zeit bekannt zu sein, an unsere comedia herantritt, könnte auch an eine Persiflage der „Schicksalstragödie" denken, die mit versteckter Ironie gegeben wird.

Für uns ist das Gesagte eine Bestätigung dafür, daß sich Calderon der Begriff „hado" auch bei minder wichtigen Gegenständen aufdrängt und mitunter in seiner Verwendung ganz im Formalen stecken bleibt.

In „La hija del aire" entsteht dasjenige Drama, das unter anderen hervorstechenden Besonderheiten als „Schicksalstragödie" einen äußersten Grenzpunkt erreicht. Es gibt sich äußerlich als die Geschichte der sagenhaften Königin Semiramis, durchsetzt mit den unentbehrlichen, der Intrigue dienenden Bestandteilen einer calderonschen comedia.

Die Heldin, die von dem Priester Tiresias auf Grund einer Prophezeiung in einer dunklen Höhle aufgezogen worden ist, wird von Menon, dem siegreichen Feldherrn des assyrischen Königs Ninus, befreit trotz des warnenden Einspruchs des greisen Tiresias. Menons Absicht, mit ihr verbunden fern vom Hofe ein stilles, zufriedenes Glück zu genießen, wird durch seine eigene Schuld zunichte gemacht. Er rühmt dem Könige das Kleinod, das er gefunden habe, und erweckt die Eifersucht von dessen Schwester Irene, die ihm ihre Zuneigung geschenkt hatte. Durch einen „Zufall" wird Semiramis mit Ninus zusammengeführt, der sofort in Leidenschaft zu ihr entbrennt. Gezwungen, zwischen ihrem Befreier und Ninus zu wählen, entscheidet sich die herrschsüchtige Semiranis für das letztere, um in Ninive königliche Macht und Ehre zu genießen. Mit ihrer Zustimmung läßt Ninus den Menon blenden, der in diesem Zustande vor dem auf dem Throne sitzenden Königspaar erscheint und durch seinen von Donner und Blitz begleiteten Fluch dem ersten Teile des Dramas einen theatralisch wirksamen Abschluß gibt.

Der 20 Jahre später spielende zweite Teil zeigt Semiramis als Herrscherin. Ninus ist tot, wie das Gerücht sagt, von seiner Gattin vergiftet worden. Lidor, der des Königs Schwester Irene geheiratet hat, erhebt Anspruch auf das Reich seines Schwagers und erscheint mit einem Heere vor Babylon. Er wird von Semiramis geschlagen, die vom Putztisch weg in den Kampf zieht, die Schlacht persönlich leitet und nach der Rückkehr den unterbrochenen Kopfputz von ihren Frauen vollenden läßt. Der gefangene Lidor wird in

Digitized by Google

unmenschlichster Weise als Hund behandelt. Nach außen hin bereitwillig, innerlich aber widerstrebend gibt Semiramis dem Drängen des Volkes nach, das ihren Sohn Ninyas zum Herrscher wünscht, und zieht sich grollend in ein abgelegenes Gemach des Palastes zurück. Ihre Herrschsucht aber läßt ihr keine Ruhe; sie tritt mit ihrem Anhänger Phryxus in Verbindung, der den König Ninyas im Schlafe überrascht und in einen gefängnisartigen verborgenen Raum schafft. Semiramis, die Ähnlichkeit mit ihrem Sohne in Stimme und Aussehen sich zunutze machend, regiert nun als König Ninyas, bis daß Iran, der Sohn des gefangenen Lidor, sie in einer Schlacht besiegt, in der sie das Leben läßt.

Das ist in den gröbsten Zügen, frei von allem Beiwerk, der Verlauf eines Dramas, dessen Stoff schon vor Calderon mehrere Gestaltungen erfahren hatte. Die Quellen, deren Zahl in diesem Falle eine sehr große war, und die Calderon mittelbar oder unmittelbar benutzt hat, weisen keinerlei fatalistische Bestandteile auf, man müßte denn das Orakel bei Diodor, das aber unter ganz anderen Umständen und in ganz anderem Sinne als im Drama gegeben wird, als solchen betrachten.

Auch des Cristóbal de Virues comedia „La gran Semiramis" und des Italieners Muzio Manfredi zwei denselben Gegenstand behandelnde Dramen kommen als Anreger für eine „Schicksalstragödie" nicht in Frage.

Die von den Quellen berichtete, unter sagenhaften Umständen erfolgte Geburt der Semiramis in einer verlassenen öden Gebirgsgegend reizte zu einer Nachahmung der ersten Szenen von „La vida es sueño", die in der Ausführung des Einzelnen vollkommen richtunggebend blieben. Semiramis ist bei Calderon das Kind einer vergewaltigten Nymphe Dianas, also die Frucht einer „Bastardliebe" („bastardo amor"), wie sie selbst sagt. Obwohl eine Schuld ihrer Mutter (im Gegensatz zu „Apolo y Climene") nicht vorliegt, wird diese ihre Herkunft zum Ausgangspunkt ihres künftigen Schicksals gemacht. („cual será mi fin, si este es mi principio"?) Daß auch sie als „víbora humana" den Mutterschoß durchbricht und d e r den Tod gibt, die ihr das Leben schenkte, fügt sich in die Reihe der stereotypen Begleitumstände bei der Geburt eines calderonschen, vom „Schicksal" gezeichneten Helden ebenso zwingend ein wie das entsetzliche, von Tiresias gestellte Horoskop. Außerdem spricht sich noch ein Orakel der Venus über die Zukunft ihres Schützlings so eingehend aus, daß das Drama in seiner

Digitized by Google

letzten Entwicklung keine Überraschungen mehr bieten kann. Diese von der Liebesgöttin gegebene Prophezeiung lautet:

„Esa infanta alumna es mía,
y como siempre vivimos
opuestas Diana y yo,
la ofende ella, y yo la libro.
. . . . . .

. . . porque he temido
que Diana ha de vengarse
de mí en ella, y con prodigios
ha de alterar todo el orbe,
haciendo que sea el peligro
más general su hermosura,
que es el don que tiene mío."

Klarer kann die Erhebung des Schicksals in die Sphäre des Sittlichen oder vielmehr seine Identifikation mit diesem nicht ausgesprochen werden. Durch das „siempre opuestas" wird die typische Geltung des Gegensatzes der beiden Göttinnen unterstrichen. Der Charakter der Semiramis, wie er sich in ihren Taten äußern wird, ist ein Racheakt der beleidigten Diana, d. h. in einer der Allegorie entkleideten Sprache: er hat seinen Ursprung in der fortzeugenden Kraft des Bösen.

Die aus „La vida es sueño" bekannten Angriffe auf ein unbedingt gültiges Fatum, unternommen zur Ehrenrettung des „albedrío", finden sich auch hier, wenn Semiramis zu Menon sagt:

„que allá me lleves contigo,
donde yo pues advertida
voy ya de los hados míos,
sabré vencerlos, pues sé,
aunque sé poco, que impío
el cielo no avasalló
la elección de nuestro juicio."

Fast im gleichen Atem fügt sie hinzu:

„pues nada se vió cumplido
más presto, que lo que el hombre
que no fuese presto quiso."

Der Charakter der Semiramis gibt sich von vornherein in einer Stärke und Plastik, die der letzte Erklärungsgrund für das große Heer der deutschen Bewunderer jener comedia ist. Zunächst vertritt allerdings auch hier das Wort die Tat, und grundlegende Unterschiede von dem konventionellen Typus des calderonschen Titanen lassen sich nicht aufweisen. „Valor", „presunción", „temeraria acción", sind die Prädikate ihrer Handlungs-

Digitized by Google

weise. Sie selbst hat ein Bewußtsein ihrer eigenen Kraft, das der „soberbia" der Basilio, Polymio u. s. w. nichts nachgibt. Dem ihr drohenden Fatum stellt sie nicht so sehr die Einsicht als den Trotz entgegen:

„. . . Porque es error
temerle, dudarle basta:
qué importa que mi ambición
diga que ha de despeñarme
del lugar más superior,
si para vencerla á ella
tengo entendimiento yo?
Y si ya me mata el verme
de esta suerte, no es mejor
que me mate la verdad,
que no la imaginación?
Si, que es dos veces cobarde
el que por vivir murió,
pues no pudiera hacer más
el contrario más atroz
que matarle, y eso mismo
hizo su mismo temor;
y así, yo no he de volver
á esta lóbrega mansión,
que quiero morir del rayo,
y de solo el trueno no."

Ein ererbtes „Schicksal", sich äußernd in einer wilden, zügellosen Leidenschaftlichkeit, ist der Eindruck, den die 1. jornada zurückläßt. Die folgenden Szenen vernachlässigen die „Schicksalstragödie" zugunsten der Auswirkungen des Charakters der Semiramis. Zwar versäumt der Dichter nicht, von Zeit zu Zeit an die fatalistischen Voraussetzungen zu erinnern. („Hija soy de Venus y ella mis fortunas favorece" oder „. . . pues cuanto ayuda Venus, Diana destruye.") Die einheitliche Wirkung der „Charaktertragödie" wird durch diese fatalistischen Einsprengungen nicht berührt.

Die „Hija del aire" hat neben ihren Bewunderern viele Tadler gefunden, die sie als absurd und monstruös ablehnen; dem Charakter der Heldin ihre Anerkennung zu geben, kommen sie nicht umhin, so Menéndez-Pelayo.

Die ganze erste und zweite jornada des zweiten Teils erwähnt das „Schicksal" der Semiramis mit keinem Wort. Wer diese Szenen vor dem ersten Teile lesen sollte, wäre erstaunt zu hören, daß es sich um eine „Schicksalstragödie" handelt. Der Charakter wirkt durchaus als das Ursprüngliche, in und durch sich Begründete.

Digitized by Google

Was wir bisher bei jeder comedia festgestellt haben und noch immer werden feststellen müssen, sind die „lances de Calderon" (Calderonstreiche), die sich in „La hija del aire" stark vordrängen und dem Schluß in seiner wie Mummerei anmutenden Rollenvertauschung zwischen Semiramis und Ninyas starken Tadel eingetragen haben. Hier erst, in der 3. jornada des zweiten Teiles wird der abgerissene Schicksalsfaden wieder aufgenommen. Die zu Tode verwundete Semiramis stürzt sich auf die Bühne und bricht in die Worte aus:

„En fin, Diana, has podido,
más que la deidad de Venus
pues sólo me diste vida,
hasta cumplir los severos
hados que me amenazaron
con prodigios, con portentos,
á ser tirana, cruel,
homicida, y de soberbio
espíritu, hasta morir
despeñada de alto puesto."

Das ist alles. Eine weite, ausführliche Schlußbetrachtung, wie wir sie bei Calderon als zusammenfassendes Ergebnis einer „Schicksalstragödie" von der Wucht der „La hija del aire" erwarten dürften, fehlt. Vor allem: es wird keine moralische Nutzanwendung gezogen. Semiramis selbst erkennt wohl die stärkere Macht des „Schicksals" an; von einer demütigen, resignierten Haltung aber ist bei ihr nichts zu erkennen. Das Gegenteil trifft zu. Die Nähe des Todes bleibt auf den „soberbio espíritu" der Heldin ohne Einfluß.

„mas lo poco que me queda
de vida lograrlo pienso,
que á costa de muchas muertes,
morir bien vengada intento."

Als das Bewußtsein ihr zu schwinden beginnt, glaubt sie die Erscheinungen von Menon, Ninus und Ninyas zu sehen, von denen der erste mit blutigem Gesicht, der andere modernd, der dritte in Fesseln auf sie zukommend sie ängstigen. Schmidt fühlte sehr richtig, als er diese Szene mit der entsprechenden in Shakespeares „Richard III." verglich. Die ganze comedia läßt sich als die denkbar größte Annäherung an den Briten bezeichnen, soweit dies bei zwei dichterisch so verschiedenen Persönlichkeiten individuellster Prägung möglich ist.

Digitized by Google

„La hija del aire" ließe sich nach allem Gesagten als „Schicksalstragödie" dahin festlegen, daß die Mittel der dramatischen Technik keine Überraschungen bringen, das Fatum selbst zum ersten Male klar ausgesprochen als ererbtes Fluchschicksal wirkt, um dann in das immanente Schicksal Shakespeares, wie es u. a. im „Macbeth" vorliegt, zu münden. Die fatalistische Verknüpfung von Anfang und Ende geht nicht auf das Wesen der dramatischen Entwicklung, sondern wird nur mit Worten vollzogen. Goethe, der das Stück in Weimar auf die Bühne brachte, schreibt darüber u. a.: „Hierbei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist, als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist und ihr nicht mehr Dämonisches zugeteilt ist, als nötig war, damit das Außerordentliche, Überschwengliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur sind wunderbar; alles übrige läuft seinen natürlichen Weg fort."

Auf Ovid, den Calderon in seinen mythologischen Dramen stark ausgebeutet hat, fußt die „Eco y Narciso" betitelte comedia.

Der Nymphe Echo werden an ihrem 20. Geburtstage von Hirten und Hirtinnen Huldigungen dargebracht, und die ihr zu Ehren gesungenen Lieder trägt der Wind auch zu der Höhle, in der Liriope mit ihrem Sohne Narzissus haust. Durch den ungewohnten Klang werden die bis jetzt unterdrückten Feiheitsgefühle des Jünglings wach und entladen sich wie bei Sigismund, Clymene, Irene und Semiramis in einem anklagenden Vergleich zwischen ihm und der freien Gottesnatur. Die Mutter bittet ihn, sich noch einige Zeit zu gedulden; bald werde sie ihm das Geheimnis seines Lebens erklären. Sie verläßt ihn mit dem Jagdspeer bewaffnet, um Lebensunterhalt herbeizuschaffen, und wird von dem Hirten Anteo als „humano mónstruo" gefangen und vor Echo geführt. Wie Clymene erzählt auch sie, um ihr Leben zu erhalten, ihre Vorgeschichte. Kaum zur Jungfrau erblüht, wurde sie von Zephir, dem Gott des Windes, umworben, den sie aber hartnäckig zurückwies. Er gebrauchte Gewalt und entführte sie durch die Luft auf einen Berg in die Höhle, in der Tiresias, „el sútil mágico", wohnte. Am folgenden Tage schon ließ er sie allein bei dem Greise zurück, der ihr kurz vor seinem Tode die Zukunft in einer Prophezeiung enthüllte:

„En cinta estás: un garzón
Bellísimo has de parir:

Digitized by Google

Una voz y una hermosura
solicitarán su fin
amando y aborreciendo:
Guárdale de ver y oir."

Narzissus wird geboren und in aller Verborgenheit aufgezogen. Darin, daß sie jetzt ihr Geheimnis hat preisgeben müssen, glaubt Liriope eine Fügung des Himmels zu sehen („mas ya que ha querido el cielo mis secretos descubrir") und will nun ihren Sohn aus seiner Einsamkeit befreien und unter Menschen bringen. Der alte Hirt Silen erkennt sie als seine Tochter wieder, und man bricht bewegt auf, um Narzissus herbeizuholen. Damit schließt die 1. jornada. Wiederum ist die Lösung des dramatischen Knotens ganz in den Anfang der comedia verlegt; denn mit dem Eintritt des Narzissus in die Welt sind alle Vorbedingungen für die Erfüllung des Orakels gegeben. Eine Bestätigung und Erkenntnis dessen seitens der Liriope (wie in „Apolo y Climene") unterbleibt allerdings. Sie sieht im Gegenteil der weiteren Entwicklung der Dinge mit einer gewissen Sorglosigkeit und Zuversicht entgegen. Als sie entdeckt, daß durch die Stimme und die Schönheit der Echo das Verhängnis sich zu erfüllen droht, schärft sie dem Narzissus ein, die Gegenwart der Nymphe zu fliehen, und diese selbst beraubt sie durch ein Zaubermittel des vollen Gebrauchs ihrer Stimme, sodaß sie immer nur die letzten Worte dessen, was sie hört, nachsprechen kann. Der Jüngling folgt ihrem Rate halb willig, halb unwillig.

In einem klaren Quell sieht er sein Bild, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht. Der hinzugekommenen Echo, die ihn darüber belehrt, daß das Wasser nur seine eigene Schönheit widerspiegele, schenkt er keinen Glauben. Die Nymphe vergeht aus Gram und wird in Luft verwandelt, deren flüchtiges Element von nun an ihr Reich ist, und der Jüngling sinkt unter einem Erdbeben, während dessen Finsternis herrscht, hin und erscheint, als die Szene sich wieder erhellt, als eine aus dem Boden sprießende Narzisse.

Ovid in seinen Metamorphosen stellt ebenfalls die Sage von Echo und Narzissus als Erfüllung eines Schicksalsspruches dar und faßt sie ein mit einem Lob auf die Seherkraft des Tiresias. Befragt, ob dem Narzissus ein langes, glückliches Leben beschieden sei, hat er geantwortet: „Wenn er sich nicht kennt!" („si se non noverit.")

Digitized by Google

Die Erzählung selbst könnte vollkommen dieser vorangestellten fatalistischen Begründung entbehren. Ovid besaß, wenn er auch schon stark zu der modern-sentimentalen Empfindungsweise neigte, immer noch so viel antike Naivität, daß sich ihm die Metamorphose des Narzissus als ein Übergang in eine zweite, ihm gemäße Natur darstellte. Versuche, die Verwirklichung des Orakels zu hintertreiben, oder irgendwelche Bezugnahme auf sein Vorhandensein finden sich bei ihm in der Erzählung an keiner Stelle. Formal und inhaltlich bleibt die Weissagung auf den Charakter einer Umrahmung beschränkt.

Für Calderon gewinnt derselbe Vorgang eine ganz andere Bedeutung. Das Zusammenleben von Liriope und Narzissus in der Höhle des Tiresias macht als eine der vielen Variationen des aus Barlaam und Josaphat gewonnenen Motivs das „Schicksal" zur Basis und zum Ausgangspunkte der Haupthandlung. Dem Orakel selbst ist die für Calderon unerträgliche antike Unbestimmtheit genommen und eine größere Klarheit und Ausführlichkeit gegeben. Diese Voraussetzungen werden nachher nicht, wie wir es häufiger haben feststellen können, beiseite geschoben oder unerwähnt gelassen, sondern treten immer wieder als das treibende Moment hervor. Die Gestalt der Liriope, bei Ovid nur zu Beginn der Erzählung als Mutter des Narzissus angeführt, wird bei Calderon die „Heldin" der comedia. Sie spinnt die ganze Handlung oder glaubt sie wenigstens zu spinnen. Das erste von ihr ersonnene Mittel zur Verhütung des Verhängnisses ist die weltfremde Erziehung ihres Sohnes, die den Grund legt zu seiner späteren Abneigung gegen Menschenliebe. Als sich trotzdem eine Neigung zwischen ihm und Echo zu entwickeln beginnt, wird sie durch ihre Machenschaften im Keime erstickt.

Darum legt auch ihr der Dichter zum Schluß die Worte der Erkenntnis in den Mund:

„Oh qué en vano los mortales
Quieren entender al cielo!
Todos los medios que puse
para estorbar los empe`os
hoy de su destino, han sido
facilitarlos más presto."

und

„Cumplió el hado su amenaza,
valiéndose de los medios
que para estorbarlo puse."

Digitized by Google

Es ist keinem verwehrt, hier die lehrhafte, moralische Tendenz zwischen den Zeilen zu lesen; ausdrücklich daraufhingewiesen wird vom Dichter nicht. Auch wird die „soberbia" an keiner Stelle als eine Charaktereigenschaft der Liriope angeführt. Die Schicksalsidee in „Eco y Narciso" ist, ohne sich um ihrer selbst willen aufzudrängen, ein Mittel zur dramatischen Motivierung. Der Romantiker Calderon fühlte sich und die Natur, obwohl er häufig von ihrer Beseelung spricht, zu sehr als Zweiheit, als daß ihm die Verwandlung eines Menschen in eine Blume so selbstverständlich hätte erscheinen können, wie dem antiken Vorbilde. Die rein natürliche Erklärung des Kausalzusammenhanges gibt dabei dem Fatum eine schwache Beimischung des Fiktiven.

Mit „Eco y Narciso" geht auf dieselbe Quelle zurück und weist auch sonst starke Ähnlichkeiten auf „El mónstruo de los jardines".

Ulixes will Polemius, König von Knidus, bewegen, mit den Griechen gegen Troja zu ziehen. Polemius befragt, ehe er sich entschließt, das Orakel des Mars und erhält zur Antwort, die Stadt Troja würde fallen, wenn Achilles, dessen Aufenthaltsort allen unbekannt ist, mitauszöge, sie zu belagern. Da Lidorus, der um die Hand der Königstochter Deidamia wirbt, in dem benachbarten Gebirge des öfteren eine wilde Stimme gehört zu haben glaubt, als deren Urheber man Achilles vermutet, bricht man auf, um ihn zu suchen.

Dieser wird von seiner Mutter (wie Narzissus) in einer dunklen Grotte gehalten, weil ihm ein Schicksalsspruch für sein 15. Lebensjahr den blutigsten Kampf prophezeit hat, den jemals ein Mensch zu bestehen gehabt habe. In einem unbewachten Augenblicke verläßt er die Höhle und erblickt Deidamia, zu der er sofort leidenschaftliche Hinneigung fühlt. Als man herbeieilt, um ihn zu ergreifen, errettet ihn seine Mutter, die Halbgöttin Thetis, auf wunderbare Weise. Dann erzählt sie ihm den Grund, warum sie in Verborgenheit ihr Dasein zubringe und bittet ihn, so lange sich noch von den Menschen zurückzuhalten, bis der gefährliche Zeitpunkt überwunden sei. In Achilles aber ist die Leidenschaft zu Deidamia schon zu stark, als daß er ohne ihren Anblick leben könnte. Um seinem Wunsche nachzukommen und doch die damit gegebene Gelegenheit zur Erfüllung des Orakels in ihrer Wirksamkeit abzuschwächen, ersinnt Thetis die aus der Mythologie bekannte List, findet aber in der noch größeren Verschlagenheit des Ulixes ihren

Digitized by Google

Meister. Die comedia, die wie die übrigen mythologischen Dramen Calderons ganz in dem Geiste des 17. Jahrhunderts gehalten ist, endigt mit der Vermählung des Achilles und der Deidamia. Thetis verkündet, daß der angedrohte Schicksalstag angebrochen sei; die Helden ziehen mit Achilles aus, um Troja zu erobern.

Die Weissagung war durch die Überlieferung nahegelegt, wenn auch Ovid nicht von einem Orakel spricht, sondern nur sagt: „Ahnend den künftigen Tod . . .“ („Praescia venturi genetrix Nereïa leti . . .“)

Das Vorleben des Achilles bis zu dem Zeitpunkte, wo er zu Deidamia kommt, ist natürlich der antiken Sage fremd und engste Anlehnung an die hergebrachte Art, in der die calderonschen vom Schicksal gezeichneten „Helden“ heranwachsen. Die Rolle der Thetis deckt sich vollkommen mit der Liriopes. Was für jene Zephyr, das war für diese Peleus, und ihrem Sohne muß sie gestehen: „naciste tú de una fuerza“. Sie tötete zwar den Frevler und verwandelte die Stelle, an der die Tat geschehen war, und weite blühende Strecken ringsum in eine öde verlassene Gegend, konnte aber nicht verhindern, daß in den Sternen die oben mitgeteilte Unheilsdrohung für Achilles zu lesen war. Ihr Plan ging nun dahin, den Jüngling solange verborgen zu halten:

„hasta que mi diligencia,
haciendo que la fatal crisis
de la amenaza transcienda,
quebrase el hado á los ojos.“

Sie kommt aber bald zu der Erkenntnis, die früher oder später alle calderonschen gegen das „Schicksal“ anstürmenden „Helden“ gewinnen:

„Mas ay de mí! cuanto yerra
quien al poder de los dioses
previene hacer resistencia!“

Denn ihre Bemühungen scheinen durchkreuzt zu werden von Mars, der durch sein dem Polemius gegebenes Orakel die Nachforschungen nach Achilles verursacht hat. Dem gegenüber wird die auf seiten der Thetis stehende Venus nicht viel ausrichten. Die hier in dem Gegensatz Mars-Venus erfolgte Verlegung des „Schicksals“ in die Götterwelt ist nicht wie der Streit zwischen Diana und Venus in „Apolo y Climene“ ganz von der ethischen Idee erfüllt, als deren Allegorie sie erscheinen könnte, sondern wirkt vielmehr als eine durch den antiken Stoff gegebene, im übrigen belanglose Personifikation des „Schicksals“.

Digitized by Google

Wenn Thetis trotz aller ungünstigen Anzeichen versucht, ihren Sohn dem verhängten „hado“ zu entreißen, so ist sie sich doch der geringen Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs bewußt.

„Qué mucho que yo al delirio
de una imaginada idea
procure hacer tiempo en que hado
amor y oráculo venzas?“

Ihre Ermahnungen schließen mit der Aufforderung:

„deja
que averigüemos al cielo,
si tiene el ingenio fuerzas
contra el poder de sus hados,
y influjo de sus estrellas.“

In dem unvermittelten Nebeneinander von Zweifeln und Sicherheit, von Verzagtheit und Mut, und in der Wahl der Argumente ist die Grundstimmung der Thetis, als sie ihren Entschluß faßt, die des Basilio in „La vida es sueño“; die den Achilles zu Deidamia geleitenden Nymphen lassen einen Gesang ertönen, in dem der Nachdruck auf den öfters wiederholten Versen liegt:

„Veamos, si sus hados
vence, cuando sea
mónstruo en los jardines,
quien lo fué en las selvas.“

wodurch die weiteren Szenen vollständig unter den Gesichtswinkel des „hado“ gerückt werden, dessen Kraft oder Ohnmacht sich in ihnen erweisen soll.

Nachdem die Lage des unter dem Namen Asträa verborgenen Achilles zu den üblichen Verwicklungen, Überraschungen und zum Duell geführt hat, gelingt es dem Ulixes, den lang Gesuchten zu entdecken. Das während der hierzu inszenierten, weit ausgesponnenen Bemühungen einigermaßen in Vergessenheit geratene „hado“ wird in den die comedia beschließenden Worten der Thetis wieder aufgenommen. Sie erscheint als Meeresgöttin auf den Fluten der See, die sichtbar wird, nachdem der Hintergrund der Bühne sich geöffnet hat, und verkündet so von einem gleichsam der menschlichen Verwirrung und Verblendung entrückten Standpunkte aus:

„Yo lo diré, estadme atentos.
Hoy es el día fatal,
que amenazó con agüeros
á Aquiles, bien lo publica
el trance, en que se ve puesto;
deste riesgo liberar quise
su vida infeliz, creyendo

Digitized by Google

que sería en la campaña,
y en la paz le traje al riesgo."

Dann verheißt sie den Griechen durch die Kraft des Achilles Ruhm und Ehre.

Die „Schicksalstragödie" findet einen schwächlichen Ausklang; nach einer kurzen Bestätigung, daß das Fatum gesiegt hat, fällt der Nachdruck auf die „victorias, triunfos y aplausos", denen das Griechenheer entgegengeht, und unter allgemeinen Hochrufen auf Achilles leert sich die Bühne.

„Hado y divisa de Leonido y Marfisa", von Calderon im Alter von 81 Jahren geschrieben, ist die letzte aller seiner comedias. Hätte er nicht durch den Titel angedeutet, was in dem verschlungenen dramatischen Getriebe als die Haupthandlung zu gelten hat, es könnte zweifelhaft sein. Den breiteren Raum nehmen jedenfalls die Vorgänge um Arminda und Mitilene ein. Die Vermutung Schmidts, daß dem Dichter als unmittelbare Quelle ein Roman vorgelegen habe, findet eine Stütze in dem Nebeneinanderlaufen der Begebenheiten, die erst zum Schluß in äußerlicher Verknüpfung zusammentreffen.

Leonid hat unbekannt den Fürsten von Trinakrien, den Bruder Armindas, seiner Geliebten, im Turnier erschlagen und muß nun vor ihrem Zorn fliehen. In einer Grotte, in der er seine Waffen verbirgt, haust Marfisa, die hier von dem Zauberer Argante festgehalten wird, weil ihr eine Weissagung droht, sie würde in ihrem 20. Lebensjahre den Mann, den sie liebe, töten oder von ihm getötet werden. Die comedia zeigt nun in einem äußerst verschlungenen Spiel der Zufälle, Verkleidungen, Zaubereien u. s. w., wie Leonid und Marfisa, die seit ihrem ersten Zusammentreffen eine tiefe, von Geschlechtsliebe verschiedene Zuneigung zueinander empfinden, sich schließlich in einem Turnier gegenüberstehen. Dabei tritt die allen unbekannte Marfisa als Leonid auf, den sie für tot hält, und dessen „Ehre" sie dadurch wahren will, daß sie eine an ihn ergangene Herausforderung annimmt; dieser selbst kämpft auch, von niemandem erkannt, unter einem andern Namen. Beide merken bald, wer in Wirklichkeit ihr Gegner ist. Der anwesende König Kasimir von Cypern läßt sie trennen, weil sie gegen die Turniervorschriften verstoßen haben und erkennt in ihnen seine beiden totgeglaubten Kinder. Der hinzugekommene Argant klärt die dunklen Wege des „Schicksals" auf. Man ist frohbewegt, daß die Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen ist („. . . y el hado

Digitized by Google

fiero ha mejorado la suerte") und schreitet zu den üblichen Vermählungen, wobei Leonid die Hand der Arminda erhält. Die großen Schwierigkeiten, die er hierum zu bestehen gehabt hat, sind in den weitausholenden, die Marfisahandlung überwuchernden Szenen dargestellt worden.

Diese kurze Inhaltsangabe genügt, um die „Schicksalstragödie" als etwas in ihrer Berechtigung sehr Fragwürdiges zu erweisen. Der Fatalismus, entlehnt aus Bojardo und Ariost, die direkt oder indirekt als Quelle dienten, legt sich durchaus schematisch der Marfisahandlung auf; und der gütige, nicht näher motivierte Ausgang läßt deutlich erkennen, daß der Schicksalshandlung nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt gegenüber den romanhaften wunderbaren Begebenheiten. Die Geschwisterliebe Leonidos und Marfisas beraubt sich dadurch, daß sie von jeder erotischen Beimischung frei ist, der gerade von der „Schicksalstragödie" ausgebeuteten tragischen Konfliktsmöglichkeiten; was auch so noch an dramatischer Entwicklungsfähigkeit in ihr ruht, wird geflissentlich vom Dichter kurz vor der Verwirklichung zu einer glücklichen Lösung umgebogen.

In der uns interessierenden Dramenreihe nimmt in jeder Beziehung eine Sonderstellung ein die schon 1635 in Buen Retiro aufgeführte comedia „El mayor mónstruo los celos".

Mariene, die Gattin des Herodes, ist durch die Weissagung, die sie von einem jüdischen Sterndeuter erhalten hat, in melancholische Stimmung versetzt. Von dem Tetrarchen nach der Ursache ihrer Traurigkeit befragt, teilt sie ihm die Prophezeiung mit, aus der hervorgeht, daß sie, Mariene, dem größten Scheusal der Welt zum Opfer fallen werde, und daß der Dolch des Herodes das, was diesem das Liebste sei, töten müsse. Um den 2. Teil des Orakels auf der Stelle unwirksam zu machen, wirft der Vierfürst das gefährliche Werkzeug ins Meer, erhält es aber wie Polykrates seinen Ring wider seinen Willen zurück; es ist in dem Rücken des ungesehen heransegelnden Ptolemäus steckengeblieben. Dieser wird laut schreiend ans Land gezogen und bringt die Hiobspost der Schlacht bei Aktium, in der des Antonius und Herodes gemeinsamer Feind Octavianus Sieger geblieben ist.

Unterdessen hat man in Memphis, in das Octavianus eingerückt ist, auch Aristobulus, den Bruder Marienes, als Gefangenen eingebracht. Ein Bild, das er bei sich trägt, wird von dem Sieger entdeckt, der in heftigster Liebe zu der auf ihm dargestellten Schön-

Digitized by Google

heit entbrennt. Die Versicherung des Aristobulus, es sei nur ein Andenken an eine verstorbene Person, kann nicht hindern, daß er das Bild an sich reißt. Er läßt davon verschiedene Kopien machen und die schönste über seiner Türe aufhängen.

Der Tetrarch und Mariene sind nach langen, unendlichen Erwägungen zu dem Entschluß gekommen, es sei das Beste, wenn Herodes den unheilvollen Dolch auch in Zukunft selbst trüge. Eine heranrückende römische Heeresabteilung nimmt ihn gefangen und bringt ihn nach Memphis.

Vor Octavian geführt, erblickt er in dessen Händen das bewußte Bild und stürzt sich, von Eifersucht gepackt, mit gezücktem Dolch auf ihn. Da fällt zwischen beide das über der Tür aufgehängte große Konterfei, und der Tetrarch durchbohrt statt seines Gegners die Leinwand. Er wird in den Kerker geworfen und erwartet seinen Tod. Der Gedanke, daß sein Weib dann allein in der Welt zurückbleiben würde, gibt ihm den entsetzlichen Entschluß ein. Er schickt den Philippus nach Jerusalem mit dem Auftrage, daß der wiedergenesene, dort als Statthalter zurückgelassene Ptolemäus bei der ersten Kunde von seinem, des Herodes Ableben Mariene töten solle.

Der Brief, der den schriftlichen Befehl enthält, fällt aber in deren Hände durch unglückliche Zufälle, bei denen eine Eifersuchtsszene zwischen Ptolemäus und seiner Geliebten die Hauptrolle spielt. Trotzdem bittet Mariene, als Octavian vor Jerusalem rückt und den gefangenen Herodes mit sich führt, um dessen Freiheit. Der Kaiser erkennt in ihr die für ihn als tot geltende Schönheit jenes Bildes wieder und wird von neuer Leidenschaft ergriffen, erfüllt aber ihre Bitte.

Mit ihrem Gemahl allein, enthüllt sie diesem ihre Absicht, nicht mehr mit ihm in Gemeinschaft zu leben. Ptolemäus, der vor dem Grimm des Vierfürsten hat fliehen müssen und auch von dessen Zorn gegen Mariene Unheil erwartet, begibt sich in das Zelt des Octavianus und teilt ihm seine Befürchtungen mit. Der läßt sich von ihm zu dem Palast des Herodes in Marienes Gemächer führen und bietet ihr seine Hilfe an. Sie weist ihn zurück, entreißt ihm aber, um auf alle Fälle vor etwaigen Nachstellungen sicher zu sein, seinen Dolch. Voll Entsetzen erkennt sie ihn als den wieder, auf dem die furchtbare Prophezeiung ruht. (Octavian hatte ihn dem Tetrarchen bei seinem Mordversuch entrissen.) Der hinzukommende Herodes glaubt seine „Ehre“ geschändet und will sich an seinem

Digitized by Google

Feind rächen. Mariene schleudert den Dolch fort und löscht, um einen Zweikampf zu verhüten, das Licht. Herodes, der in der Hitze des Gefechts sein Schwert verloren hat, greift, um es aufzuheben, auf den Boden, faßt das fluchbeladene Mordinstrument und holt zum tödlichen Streiche nach seinem Gegner aus. Ein lauter Aufschrei Marienes läßt ihn ahnen, daß er sein Ziel verfehlt hat; als man vom Lärm gelockt mit Lichtern herbeieilt, sieht er seine Gattin als Leiche am Boden liegen. Die Weissagung hat sich erfüllt. Herodes stürzt sich von den Zinnen des Palastes ins Meer.

So verläuft, wenn wir das fatalistische Element betonen und die übrigen, hierfür unwesentlichen Bestandteile vernachlässigen, die Handlung in „El mayor mónstruo los celos".

Die Geschichte von Herodes und Marianne, die uns Flavius Josephus überliefert hat, übte auf die Dramatiker seit jeher eine ungeheure Anziehungskraft aus. Die Geister, die seit Lodovico Dolce (gest. 1566) bis Fr. Hebbel mit dem Problem gerungen haben, das in dem Verhältnis dieser beiden Menschen liegt, sind eine Galerie bedeutender Persönlichkeiten aus der Geschichte des Dramas. Hans Sachs, Alexandre Hardy, Daniel Heinsius, Tirso de Molina, Voltaire, Fr. Rückert haben jeder eine Tragödie aus diesem Stoff geformt. Die Aufzählung ist nicht vollständig, auch wenn wir Lessings Fragment „Fatime" und Grillparzers Plan, „Die letzten Könige von Juda" zu schreiben, ergänzend hinzufügen.

Eine Einreihung von Calderons comedia in diese Dramenkette darf nicht, wie es Marcus Landau tut, durchaus ironisch abgetan werden. Mag das Urteil Ochoas, der „El mayor mónstruo los celos" unter die vier wertvollsten Dramen der spanischen Literatur zählt, noch so sehr von persönlichen oder nationalen Gründen diktiert sein, es gibt jedenfalls zu denken.

Auf eines, was nicht nur für Calderons Beurteilung wichtig ist, sei zunächst hingewiesen. Der Bericht des Flavius Josephus ist an sich schon ein fertig ausgearbeitetes Drama, und für die Szenenführung und Motivierung war der auf ihn zurückgreifende Dichter der Hauptarbeit überhoben. Was ihm blieb, war die Problematik des Stoffes, die sich um so stärker und origineller vordrängte, je weniger der betreffende Dramatiker auf das Technisch-Formale eingeschworen war.

Die sehr weit gehende Abweichung von der geschichtlichen Überlieferung, die Calderon mit seinen beiden Landsleuten Tirso de Molina und Cristóbal Lozano, die nach ihm denselben Stoff be-

Digitized by Google

arbeiteten, teilt, findet vielleicht darin ihre Erklärung, daß ihm ein Volksbuch vorlag von der Art der noch erhaltenen „Historia de Herodes". Zwingend ist eine solche Annahme nicht. Die Willkür, mit der Calderon, der unhistorischste aller großen Dramatiker, in einem ähnlichen Falle immer verfuhr, genügt hier als Voraussetzung.

Es kommt hinzu, daß der charakteristische Zug von Calderons Herodestragödie, die Herleitung der furchtbaren Tat aus dem „Schicksal", sich in keinem uns bekannten, als Vorlage in Betracht kommenden Werke nachweisen läßt. Darin steht unsere comedia allein.

Der Stoff reizte allerdings wie alles grauenhafte Geschehen dazu, übermenschliche Kräfte als mitwirkend einzuführen[1]).

Calderon läßt ihnen den breitesten Raum in seinem Drama und macht sie zur Hauptsache.

Die 1. jornada zerpflückt das Problem: Mensch und Schicksal in einer Dialektik, die in ihren ausgeklügelten Gedankengängen selbst bei Calderon ihresgleichen sucht. Die Beweisgründe sind uns schon alle aus „La vida es sueño" geläufig. Das Charakteristische ist hier die Art ihrer Verwendung, die Aneinanderreihung, die stärker als in den anderen Dramen wie ein fortlaufendes, wissenschaftliches Deduzieren wirkt und in ihren Ergebnissen für die ganze Skala der Einstellungsmöglichkeiten gegenüber unserem Problem die Formel findet.

Der Tetrarch beginnt, als er von Mariene über die Weissagung unterrichtet worden ist, mit einer unzweideutigen Ablehnung der Wahrsagekunst, die von der Wahrheit oft weiter entfernt bliebe, „que hay desde el cielo á la tierra". Die Sorge um das mögliche Eintreffen des Orakels sei schlimmer als dieses selbst in seiner restlosen Verwirklichung. Außerdem sei es unlogisch, inkonsequent, wenn man, wie es immer geschehe, nur den bösen Prophezeiungen Glauben schenke.

Als stärkstes Argument führt er folgendes ins Feld: Ist die Drohung des Unglücks falsch, so ist sie gegenstandslos; ist sie

1) Dolce bereits führt böse Träume und Ahnungen ein, und Hebbels Herodes sagt, als er die grauenhafte Wahrheit erfahren hat:

„ . . . . . und Jeder, welcher hier, wie ich,
Des tück'schen Schicksals blindes Werkzeug war."

Diese und ähnliche Beispiele sind nur ein Ausdruck der augenblicklichen Stimmung; weiter reicht ihre Bedeutung nicht.

Digitized by Google

wahr, so hat Mariene eher Grund zur Freude als zur Trauer. Denn während für die übrigen Menschen jeder Augenblick ihres Lebens gezählt sei, könne sie von nun an in vollkommener Ruhe leben. Es sei nämlich absurd anzunehmen, daß sein, des Tetrarchen. Dolch sie umbringen und ein Scheusal, von dem man keine Spur auftreiben könne, sie verderben solle. Im einzelnen führt er dabei u. a. aus:

„Ninguna vida hay segura
un instante, cuantos viven,
en su principio aperciben
tan contados los alientos,
que se cumplen por momentos
los números que reciben.
Yo en aqueste instante no
sé si mi cuenta cumplí,
ni si la ví ya; tu sí,
á quien el cielo guardó
para un mónstruo, luego yo
llorar debiera ignorante
mi fin, tú no, si este instante
á ser tan dichosa vienes,
que seguro el vivir tienes,
pues no está el mónstruo delante."

Der hier unterlaufene Denkfehler, der darin besteht, daß der angefochtene Satz zugleich als Beweisgrund eingesetzt wird, hat für uns die Bedeutung, erneut auf die fortwährende Verquickung gegensätzlicher fatalistischer Ansichten in Calderon hinzuweisen. Beachtenswert ist auch das prädeterministische Lebensgefühl, das in diesen Versen zu Worte kommt.

Der beabsichtigte Gesamteindruck läuft auf eine glatte Ablehnung der Astrologie hinaus. Es ist ein typischer Zug des unhistorischen Calderon, wenn er ausgerechnet von Herodes das „Schicksal" als „de los gentiles dios" verspotten läßt, und damit dem antiken Fatum einen Hieb versetzt. Mit einer nochmaligen Betonung, daß es nicht folgerichtig sei, nur an die bösen Vorhersagungen zu glauben, schließt die lange Rede des Tetrarchen.

Um allen Befürchtungen Marienes den letzten Halt zu nehmen, wirft er den Dolch ins Meer. Durch die negative Wirkung dieses Versuchs erhält das theoretische Gebäude seiner Beweisführung den ersten Stoß, der auch auf seine Ansichten vom „hado" nicht ohne Einfluß bleibt.

Als er zum zweiten Male mit Mariene zusammentrifft und

Digitized by Google

Philippus ihm das Mordwerkzeug wieder aushändigt, ist es in seinen Augen ein „fatal instrumento“. Sein Nichtglaube an die Macht der Sterne ist ins Wanken gekommen; er zweifelt.

„porque aunque bien yo no creo
los acasos prevenidos,
no los dudo, que no ignoro
que ese estrellado zafiro,
república de luceros,
vulgo de astros y de signos,
á quien le sabe leer,
es encuadernado libro,
donde están nuestros alientos
asentados por registro.
Y así, ni dudando bien,
ni bien creyendo, imagino
que debe el varón perfecto
á los sucesos previstos,
darlos al crédito en una
parte, y en otra al olvido,
aquí para no esperarlos,
y allí para prevenirlos;
pues señor de las estrellas,
por leyes de su albedrío,
previniéndose á los riesgos,
puede hacer virtud del vicio.
Yo, pues entre dos afectos
vacilante, y discursivo,
ni creyendo, ni dudando,
el puñal á tus pies rindo.“

Die Parallelen zu „La vida es sueño“ bieten sich auf Schritt und Tritt. Die letzten 8 Verse zielen auf den „vir sapiens“, der Basilio zu sein wähnte.

Dadurch, daß er den Dolch seiner Gattin in Verwahr gibt, glaubt Herodes dem „hado“ die Spitze abgebrochen zu haben, da Mariene nun selbst über ihr Leben zu entscheiden hätte:

„En tu mano está tu suerte,
vive tú sola á tu arbitrio;
pues si acercas el aliento,
podrás embotarle el filo.“

Deren Antwort aber belehrt ihn, daß er die falschen Mittel gewählt hat. Wie Sigismund seinem Vater, so wirft sie ihrem Gatten vor, er tue zur Verhütung des Unglücks gerade das, was dessen Herbeiführung beschleunige. Den Dolch ihr übergeben, sei gleichbedeutend mit dem Herantragen von Feuer an ein Gebäude, das

Digitized by Google

vor einer Feuersbrunst bewahrt bleiben soll. Der Dolch sei am besten in seinen Händen aufgehoben, da es ausgeschlossen sei, daß er, Herodes, sie töte, die er doch über alles liebe. Außerdem spreche die Prophezeiung nicht davon, daß der Tetrarch ihr Verderben sein werde, sondern der Dolch. Der Vierfürst geht auf den Vorschlag Marienes ein, obwohl ihre Gründe genau so viel und so wenig Beweiskraft haben wie die von ihm selbst vorgebrachten.

Er ist gleich Basilio ein gläubiger Zweifler. Wo der Glaube anfängt und der Zweifel aufhört, läßt sich kaum feststellen. Die mit den Worten:

„que el prevenirlo es cordura,
esperarlo, desatino."

gegebene praktische Verhaltungsmaßregel zieht auch keine scharfe Grenze. Das eine ist mit dem anderen gesetzt; das „prevenir" ist sinnlos und unmöglich, wenn nicht das „esperar", sei es auch nur im Unterbewußtsein und schwach entwickelt, voraufgegangen ist.

Was offenkundig aus der ersten jornada hervorgeht, ist die Absicht der beiden Gatten, in erster Linie des Herodes, dem „Schicksal" sich zu widersetzen.

Ihn treibt aber nicht die „cordura" des Basilio oder die „ambición" der Semiramis, die durch sich selbst eine gewisse Befriedigung gewährten. Seine Handlungsweise ist nur ein Ausfluß seiner Liebe zu Mariene. Das ist in seiner Verzerrung, der Eifersucht, der erste Gegenstand unserer comedia, neben dem sich die an den Dolch geknüpften fatalen Vorgänge erst als das Sekundäre entwickeln:

„ . . . tanto, que mil veces digo,
que el mayor mónstruo del mundo
que te amenaza á prodigios,
es mi amor, pues por quererte,
á tantas cosas aspiro,
que temo que él ha de ser
ruina tuya y blasón mío."

sagt der Tetrarch selbst; kurz darauf wird in den Versen:

„Este acero y este amor
son hoy tus dos enemigos";

der durch die ganze Handlung hindurchgehende Dualismus in Worte gefaßt.

In der 2. jornada ist durchaus die Eifersucht des Tetrarchen das die Handlung fortführende Element. Von dem „Schicksal"

Digitized by Google

wird wenig gesprochen. In die Erscheinung tritt es nur in der berühmten Szene, wo Herodes nach Octavian mit dem Dolche sticht und das herunterfallende Bild trifft. Dieser nach dem Effekt haschende Zug ist nicht Calderons Eigentum. Bei Salustio del Poyo und Tirso de Molina findet er sich in ganz ähnlicher Verwendung. Abgesehen von seinem nächsten und unmittelbaren Zweck, dem Fortschritt der Handlung eine bestimmte Wendung zu geben, ist er in unserer comedia gleichzeitig eine böse Vorbedeutung, in der das „Schicksal" die Katastrophe vor ihrem wirklichen Hereinbrechen symbolisch vor sich gehen läßt. Es ist echt calderonisch, diesem wunderbaren Begebnis gleichzeitig eine rein verstandesmäßige Deutung der Ursache beizufügen, die darin besteht, daß zu Beginn der jornada zwei Soldaten das Bild eilig aufhängen und dabei die Nägel nicht fest genug einklopfen[1]).

Abgesehen von diesem schicksalhaften Ereignis dreht sich die ganze jornada in natürlichem Verlauf um die Eifersucht des Vierfürsten als ihren Mittelpunkt. In langen Selbst- und Zwiegesprächen wird diese Leidenschaft nach allen Seiten hin beleuchtet und dem Zuhörer ihre Abscheulichkeit eindringlich vor Augen gestellt.

Für Mariene ist das in dem Orakel liegende Rätsel gelöst. Unter Ausschluß aller fatalen Einflüsse, die sie jetzt als erlogen abweisen zu müssen glaubt, entdeckt sie in dem „mayor mónstruo" die Verblendung ihres Gatten.

„Si del mundo el mayor mónstruo
me está amenazando en ese
encuadernado volumen,
mentira azul de las gentes,
y tú me matas, será
bien decirse de tí, que eres
el mayor mónstruo del mundo?"

Der Akzent liegt ausschließlich auf dem Charakter des Tetrarchen und den Wirkungen, die sich daraus ergeben.

Derselbe Geist beseelt die 3. jornada bis zur Katastrophe. Da auf einmal bringt sich das Fatum in einer Weise zur Geltung, die seine bisherige Vernachlässigung vollständig aufwiegt. Es wäre das Natürliche gewesen, den Tod der Mariene aus der Eifersucht des Herodes zu motivieren. Die Lösung drängte sich sogar mit einer

1) Die in den romantischen Romanen und Dramen bis zu Fr. Kinds „Freischütz" herunterfallenden Bilder wirken meist in einem anderen Sinne als bei Calderon. Sie sind das spukhafte Anzeichen für eine zur gleichen Zeit anderwärts geschehene unheilvolle Tat.

Digitized by Google

zwingenden Gewalt auf, und die Absichtlichkeit, mit der Calderon ihr entgegenarbeitete, um der „Schicksalstragödie" den ihr zukommenden Abschluß zu geben, ist offenkundig. Nicht der Tetrarch führt den Dolch, sondern der Dolch führt die Hand des Tetrarchen. Herodes, als Mensch mit dem „albedrío" begabt, und das tote Werkzeug haben die Rollen vertauscht.

Aber auch so klingt die comedia nicht rein fatalistisch aus[1]). Die durch das Auslöschen der Lichter eingetretene Dunkelheit rückt unser Drama zu sehr an die comedia de capa y capada heran und hat wohl vor allem Menéndez-Pelayos unten zitiertes Urteil hervorgerufen.

Was wir bei der Besprechung von „La vida es sueño" sagten, gilt auch von „El mayor mónstruo los celos". Der Titel geht nur auf die e i n e der beiden Handlungen des Dramas. Die andere, die man vielleicht „Der verhängnisvolle Dolch" benennen könnte, hat im wesentlichen im Eingang und im Schluß der comedia ihren Niederschlag erfahren. Die so entstehende Ähnlichkeit mit „La hija del aire" ist nicht zu verkennen. Zu weit geht Menéndez-Pelayo, der die Wirkungen des „Schicksals" in „El mayor mónstruo los celos" als sinnlose Einmengsel abtut und nur dem Charakter des Herodes Daseinsberechtigung zuerkennt. Der Fatalismus ist vor allem durch die Katastrophe zu stark betont, als daß man ihn als unwesentlichen, störenden Bestandteil ansprechen könnte. Er beansprucht in und neben dem Eifersuchtsdrama eine selbständige Bedeutung. Wenn man versuchen wollte, die mit dem fatalen Instrument verbundenen Ereignisse aus dem dramatischen Ganzen herauszulösen, so würde sich ein dürftiges, aber geschlossenes Gebilde ergeben, ein Drama im Drama. Schon die Weissagung bestand in ihrer Fassung aus zwei voneinander getrennten Teilen[2]). Der erste sprach von dem „mónstruo", der zweite, durch das „halló también" als etwas für sich Bestehendes daran angereiht, von dem

1) Man vergleiche damit den Ausgang von Lessings „Horoskop".

2) Sie lautete:

„Halló, en fin, que sería
trofeo injusto yo (que tiranía!)
de un mónstruo el más cruel, horrible y fuerte
del mundo: halló también que daría muerte
(que daño no se teme prevenido?)
ese puñal que ahora te has ceñido
á lo que más en este mundo amares."

Digitized by Google

„puñal", wodurch der Dualismus der späteren Handlung einen ihn ankündigenden Vorläufer fand.

Mit voller Absicht ist auch die unpersönliche Ausdrucksweise der Prophezeiung gewählt. Der Betreffende, der Mariene töten soll, wird nicht genannt; es wird nur von dem Dolch gesprochen, der ihrem Leben ein Ende setzen werde. Die Hand, die ihn führt — so soll der Leser und Zuschauer bei sich ergänzen — ist das „Schicksal"; dem entsprechen zum Schluß des Dramas die Worte des Tetrarchen:

„Yo no la he dado la muerte."

sondern

„El destino suyo" [1]).

Durch die daran anschließende Erklärung:

„Pues que muriendo á mis celos
que son sangrientos verdugos,
vino á morir á las manos
del mayor mónstruo del mundo."

wird zwar das „Schicksal" der Mariene in und durch die Eifersucht des Herodes erklärt und von dem nebenherlaufenden, an dem Dolch haftenden, eigentlichen „hado" nicht gesprochen. Der Grund ist wohl der, daß der Tetrarch der größeren Wirksamkeit wegen selbst das moralische Fazit seiner Tat ziehen soll; und dazu war dieser Weg der nächstliegende. Wenn damit gleichzeitig das immanente, mit dem Charakter gegebene „Schicksal" und das überpersönliche des puñal verbunden und in das Verhältnis von Ursache und Wirkung gerückt erscheinen könnte, so muß doch hervorgehoben werden, daß diese Einstellung nicht ganz zutrifft und vor allem nicht durchgängig auf die comedia anwendbar ist. Als Herodes sich des verhängnisvollen Werkzeuges dadurch zu entledigen suchte, daß er es ins Meer warf, war seine Liebe zu Mariene noch nicht durch die Regungen der Eifersucht entstellt und dem „hado" keine Veranlassung gegeben, sich strafend oder drohend zu zeigen. Ebenso wird vom Dichter selbst, wo auch immer der Dolch in die Hand-

1) Diese Worte sind formal und inhaltlich typisch für die Schicksalstragödie. Vgl. u. a.: „Da trug ich jenes törichte Schwert, das wider meinen Willen meine Mutter erschlug" in Tiecks „Berneck" und aus Grillparzers „Ahnfrau" Jaromirs gegen das Schicksal geschleuderte Anklage:

„Ich schlug den, der mich geschlagen,
Meinen Vater schlugest du."

Herzog Theodor von Gothland sagt in Grabbes gleichnamigem Drama:

„Ich war nur das Beil, das Schicksal war der Mörder!"

Digitized by Google

lung eingreift, keine Handhabe zu einer derartigen Auffassung gegeben. Es ist ein fatales Requisit, so gut wie irgend eines in den Schicksalsdramen der deutschen Romantiker. Wenn von Schack von diesen ausgehend sagt: „ . . . wie tief und geistvoll ist von unserem Dichter das Verhängnis aufgefaßt, so daß es eigentlich nur als eine Vorahnung der mit ängstlichem Blick in die Zukunft schauenden Seele erscheint!", so setzt er die von uns bestrittene gänzliche Verschmelzung des Schicksals- und Eifersuchtsdramas in „El mayor mónstruo los celos" voraus. Ob Calderon schließlich doch ein drittes Höheres als zwischen und über diesen beiden Handlungen stehend vorschwebte, bleibt eine offene Frage. Worauf es hier ankommt, ist die Tatsache, daß diese Absicht in der Darstellung nirgendwo zum klaren Durchbruch gelangt. „Schicksal" und Charakter wirken neben- und nacheinander. Was der Tod Marienes dem ersteren an Übergewicht zu verschaffen scheint, wird durch das Ende, das Herodes findet, wieder zugunsten des letzteren wettgemacht. Der Selbstmord ist als eigenmächtiger Eingriff des Menschen in göttliches Recht bei Calderon verpönt; und nun beschließt er eine Tragödie, in der das „Schicksal" so weit getrieben wird, daß es in Gestalt der toten Materie die Ohnmacht des menschlichen Wollens offenbart[1]). Es liegt darin eine gewisse, von Calderon nicht gewollte Ironie. Seine Absicht war es, durch den Selbstmord des Tetrarchen dessen Abscheulichkeit noch greller zu zeichnen. Daß sich damit ein in der Brust des Menschen gereiftes „Schicksal" unmittelbar neben dem von außen herangetragenen „hado" erhob, war eine von ihm nicht bezweckte Folge.

Als wir in die Besprechung der nun abgeschlossenen Dramenreihe eintraten, waren wir uns bewußt, daß der leitende Gesichtspunkt bei der getroffenen Auswahl wesentlich von äußerlichen Momenten bestimmt war. Die damit verbundene Willkür ließ sich nicht vermeiden, wenn wir überhaupt zu einem engeren Kreis von comedias gelangen wollten, der uns die Möglichkeit eines festen Standpunktes bei unserer Untersuchung bot. Würden wir jetzt

1) Der Dualismus in „El mayor mónstruo los celos" findet auch einen indirekten Beweis in den schwankenden Urteilen der Kritik, die nicht darin übereinstimmt, ob das Schicksal die wichtigste oder nur eine nebensächliche Bedeutung hat. So bezeichnet v. Schack die comedia als „echte Schicksalstragödie"; C. v. Reinhardstöttner in „Aufsätze und Abhandlungen", (Berlin 1887) sagt: „Wir begegnen hier einer Art von Schicksalstragödie, in welcher ein Dolch sozusagen die Hauptrolle spielt. Menéndez-Pelayos „fatalidad . . . mezclada" besagt Ähnliches.

Digitized by Google

die in der Einleitung gegebene Begriffsbestimmung der „Schicksalstragödie" zu erweitern suchen, dann hätte ein erstes Anrecht auf Berücksichtigung das vielgelobte und vielgeschmähte Drama „La devoción de la cruz", dessen historisch nachweisbare Beziehungen zur deutschen Schicksalsdramatik von keiner andern comedia Calderons übertroffen worden sind. Das größere Vorbild in vielen Dingen war Tirso de Molinas „El condenado por desconfiado". Wie hier, so geht auch in ihm die Idee ganz im Religiösen auf; das „Schicksal" erscheint dementsprechend als Prädeterminismus. Die restlose Identifizierung von „hado" und Gott rückt die comedia in ihrem Wesensgehalt von der Schicksalstragödie ab und verweist sie ganz in die Klasse der religiösen Dramen. Das Kreuz, ein dem fatalen Requisit entsprechendes Medium, stellt als gemeinsames formales Element die Annäherung wieder her. Seine Wirkung aber bedeutet nicht wie die des Dolches in „El mayor mónstruo los celos" Unheil, sondern Segen und ist darin die positive Ergänzung zum fatalen Requisit. Daß nicht ein bestimmtes Einzelding, sondern jedes Kreuzessymbol die segenvollen Kräfte in sich trägt, ist ein aus dem religiösen Stoff erklärlicher, unwesentlicher Unterschied vom „fatal instrumento" [1]).

Nachhaltige Wirkung auf die deutsche Literatur, besonders auf Grillparzer, übte die Geschwisterliebe Eusebios und Julias aus. Bei Calderon wurde das Interesse nicht von der wunderbaren Fügung, die in diesem Motiv lag, in Anspruch genommen. Das mit dem Vorgang an sich gesetzte schicksalhafte Erleben kommt gar nicht zur selbständigen Geltung, sondern wird der Idee des Dramas untergeordnet und dient dazu, sie heller erstrahlen zu lassen.

In „Las tres justicias en una" liegen die Dinge ähnlich. Das Primäre für Calderon ist nicht die bloße Darstellung eines unnatürlichen Verhältnisses zwischen Blutsverwandten, sei es moralischer Art zwischen Eltern und Kindern, oder sexueller Art zwischen Geschwistern; er entwickelt daraus dem Grundtriebe seines Wesens folgend die Idee. Dem Schicksal fällt dabei keine besondere Rolle zu. Es ist nur insoweit beteiligt, als es bei allem, was uns widerfährt, mitwirkt. Wer hier eine „Schicksalstragödie" herausliest, tut dies bestochen von verschiedenen deutschen Dramen dieser

1) Vgl. das Kreuzesmal auf der Brust Eusebios und Julias, das „señal divina y bella" genannt wird, mit dem „Kainszeichen" in Z. Werners „Der 24. Februar", der Sense auf dem linken Arme Kurts.

Digitized by Google

Gattung, in denen das nackte Begebnis in seiner furchtbaren Unerklärlichkeit zum „Schicksal“ wird. Wie der 81jährige Dichter auf dasselbe Motiv zurückgreift, um es in ruhigem Fluß, aller Sinnlichkeit beraubt, sich entwickeln zu lassen, ergab sich aus der Besprechung von „Hado y divisa de Leonido y Marfisa“.

In der Technik läßt sich „El purgatorio de San Patricio“ ganz wie eine „Schicksalstragödie“ an, kommt aber über den in dem Traum bestehenden Ansatz nicht hinaus. Der rein religiöse Inhalt des Dramas führt alles Geschehen auf Gott als die unmittelbare Ursache zurück.

Die Erscheinung, die in „Gustos y disgustos son no más que imaginación“ Maria von Aragonien im Schlafe hat, ist ein weiteres Beispiel für derartige Träume. Was an einzelnen vorbedeutenden Zügen in „La cisma de Inglaterra“ angehäuft ist, übertrifft bei weitem die entsprechenden mancher „Schicksalstragödie“. Der Sturz der beiden Enrique in „El príncipe constante“ bezw. in „El médico de su honra“ sind die symbolische Vorbedeutung eines tragischen Ausgangs.

Die in letzterer comedia an Phönix sich erfüllende Prophezeiung findet in „Los cabellos de Absalón“ und anderen Dramen ebensolche episodische Entsprechungen. Wir haben diese charakteristischen Mittel der calderonschen Technik bei unsern „Schicksalstragödien“ nicht jedesmal besonders angeführt; vorhanden waren sie immer. Sie stellen zusammen mit den fatalistischen Episoden ein einigendes Band her zwischen den „Schicksalstragödien“ und den übrigen comedias Calderons[1]).

Ein Umstand aber scheint sich dieser Annäherung zu widersetzen, der „acaso“, der Zufall, der in den außerordentlich zahlreichen comedias de capa y espada den Ausschlag gibt und auch häufig auf die „Schicksalstragödien“ übergreift. Er ist eines von den Prinzipien, die mit unbedingter Sicherheit über dem irdischen Geschehen thronen und auf seinen Verlauf großen Einfluß haben. Wie verträgt er sich mit dem „hado“?

Die deutschen Romantiker lösten für ihre Dichtungen diese Frage auf die einfachste Weise. Für sie war nach Fr. Schlegel

1) Auch zum fatalen Requisit findet sich an vielen Stellen eine gewisse Vorstufe. Nicht nur prophezeit häufig ein entblößtes Schwert oder ein gezückter Dolch einen zukünftigen Mord; in „El médico de su honra“ hilft der Dolch dem Don Gutierre zunächst, den Schänder seiner „Ehre“ entdecken, wird dann aber auch durch das öftere Hineinspielen in die Handlung mit einem geheimnisvollen Etwas umgeben.

Digitized by Google

der „Zufall aus Schicksal hergeleitet". Noch klarer wird der Sachverhalt von Aug. Wilh. Schlegel dargestellt, für den der Zufall der „empirische Begriff" des Schicksals ist[1]). Diese Definition könnte aus Calderon gewonnen sein. Zwar liegt bei dem spanischen Dichter das Verhältnis nicht so klar zutage. Daß zum mindesten verschiedene Grade der Zufälligkeit anzunehmen sind, geht aus „Eco y Narciso" hervor, wo es heißt: „No desa manera sientas un acaso sucedido tan acaso." („Einen Zufall, der so sehr nur ein Zufall ist, empfinde nicht so sehr.") Ganz im Sinne Schlegels sind die Worte aus „Gustos y disgustos son no más que imaginación": „Porque la grandeza de los acasos se mide del hado en la contingencia." („Sein tückisch Walten uns zu offenbaren, bedient das Schicksal gerne sich des Zufalls") oder die gleichlautenden aus: „En esta vida todo es verdad y todo mentira": „Estudio es de los cielos el acaso." (Der Himmel hat im Zufall dich gesegnet.")

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dieser Zusammenhang Calderon nicht immer gegenwärtig war, wenn er den „acaso" in die Handlung verflocht. Aber letzten Endes mußten dem christlichen, an die göttliche Vorsehung glaubenden Dichter von selbst beide Begriffe zusammenfallen. Wenn trotzdem ein Unterschied gemacht wird, so liegt das unterscheidende Merkmal in der subjektiven Einstellung der handelnden Personen gegenüber dem Glück oder Unglück, das ihnen zuteil wird. In der comedia de capa y espada, die nur auf die Unterhaltung der Zuschauer angelegt war, wurde das, was geschah, in seiner schlichten irdischen Erscheinungsweise hingenommen. Eine spekulative Ausbeutung der darin ruhenden Möglichkeiten erübrigte sich; denn das Spiel der Verwicklungen war nur auf die Wirkung des Augenblicks berechnet. Aber auch hier übt Calderon in der Wahl des Ausdrucks keine starre Beschränkung auf den „acaso"; was der „Zufall" verursacht hat, das wird einige Verse später dem „hado" zur Last gelegt.

Auch die übrigen comedias, die das Pathos oder seltener die Tragik der Situation hervorkehren, kommen nicht ohne „acaso" aus, der häufig die Haupthandlung fortführen muß. Sogar die „Schicksalstragödien" machen hier keine Ausnahme. Die erste Begegnung von Ninus und Semiramis wird vom „Zufall" herbeigeführt; zufällig ist die ganze Reihe der Anzeichen, durch die Ulixes in „El

1) Auch Schiller sagt in „Wallensteins Tod": „Es gibt keinen Zufall!" Z. Werners Erzbischof in „Die Weihe der Kraft" spricht vom Zufall als einem „Fremdwort".

Digitized by Google

mónstruo de los jardines" auf die Spur des Achilles kommt und so zur Erfüllung der Weissagung beiträgt. Hier ist der „acaso" offensichtlich das ausführende Werkzeug des Schicksals, und die oben gegebenen Zitate können nur diese Tatsache bestätigen[1]). So gibt es in Calderons comedias keine scharfe Grenze für den Geltungsbereich des „Schicksals" und des „Zufalls". Nur annäherungsweise ließe sich hier sagen, daß aus dem in die bürgerliche Sphäre versetzten „hado" der „acaso" entsteht.

Die außerhalb unseres Begriffs „Schicksalstragödie" fallenden comedias Calderons fügen, soweit in ihnen ein irgendwie zur Geltung kommender Fatalismus anzutreffen ist, den bisher aufgezeigten Gesichtspunkten keinen neuen hinzu. Wie bei der verhältnismäßig geringen Zahl der calderonschen Grundideen zu erwarten war, wurde durch die gesteckten Grenzen alles Wesentliche, soweit es mit dem Fatalismus zusammenhing, einbezogen, sodaß nichts dagegen spricht, aus den genannten comedias das Gesetz der dramatischen Gestaltung der Schicksalsidee durch Calderon abzuleiten.

Das unerreichte Vorbild für die Technik der Schicksalstragödie ist der „Ödipus" des Sophokles, dessen analytische Form das natürliche Mittel ist, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich aus den meist um viele Jahre zurückliegenden dramatischen Voraussetzungen ergeben. Calderon wählt einen anderen Ausweg. Er gibt in langen Ausführungen durch den Mund einer dramatischen Person die Vorgeschichte. (Basilio vor seinem Hofstaate; die Väter der Clymene, Irene, Rosarda, die Mütter des Narzissus und Achilles u. s. w.) Für die spanische comedia bedeutete dies eine Neuerung. Wozu sich bei Vorgängern und Zeitgenossen Ansätze fanden, das wurde bei Calderon zu einer feststehenden Gewohnheit. Besondere schicksalsdramatische Erwägungen waren dabei nicht maßgebend. Fast jede andere comedia kann hier als Beleg dienen.

In „El mayor mónstruo los celos", wo der Fatalismus eine äußerste Stufe erreicht, wird uns die Entwicklung sozusagen ab ovo vorgeführt. Das erste Zwiegespräch zwischen Herodes und Mariene bringt uns an Enthüllungen über die Vorgeschichte lediglich die Weissagung; alles andere vollzieht sich vor unseren Blicken.

Ebensowenig unterscheiden sich die „Schicksalstragödien" von der calderonschen comedia durch andere technische Einzelheiten.

1) Z. Werner nennt den Zufall an einer Stelle „Des Schicksals gift'gen Dolch", was sich mit Calderons „instrumento del hado" deckt.

Digitized by Google

Nebenhandlungen, die oft in gar keiner oder nur sehr lockerer Verbindung mit der Schicksalsidee standen, waren durchweg anzutreffen. Eine in sich geschlossene „Schicksalstragödie", in der sich alle Szenen nur um den Fatalismus als den einzigen Inhalt gruppieren, gibt es bei Calderon nicht. Ein besonderes Prinzip dramatischer Technik hat er für seine „Schicksalstragödien" nicht in Anwendung gebracht. Für die außer dem Herodesdrama zwischen diesen allen bestehende Ähnlichkeit waren nicht formale Gründe bestimmend, sondern seine Manier, durch die jeder Stoff nach einigen wenigen Vorbildern seine Gestalt und damit ganz von selbst eine gleichartige technische Behandlung erhielt.

Der Umstand allein, daß eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste der fraglichen comedias hier andere Wege geht, dürfte den Mangel eines eigenen formalen Stilprinzips deutlich machen.

Eine zweite Frage ist die nach dem Gehalt, der die Gesamtheit der calderonschen „Schicksalstragödien" erfüllt. Es ist nicht immer dasselbe, was sich in diesen comedias hinter dem „hado" verbirgt. Bald ist es die Gottheit, ohne deren Zutun nichts geschieht, die Vorsehung, bald die zürnende Gottheit, die eine begangene Freveltat an den Nachkommen straft, das Fluchschicksal (bei Calderon noch nicht zur vollen Entfaltung gebracht, sondern in den Anfängen steckengeblieben), bald eine nicht näher bestimmte furchtbare Macht, die in unser Leben eingreift. Dabei beschränkt sich der Charakter des jeweiligen „hado" nicht nur auf eine einzelne dieser Eigenschaften, sondern sie fließen häufig ineinander über. Ein Ton aber klingt in unendlich vielen Variationen jedesmal mit:

„que son diligencias vanas
del hombre, cuantas dispone
contra mayor fuerza y causa[1])."

oder wie es noch deutlicher in den oben angeführten Versen aus „Apolo y Climene" heißt: „Cuán en vano solicita etc.[2]).

Die normative Wendung findet sich in: „El secreto á voces" und lautet: „Obedecer al hado victoria alcanza." (Vollziehn des Schicksals Willen, heißt ihm den Sieg entreißen.")

Man hat hierin häufig den Berührungspunkt Calderons mit der Antike gesehen, und es ist kein Zufall, daß Schiller, der von

1) S. „La vida es sueño" 3. jorn. v. 914 bis 916.
2) S. p. 26.

Digitized by Google

dem antiken Fatum, so wie er es verstand, ausging, eine ähnliche Formulierung fand. Seine aus der „Braut von Messina“ bekannten Worte:

„Niemand entgeht dem verhängten Geschick,
Denn wenn er glaubt, es klügelnd zu wenden,
Muß er es selber erbauend vollenden.“

könnten als Leitmotiv über Calderons „Schicksalstragödien“ stehen. Wenn man allerdings den Nachdruck nur auf den ersten Vers legt und die absolute Unentrinnbarkeit in den Vordergrund stellt, dann sprechen manche Gründe gegen eine solche Auffassung. Das Fatum zeigt sich auch milde und versöhnlich, und der katastrophale Ausgang unterbleibt mitunter. Eine solche Lösung ist aber nur möglich, wenn sich der Mensch der templanza und humildad befleißigt. Entscheidend ist also die Verwurzelung im Ethischen; der Hochmut, die ambición und soberbia werden immer bestraft. Das ist der rote Faden, der sich durch alle „Schicksalsdramen“ des spanischen Dichters bald stärker, bald schwächer sichtbar hindurchzieht[1]). Um ihn herum lagern sich die anderen Wesensbestandteile des „hado“, so u. a. der christlich-providentielle Charakter und der in der „inclinación“ auch sprachlich zum Ausdruck kommende Prädestinationsglaube der Zeit. Aus ihm heraus sind Sigismund, Clymene, Narzissus, und wie sie alle heißen, zu verstehen, deren erstes Verbrechen ihre Geburt war. Auf sie paßt das Wort: „Todo con su estrella nace, todo con su inclinación“ aus „La Sibila del Oriente“ ebenso wie Boccaccios: „Sua Fortuna ha ciascun dal dì che nasce“, dessen typische Geltung in der Einleitung hervorgehoben wurde. Derselbe Geist des Kampfes um den Prädeterminismus spricht aus den regelmäßig wiederkehrenden Erörterungen über den „albedrío“; mit allem Nachdruck wird sein Dasein behauptet. Aber der positiven Theorie gegenüber besteht die praktische Betätigung des freien Willens hauptsächlich in der Abwehr der Sünde, in der Bekämpfung der soberbia. Mariano Catalina gibt den Grund an, der Calderons Stellungnahme zu der Frage der freien Willensentscheidung bestimmte. Er sagt: „No podía Calderon olvidarse de que el libre albedrío es materia esencial del dogma católico.“

1) Wo die Schicksalshandlung nicht mit der ganzen comedia zu einem einheitlichen Organismus verwachsen ist, sondern in einer mehr oder weniger konventionellen Art und Weise zu ihr in Beziehung gebracht wird, erstreckt sich natürlich dieser Gedanke in seinem spezifisch fatalistischen Sinne nicht auf die führende dramatische Idee. Er erlebt dann häufig nur ein einmaliges Aufleuchten.

Digitized by Google

Dieser Dichter nun, dem es eine Vermessenheit dünkt, in die Geheimnisse der Gottheit einzudringen, und der die Demut, auch die des Geistes predigt, versucht in einem seltsamen Gegensatz dazu, mit der Kraft der ratio das Unaussprechliche zu erklären: „... ihm ist das Dasein kein düsteres Rätsel mehr" sagt Aug. Wilh. Schlegel. Die Gottheit lenkt alle irdischen Dinge; der vernunftbegabte Mensch weiß sie zu deuten; neben dem schicksalhaften Vorgang läuft die verstandesmäßige Erfassung, die oft soweit führt, daß der fatalistische Apparat überflüssig wird und das „Schicksal" wenigstens in diesem Augenblick als Fiktion erscheint.

Calderons „Schicksalstragödien" spielen in den Szenen, wo der Fatalismus wirkt, fast durchweg bei Tage[1]). Die Schlußszene von „El mayor mónstruo los celos" macht eine Ausnahme. Doch ist auch hier, wie unten an der betreffenden Stelle gezeigt wurde, das in furchtbarer Wirklichkeit hereinbrechende Fatum nicht der alleinige Grund zu der nächtlichen Umhüllung jenes Auftritts. Immerhin zeigt auch darin jenes Drama seine nahe Verwandtschaft mit der Schicksalstragödie der deutschen Romantik, in der nach einem Worte Tiecks „das Gespenstische an die Stelle des Geistigen" tritt[2]). Wenn die antike Schicksalstragödie durch die zermalmende Wucht des Leidens und die deutsch-romantische durch die gespensterhafte Stimmung wirkt, so ist bei dem spanischen Dramatiker das entsprechende Merkmal die Geistigkeit, die Herrschaft des Gedankens.

Für die dichterische Persönlichkeit Calderons bedeutet die Reihe der „Schicksalstragödien" formal und gehaltlich nichts absolut Neues; sie sind nur verschieden starke Potenzierungen vorhandener Kräfte. Eine eindeutig bestimmte, in sich nach einheitlichen Gesichtspunkten geschlossene Dramengattung, die von den übrigen comedias durch eine breite Kluft getrennt wäre, ist daraus nicht entstanden.

1) Wo die ratio bei Calderon das Wort führt, drängt sich die Erinnerung an George Lillos „The fatal curiosity" in manchen Dingen auf.

2) Für die spanische comedia sprechen hier auch noch bühnentechnische Erwägungen mit. Die Einrichtung der gewöhnlichen Theater (corrales) und die bei Tage stattfindenden Vorstellungen ermöglichten gar nicht eine von allen Schauern des Grauens umwehte Gespensterstimmung. Die Bühne von Buen Retiro, die in ihrem Aussehen und ihren Inszenierungskünsten dem modernen Theater sehr nahe stand, hätte dazu allerdings die Möglichkeit geboten.

Digitized by Google

Von der innigsten gegenseitigen Durchdringung der Schicksalshandlung mit der Traumidee in „La vida es sueño“ bis zu der geistlosen, in bloßer Reminiszenz an dieses Drama entworfenen Eingangsszene in „Los tres afectos de amor“ ist die Zahl der Abstufungen dieses Verhältnisses so groß wie die der betreffenden comedias. „La hija del aire“ und „El mayor mónstruo los celos“ sind zwei äußerste Grenzfälle, von denen der eine an das Schicksal Shakespeares, der andere an das der Müllner und Houwald heranreicht, wobei sich aber das spezifisch calderonsche Element nie verleugnet. Zeitlich und kulturgeschichtlich der deutschen Romantik nähergerückt als dem in grauer Ferne liegenden, wenig gekannten Drama der Alten, ist Calderon auch in seiner geistigen Verwandtschaft mit der ihn maßlos vergötternden deutschen Bewegung des 19. Jahrhunderts ungleich stärker verbunden als mit der Antike. Wie die Beeinflussung in den Einzelheiten vor sich ging, ist noch nicht aufgehellt. Wendriner sagt darüber: „Mit dem „Wilhelm Meister“ fast gleichzeitig tritt Calderon vor die Blicke der Romantiker. Es ist unmöglich festzustellen, was sie Shakespeare, Calderon oder Goethe in dieser Hinsicht verdanken. Nur eine Gesamtuntersuchung kann hier fördern.“

Digitized by Google

Sprach- und Literarkritik bei Antoine Arnauld.

Von

Irene von Kunow.

Einleitung.

Antoine Arnauld (1612—94), den seine Zeitgenossen mit dem seltenen Beinamen le Grand ehrten, hat sich einen fast universalen Ruhm durch seine hervorragende Führerrolle in der Jansenistenpartei, durch eine Fülle von tiefgründigen theologischen Schriften, durch seine bedeutsame Anteilnahme am Geistesleben seiner Zeit überhaupt erworben. Ein Chor von Zeugen ließe sich für Boileau's Urteil anführen: le plus savant mortel qui jamais ait écrit[1]). Es ist bekannt, daß er seine „goldene Feder" nicht nur in seinem eigentlichen Element, der Theologie, geführt hat, sondern sich auch mit Eifer und Erfolg auf anderen Gebieten schriftstellerisch betätigt hat. Mit den enthusiastischen Worten: „Génie vaste, profond théologien, philosophe aussi chrétien qu'éclairé, sublime métaphysicien, géomètre même et homme de lettres, il avait réuni tous les talents et les a possedés tous dans un degré distingué" leiten die Herausgeber des Gesamtwerkes Arnauld's[2]) ihr Unternehmen ein. Auf Grund dieser Vielseitigkeit ist er für die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft von Interesse.

Über seine Bedeutung als Philosoph und Logiker, als philosophischer Grammatiker, als Pädagoge belehrt jede Geschichte der einschlägigen Disziplinen. Seine philosophischen Werke sind von Jules Simon 1843 neu herausgegeben. Seine mathematischen Schriften sind neuerdings von Karl Bopp in einer Monographie gewürdigt worden[3]). Die Literaturgeschichte hat den geringsten Anteil an ihm und mit der weiteren Einschränkung, daß die in das literarische Gebiet hineinreichenden Schriften Arnauld's nur inhaltlich interessieren können, formal haben sie wie sein Gesamtwerk dem Literarhistoriker nichts zu sagen. Diese Tatsache wird erschöpfend erklärt durch den Hinweis auf Arnauld's absolut unpersönliche und monotone Schreibweise, er war kein Schriftsteller im eigentlichen

1) In Epitaphe de M. Arnauld.

2) Oeuvres de Messire Antoine Arnauld, Docteur de la maison et Société de Sorbonne. Paris-Lausanne 1774—81.

3) Ant. Arnauld der Grosse als Mathematiker, in Abhandl. z. Gesch. d. math. Wissenschaften, 14. Heft. 1902.

Digitized by Google

Sinne des Wortes, kein Stilist. Seine Schriften zeichnen sich durch Logik und Korrektheit, durch Klarheit in Aufbau und Sprache aus; es fehlt die gefällige Form, der lebendige Ausdruck, Bilder drängen sich nur selten unter seine Feder und wenn einmal ein glücklich geformter Gedanke den Leser erfreut, so ist er sicher in Arnauld's zitatenreichen Schriften fremdes Gut[1]). Dem Inhalt nach interessieren seine literarischen Schriften auch jetzt noch, insofern als sie Geistesströmungen des 17. Jahrhunderts widerspiegeln, von denen der Theologe erfaßt wurde.

Von Arnauld, dem homme de lettres, sollen die folgenden Seiten berichten; es soll zu zeigen versucht werden, aus welchem Anlaß er seinen Scharfsinn an sprachkritischen, literarischen, rhetorischen Fragen übte und welche Ansichten er hierbei entwickelte. Dabei ist mit Absicht und hoffentlich mit Berechtigung Arnauld's sprachkritischem Beitrag der erste und größte Platz angewiesen.

Im gleichen Maße, wie das 17. Jahrhundert von der Sorge um Herausbildung und Pflege klassischer Sprache und Stils erfüllt war, hat sich auch das Interesse der historischen Forschung seinen philologischen Produkten zugewandt. Leben, Quellen, Werke und Einflüsse der führenden Geister in der Sprachbewegung liegen aufgeschlossen bis ins Kleinste liebevoll erforscht vor. Es kann sich jetzt nur noch darum handeln, Dokumente sekundärer Bedeutung heranzuziehen, in dem bekannten Bild eine Linie zu vertiefen. Ein solches liegt in einer Arnauld'schen Schrift vor, welche aus dem Kampf um jansenistische Bibelübersetzung hervorgegangen war. Da auf die Bedeutung dieses Kampfes für die Sprachentwicklung von modernen Sprachhistorikern aufmerksam gemacht[2]), die erwähnte Schrift aber wenig beachtet worden ist, schien eine ausführliche kommentarartige Untersuchung derselben geboten. Die im einzelnen mehr oder minder bekannten literarischen Urteile und Anschauungen Arnauld's sind dagegen nur zu einer gedrängten Übersicht vereinigt und seine Schrift über Kanzelberedsamkeit ist mehr als ein Beitrag zur Kenntnis seines Wesens als zur Rhetorik überhaupt gewertet worden. In andern Schriften eingestreute grammatikalische oder literarische Bemerkungen sind gelegentlich erwähnt worden, ohne daß auf eine vollständige Sammlung derartiger Elemente in Arnauld's Werk Anspruch erhoben werden könnte.

---

1) Vgl. Sainte-Beuve, Port-Royal II, 171.

2) Brunot, Histoire de la langue française, V, 30. — Rosset: Le père Bouhours . . ., S: 65.

Digitized by Google

1. Arnauld's Beitrag zur Sprachkritik.

I.

Die Streitigkeiten zwischen Jansenisten und Jesuiten, die in Frankreich die beiden letzten Drittel des 17. Jahrhunderts unablässig erfüllten, sind bekanntlich nicht auf das theologische Gebiet beschränkt geblieben, sondern haben sich auch in der Literatur- und Sprachgeschichte niedergeschlagen und auf die Sprachentwicklung fördernd eingewirkt.

Die Jansenisten strebten danach die katholische Kirchenlehre zu reinigen, die christliche Moral zu vertiefen, den religiösen Glauben durch Verbreitung der heiligen Schrift in der Volkssprache zu kräftigen. Diesen hohen Zielen ordneten sie alle anderen Interessen unter; im Gegensatz zu den puristisch interessierten Jesuiten schenkten sie der französischen Sprache nur eine sekundäre Beachtung; sofern sie sich ihrer als Mittel zur Erreichung ihrer Ziele bedienten haben sie ihr dennoch gute Dienste geleistet.

Indem sie den Kampf um Lehre und Sittlichkeit vor dem Forum der gebildeten Laienwelt ausfochten, erhoben sie, unter Beiseitelassen des traditionellen Latein, die französische Sprache zum fähigen Instrument theologischer Kontroverse. Man denke an den aufsehenerregenden Erfolg der Fréquente Communion im Jahre 1643. Zu einer Zeit, da die jesuitische Schriftstellerei noch sehr im Argen lag, trug Arnauld zum erstenmal theologische Lehren in klarer, geschlossener, allgemein faßlicher Darstellung vor und vollbrachte damit für den Jansenismus eine aufklärerische Tat, die der Veröffentlichung von Calvin's Institution für den Protestantismus vergleichbar ist. Man denke ferner an die unerreichbaren stilistischen Vorzüge der Lettres Provinciales, welche die theologische Polemik dem weltmännischen Geschmack anpaßten.

Die Jansenisten haben sich auch durch ihre Übersetzungen um die Sprache verdient gemacht. Ihr Bestreben, Erbauungsschriften, Gebetsbücher und schließlich die Bibel in ein gutes, flüssiges, modernes Franszösisch zu übertragen, zwang sie, sich auf alle in der Sprache liegenden Hilfsmittel zu besinnen, ungewohnte Ausdrücke einzubürgern, vergessene wieder zu beleben, sie in jeder Weise aus ihrem Bestande heraus zu bereichern, um sie ihrer Aufgabe gewachsen zu zeigen. Die Schwierigkeit, die heilige Schrift dem höfischen Geschmack des siècle Louis XIV. anzupassen, macht es begreiflich, daß die Übersetzer, wenn auch reichen, so doch nicht ungeteilten Beifall fanden. Der Stil, den die Jansenisten

Digitized by Google

im Gegensatz zu den holperigen Übersetzungen der Vergangenheit — wie man sehen wird, nicht ohne Bedenken — gewählt hatten, weil er ihnen für die Verbreitung von Erbauungsschriften am geeignetsten erschien, traf bei Theologen auf Widerspruch. Bossuet fand hierin trop d'industrie de paroles, un tour trop recherché, une affectation de politesse et d'agrément que le Saint-Esprit avait dédaignée dans l'original[1]). Richard Simon urteilte ähnlich[2]) und vollends die Jesuiten: Ils s'en prenaient à une certaine politesse de langage qu'ils leur ont reprochée longtemps comme une affectation contraire à l'austérité des vérités chrétiennes[3]). Wenn einige den eleganten Stil im allgemeinen, die Wahl moderner gesuchter Ausdrücke rügten[4]), so stießen sich andere an Barbarismen[5]). Jedenfalls boten die Jansenisten durch ihre Übersetzungsarbeit den Stilisten und Grammatikern unter ihren Feinden einen willkommenen Anlaß, sie zum Nutzen der Sprache auf literarischem Gebiet nicht minder heftig zu bekämpfen als auf theologischem. Aber die Ursache der jesuitischen Kritik lag nicht allein in diesen Übersetzungen, die von allen jans. Schriften als einzige nicht in Vergessenheit geraten sind; die gesamte, reiche literarische Produktion von Port-Royal bot Anlaß zur Kritik.

Um die Sicherung ihrer Erfolge, die sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vor bescheideneren Ansprüchen errungen, hatten sich die Jansenisten in der Folge nicht bemüht[6]); sie waren und blieben in ihren Schriften die strengen, weltabgewandten Theologen, denen die Freude an der äußeren Form sündhaft erschien, Wie den Späteren St. Cyran in jeder Beziehung als Vorbild und Richtschnur galt, so war ihnen auch seine hoheitsvolle Gleichgültigkeit gegen subtile, linguistische Erwägungen eigen. Man

1) Zit. b. Ste.-B. P.-R., II. S. 357.

2) Rich. Simon, Histoire critique des Versions du nouveau Testament. 1690, S. 391. 404.

3) Racine, Oeuvres IV. S. 440.

4) Vgl, darüber Lettre d'un docteur en théologie zit. b. Brunot in Petit de Julleville V. S. 807.

5) Vgl. Annat: Remarques sur la conduite qu'ont tenue les Jansénistes en l'impression du nouv. Test. imprimé à Mons. 1668. Leur traduction, à ce que disent ceux qui ont voulu prendre la peine de la cribler au crible de l'Académie est aussi bien censurable pour les défauts du langage que pour ses infidélitz, tant ou y trouve de pailles de gravier et de semblables ordures qui empeschent la pureté dont ils se vantent. Zit. b. Brunot in Pet. d. J. V. 807.

6) Vgl. auch darüber St. Réal: De la Critique Oeuvres III. S. 346 ff.

Digitized by Google

kennt sein naives Bekenntnis, in einem Briefe an d'Andilly: je ne sais qui est ce Mr. de Vaugelas qui vous a écrit[1]). Lancelot berichtet[2]), daß er das Vergnügen an langwierigen Sprachtifteleien verachtete und das Wortewägen, welches die geistliche Inspiration zu hemmen droht, den Herren von der Akademie zuwies; die Theologen sollten sich an einem schlichten, sachlichen, durch nichts vom Gegenstand ablenkenden Stil genügen lassen. Die jans. Schriftsteller haben diese Lehren beherzigt, ihr inwärts gerichteter Sinn erstrebte nur eine moralische, keine ästhetische Wirkung; man spricht von ihrem style mortifié[3]). Im Vertrauen auf ihre gute Sache überließen sie puristische Sorgfalt den Jesuiten zur Aufbesserung ihrer weniger gehaltvollen Schriften. Daß die Pflege des Stils ihnen als Anmaßung, fast als Verletzung des heiligen Gegenstandes, der ihre Schriften erfüllte, erschien, zeigen am besten die Bedenken Sacy's anläßlich seiner Übersetzungsarbeit: er zweifelte daran, ob er dem Wehen des heiligen Geistes gelauscht habe in seinem Bemühen, die gottgewollte biblisch-mystische Unklarheit zum Nutzen aller in das helle, nüchterne Licht moderner Ausdrucksweise zu tauchen[4]).

Diese prinzipielle Gleichgültigkeit gegen die Pflege des Stils, die konsequente Unterwerfung der Form unter den Inhalt, der Wunsch, nur der Wahrheit zu dienen, wirklich durch Logik zu überzeugen, nicht durch Eleganz zu verführen, gab allen jans. Schriften ihr eigentümliches Gepräge. Ihre Vorzüge lagen in der Klarheit, Sachlichkeit und Würde des Ausdrucks, in dem grammatikalisch korrekten Satzbau, der strengen Logik ihrer Beweisführung; sie halfen aber nicht hinweg über eine gewisse Nüchternheit, eine nachlässige Breite, über den gänzlichen Mangel affektiver Elemente, die dem Stil Wärme und Anmut verleihen und in ihren erbaulichen Schriften

1) Zit. b. Ste. B. P.-R. II. S. 49.

2) Das. II. S. 85.

3) G. Lanson, L'art de la prose. S. 71.

4) N'ai-je donc pas sujet de craindre que ce ne soit résister aux desseins du Saint-Esprit que de donner, comme j'ai tâché de faire une version claire et peut-être assez exacte par rapport à la pureté du langage? Je sais bien que je n'ai affecté ni les agréments, ni les curiosités qu'on aime dans le monde et qu'on pourrait rechercher dans l'Académie française. Dieu m'est témoin combien ces ajustements m'ont toujours été en horreur; mais je ne puis me dissimuler à moi-même que j'ai tâché de rendre le langage de L'Ecriture clair, pur et conforme aux règles de la grammaire; et qui peut m'assurer que ce ne soit pas là une méthode différente de celle qu'il a plu au Saint-Esprit de choisir? Zit. b. Ste. B. P.-R. II. S. 84. 85.

Digitized by Google

z. B. am Platze gewesen wären. Schon um die Mitte des Jahrhunderts tadelte der Jesuit Vavassor[1]) die ewig wiederkehrenden, ermüdenden Argumente, die übermäßige Länge ihrer Perioden. Farblos und einförmig, durch keine bildhafte Ausdrucksweise, durch keinen Geistesblitz unterbrochen, wickelt sich die Kette ihrer Ideen ab. Ein Blick auf die erste beste Schrift von Arn. bestätigt Lob und Tadel dieses Urteils. Es kam hinzu, daß die Einsiedler von P.-R. in ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit oder in der Verbannung an der emsigen Spracharbeit, die sich in der Welt, in den Salons vollzog, nicht Anteil nehmen konnten. Ihre lexikalischen Besonderheiten, ihre geschmacklose Emphase und ihr veralteter Stil verrieten, daß sie über den bel usage und das sich herausbildende klassische Stilideal nicht unterrichtet waren. So hielten sie z. B. an ihren langen, schleppenden, mit einem großen Aufwand von sub- und koordinierenden Konjunktionen aufgebauten Perioden fest zu einer Zeit, wo der Geschmack sich bereits der kurzen, klaren, beweglichen Satzform zugewendet hatte[2]).

Der Sprachkult des 17. Jahrhunderts hatte dagegen im Jesuitenorden ein Asyl gefunden. Grammatiker wie Chifflet, Bouhours, Lexikographen wie Pomey, Danet waren aus ihm hervorgegangen. Es läßt sich denken, daß die jans. Schriften den sprachgeschulten Patres auch formal ein Dorn im Auge wurden. Sie hielten den literarischen Ruf, den die Jansenisten seit Pascal mehr denn je genossen, für unbegründet und suchten ihn zu vernichten Der Hauptstratege in diesen literarischen Kämpfen war Bouhours, der, auf Vaugelas' Bahnen wandelnd, der Vaugelas seiner Zeit wurde und in sprachlichen Fragen eine fast noch größere Autorität erreichte. Ihm, dem unsicheren Dogmatiker, aber sicheren Stilkritiker kam die Veränderung des Kampfplatzes sehr gelegen. Er nahm sich die jans. Übersetzungen im einzelnen vor, unterwarf sie einer mikroskopischen Untersuchung und wies ihren Urhebern Satz für Satz, Vers für Vers ungezählte Verstöße gegen Reinheit und Korrektheit von Sprache und Stil nach. Dies gereichte der Sprache zum größten Vorteil. Im Laufe der kritischen Arbeit und der anschließenden Diskussionen wurde Wert und Sinn vieler Ausdrücke

1) Vgl. Ste. B. P.-R. III. S. 49 ff.

2) Jedermann weiß, daß dieses generelle Urteil über die literarische Befähigung der Jansenisten sich nicht auf Pascal erstreckt. Er teilte die Vorzüge ihres Stils, ohne mit dessen Mängeln behaftet zu sein. Seinem Genie war es gegeben, die schlichte Wahrhaftigkeit eines echten Jansenisten mit rhetorischem Feinsinn zu vereinen und so seiner religiösen wie ästhetischen Mission gerecht zu werden.

Digitized by Google

genau festgelegt, wurden syntaktische und stilistische Feinheiten herausgearbeitet. Den größten Teil der Bemerkungen, die Bouh.'s grammatikalische Bändchen füllen, knüpfen sich an die jans. Übersetzungen. Ihre Mängel trieben ihn dazu, seine eigenen hochgeschraubten Ansprüche in bezug auf Sprache, Grammatik und Stil zu formulieren und sich zum Theoretiker des klassischen Sprach- und Stilideals zu erheben. Kein anderer Text in der Tat lädt so zu lexikalischen und grammatikalischen Erörterungen ein, wie der einer Übersetzung, wo durch das allen zugängliche Original der Sinn festgelegt und die Nachprüfung, ob er klar, treffsicher, unzweideutig oder verschwommen, entstellt wiedergegeben wurde, erleichtert ist. Handelt es sich aber um einen biblischen Text, dessen eigentümlich orientalisches Gepräge der Übersetzer bewahren muß und bei dem ihm eine mehr als tausendjährige Tradition für eine Reihe von Ausdrücken Schranken auferlegt, so kann eine Kritik wie die Bouh.'s, für welche nur der Hofgebrauch und „le dernier usage" maßgebend war, leicht ungerecht ausfallen. Die jansenistischen Gegenschriften liefern den Beweis dafür, daß Bouh. dieser Gefahr nicht entgangen ist.

Auf die Dauer konnten die Kritiken Bouh.'s, die in gefälliger Form vorgetragen, das Interesse der gebildeten Welt fesselten, von den Jansenisten nicht unbeachtet bleiben. Auch in ihrem Lager regten sich für Sprachfragen interessierte Geister.

Der Erfolg der ersten Schrift Bouh.'s, in der er gegen den jans. Stil zu Felde zieht: Les Entretiens d'Ariste et d'Eugène 1671[1]) wurde bereits im selben Jahr durch die Sentimens de Cléante, von Barbier d'Aucourt[2]), der die beliebte Form brieflicher Berichterstattung über Bouhours' Dialoge gewählt hatte, wettgemacht. Der Verfasser, ein abtrünniger Jesuit und jansenistenfreundlicher Akademiker, erntete ebensoviel Beifall wie Bouh., als er dessen Kritik zerpflückte und seine Schwächen ans Licht zog. Die Grammatiker Allemand und Andry de Boisregard ließen in ihren Bemerkungen über die frz. Sprache auch Widerspruch gegen Bouh. laut werden und nahmen die jans. Schriften in Schutz[3]). Aber ihr

1) Im 2. Entretien: La Langue Françoise S. 52—212.

2) Sentimens de Cléante sur Les Entretiens d'Ariste et d'Eugène I, Paris 1671; II, 1672.

3) Bouh. Suite, Avert. ohne Pagination Celuy-cy (Allemand) est toûjours prest à défendre l'éloquence de Port Royal . . . L'Auteur des Reflexions sur l'usage present de la Langue Françoise . . . est un Grammairien de profession encore plus devoüé à Port-Royal que celuy qui a quitté le barreau pour se faire Grammairien. Si on l'en croit, tous les Livres de ces Messieurs sont des chef-d'oeuvres etc.

Digitized by Google

Jansenismus beschränkte sich, wie ihr Historiker Sternischa[1]) bemerkt, auf eine platonische Liebe für die literarischen Produktionen von P.-R., dem engeren Kreis der Einsiedler gehörten sie nicht an. Daß auch diese nicht unempfindlich geblieben waren, berichtet Nicole[2]). Nach der Veröffentlichung von Bouh.'s Doutes sur la langue française 1674 seien die Einsiedler zu einer Beratung über die Stellung, die man diesen Kritiken gegenüber einzunehmen habe, zusammengekommen. Man habe zwar die Bemerkungen entsetzlich kleinlich und nichtig und sicherlich nicht einer Erwiderung würdig gefunden, aber um der Wahrheit stets und überall die Ehre zu geben, sei die Mehrzahl der Anwesenden dafür gewesen, diejenigen Ausdrücke zu verbessern, die Bouh. mit Recht getadelt hätte. Die Haltung der einzelnen Jansenisten charakterisiert den Grad ihrer inneren Zugehörigkeit zur Gemeinschaft und ihre Rolle innerhalb derselben. Nur Sacy, das geistliche Haupt und der getreueste Jünger St. Cyran's, ließ sich nicht anfechten; der literarisch sehr tätige Nicole korrigierte konsequent in seinen Schriften die gerügten Worte, Arn., der intellektuelle Führer und ausgesprochene Polemiker der Sekte, ließ sich später, als die Kritiken sich mehrten, herbei, die jans. Schriften nun auch vom sprachlichen Gesichtspunkt aus zu verteidigen, wie er sie bisher unverdrossen als Theologe verteidigt hatte. Die Schrift „Règles“ [3]) ist das Dokument dieser Verteidigung. Seinem grammatikalisch gebildeten Sinn konnte aber die Richtigkeit vieler Bemerkungen nicht entgehen; auch er wollte sie tatsächlich beherzigt wissen und trug sich mit dem Plan einer Revision der kritisierten jans. Bibelübersetzung[4]).

Die geschilderte Wandlung im Verhalten der Jansenisten, das überraschende Entgegenkommen einiger ist charakteristisch für den Geist der Zeit. Man weiß, daß alle Welt, Männer und Frauen, Laien und Fachleute, Schriftsteller und Leser nach wie vor dem Sprachkult huldigten, sich für Grammatik begeisterten. Die Sprache bildete ein beliebtes Unterhaltungsthema in den Salons, gab Stoff zu geistreichen Plaudereien in Buchform und wurde der Gegen-

1) H. Sternischa: Deux Grammairiens de la fin du XVIIe siècle. L. Aug. Allemand et Andry de Boisregard 1913 S 25.

2) Vgl. Nicole: Essais de morale, 2nd traité de la charité et de l'amour-propre. S. 147. (Die betreffende Stelle ist zit. b. Rosset: Le Père Bouhours critique de la langue des écrivains jansénistes. Annales de Grenoble. Tome XX 1908 S. 70–71.)

3) S. den ausführlichen Titel S. 81.

4) Mémoire à Mme de Fontpertuis 1694. Oeuvres Bd. VIII. S. XII.

Digitized by Google

stand ernsthafter Forschung und Beobachtung; ein Kapitel über le beau langage fehlte überdies in keinem Ratgeber für gute Umgangsformen [1]). So stark war das Interesse an sprachlichen Erörterungen und der Eifer um die Herausbildung des Sprachideals, daß selbst vielbeschäftigte Theologen, die jeder Moderichtung fernstehenden Jansenisten davon gestreift wurden. Das Problem der Sprache an sich, die Begründung ihrer Prinzipien als Werkzeug des Gedankenaustauschs hatte sie wohl fesseln und zu philosophischer Betrachtung einladen können, in dieser Hinsicht waren sie bahnbrechend geworden. Durch Arn. hatte P.-R. die allgemeine philosophische Grammatik in Frankreich eingeführt [2]), aber „épiloguer sur les mots" [3]), Feilen am Stil war bisher nicht ihre Sache gewesen. Jetzt unterwarfen sie nicht nur ihre Sprache den puristischen Forderungen [4]), sondern nahmen in Arn.'s Schrift aktiv am Werke teil durch Veröffentlichung dieser der Spracharbeit gewidmeten Betrachtungen, welche die Verteidigung der Bibelübersetzung begleiteten. Zwar war die Schrift aus besonderem Anlaß entstanden und polemischer Natur, da aber Arn seine Verteidigung in dogmatischer Form bietet, Regeln über Sprache und Stil aufstellt und schließlich an der herrschenden Sprachtheorie Kritik übt, darf die Schrift der um die Jahrhundertwende beängstigend angeschwollenen philologischen Literatur eingereiht werden. Als Produkt ikrer Zeit und als Zeugnis jans. Geistes, nicht in ihrem absoluten Gehalt, ist sie von Wert und Interesse.

Man hatte schon lange ein jans. Sprachmanifest erwartet; Vichard de St. Réal, ein Apologet Bouh.'s, hatte die Reflexions sur l'usage présent de la langue françoise von Andry als solches begrüßt: C'est donc ici en quelque sorte ce qu'on souhaitoit depuis si long-tems, un Livre exprès de ces Messieurs sur la Langue Françoise . . . On en avoit bien eu quelque Avant-Goût

1) Brunot V. S. 66.

2) (Lancelot et Arnauld) Grammaire générale et raisonnée, contenant les fondements de l'Art de parler, expliqués d'une maniere claire et naturelle . . . Paris 1660.

3) Der Ausdruck stammt von St. Cyran.

4) (Baillet: Jugemens des Savans, éd. de la Monnoye II S. 362 § 3. Les Jansénistes ne pouvoient pas savoir dans leur solitude l'usage et les modes nouvelles de la Cour, des ruelles et du beau monde: mais ils n'en ont pas plutôt été avertis par notre Père qu'incontinent on les a vus changer sans entêtement et sans témoigner la moindre attache pour des manières d'aussi petite conséquence que le sont des mots et des expressions à l'égard de ceux qui font profession de ne chercher que la solidité des Choses etc.

Digitized by Google

dans leur Grammaire générale, et leurs Regles de la Traduction; mais ce n'étoient que de légers Essais[1]). Aber Andry war nur ein jans. Outsider, wenn auch in Sprachfragen wesensverwandt, diese Schrift dagegen, deren Erscheinen St. Réal nicht mehr erlebte, entstammte dem engen Kreis von P.-R. trotzdem sie in der Verbannung geschrieben war und verriet echten jans. Geist.

II.

Im Rahmen seiner theologischen Schriften war die kleine Arbeit der letzte Federzug einer Polemik, die den großen Arn. jahrzehntelang beschäftigte und die fast 5 Foliobände seines Werkes füllt. Es handelte sich um die Verteidigung der Laienlektüre der Bibel überhaupt und der jans. Übersetzung des neuen Testaments im besonderen, die unter dem Namen le nouveau testament de Mons bekannt und berühmt war, ehe für ihre Verbindung mit dem alten Testament der Name la Bible de Sacy geläufig wurde.

Die Jansenisten hatten in der Verbreitung der heiligen Schrift in der Vulgärsprache das vornehmste Mittel für die von ihnen erstrebte Reform des religiösen Lebens erkannt und traten mutig mit Wort und Tat für die Laienlektüre der Bibel ein. Ihr Gedanke, das katholische Frankreich mit einer neuen Bibel-Übersetzung zu beschenken, entsprang der Einsicht, daß die älteren ungefügigen Übersetzungen, auch die oft revidierte, autorisierte Bibel von Loeven den sprachlichen Anforderungen des modernen Lesers nicht mehr genügen konnten[2]) und daß der Verbreitung der besseren protestantischen Bibeln entgegengearbeitet werden mußte. Als die Versammlung des Klerus von 1655 von gleichen Gründen bewogen an die Jansenisten mit der Bitte um eine Bibelübersetzung herantrat, drängte sie jene dadurch zur Ausführung ihres jahrzentelang gehegten Planes. Mit dem Jahr 1657 begannen in Vaumurier die Versammlungen der Jansenisten zur gemeinsamen Übersetzungsarbeit. Die beiden Le Maître, Ant. Arnauld, Arn. d'Andilly, Nicole, Pontchateau, Claude de St. Marthe, Noel de Lalanne, Fontaines, Pascal, der Herzog v. Luynes nahmen zeitweilig daran teil. Racine[3]) unter anderen berichtet über die

1) Vichard de St. Réal. Oeuvres: Bd. III. De la Critique S. 303.

2) Vgl. Préface du n. t. de M. Bd. VI. S. XV, ebenso Bouh. Suite S. 226. Les Traducteurs de Louvain et de Geneve sont des étrangers et des barbares à nostre égard.

3) Racine Oeuvres éd. Mesnard. Diverses particularités concernant Port-Royal Bd. IV. S. 602. Vgl. auch Ste. B. P.-R. II. S. 360.

Digitized by Google

besonderen Aufgaben und den Anteil des Einzelnen an dem kollektiven Werk. Den Grundstock bildeten die von Le Maître hinterlassenen Evang. und die Apokalypse. Le Maître's Bruder Sacy gilt mit Recht als Hauptförderer des Werkes, das seinen Namen trägt, denn er legte jedesmal einen Entwurf der gemeinsamen Korrektur vor, der er dann mit dem Reichtum seines Wortschatzes, Arn. mit seiner tiefgründigen Schriftkenntnis diente. Nicole befragte Kommentare und ältere Versionen und Pascal wurde um die stilistische Feile gebeten. Durch die spätere unermüdliche Verteidigung, die natürlich keinem anderen als Arn. zugewiesen wurde, erwarb sich dieser neue Verdienste um das Werk. Die widrigen Schicksale von P.-R. ließen Abschluß und Veröffentlichung des neuen Testaments erst 1666 zu; in Paris traf es erst ein Jahr später und auf Umwegen ein, da auf Betreiben des Oratorianerpaters Amelotte, der selbst mit einer Übersetzung des neuen Testaments aufzuwarten hatte, der Kanzler Séguier die Druckerlaubnis für Frankreich verweigert hatte und die Übersetzung in Holland approbiert und in Amsterdam gedruckt werden mußte. Die pseudonyme Ortsbezeichnung Mons trägt sie, weil der Buchhändler Migeot in Mons den Vertrieb übernommen hatte.

Die sprachlichen Vorzüge der Übersetzung, der Ruf und die Schicksale der Übersetzer begünstigten ihr rasches Bekanntwerden; das n. T. v. M. fand nicht nur Eingang in die religiös interessierten, sondern auch in die mondänen Kreise: Avoir sur sa table et dans sa ruelle ce Nouveau-Testament élégamment traduit, élégamment imprimé était en 1667 le genre spirituel suprême[1]). Die eifersüchtigen Jesuiten taten alles, um diesen Erfolg zu hintertreiben und die Übersetzung verbieten zu lassen[2]). Gleich nach ihrem Erscheinen nahmen sie ihre bereits gegen die Fréquente Communion erprobte Taktik wieder auf, indem sie einen Prediger, diesmal den Pater Maimbourg, in einer Reihe Sonntagspredigten die Übersetzung herunterreißen ließen[3]).

Von nun begleitete die Sorge um ihre Verteidigung und Verbesserung den großen Arn. sein Leben lang. Gegen die Angriffe der Jesuiten in Wort und Schrift, gegen von ihnen erpreßte erzbischöfliche Verbote und päpstliche Breve häufte er Streitschrift auf Streitschrift.

1) Ste. B. P.-R. IV. S. 379.

2) Maimbourg, Annat, Bouhours, Mallet, Le Tellier, Rivière sind die Hauptagenten in der jesuitischen Kabale gegen die jans. Übersetzung.

3) Die Predigt ersetzte damals bekanntlich noch vielfach die Presse und sogar das Pamphlet.

Digitized by Google

Die Angriffe richteten sich vor allem gegen die vermeintliche Heterodoxie der Übersetzung — häretische Lehren wurden aus unzähligen Stellen herausgeklügelt — auch die Moral ihrer Urheber wurde nicht verschont. Gegen die Übersetzung wurden Beschlüsse des Tridentinum geltend gemacht, Verwandtschaft mit kalvinistischen Übersetzungen wurde herausgefunden, die gelegentliche Bevorzugung des griechischen Textes vor dem vorgeschriebenen Vulgatatexte gerügt[1]). Die einen nannten die Übersetzung eine Paraphrase, die anderen tadelten eine Präzision des Sinnes, wo das Original unbestimmt geblieben war. Annat machte sich schließlich mit der ganzen Würde eines königlichen Beichtvaters an die Form ihrer Veröffentlichung und beanstandete Privileg, Approbation, Drucklegung und Anonymität des Werkes.

Arn. antwortete mit Gründlichkeit und viel Wissen, immer mit Logik und Schärfe, oft auch mit Heftigkeit und verletzendem Wort[2]). Dogmatik, Exegese und Textkritik, eine erdrückende Fülle von Zitaten aus der Patristik, zahlreiche Vergleiche mit früheren und zeitgenössischen Übersetzungen, schließlich lexikalische und grammatikalische Erwägungen am griechischen, lateinischen und französischen Text, alles machte er dienstbar um Glaube, Sitten, Deutung der tridentinischen Beschlüsse, Übersetzungstechnik, Erscheinungsform des Buches zu rechtfertigen. Alle diese Schriften[3]) sind vom Theologen geschrieben, dem die anläßlich einer Übersetzung unvermeidliche, philologische Diskussion nur Mittel zur Darlegung ihrer Orthodoxie, nicht Selbstzweck ist. Ihr über die nächste Veranlassung sich erhebender Wert lag in den dogmatischen Exkursen und dem fragmentarischen Kommentar, die manche inkriminierten Stellen veranlaßt hatten, schließlich in der warmen Verteidigung der Laienlektüre[4]). Ihr Erfolg erwies sich

1) Dies ist auch der Hauptvorwurf, den Simon in immer wieder neuer Form gegen die Übersetzung erhebt. Vgl. Hist. crit. S. 410, 422, 442 u. ff. Mit Simon setzt sich Arn. in der Schrift Difficultés proposées à M. Steyaert auseinander.

2) Hierzu glaubte er ein Recht zu haben, ein Recht aus der guten alten Zeit, wo ein ausfallender Ton in theologischen Kontroversen gang und gäbe war; er begründete dies Recht more geometrico in der Schrift: Dissertation selon la méth. des Géometres pour la justification de quelques termes que le monde estime dure. 1680.

3) Die hauptsächlichsten sind: Défense de la Trad. du N. T. imprimé à Mons contre les sermons du Père Maimbourg. 1667. Bd. VI. S. 551. Remarques sur la Requête présentée au Roi par Msg. l'Archev. d'Ambrun contre la Trad. d. N. T. impr. à Mons. Bd. VII. 1. 1668. Nouvelle défense de la Trad. du N. T. impr. à Mons, contre le Livre de M. Mallet. 1680. Bd. VII. 65. Difficultés proposées à M. Steyaert, Docteur et Professeur en Théol. à l'Univ. de Louvain. Bd. VIII. 467.

4) Vgl. Nicole, Avertissement zu der Schrift gegen Maimbourg Bd. VI. S. 556.

Digitized by Google

daran, daß die Verbreitung der Übersetzung ständig wuchs und daß die Nichtigkeitserklärung des päpstlichen Breve gegen das n. T. v. M. eine Bedingung des Kirchenfriedens von 1668 war. „Nous sommes peu capables de lire aujourd'hui ces gros volumes d'accablantes discussions," seufzte Ste. B. [1]) über der umfangreichen Schrift Arn.'s gegen den jesuitischen Doktor Mallet, der 1676 den Kirchenfrieden durch eine neue Hetzschrift gestört hatte. Nach dem Urteil eines Zeitgenossen [2]) war jene aber vielleicht die schönste und gelehrteste Schrift von Arn. in dieser Polemik. An ihrem eindrucksvollen Schluß, in welchem er mit würdiger Ergebenheit unter Gottes Willen die Härte seines ruhelosen Lebens beklagt, haben sich Männer wie Racine und der Kanzler Tellier erbauen können [3]) Mallet las die Schrift und starb, es starben im gleichen Jahr Zensor und Drucker der Mallet'schen Schrift. Die Jansenisten versagten sich nicht, hier einen Kausalzusammenhang anzunehmen.

Bouh. mischte sich zum erstenmal in diese Polemik, als es galt einen von den Jansenisten arg mitgenommenen Erzbischof zu verteidigen. Dieser hatte in seiner Diözese in übertriebenem Glaubenseifer die Übersetzung von P.-R. untersagt, war von einem jansenistenfreundlichen Satiriker lächerlich gemacht worden und antwortete darauf mit einer wütenden Eingabe gegen die Übersetzung an den König, wurde aber von Arn. in einer Gegeneingabe [4]) glänzend abgefertigt und aufs neue dem Spott preisgegeben. Bouh. nahm sich seiner in der „Lettre à un Seigneur de la Cour" [5]) an und bewies zugleich zum erstenmal vor der Öffentlichkeit, daß sein Orden nun auch über gewandte Federn verfügte. Er offenbarte sich hier aber noch nicht als Grammatiker und sicherer Stilkritiker, sondern als ein geistreicher Pamphletist, der sich an Pascal gebildet hatte. Wie jener verläßt er die bisher übliche Taktik theologischer Spitzfindigkeiten, die nur Eingeweihte schätzen konnten und sucht die feindliche Partei mit Geist und Witz durch Entlarvung ihrer Persönlichkeiten zu vernichten. Mit auserlesenem

Vgl. auch: Bayle: Dict. Artikel Arnauld S. 501 note R. Chacun sait que M. Arn. est celui de tous les Ecrivains catholiques qui a soutenu le plus doctement et le plus solidement l'utilité des versions de l'Ecriture.

1) Ste. B. P.-R. V. S. 297.

2) Oeuvres préf. hist. Bd. VII. S. XXI.

3) Ste. B. P.-R. ib.

4) Arnauld: Requête de M.M. de Port-Royal au Roy Bd. XXIV. u. Remarques sur la Requête présentée au Roi par Msg. l'Archevêque d'Ambrun Bd. VII. S. 1.

5) Lettre à un Seigneur de la Cour sur la Requête présentée au Roy par les Ecclésiastiques qui ont esté à Port-Royal. Paris 1668.

Digitized by Google

Spott entrollt er eine höchst ungünstige, aber lebendige Charakteristik der verhaßten Gegner, so wie sie ihm erscheinen und wie er möchte, daß sie andere sähen; ehrgeizige, rechthaberische unbelehrbare, störrische, den Frieden der Kirche unterwühlende Sektierer und Ketzer! Den dogmatischen Kampf gegen die Übersetzung überließ Bouh. auch ferner seinen Ordensbrüdern; er ergab sich seiner „grande passion pour la langue" und übte einstweilen seine sprachliche Kritik an Ménage's Observations, an Sacy's Imitation[1]) und an anderen jans. Produktionen. Erst viele Jahre später, als er selbst an einer Bibelübersetzung feilte, wagte er sich an den Wortlaut des n. T. v. M. Die Kritiken hierüber befinden sich in der 1692 veröffentlichten Suite zu seinen Remarques. Ein neues Martyrium brach über die Übersetzung herein. Wie vorher seine Kollegen die einzelnen Stellen mit dem Maßstab der Kirchenlehre, so maß er nun die einzelnen Wörter und Ausdrücke am bel usage und drängte damit Arn. zuguterletzt auf die sprachliche Defensive. Es bedurfte aber außer Bouh.'s „déclamations scandaleuses", wie seine Kritiken in ungerechter Übertreibung genannt worden sind[2]) noch der Beteiligung eines Gelehrten namens Thoynard aus Orléans, um Arn. zu einer Entgegnung zu veranlassen. Thoyn. hatte unter dem Pseudonym eines abbé albigeois[3]) in einer kleinen Schrift[4]) sich mit Bouh.'s Kritiken und vornehmlich mit denen am n. T. v. M. beschäftigt; er hatte sie geordnet, geprüft und durch sein eignes Urteil jeweils ergänzt. Er verrät für P.-R. wenig Sympathie und erklärt sich meist mit Bouh. einverstanden. Diesen Eindruck bestätigt die Rezension der Schrift im Journal des Savants, während Goujet und nach ihm die Herausgeber von Arn.'s Werken der Meinung sind, daß Thoyn. häufiger die jans. Übersetzung verteidigt[5]). Jedenfalls hatte Thoyn. noch eine Reihe fehlerhafter Übersetzungsweisen, die Bouh. entgangen waren, herausgefunden und seiner Prüfung der übrigen

1) Remarques Nouvelles sur la Langue [illegible]oise, Paris 1675 und Critique de l'Imitation de Jésus-Christ traduite par le Sr. de Beuil (Sacy) imprimée à Paris Savreue, Desprez & autres. Bruxelles 1688.

2) Préf. hist. Bd. VIII. S. X.

3) Eine Kopie des Gentilhomme bas-breton, hinter dem sich Bouh. versteckt hatte.

4) Discussion de la Suite des Remarques nouvelles du P. Bouhours sur la Langue Francoise, pour defendre, ou pour condamner plusieurs passages de la Version du N. T. de M. et principalement ceux que le P. Bouhours y a repris Paris, 1693.

5) Journal des Scavans 1693 Bd. 21 S. 672. Goujet: Bibl. fr. S. 165 ff. Préf. hist. Bd. VIII. S. XI.

Digitized by Google

hinzugefügt[1]). Daß Arn. verständigen Kritiken zugänglich war, war bereits erwähnt; auch Thoyn.'s Schrift ließ ihn nicht unbeeindruckt[2]) und weckte in ihm den Wunsch, Racine oder Dubois von der Akademie als Schiedsrichter über die Kritiken anzurufen und nach deren Urteil sie bei der geplanten Revision der Übersetzung zu berücksichtigen oder fallen zu lassen[3]). Was ihm aber an beiden Kritiken unberechtigt erschien, ließ den altgewohnten Polemiker nicht ruhen; er ordnete ihre Irrtümer nach gewissen Gesichtspunkten in einer zweiteiligen Schrift, deren Inhalt der Titel umschreibt: Règles pour discerner les bonnes et les mauvaises critiques des traductions de l'Ecriture sainte en françois pour ce qui regarde la langue avec des Réflexions sur cette maxime, que l'usage est le tyran des langues vivantes

III.

Den Unterschied zwischen der Schrift Règles und den erwähnten anderen, den die im Titel enthaltene Klausel: pour ce qui regarde la langue ausdrückt, deutet auch ihre Approbation an: der Zensor könne nur bezeugen, daß sie nicht gegen Glauben und Sitten verstoße; da sie rein formalen, nicht sachlichen Inhalts sei, stehe ihre eigentliche Beurteilung der Akademie zu.

Bouhours, Thoynard, Arnauld zusammengenommen, liefern ein anschauliches Bild vom Kampf um das n. T. v. M., aber auch vom Streit der Parteien um einen Ausdruck, von der Emsigkeit und Wichtigkeit überhaupt, mit der Sprach- und Stilfragen im 17. Jahrhundert behandelt wurden.

Bekanntlich war die Reihe systematischer Grammatiker damals bedeutend kleiner als die Schar der Gelegenheitsgrammatiker, die die Resultate ihres sprachlichen Interesses nicht sachlich und logisch ordneten, sondern sie in kunstlos aneinandergereihten Doutes, Remarques, Observations oder Réflexions der Öffentlichkeit übergaben. Bouh. gehörte [illegible]n letzteren; in dem 2. Band seiner Remarques, dem er die Kritik des n. T. v. M. einverleibt hat, befolgt er wie stets die beliebte empiristische Methode und bringt

1) Vgl. die Übersicht dieser Stellen im Jour. des Scavans 1693. Bd. 21. S. 677.

2) Vielleicht bezieht sich folgender Satz Racine's auf Thoynard: Depuis peu, quelqu'un a fait des Remarques sur une traduction et M. Arn. en a pris ce qu'il croyait le meilleur ce qu'il a toujours fait très volontiers. Oeuvres Bd. IV. ed. Mesnard Div. partic. concernant P.-R. Vgl. auch die Bemerkung des Herausgebers darüber.

3) Arn. Mémoire à Mme. de Fontpertuis Oeuvres Bd. VIII préf. hist. S. XII.

Digitized by Google

in bunter Folge Artikel über Wortschatz, Grammatik und Stilistik, die den herrschenden guten Gebrauch widerspiegeln und über ihn belehren sollen; Zitate von zeitgenössischen Schriftstellern dienen als Belege, oder, wie die der Jansenisten, als abschreckendes Beispiel.

Thoyn.'s Schrift nimmt die Form von Randbemerkungen zu Bouh. an, die sich, wie gesagt, für den Inhalt meist in ein „bien repris" zusammenfassen lassen; mit desto heftigerem Tadel überschüttet er die äußere Gestalt seines Buches: schlechte Orthographie, fehlende Pagination der Vorrede, stellenweise unrichtiger Druck sind nur kleine Mängel; schlimmer ist die ungenügende Quellenangabe seiner Zitate; schon die nächste Generation, meint Thoyn., werde sich nicht mehr in Bouh. zurechtfinden können. — Thoyn. hat sich den Dank der Nachwelt dadurch erworben, daß er die ihn allein interessierenden neutestamentlichen Ausdrücke mit der fehlenden Schriftstelle versah [1]). Außerdem ordnete er in seinem Büchlein die gerügten Stellen nach der Reihenfolge der neutestamentlichen Bücher, was man von Bouh. gar nicht erwarten durfte, da es diesem ja nicht darauf ankam, das n. T. v. M. von A—Z einer systematischen Kritik zu unterziehen. Thoyn.'s Artikel über die einzelnen Stellen sind jeweils viergliedrig, denn er schickt der jans. Wiedergabe den Vulgatatext voraus, referiert dann Bouh.'s Ansicht und fügt schließlich sein Urteil hinzu. Wenn aus Bouh.'s Schrift nur der Philologe spricht, so stammen Thoyn.'s Bemerkungen mehr vom Theologen und vom Historiker; gelehrte Exkurse über historische Probleme, die ihm manche Stellen entlocken, sind in diesem Zusammenhange nicht von Interesse, wurden aber von seinen Zeitgenossen sehr gerühmt [2]).

Bei Arn. kommt der Theologe und Philologe zu seinem Recht. In seiner Entgegnung an Bouh. und Thoyn. wendete er die ihm vertraute pädagogische Methode an, er schickt seine eigene Meinung in Form einer Regel voraus, die er an 2—3 Beispielen erläutert. Diese sind meist dem Gegner entlehnt, deren Ansicht erst referiert und dann punktweise bis auf den letzten Buchstaben widerlegt wird. Dieser 1. Teil seiner Schrift sollte nicht einen absoluten Beitrag zur Spracharbeit liefern, sondern nur Richtlinien für eine ver-

1) Rosset S. 66. Son livre est donc un guide indispensable, il n'est guère utile que pour cet objet.

2) Journal des Scavans Bd. 21. 1693. S. 676. Il garde une métode très claire dans tout l'ouvrage, y exprime ses sentiments avec une parfaite netteté et y fait paraitre une singulière connaissance des lois et des coutumes des Juifs, mélée de beaucoup d'écrudition. Ähnlich urteilt Goujet.

Digitized by Google

nünftige Kritik geben und im Grunde der jans. Übersetzung dienen; er ist daher für die Sprachgeschichte von geringerem Ertrag und geringerem Interesse als der 2. Teil, in welchem der Theologe hinter dem Philologen zurücktritt; indem Arn. hier in 7 zwanglos vereinigten „réflexions" seine Bedenken gegen die herrschende Theorie vom Sprachgebrauch vorbringt, liefert er ein Dokument für eine sprachliche Unterströmung seiner Zeit.

Im Vergleich mit manchen anderen verrät diese kleine Schrift die Milde des Alters; Arn. hat sie 4 Monate vor seinem Tod verfaßt, sie ist aber erst posthum im Jahre 1707 erschienen; zu Lebzeiten des Verfassers zirkulierte sie auf seinen Wunsch nur als Manuskript im Freundeskreis; sie scheint auch später nicht in weite Kreise gedrungen zu sein. Quesnel erwähnt sie nicht in seiner Biographie[1]), ebensowenig scheint Bayle[2]), der sonst eingehend über Arn.'s Schriften aus seinem letzten Lebensjahr berichtet, sie gekannt zu haben. Das Journal des Savants rezensiert Thoyn., aber nicht die Entgegnung von Arn., sie wird aber im Anschluß an Thoyn. eingehend und sehr günstig bei Goujet beurteilt: J'ai lû cet écrit avec plaisir, il feroit honneur selon moi au plus judicieux Académicien . . . la modération règne partout dans le Livre des Règles et M. Arn. n'y dit que des raisons[3]). Die préface hist. geht in ihren Einzelheiten meist auf Goujet zurück; in der Biographie, die die Gesamtausgabe von Arn.'s Werken begleitet, sind die Angaben über die Schrift Règles dagegen wenig genau, da sie als eine Antwort an den Jesuitenpater Rivière, der sich schließlich auch noch an der Polemik beteiligte, hingestellt wird, obgleich er gar keiner Antwort gewürdigt wurde.

Den modernen Sprach- und Literarhistorikern scheint die Schrift auch wenig bekannt zu sein; jedenfalls erwähnt sie der gründliche Kenner Ste.B. kein einzigesmal, auch nicht in P.-R. bei der Schilderung von Arn.'s letzten Lebensjahren, wo er der übrigen Schriften seines Greisenalters gedenkt[4]). Brunot verwertet ebensowenig ihre Aussagen, nur A. François gedenkt der Ansicht Arn.'s in seinem Kapitel über die Wandlung des „Usage"[5]). Auf Grund ihres ange-

1) P. Quesnel: Hist. abrégée de la vie et des ouvrages de Mr. Arn. Cologne/ Schouten 1695.

2) Bayle: Dict. hist. et crit. Artikel Arnauld.

3) Goujet: Bibliothèque françoise 1741. Bd. I. S. 167.

4) Ste. B. P.-R. Bd. V. S. 462 ff.

5) Alexis François: La Grammaire du purisme et l'académie française au 18e s. Paris 1905. S. 137.

Digitized by Google

deuteten sprachhistorischen Wertes verdient sie Beachtung; ihr Inhalt soll im folgenden untersucht werden, um zu zeigen, in welchem Maße Arn.'s Widerspruch gegen die sprachlichen Kritiken am n. T. v. M. berechtigt und verständlich war und um seine Ansicht in einigen Sprach- und Stilfragen herauszustellen. Hierbei konnte die Meinung der Gegner nicht unberücksichtigt bleiben; auch sind, wenn es geboten schien, einschlägige Stellen aus anderen Schriften Arn.'s herangezogen, andere Bibelübersetzungen sind verglichen, schließlich ist die Exegese stellenweisen zur Entscheidung zu Rate gezogen.

Eine Gruppierung der einzelnen Bemerkungen nach dem traditionellen Schema: Wortschatz, Syntax, Stilistik war nicht möglich, da Arn. seine Einwände unter gewissen Regeln für die Beurteilung von Kritiken zusammenfaßt; es ist im folgenden nur versucht worden, unter Vernachlässigung der Arn.'schen Anordnung, diejenigen Regeln zusammenzustellen, in denen er an den Erörterungen über den Wortschatz, oder über Syntax oder Stilistik teilnimmt.

IV.

Arnauld beginnt seine Schrift mit einigen grundlegenden Bemerkungen über den Stil, der für eine Übersetzung biblischer Texte gewählt werden muß. Es sind die gleichen Prinzipien, die Sacy in der Vorrede zum n. T. v. M. als die von den Übersetzern befolgten vorgetragen hatte. In der Übersetzung der heiligen Schrift darf man nicht die gefeilte und gewählte Sprache suchen, die profane Schriften ziert, die wunderbare Schlichtheit der Evangelien verträgt sich nicht mit weltlicher Eleganz[1]); andererseits gilt es im Streben nach Treue nicht die barbarische Wörtlichkeit älterer Übersetzer nachzuahmen. Für beide Extreme fehlt es nicht an Beispielen; Arn. erinnert an die lateinische Bibelübersetzung eines Castalion, dessen ästhetisierende Uniformierung im ciceronianischen Stil allgemein abgestoßen hatte und an eine Psalmenübersetzung jüngsten Datums in ungeschickter Wörtlichkeit[2]).

1) Oeuvres Bd. VI. S. XXVII Préface: C'est pourquoi on n'a pas fait de difficulté de se servir de quelques termes et de quelques liaisons, qui pourront paroître moins élégantes, sans crainte de déplaire à quelques-uns, qui s'imagineront peut-être qu'on a dû rechercher en cela un agrément qu'on a méprisé à dessein, et qu'ils mépriseroient eux-mêmes, s'ils consideroient que des livres si saints ne doivent pas tant s'examiner par les règles de l'éloquence du monde que par celles de la piété et de la foi.

2) Arn. denkt vielleicht an eine 1674 erschienene Psalmenübersetzung von Charles Fontaines?

Digitized by Google

a)

Es sollen im folgenden zunächst die Regeln zusammengestellt werden, in denen die Übersetzung einzelner Worte und Ausdrücke diskutiert wird.

Bouh.'s Stärke lag auf dem Gebiet der Sinnesbestimmung der einzelnen Ausdrücke, seine feinen Unterscheidungen, seine Wortdefinitionen waren berühmt und machten Schule. Jedem Wort wurde ein ganz bestimmter Sinn zugewiesen, eins durfte nicht für das andere gebraucht werden, bei Synonyma gab es immer noch eine Nuance zu unterscheiden; manchen Worten eignete nur die übertragene Bedeutung, anderen nur die eigentliche, wieder andere waren für gewisse Gebiete oder Stilarten reserviert, veraltete, ungebräuchliche Bedeutungen wurden ihnen ganz abgesprochen; so bildete sich die klare, exakte, wissenschaftlich höchst brauchbare Sprache des 18. Jahrhunderts heraus. Bouh.'s Entscheidungen waren aber oft zu rigoros und reizten Arn. zum Widerspruch. In der 2. und 8. Regel handelt es sich um semantische Fragen.

In der 2. Regel 425 stellt Arn. fest, daß es in allen Sprachen mehrdeutige Wörter gäbe und daß es falsch sei, ihren Gebrauch auf eine Bedeutung beschränken zu wollen. Man denke an das lat. Verb legere.

1. Beispiel. 2. Tim. 3,3 intémperant, Tit. 1,8 tempérant für lat. incontinens — continens.

Diese Stellen waren bereits mehrfach Gegenstand der Kontroverse gewesen und Arn.'s Ausführungen fassen hier nur kürzer zusammen, was er in den Verteidigungsschriften gegen Maimbourg und Mallet darüber gesagt hatte[1]). Bouh. referiert hauptsächlich die Ansicht des Jesuitenpaters Le Tellier, der in seinen Observations sur la Nouvelle Défense de la Version Françoise d. n. T. imprimée à Mons Maimbourg's und Mallet's Bedenken wiederholt hatte.

Bouh. 395, Thoyn. 209: Die franz. Adjektive tempérant — intempérant beziehen sich nur auf Essen und Trinken, die lat. Adj. continens — incontinens haben einen anderen Sinn. Tellier: ein sprachkundiger Mann würde im Beichtstuhl nicht die Worte tempérant — intempérant gebrauchen, um Keuschheitssünden zu bekennen. Thoyn. weist in d. Tit.-Stelle die Übersetzung tempérant auf Grund des Kontextes zurück; da Paulus im vorhergehenden

1) Défense de la trad. du n. t. d. M. contre Maimbourg Bd. VI. S. 653 ff. Nouvelle défense de la trad. . . . contre Mallet Bd. VII. L. II. Ch. 7. S. 207 ff.

Digitized by Google

Vers Tit. 1,7 gesagt habe, daß ein Bischof nicht vinolentus sein dürfe, wäre die Forderung, er solle continens sein, überflüssig, wenn dieses continens tempérant bedeutete.

Diesen Einwendungen gegenüber stellt Arn. fest:

1. Die frz. Adj. tempérant — intempérant können auf materielle und sittliche Enthaltsamkeit bezogen werden, denn lat. temperentia, eine der vier antiken Kardinaltugenden, die bekanntlich Mäßigkeit und Keuschheit umschließt, wird im Frz. nicht anders als durch tempérance wiedergegeben; er verweist auf Richelet und Furetière.

2. Die lat. Adj. continens — incontinens bezeichnen ebenfalls sittliche und materielle Enthaltsamkeit.

3. Das frz. Adj. continent hat dagegen nur den besonderen Sinn des Maßhaltens in sittlicher Beziehung.

Das von Tellier angeführte Beichtkind, so widerlegt Arn. seine Kritiker im einzelnen, verstoße also nicht gegen den Sprachgebrauch, wenn es, um Keuschheitssünden zu bekennen, die Worte tempérant — intempérant anwendet, wohl aber gegen sein Beichtgewissen, das ihm vorschreibt, sich im Beichtstuhl präzise statt allgemein auszudrücken. Auf Thoyn.'s dem Kontext entlehnten Argument gegen tempérant antwortet Arn. spitzfindig, daß materielle Unmäßigkeit bekanntlich doppelter Art sei, da ein Bischof ohne ein Weintrinker zu sein, doch im Essen unmäßig sein könne, sei das Adj. tempérant also selbst in dem von den Gegnern beschränkten Sinne am Platze. Arn. beschließt seine Darlegung mit dem Hinweis darauf, daß mehrdeutige Worte wie tempérant ihre verschiedenen Bedeutungen auch dann nicht einbüßen, wenn sie wie häufig nur in einer Bedeutung gebraucht werden. In der Schrift gegen Mallet hatte er an dem Beispiel Act. 24, 25 gezeigt, daß die einmalige Übersetzung von *ἐγκράτεια* = castitas keine dauernde Beschränkung der *ἐγκράτεια* auf diesem Sinn nach sich ziehe.

Von den lexikologischen Quellen des 17. Jahrhunderts bringen nach Brunot [1]) nur Pomey und Miège die von den Gegnern gewollte Sinnesbeschränkung; Duillier (nach Brunot) Tachard, Rich. A_1, A_2 und Trévoux zeugen für Arn. und verstehen unter tempérance materielle und sittliche Enthaltsamkeit; ebenso Bossuet: Luther, Bucer, Melanchthon ne sont pas les seuls qui aient flatté les princes intempérants (indem sie ihnen 2 Frauen erlaubten)[2]) und Fénelon:

1) Brunot, IV, S. 543.
2) Zit. b. Brunot das.

Digitized by Google

La tempérance, disait un ancien, est la meilleure ouvrière de la volupté [1]). Arn. tritt also mit einem gewissen Recht für die mehrfache Bedeutung des Adj. tempérant ein, er hat aber die von Bouh., dem scharfen Beobachter des Gebrauches bemerkte Tendenz, tempérant in das materielle Gebiet zu verweisen, nicht aufhalten können. Pascal verwendet z. B. continent antithetisch zu tempérant bei der Rede von der sprichwörtlichen Keuschheit und Trunksucht Alexanders des Großen [2]).

Littré, H. D. T., La Faye u. a., in bezeichnender Abweichung von A_1 konstatieren die gebräuchliche Sinnesbeschränkung neben der weiteren Bedeutung. Die Beschränkung des Wortes continent unterliegt keinem Zweifel, die Wörterbücher verweisen seine Anwendung in den religiösen Stil.

Die Exegese der Stellen rechtfertigt Arn.'s Übersetzung den vielen Einwänden gegenüber; weder impudique, das Mallet für die Tim.-Stelle vorgeschlagen, noch tempérant — intempérant würden hier genügen [3]). In der Tim.-Stelle befindet sich das umstrittene Adj. in einem in der paulinischen und pseudo-paulinischen Paränese häufig anzutreffenden schematischen Lasterkatalog, durch welchen der Briefschreiber vor dem drohenden Hereinbrechen von Irrlehrern warnen will. Da die Sektierer, deren Bekämpfung große Teile der Pastoralbriefe gewidmet sind, eher durch Rigorismus, durch Predigt der Askese auf allen Lebensgebieten, als durch Libertinismus die Gemüter verwirrten, so wäre es in der Tat unberechtigt, das von ihnen ausgesagte allgemein gehaltene ἀκρατής auf das sittliche Gebiet gewaltsam einschränken zu wollen. Dem Schreiber kam es nur darauf an, ein möglichst schwarzes Bild von ihnen zu entwerfen, sie als Leute, die sich selbst nicht in der Gewalt haben, sich nichts versagen können [4]), hinzustellen. Diesem Sinn wurde intempérant

1) Education des Filles, zit. b. Littré — tempérance.

2) Pensées éd. Havet VI, 30, S. 70. Ebenso J. Esprit Bd. II. S. 41 la Tempérance est l'impuissance de manger beaucoup.

3) Für die Tim.-Stelle, die er ganz eschatologisch faßt, macht Arn. gegen Mallet geltend, daß Paulus unter den die letzten Zeiten ankündenden Lastern der Unzucht sicher auch noch Trunksucht und Schwelgerei, deren unheilvolle Bedeutung der Apostel nach anderen Stellen nicht unterschätze, beigesellen wollte, und dies nur durch die ἀγκράτεια habe ausdrücken können. Daher genüge weder impudique noch continent, das viele frühere Übersetzer, wohl unter der Suggestion der Vulg. gewählt hätten, ohne sich über die Sinnesbeschränkung im Franz. klar zu sein. Er bringt in den erwähnten Schriften genügend Belege dafür, daß die Patristik mit den griech. und lat. Adj. die Vorstellung sowohl sittlicher als materieller Enthaltsamkeit verband und zitiert neuere Kommentare für die gleiche Auslegung.

4) v. Soden, Handkommentar zum n. T. III. 1². S. 198.

Digitized by Google

vollauf gerecht. In der Tit.-Stelle steht das Adj. in einem mit dem Lasterkatalog an Schematismus wetteifernden Bischofsspiegel. Die hierin schon enthaltene Forderung der Monogamie für den Bischof[1]) würde, streng genommen, die später verlangte ἐγκράτεια im Sinne sittlicher Enthaltsamkeit überflüssig machen, wie auch die Erwartung, daß ein Bischof μὴ παροινός sei, die geforderte ἐγκράτεια im Sinne materieller Mäßigkeit überflüssig erscheinen läßt[2]). Der Bischofsspiegel bietet aber eine solche Fülle von Prädikaten, daß eine genaue Abgrenzung der Begriffe gegeneinander nicht verlangt werden darf und gerade ein allgemein gehaltenes Prädikat, das mehrere vorangehende zusammenfaßt, am Platze, also auch tempérant in der allgemeinen Bedeutung des 17. Jahrhunderts brauchbar erscheint.

2. Beispiel: justus (i. moral. Sinn) = juste in Mt. 1, 19 und Mt. 23, 28.

Arn.'s richtige Bemerkung an späterer Stelle 461, daß das griech. δίκαιος lat. justus in der bibl. Sprache außer gerecht auch häufig tugendhaft bedeute, sei vorausgeschickt[3]).

Bouh. 373: Das frz. Adj. juste entspricht nicht dem lat. Adj. justus der Bibelsprache, justus bedeutet sowohl équitable als auch vertueux, saint; frz. juste bedeutet nur équitable. In der substantivierten Form le juste, les justes als terme consacré und im Wortkomplex l'homme juste, der wie ein Substantiv aufzufassen ist, hat juste zwar auch den Sinn von vertueux, nicht aber im prädikativen Gebrauch; l'homme qui est juste bedeutet nur: qui est équitable. Hierzu bildet être juste = être en grâce gemäß der Bedeutung justice = grâce divine als terminus technicus der Theologie wiederum eine Ausnahme; der Historiker darf juste prädikativ in diesem Sinne nicht verwenden.

Thoyn. 10 verhält sich vorläufig neutral und vertagt seine Entscheidung bis nach der Veröffentlichung von Bouh.'s angekündigter Übersetzung.

Arn. 429 will logischerweise die mehrfache Bedeutung des lat. Adj. justus auch auf das frz. Adj. in allen Stellungen übertragen sehen. Er konstatiert einen engeren Sinn entsprechend der Kardinaltugend Gerechtigkeit und einen weiteren von tugendhaft. Nur der sich aus dem Zusammenhang ergebende Sinn, nicht die syntaktische Rolle des Wortes entscheide über seine jeweilige Bedeutung;

1) Tit. 1, 6. *Μιᾶς γυναικὸς ἀνήρ.*

2) Vgl. Arn.'s Entgegnung auf dies Argument von Thoyn. S. 86.

3) Vgl. Trénel: L'ancien testament et la langue française du moyen-âge. Paris 1904. S. 173.

Digitized by Google

so gut wie juste-Substantiv und justice im Sinne von vertueux, vertu den termes consacrés eingereiht werden, müsse dies auch für juste Adj. möglich sein. Arn. sieht in Bouh.'s Unterscheidung zwischen subst. und adj. Gebrauch „de vaines distinctions" und in der von ihm behaupteten Nichtübereinstimmung des lat. und frz. Adj. eine willkürliche persönliche Meinung, die durch keinen Gebrauch zu belegen sei. 461.

Es erübrigt sich auf die Möglichkeit, in Mt. 1, 19 justus als gerecht, gesetzesstreng = équitable zu interpretieren, einzugehen, da beide Autoren nicht daran zweifeln, daß hier und in der 2. Stelle justus als rechtschaffen, tugendhaft aufzufassen sei. Dies ist auch die geläufigere Auffassung. Die jans. Übersetzung justus — juste, zu der von jeher die Wortähnlichkeit verleitete[1]), läßt sich aus den lexikologischen Quellen nicht rechtfertigen. Die lat. Wörterbücher Tach. Pom. geben justus nur durch équitable wieder; Rich. A_1 weisen wie Bouh. nur dem Substantiv le juste die Bedeutung vertueux zu; ebenso Trévoux in seinen Beispielen. Der biblischen Sprache entlehnt, gehört das substantivierte Adj. vorzugsweise dem theologischen Stil an, le séjour des justes etc. häufig bei Pascal, Bossuet u. a.[2]). Arn.'s Wunsch, die Bedeutung von vertueux auch auf das Adj. juste auszudehnen, ist logisch und verständlich, aber vom Gebrauch nicht erfüllt worden. In den mehrfachen Unterscheidungen verrät sich Bouh.'s feines Ohr für den Gebrauch und Arn.'s Urteil, seine langatmigen Bemerkungen seien verworren, sind nicht begründet. Moderne Übersetzungen haben das Wort juste in Mt. 1, 19 durch das unzweideutige homme de bien ersetzt[3]).

3. Beispiel. armamenta navis = équipage du vaisseau in Act. 27, 19.

Der Ausdruck war viel gescholten worden und Arn. verteidigt ihn häufig und mit großer Zähigkeit, aber umsonst, aus den modernen Übersetzungen ist er verschwunden. Rich. Simon hatte als erster in der kurzen Vorrede seiner Hist. crit. des versions du nouveau testament den Ausdruck getadelt und war von Arn. in seiner Schrift gegen Steyaert[4]) abgewiesen worden, aber Bouh. und

1) So Olivétan, Genf, Loewen, Amelotte.

2) Pascal: (Lettres Prov. éd. Faugère Brief XIV. Bd. II. S. 127) nennt Abel le premier juste und Christus le chef de tous les justes. Bossuet: (Oraison fun. d'Henr. Marie de France. Bibliothèque française XVIIe. série Bd. I, S. 242) Le juste, sévère à lui-même et persécuteur irréconciliable de ses propres passions, se trouve encore persécuté par les injustes passions des autres.

3) Osterwald, Oltramare. Stapfer: Joseph était un juste.

4) Bd. IX Difficultés proposées à M. Steyaert S. 39. Er kommt außerdem

Digitized by Google

nach ihm Thoyn. wiederholten die Einwendungen. Wenn man die seitenreichen Auseinandersetzungen der Gegner von allem persönlichen Spott befreit ergibt sich folgendes:

Simon, Bouh. 355, Thoyn. 198: Die von den Schiffsleuten eigenhändig im Sturm ausgeworfenen armamenta navis können nicht durch équipage du vaisseau wiedergegeben werden, da équipage in der Seemannssprache nur Schiffsbesatzung bedeutet.

Bouh. zitiert technische Wörterbücher und stützt sich auf die Aussage eines mit der Seemannssprache vertrauten Kollegen[1]). Auch die Übersetzung équipage in der Bedeutung Ausrüstung lehnt er ab, weil die Entfernung der Ausrüstung eines Schiffes ein ebenso verfehltes Hilfsmittel im Sturm wäre, wie die der Besatzung. Er schlägt équipement vor[2]). Thoyn. fügt eine Untersuchung über die Bedeutung von armamenta navis hinzu. Nach Rob. Estienne's lat.-frz. Lexikon und technischen Wörterbüchern bedeutet der Ausdruck armamenta navis: Takelage, Maste, Taue, Segel und wird im Frz. am besten durch agrès wiedergegeben. Die Tatsache, daß armamenta navis ausgeworfen wurden, steht trotz Bouh. zweifellos fest, aber nach Thoyn.'s Ansicht ist dabei an Reservegerätschaften zu denken. Der Ausdruck agrès mit Hinzufügung von „de rechange" würde also eine sachlich und sprachlich vollkommen einwandfreie Übersetzung liefern.

Außer in der Schrift gegen Steyaert und an dieser Stelle behandelt Arn. das Wort équipage noch am Schluß der Schrift 464, wo es ihm als Beispiel für einen guten aber zweifelhaften Gebrauch dient. Er behauptet 430, daß équipage auch in der Seemannssprache mehrdeutig sei und sowohl Schiffsbesatzung als Gerätschaft bedeute. Als Belege führt er lat.-frz. Wörterbücher von 1561—1690 an: Charles Estienne, Nicole, Tach. Danet, auch Trévoux lat.-frz., die alle armamenta unter anderem durch équipage wiedergeben, und schließlich Furetière, den Bouh. ablehnt, da er häufig in technischen Bezeichnungen irre. Arn. beruft sich ferner auf eine 150jährige Tradition; seit der Genfer Übersetzung sei durchgängig armamenta navis durch équipage übersetzt worden und da die Übersetzung von jedermann richtig verstanden worden sei, sei diese Bedeutung sichergestellt. Ein letztes Mittel, die Bedeutung Gerätschaft für équipage

noch in einer kurzen Schrift, die an Mme. de Fontpertuis gerichtet ist, mit gleichen Gründen darauf zurück. Vgl. Bd. VIII, S. XII.

1) L'abbé de Choisy, ein angesehener Schriftsteller.

2) On dit aussi équippement, pour dire la provision et l'assortiment de tout ee qui peut servir à la subsistance et à la seureté du vaisseau.

Digitized by Google

zu sichern, läge in der Anwendung der Analogie 364. Vaugelas unterscheide in seiner Gebrauchstheorie bekanntlich zwischen dem usage déclaré und dem auf der Seltenheit eines Begriffes beruhenden usage douteux und empfehle im letzteren Fall die Analogie zu Rate zu ziehen. Equipage, mehr ein Buchwort als ein Wort des alltäglichen Lebens, überdies noch geläufiger in der Bedeutung Matrosen, weil diese in dem Gesamtbegriff Schiffsausrüstung der wichtigere Teil, sei wegen seiner Seltenheit in der Bedeutung Gerätschaft sicher den Wörtern von zweifelhaftem Gebrauch einzureihen, deren Bedeutung durch die Analogie entschieden werden dürfe. Ebensogut wie équipage auf dem Land Dienerschaft und Ausstattung bedeute, könne es auch als Seemannsausdruck Mannschaft und Ausrüstung bedeuten.

Die Erhaltung der mehrfachen Bedeutung von équipage als Seemannsausdruck ist Arn. nicht gelungen, die Kritik an dem Wort hat sich durchgesetzt.

Wie schon Arn. bemerkt hatte, ergibt sich auch aus dem Kontext, daß es sich in Act. 27, 19 um nichts anderes als um das Auswerfen von Schiffsgerät handeln kann. Das Schiff, das Paulus nach Rom bringen sollte, kämpfte reichlich 14 Tage lang mit dem Sturm; einen Tag vor dem Auswerfen der Gerätschaften hatte man es schon von seiner Ladung befreien müssen (27, 18), 14 Tage später (27, 38) entschloß man sich angesichts des nahen Landes auch das Getreide auszuwerfen. Die Annahme Thoyn.'s, daß es sich um Reservegerätschaften handelte (so auch Osterwald), ist zwar den Umständen nach wahrscheinlich, kann aber nicht durch eine Angabe im Text gestützt werden. Arn.'s Liste von Wörterbüchern kann Godefroy – Complément hinzugefügt werden[1]), der für équipage beide Bedeutungen bringt, ebenso Pomay. Von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an beginnt die Bedeutung Schiffsausrüstung zu schwinden; Rich. A, bringen nur Besatzung, ebenso die Jesuiten von Trévoux, die die ganze Streitfrage wieder aufrollen und sich einen Hieb auf die Übersetzung von Mons nicht versagen[2]). Arn. zeigt also durch sein Festhalten an équipage, daß er in diesem Punkt über den aktuellen Sprachgebrauch nicht unterrichtet war. Seine Berufung auf die Tradition ist begründet; — im Zeitraum von 1550—1700 findet sich in allen Bibeln équipage an der [illegible]

1) Gut für die Sprache des 16. Jahrh.'s.

2) Man weiß, daß Bouh. an der Redaktion des Dict. v. Trév. 1. Aufl. [illegible] beteiligt war.

Digitized by Google

treffenden Stelle[1]), erst gegen Ende des Jahrhunderts treten andere Ausdrücke auf[2]) — aber sie widerspricht den in der Vorrede zum n. T. v. M. vorgetragenen Prinzipien. Die Übersetzer führen hier aus, daß gerade die Veränderungen, welche sich in der frz. Sprache seit der Übersetzung von Loewen vollzogen, und die alte Übersetzung anstößig gemacht hätten, den Plan zu einer neuen Übersetzung eingegeben hätten[3]). Der Ausdruck équipage bietet ein bezeichnendes Beispiel für diese Veränderungen und die vielfachen Angriffe hätten Arn. davon überzeugen können, daß équipage zu den jetzt Anstoß erregenden Worten zu rechnen sei. Er will sich nur zu der Umschreibung „ce qui sert à équiper le vaisseau" verstehen; über équipement, das Bouh. 359 nahe legt und das den Sinn von armamenta navis gut trifft[4]), äußert er sich nicht. Das Wort war eine Neubildung, nach H.D.T. zuerst bei Guillet: L'art de la navigation 1618[5]).

Drei weitere Kritiken, in denen es sich um Sinnespräzision handelt, werden von Arn. in der 8. Regel abgewiesen, sie lautet lakonisch: man braucht schlecht begründete Kritiken nicht zu beachten. Die Beispiele sind für die Geschichte der Sprache kaum von Interesse; sie illustrieren nur den regen Kampf um die Übersetzung.

1. Beispiel. Mt. 15, 19. percutiebant caput eius arundine — ils lui frappèrent la tête avec un roseau.

Bouh. 411; roseau, ein schwaches, hohles Schilfgewächs erweckt im eigentlichen und übertragenen Sinn nur die Vorstellung eines schwächlichen Gegenstandes, der nicht verletzen kann. Die Übersetzer müssen den auch von Marolles gewählten Ausdruck canne in den Text bringen, statt ihn am Rand zu lassen. Thoyn. 112 schließt sich Bouh. an. Arn. 444 gibt nicht zu, daß die Begriffe roseau und frapper sich gegenseitig ausschließen. Er macht zur Verteidigung der Übersetzung geltend, daß auch das Schilfrohr roseau sich mit dem Trocknen verhärte[6]), daß aber gerade seine

1) Olivétan, Ausg. 1552. Genf 1659. Arn. zitiert Véron. Marolles, Godeau, Amelotte 1666.

2) Loewen 1699. armement.

3) Vgl. Préface du n. t. d. M. Bd. VI, S. XII. Il est vrai que c'est une faiblesse aux hommes d'être choqués des mots et des expressions qui ne sont plus en usage . . . Ce sont là les raisons, qui ont fait souhaiter qu'on entreprît la traduction . . .

4) équippement: la provision et l'assortiment de tout ce qui peut servir à la subsistance et à la seureté du vaisseau.

5) Vgl. Brunot IV. S. 473.

6) Ohne zu bedenken, daß es dann besser canne genannt wird.

Digitized by Google

Biegsamkeit es zu dem Marterwerkzeug befähigte, um das es sich handelt. Es sei den Soldaten nur erlaubt gewesen, Jesum zu peinigen, was sie durch Schläge mit einem leichten Rohr erreicht hätten, während sie bei Anwendung eines härteren Werkzeuges sich der Gefahr ausgesetzt hätten, ihn zu töten. Auf Grund dieser Überlegung sei nicht nur roseau beizubehalten, sondern sogar canne aus der Anmerkung zu streichen.

Arn.'s Ansicht muß sprachlich und sachlich widerlegt werden. Daß die frz. Sprache unter roseau in der Tat nur das schwache, leicht zerknickte und noch nicht bearbeitete Rohr versteht, das der Wind bewegt, erhellt aus seiner bekannten beliebten Verwendung im übertragenen Sinn als Bild der Schwäche, der Unentschlossenheit und des Wankelmuts, wofür jedes Wörterbuch Beispiele reichlich zitiert[1]).

Zur Bezeichnung des durch Bearbeitung fest gewordenen Schilfrohres oder einer stärkeren Pflanzenart dient das Wort canne, das metonymisch auf die aus Rohr gefertigten Stöcke übertragen, sich derart mit dem Begriff bâton deckt, daß ihm in widerspruchsvoller oder pleonastischer Weise andere Stoffnamen attributiv beigelegt werden: canne de jonc, canne de bois.

In der Sprache des n. T. heißt sowohl das schwankende, leicht zerbrechliche Rohr als auch das mannigfach verwendete feste Rohr κάλαμος[2]), wofür die Vulgata mit geringen Ausnahmen arundo sagt[3]). Hierdurch verführt haben ältere Übersetzer für die verschiedenen Bedeutungen von κάλαμος auch im Frz. meist den gleichen Ausdruck, nämlich roseau gewählt, ohne seine Unzulänglichkeit an dieser Stelle zu empfinden[4]). Moderne und modernste

1) Das klass. Bspl. b. Pascal Pensées éd. Havel I, 6 l'homme est un roseau etc. — Eine merkwürdige Ausnahme hierzu bei Lafontaine: Oeuvres Bd. VI 158 in Philémon et Baucis: Un appui de roseau soulageoit leurs vieux ans. Dagegen Calvin: car qu'est ce autre chose . . . que de nous eslever au debout d'un roseau, lequel ne nous peut soustenir qu'il ne rompe incontinent. Institution S. 40.

2) κάλαμος { Mt. 11, 7 (Lc. 7, 24) Bild der schwankenden Unbeständigkeit. / Mt. 12, 20 Bild der leichten Zerbrechlichkeit. / Mt. 27, 29, 30, 48. Mc. 15, 19, 36 Rohrstab. / 3. Joh. 13 Schreibgerät. Apk. 11, 1; 21, 15, 16. Maßstab.

3) Vulg. sagt calamus nur für das Schreibwerkzeug 3. Joh. 13 und merkwürdigerweise Mt. 15, 36, wo die parall. Stelle Mt. 27, 48 arundo zeigt.

4) Olivétan, Genf haben immer roseau außer in 3. Joh. 13. In der Loewener Bibel sind die Bezeichnungen widerspruchsvoll, sie nennt canne, was in der Parall. Stelle roseau heißt.

z. B. Parall. Stellen { Mt. 27, 48 canne / Mc. 15, 36 roseau } { Mt. 27, 29 roseau / Mc. 15, 19 canne. }

Digitized by Google

Übersetzer haben mit der Tradition nicht gebrochen[1]). Die Bezeichnung des Marterwerkzeuges in den Evang. durch roseau ist also bei den Jansenisten als altes Erbgut zu erklären, wird aber schwerlich annehmbarer durch Arn.'s Hinweis auf die Biegsamkeit des Rohres. Was der Franzose unter roseau versteht, würde zum Schlagen verwendet zersplittern. Daß es sich in der Mrc.-Stelle doch eher um einen festen Rohrstab handelt[2]), macht der breiter ausgeführte Pararellbericht bei Mt. 27 sehr wahrscheinlich. Man erinnere sich daran, daß die heidnischen Soldaten die Verhöhnung Jesu als Judenkönig mit Purpurmantel und Dornenkrone dadurch vervollständigten, daß sie ihm ein κάλαμος als Spottszepter in die Hand gaben und daß sie eben diesen selben κάλαμος dann zu seiner Mißhandlung benutzten, um sie dadurch vielleicht noch schmachvoller zu gestalten. Nur das feste Rohr im Sinne von canne, nicht das zerbrechliche roseau, läßt sich mit einem Herrscherstab vergleichen, daher ist wohl mit Bouh. canne in der Perikope vorzuziehen.

2. Beispiel. Mt. 6, 7 orantes nolite multum loqui = ne soyez pas grands parleurs dans vos prières.

Bouh.'s Definition 277 eines grand parleur ist treffend und erschöpfend: un homme qui parle trop, qui parle souvent mal à propos, qui parle en l'air, qui parle pour parler.

Auf Grund der beschränkten Anwendung dieses Ausdrucks auf den gewohnheitsmäßigen Schwätzer weist er es für diese Stelle, in der von einer einmaligen Handlung die Rede sei[3]), zurück und wünscht in Anlehnung an den vulgatischen Wortlaut „ne parlez pas trop" dans vos prières. Thoyn. 33 ist mit der Definition, aber nicht mit dem Übersetzungsvorschlag einverstanden.

Arn. 445 will zwischen den Zeilen gelesen haben, daß Bouh. den Ausdruck grand parleur nicht nur wegen seiner geläufigen Beziehung auf den gewohnheitsmäßigen Schwätzer, sondern auch weil er ihn überhaupt zu stark findet, abweist, und greift zu seiner Verteidigung auf das zugrunde liegende griech. Wort βαττολογεῖν[4]) zurück, das sich in seiner Bedeutung in erfreulichster Weise mit

1) Ostervald, Oltramare. Stapfer.

2) So übersetzen auch dtsch. mod. neutest. Wörterbücher κάλαμος an diesen und ähnlichen Stellen. (Preuschen, Ebeling.)

3) Bouh. 278 . . . dans une occasion particuliere ou n'exhorte gueres les gens à n'estre pas de grands parleurs.

4) So schreibt Arn. nach text. recpt.; die mod. Textkritik schreibt βατταλογεῖν nach X u. D.

Digitized by Google

der Definition decke, die Bouh. von grand parleur gegeben habe. Dem Einwand Bouh.'s, grand parleur bezeichne den gewohnheitsmäßigen Schwätzer, begegnet er mit scholastischer Umständlichkeit. Gemäß dem theologischen Axiom praecepta dantur de actibus, non de habitibus werden in der neutestam. Sprache Tugend- und Lasterbezeichnungen in Ge- und Verboten häufig auf einzelne Handlungen, nicht auf Gewohnheiten bezogen, z. B. soyez charitable fordere zur einzelnen Handlung auf; in diesem Sinn dürfe mit dem Ausdruck ne soyez pas grand parleur auch vor müßigem Reden in einzelnen Fällen gewarnt werden; so gut, wie ne soyez pas menteur dasselbe bedeute wie ne mentez point, ersetze er die Wendung ne parlez pas beaucoup.

Arn. hätte sich das Aufspüren dieses Argumentes ersparen und den Einwand Bouh's. treffender widerlegen können, wenn er erwähnt oder überhaupt beachtet hätte, daß es sich in der vorliegenden Stelle nicht um die Warnung vor einzelnen Handlungen, sondern vor einer fremden, üblen Gewohnheit handelt. Die Heiden waren dafür bekannt, daß sie in ihren Gebeten mit großem Wortschwall auf ihre Götter einzustürmen pflegten, in vielen Wiederholungen ihre Bitten oft stundenlang begründeten[1]) und an der Länge ihrer Gebete die Hoffnung auf Erfüllung bemaßen[2]). Der heidnische Beter verdiente also den Namen eines Schwätzers. Vor diesem leicht ins Gedankenlose ausartenden gewohnheitsmäßigen Wortreichtum, der seinen Zuhörern auch aus manchen Synagogengebeten her bekannt sein mochte, will Jesus in seiner Unterweisung über das rechte Beten warnen, indem er die heidnische Unsitte durch das Verb *βαττολογεῖν* bezeichnet[3]). Es wird in der Tat im Frz. durch den Ausdruck être grand parleur, wie ihn Bouh. erläutert hat, besser getroffen als durch die an den abgeschwächten Vulgatatext angelehnte Wiedergabe ne parlez pas beaucoup[4]). Als Stütze für den von den Jansenisten gewählten Ausdruck könnte man Balzac anführen, der parleur im gleichen Sinne verwendet. Es heißt im Socrate chrétien[5]), daß der aufrichtige Beter mit einfältigen Worten angenehmer vor Gott ist, que les beaux parleurs, les faiseurs de Suasoires et de Controverses.

1) Daher fatigare deos häufig bei lat. Schriftstellern. Vgl. Forcellini III. S. 42.

2) Vgl. Mt. 6, 7b.

3) Preuschen, Ebeling, Pape: unnütz schwatzen, gedankenlos reden. Cremer: vox hybrida aus hebr. Verb = plappern und gr. *βατταρίζειν* = stottern.

4) So nur Olivétan und die Loewener Bibel. Die neueren prot. Übers. haben von Genf an „n'usez pas de vaines redites". Stapfer: Ne multipliez pas les paroles.

5) Balzac: Le Socrate Chrestien. Amsterdam 1662. S. 49.

Digitized by Google

Bedenken gegen den Ausdruck grand parleur dürften darin liegen, daß das Wort parleur mit einem Epitheton wie beau, grand, éternel ein in der Salonsprache des redefreudigen 17. Jahrh. sehr heimischer Ausdruck war und dadurch zu dem Vorwurf allzugroßer politesse und élegance der Übersetzer beigetragen haben mochte[1]).

3. Beispiel. Mt. 21, 35. alium vero lapidaverunt = ils en lapidèrent un autre. Bouh. ist in dieser Kritik wenig glücklich und Thoyn. 40 verläßt ihn hier.

Bouh. 154. lapider wird im eigentlichen und im übertragenen Sinn gebraucht, im letzteren Fall ist es sehr elegant. Im eigentlichen Sinn bezeichnet es nur die bei den Juden üblich gewesene Todesstrafe und die Todesart der Märtyrer. Die jans. Übersetzer sprechen falsch, wenn sie in dem Gleichnis von den Weingärtnern (Mt. 21, 33—40) durch das Verb lapider ausdrücken wollen, daß die Weingärtner einen Knecht mit Steinwürfen behandeln.

Arn. entnimmt gerade der Tatsache, daß das Verb lapider sich von der Bezeichnung der jüdischen Urteilsvollstreckung auch auf die des christlichen Martyriums ausgedehnt habe, eine Rechtfertigung dafür, es auch auf andere Verhältnisse anzuwenden und zitiert andere Beispiele 2. Kor. 11, 25; Joh. 10, 32, in denen er lapider für richtig hält, obgleich in ihnen nicht von den beiden erwähnten Umständen die Rede sei. Die Übersetzung in Mt. 21, 35 könne aber auch vor Bouh. bestehen, wenn man bedenke, daß Jesus in dem Gleichnis von den Weingärtnern die Juden meine, die ihre eigenen Propheten gesteinigt hätten, das Verb lapider also den ursprünglichen Sinn habe.

Die jans. Übersetzung lehnt sich mit allen übrigen in diesen und ähnlichen Stellen an die Vulgata an, die immer lapidare sagt, ob es sich um das jüdische Gerichtsverfahren oder allgemein um ein Verletzen, Töten durch Steinwürfe handelt. Wenn die gelehrte Bildung lapider, seit dem 10. Jahrh. dem frz. Sprachschatz angehörig[2]), in der Umgangssprache nie recht heimisch geworden war und man im wirklichen Sinn zu Umschreibungen griff, so lag doch kein Grund vor, den konsakrierten Ausdruck aus der Bibelsprache auszumerzen, da er vollkommen eindeutig war. Die Übersetzer hätten dadurch von anderer Seite den Tadel verdient, durch ihre Ausdrücke zu befremden, ohne das Verständnis wesentlich zu erleichtern. Bouh.'s Kritik an dieser Stelle ist ein Beweis dafür, daß

1) Zahlreiche Beispiele bei Littré und im Lexique de la Collection des Grands Ecrivains.

2) Vgl. Trénel S. 175.

Digitized by Google

die Bibelsprache und die Profansprache nicht mit gleichem Maßstab gemessen werden können.

b)

Die 4., 5. und 6. Regel erörtert die Übersetzung von termes consacrés. Das auch in dieser Schrift Arn's. immer wieder durchklingende Leitmotiv der erstrebten Klarheit und Deutlichkeit im Ausdruck hatte die Übersetzer des n. T. v. M. bewogen, einige fest in den frz. Bibelübersetzungen eingewurzelte Ausdrücke durch moderne dem frz. Sprachgebrauch sich besser einfügende und ebenso sinngetreue Worte zu ersetzen. Einwänden hatten sie in der gehaltvollen Vorrede zu ihrer Uebersetzung dadurch vorzubeugen gesucht, daß sie die sprachlichen Gründe darlegten, die zur Bevorzugung von enfer, docteur de la loi, sénateur, gouverneur, aller, ciel, vor gêne, scribe, anciens, président, monter et descendre, cieux geführt hatten[1]). Von strengen Kritikern, zu denen Bouh. zählte[2]), waren diese gewagten Neuerungen trotzdem nicht anstandslos hingenommen worden[3]) und hatten von Arn. von Fall zu Fall verteidigt werden müssen. Bouh. hatte im 1. Bd. seiner Rem. die termes consacrés als solche definiert, die mit bestimmten Vorstellungen verbunden ganz bestimmten Gebieten, Religion und Wissenschaft angehören, und weder gestattet, daß sie außerhalb ihrer Gebiete gebraucht würden, was einer Profanation gleichkommen würde, noch daß sie durch andere der alltäglichen Sprache entlehnten ersetzt würden[4]); er zitierte tadelnd dort und im 2. Bd. seiner Rem. traditionelle Ausdrücke, die die Jansenisten verlassen hatten. Diese und andere Kritiken regten Arn. an, seiner Ansicht über Anwendung und Nichtanwendung von termes consacrés in der 4. und 5. Regel eine normative Fassung zu geben. Sie lautet dahin, daß weder das Festhalten an konsakrierten Ausdrucksweisen noch ihr Ersatz zugunsten der Klarheit des Sinnes getadelt werden dürfe.

Arn. 434 unterscheidet als termes consacrés 1. Latinismen, 2. Hebraismen[5]), 3. Ausdrucksformen, die, auf einer wörtlichen

1) Préface Bd. VI. S. XXVIII.

2) Auch Simon Hist. crit. des Versions du n. t. S. 404 sagte: Pourquoi a-t-on blanny de cette Version plusieurs mots qu'un long usage a autorisés, et qui ont été, pour ainsi dire, canonisés dans les Eglises d'Occident?

3) Obgleich die traditionelle Fassung als Anmerkung gebracht wurde.

4) Rem. S. 253.

5) 1. scribes, incarnation, annonciation etc.
2. enfant de perdition, pains de proposition.

Digitized by Google

Übersetzung der Vulgata beruhend, zwar dem frz. Sprachgeist ungewöhlich — extraordinaire — aber bisher allgemein richtig verstanden worden sind. Daß über diese letzte Art von termes consacrés, die Arn. sich ausgeklügelt, die Ansichten recht verschieden sein konnten, verrät Bouh, der dieselben Ausdrücke als mauvais usage 340 gebrandmarkt und auf ihre Abänderung gedrungen hatte. In der 4. Regel tritt Arn. für ihre Erhaltung ein.

1. Beispiel Mt. 26, 38. Tristis est anima mea usque ad mortem = mon âme est triste jusqu'à la mort.

Bouh. 390 tadelt die Konstruktion: die Stelle ist wortgetreu, aber sinnfalsch übersetzt Jusqu'à la mort drückt ein temporales Verhältnis aus, während der lat. Satz tristis usque ad mortem eine Gradangabe enthält und durch jusqu'à en mourir wiedergegeben werden muß. Die Tatsache, daß alle früheren Übersetzer wie P.-R. übersetzt haben und alle Prediger sich der Stelle in dieser Fassung bedienen, nimmt dem Ausdruck nicht seine Mißverständlichkeit, den man endlich zugunsten eines unzweideutigen aufgeben muß.

Thoyn. 82 findet die Stelle nicht korrekturbedürftig, da sie nie mißverstanden worden sei.

Arn. 435 teilt Thoyn.'s Ansicht. Er weist Bouh. nach, daß seine Meinung, die Stelle sei sinnfalsch wiedergegeben, unzutreffend sei; abgesehen davon, daß jedes einzige frz. Wort genau dem Sinn jedes lat. Wortes entspreche, schütze auch die vollkommen identische Anordnung der Worte vor jeder Sinnesänderung. Die Konstruktion könne in beiden Sprachen dem Wortlaut nach sowohl temporal als modal verstanden werden; sie sei aber von jeher von Predigern und Laien richtig modal interpretiert worden und darum in dieser traditionellen Fassung als terme consacré anzusprechen und beizubehalten.

Das Wort Jesu ist eine alttest. Reminiszenz. Der Vergleich mit dem Ernst des Todes ist ein allen Sprachen geläufiges Bild, um ein Höchstmaß von Seelenangst auszudrücken, so daß die modale Interpretation der Stelle außer Zweifel steht. Wie das lat. usque ad[1]) kann auch das frz. jusqu'à außer den Zeitpunkt in Ort- und Zeitverhältnissen den Grad in Modalverhältnissen angeben; in dieser modalen Verwendung steht es präpositional vor Substantiven oder konjunktional vor Infinitiven, und gibt nach Verben den Grad einer Tätigkeit[2]), nach Adj. oder Subst. den Grad einer Eigenschaft

1) Für usque ad vgl. Arch. f. lat. Lexikogr. u. Gramm. Bd. 6 S. 497 ff.
2) Z. B. rire jusqu'aux larmes.

Digitized by Google

an[1]). Bouh. zieht die Infinitivkonstruktion vor, die schärfer den konsekutiven Sinn ausdrückt und nicht temporal mißdeutet werden kann; daß aber die an den vulgat. Wortlaut sich anschließende Wendung jusqu'à la mort auch nicht anders als modal gefaßt wurde, wie Arn. zu zeigen sucht, bestätigt Régnier-Desmarais[2]). Im direkten Widerspruch zu Bouh. zitiert er den Satz „mon âme est triste jusqu'à la mort" als Beispiel für jusqu'à = Gradangabe und umschreibt ihn in dem Sinn: tristesse capable de faire mourir, den Bouh. nur im Lateinischen finden wollte. Sprachlich sind also beide Übersetzungsarten gerechtfertigt. Die innere Berechtigung der jans. Übersetzung wird im Anschluß an die folgenden Beispiele gezeigt werden.

2. Beispiel. Mt. 26, 41. spiritus promptus est, l'esprit est prompt.

Bouh. 346. promptus bedeutet hier gemäß dem griech. *πρόθυμος* courageux; diesem Sinn wird das frz. prompt nicht gerecht, das vielmehr in Verbindung mit Esprit eine tadelnswerte Eigenschaft ausdrückt. Sprachkundige Leute müssen diesen von den früheren unwissenden Übersetzern geerbten Ausdruck vermeiden. Nach Thoyn. 85 entspricht promptus nicht dem griech. *πρόθυμος*, bedeutet aber prompt im Frz. Er will den traditionellen Ausdruck bewahrt wissen.

Arn. 436 versucht zunächst durch Verweise auf griech. und lat. Wörterbücher die Übersetzungsreihe *πρόθυμος* — promptus — prompt zu rechtfertigen; auch die Protestanten, die bekanntlich auf den griech. Text zurückgehen, hätten prompt, nicht courageux gewählt. Zu dem Einwand, un esprit prompt bezeichne einen Fehler, bemerkt Arn., daß dies nur von prompt in Verbindung mit humeur gelte, un esprit prompt bedeute vielmehr einen schnell fassenden Geist — un esprit facile. Im übrigen handele es sich hier überhaupt nicht um diese Art von esprit, die man geläufig mit prompt verbinde und die dem griech. *νοῦς*[3]) entspreche, sondern, wie der Urtext *πνεῦμα* zeige, um esprit im Sinne der seelischen Eigenschaften. Jesus stelle mit der dualistischen Ausdrucksweise spiritus — caro der guten Gesinnung der Jünger, die sich in ihrer Mar-

1) Z. B. j'en fus affligé jusqu'à en être malade et malade jusqu'à en garder le lit. Scarron Rom. com. II. 14. Zit. bei Littré.

2) Régnier-Desmarais Traité de la Gram. Françoise. Paris 1706. S. 665. Vgl. auch Andry de Bois-regard: Jusques marque (u. a.) la qualité de la chose, sans aucun rapport au temps ni au lieu: être triste jusqu'à la mort. Zit bei Sternischa S. 182.

3) Gesamtheit der geistigen Fähigkeiten. lat. mens.

Digitized by Google

tyriumsbereitschaft ausdrückt, die sie später überwältigende Schwäche ihrer sinnlichen Natur prophetisch gegenüber.

Nach den Aussagen griech. und lat. Wörterbücher eignet den beiden Adj. *πρόθυμος* — promptus der Sinn von mutig, tapfer; die frz. Fortsetzung prompt wird diesem Sinn nich mehr gerecht. Die befragten lexikologischen Quellen von vor, aus und nach der Zeit Arn.'s[1]) weichen in ihren Definitionen nicht wesentlich voneinander ab. Der Hauptbedeutung nach ist prompt ein Prädikat der Geschwindigkeit, sagt das Bereitsein von Personen und Sachen aus. In Verbindung mit esprit bezeichnet es, wie Arn. angegeben, eine Qualität des Intellekts, gibt aber nicht eine moralische Eigenschaft, die tapfere, kampfbereite Gesinnung wie das griech. *πρόθυμος* an. Bouh.'s Abneigung gegen das traditionelle l'esprit est prompt ist sprachlich verständlich und es ist auffallend, daß Arn., der selbst un esprit prompt in der geläufigen Weise definierte, nicht den Widerspruch dieses Ausdrucks mit dem Sinn der ganzen Stelle empfand[2]).

3. Beispiel. tradere = trahir in Mt. 26, 48 und Mt. 27, 4. Bouh. 342. Hier und an vielen anderen Stellen ist tradere durch trahir übersetzt; tradere bedeutet nur livrer, nicht trahir, schlechter Gebrauch, der nicht befolgt werden darf. Thoyn. 82 räumt ein, daß an manchen Stellen livrer für tradere geeigneter wäre, findet aber Bouh.'s Verwerfung von trahir zu absolut und verweist auf die Parallelstellen Mc. 3, 19, Luc. 6, 16, in denen tradere und prodere synonym gebraucht sind und die Wahl von trahir rechtfertigen.

Zur Verteidigung der Übers. geht Arn. auf das zugrundeliegende griech. *παραδίδομι* zurück und weist an der Hand des griech. Wörterbuches von Constantin[3]) nach, daß ihm u. a. die Bedeutung prodere — trahir zukomme. Bezüglich des lat. Verbs tradere erinnert er daran, daß die klass. Latinität weder die Bedeutung livrer noch trahir kenne. Tradere habe den Sinn von trahir erst in der Anwendung auf Judas Ischariot durch die Evangelien und christl. Schriftsteller erhalten und in diesem Sinn das Etymon für trahir und dessen Ableitungen traître, trahison abgegeben.

1) Godefroy, Rich., A_1 Trévoux, Littré, H. D. T. A_7; Rich. u. Trévoux zitieren die Bibelstelle als Beleg für den Sinn.

2) Eine Abweichung von dieser traditionellen Übersetzung findet man erst bei Oltramare: l'esprit est plein d'ardeur.

3) Roberti Constantini Lexikon graeco-latinum 1562^1. Genevae J. Crispinum 1592^2. Genevae Eust. Vignon.

Digitized by Google

Seine Gewährsleute sind Nicot und Furetière und Calepino, der traditor durch proditor umschreibt. Auf Judas angewendet sei tradere — trahir also als eingebürgerter Ausdruck beizubehalten. An anderen Stellen übersetze das n. T. v. M. παραδίδομι durch livrer und gerade der Wechsel zwischen beiden Ausdrücken ermögliche schon sprachlich die Scheidung eines Aktes göttlichen Liebeswillens[1]) von der hassenswerten Tat des Judas.

Bouh. begeht bei tradere den Irrtum, nur die klass. Latinität in Betracht zu ziehen. Wörterbücher seiner Zeit, Tach., Pom., Trévoux bringen in der Tat für tradere nicht die Bedeutung trahir, die ihm in der Vulgata eignet. Das Verb παραδίδομι[2]), das die Sprache des n. T. mit einer Ausnahme (Lc. 6, 16 ὃς ἐγένετο προδότης) stets auf Judas Ischariot statt προδίδομι[3]) anwendet, hat der Vetus Interpres Evangeliorum[4]) durchweg mit tradere wiedergegeben (nur Lc. 6, 16 weist proditor auf), und dadurch, wie Arn. richtig bemerkt, dazu beigetragen, tradere den Sinn von trahir — verraten neben dem schwächeren livrer — ausliefern beizulegen. Daß sowohl παραδίδομι als auch tradere im n. T. dieser Sinn zukommt, erhellt aus der synonymen Verwendung mit προδίδομι und prodere in der Parallelstelle Lc. 6, 16 zu Mc. 14, 10 und Mc. 3, 19; eine Variante des Codex D, die in Mc. 14, 10 προδοῖ gegen παραδοῖ der anderen Kodices aufweist und auch in den offiziellen Vulgatatext als proderet gedrungen ist, kann auch noch herangezogen werden[5]). Forcellini[6]) bringt für tradere = verraten nur Beispeile aus nachklassischer Zeit und von christlichen Schriftstellern.

Die Bedeutungserweiterung oder Beschränkung von tradere auf trahir — verraten im späteren Latein bezeugt Ducange, der es durch prodere umschreibt und durch trahir übersetzt[7]). Die jans. Übers.

1) Z. B. Rö. 4,25. 8,32. Gal. 3,20. Eph. 5,2. 5,25.

2) Stellen, nur in den Ev. für παραδίδομι sind:
Mt. 10, 4. 26, 15, 16, 21, 23, 24, 25, 46, 48. 27, 3, 4.
Mc. 3, 19. 14, 10, 11, 18, 21, 42, 44.
Lc. 22, 4, 6, 21, 22, 47.
Jo. 6, 64, 71. 12, 4. 13, 2, 11, 21. 18, 2, 5. 19, 11. 21, 20.
Mit geringen Ausnahmen sind diese Stellen im n. T. v. M. mit trahir wiedergegeben.

3) Vgl. Stephanus: Thesaurus linguae graecae, Artikel παραδίδομι: Ab Evangelistas de Juda Iscariote dicetur παραδίδομι pro προδίδομι in Mt. 10,4. 26,15. 27,4.

4) Ducange: Artikel tradere.

5) So auch mod. neutest. Wörterbücher.

6) Forcellini: Totius latinitatis Lexicon. Artikel: tradere.

7) Diese nachklass. auf den Einfluß der Vulg. zurückzuführende semasiologische

Digitized by Google

trahir statt des schwächeren livrer, die viele andere Übers. teilen, scheint also ganz gerechtfertigt.

In der 5. Regel handelt es sich um eigentliche Termes consacrés, für deren Ersatz durch verständlichere, moderne Ausdrücke Arn. im Widerspruch zu Bouh. eintritt, ohne ihre Beibehaltung von anderer Seite tadeln zu wollen. Als Beispiele dienen ihm die Ausdrücke scribe, pains de proposition, acception de personnes, deren Umschreibung durch docteur de la loi, pains exposés und avoir égard à la qualité des personnes vielfach kritisiert worden war.

Wie erwähnt war die Ersetzung von scribe durch docteur de la loi bereits in der Vorrede zum n. T. v. M. mit dem Hinweis darauf begründet worden, daß das frz. Wort scribe nur einen Schreiber bedeute, während der jüdische scriba der Evangelien der gelehrte, mit dem Ansehen eines Propheten bekleidete Gesetzesausleger gewesen sei[1]). Der anonyme Verteidiger von Annat[2]) hatte dennoch gegen docteur de la loi den eingebürgerten Gebrauch von scribe ausgespielt und aus dem Umstand, daß das Kopieren heiliger Texte in den Pflichtenkreis eines jüdischen γραμματεύς eingeschlossen gewesen sei, die Brauchbarkeit von scribe hergeleitet; ferner auch das Verlassen des Ausdrucks pains de proposition in impertinenter Weise gerügt[3]).

Bouh. 404 führt docteur de la loi unter den zu tadelnden Neuerungen der Jansenisten auf und Thoyn. 11 pflichtet ihm bei.

Zur Verteidigung des Ausdrucks docteur de la loi beschränkt sich Arn. hier darauf, die einschlägige Stelle aus der Vorrede des n. T. v. M. zu zitieren und darauf hinzuweisen, daß in den Evang. selbst scribe und docteur de la loi synonym in den Parallelstellen verwendet worden seien[4]).

Entwicklung liefert das Verständnis für die Bedeutungsbeschränkung, die die morphologische Entwicklung tradere > tradire > traïr > trahir beim Übergang in das Romanische begleitet hat. Von ältester Zeit an bedeutet das Verb im Frz. und Ital. nur ein Ausliefern durch Verrat; vgl. La Curne und Godefroy; anders dagegen das Substantiv tradition.

1) Oeuvres Bd. VI. S. XXVIII.

2) In Lettres d'un docteur en théologie à un de ses amis sur le n. t. d. M. 1668.

3) Docteur en théologie: les pains de proposition n'ont pas été plus heureux que les Scribes. M. M. de P.-R. les ont ôtés partout où ils les ont trouvés, pour les travestir en pains exposés. Arn.: Manière de parler bouffonne. Réponse à la lettre d'un docteur en théologie. Bd. IX. Appendice. S. 52.

4) z. B. { Mt. 22,35 νομικός Vulg. legis doctor und
Mc. 12,28 γραμματεύς „ scriba.

Ausführlicher belehrt die Réponse à la lettre d'un docteur en théol. Bd. IX Ap.

Digitized by Google

Gegen das Wort proposition an sich in seinen verschiedenen Bedeutungen hat Arn. nichts einzuwenden, es sei durchaus frz., werde aber unverständlich in Verbindung mit pain zur Bezeichnung der auf dem Altar ausgestellten Opferbrote[1]). Das Wort acception sei dagegen in keiner Weise ein frz. Wort, nur unter dem Druck der Vulgatavorlage acceptio personarum in die frz. Sprache eingedrungen und werde durch die viel verständlichere Wendung: avoir égard à la qualité des personnes treffend ersetzt.

Dieses Urteil Arn's., das Wort acception sei gar nicht frz., scheint anfechtbar, seine Einbürgerung liegt vielmehr in doppelter Verwendung vor. Der grammatikalischen Terminologie gehörte es wie heute so auch bereits im 17. Jahrh. — acception d'un mot — an[2]). Belege dafür, daß der Bibelausdruck „acception de personne" im Sinne parteilicher Rücksichtnahme[3]) nicht auf den engen Kreis der Bibelübersetzungen beschränkt geblieben, sondern auch der Profansprache geläufig geworden war, finden sich schon vom 14. Jahrh. an[4]), später wird acception in gleicher Bedeutung auch mit anderen Worten als personne verbunden[5]). Seine Umschreibung ist daher am ehesten entbehrlich. Sicher ist aber, daß das Wort proposition, ausschließlich im übertragenen Sinn verwendet, zur Bezeichnung eines räumlichen Aus- oder Aufstellens nur in dem bibl.-techn. Ausdruck pains de proposition existiert und nicht ohne

---

S. 50 über die Überlegenheit des Ausdrucks docteur de la loi, weil hier dem Einwand begegnet werden muß, daß gerade der in dem Worte scribe enthaltene Begriff eines Kopisten es empfehle. Der Unterschied zwischen einem modernen Kopisten, der oft selbst nicht versteht, was er abschreiben muß, und einem jüdischen Schriftgelehrten, von dem außer der formalen Sorge für die Gesetzesrollen die Kenntnis, Beurteilung und Auslegung des heiligen Textes verlangt wird, sei so grundlegend, daß die Beseitigung des mißverständlichen scribe zugunsten des klaren, dem Schriftsinn ebenso entsprechenden docteur de la loi nur zu loben sei.

1) Dem impertinenten docteur en théologie war bereits Bd. IX Ap. S. 52 klar gemacht worden, daß der Ausdruck les pains exposés genau das Gleiche bedeute wie pains de propositions, aber den Vorteil des unmittelbaren Verständnisses biete, während die andere Redeweise erst eine Ueberlegung erfordere.

2) Vgl. A_1, Trévoux.

3) Der lat. Ausdruck acceptio personarum oder personam accipere ist ein juristischer Terminus und dient in der Vulg. dazu, das auf einem Semitismus beruhende griech. *προσωπολημψία* oder *πρόσωπον λαμβάνειν* wiederzugeben.

4) Godefroy Complément: Sans acception ou différence des personnes et des nations (5. février 1388 Ord. XII 164. Indiferemment et sans accepcion de personne (Louise Labé) H.D.T. bringt ein Beispiel aus d'Aubigné.

5) Vgl. H.D.T. Sein Fehlen bei Rich., der nur acceptation verzeichnet, ist den obigen Zeugnissen nach befremdlich.

Digitized by Google

weiteres die zugrundeliegende Vorstellung der auf dem Opfertisch niedergelegten Schaubrote erweckt, den die jans. Umschreibung les pains qui étaient exposés oder présentés à Dieu bietet. Da das Wort scribe in der Umgangssprache nur einen inferioren Kopisten bezeichnet und ihm leicht ein verächtlicher Sinn beigelegt wird, kann es in der Tat zu Mißverständnissen Anlaß geben.

In diesen und anderen Fällen, in denen die Jansenisten aus missionarischem Interesse mit langgewöhnten Ausdrücken zu brechen gewagt hatten, handelte es sich um den Verstand beschäftigende Begriffe, bei denen ein Verlassen der Tradition am ehesten verständlich und wünschenswert ist, damit dem Volk der Sinn der Schrift klar werde. Für den ungebildeten Laien, dem die orientalische Mentalität so fremd ist, wie die sozialen und kultischen Verhältnisse ihrer Träger, mögen diese Begriffe oft leer bleiben und ihm den Genuß an der Bibellektüre rauben oder ihn davon abschrecken. Die Jansenisten, die in erster Linie an einfache Bibelleser dachten[1]), hatten durch eine verdeutlichende Französierung von Hebräismen resp. Gräzismen und Latinismen diesem Übelstand abhelfen wollen, ohne die Erbaulichkeit der Schrift zu beeinträchtigen[2]).

Ganz anders steht es um die Beispiele, die Bouh. unter dem Titel mauvais usage vereinigt und die Arn. zu konsakrierten Wendungen oder Worten erhoben hatte. Ihre Prüfung hatte ergeben, daß sprachlich höchstens gegen den Satz l'esprit est prompt etwas einzuwenden ist. Für ihre Beibehaltung müssen psychologische Gründe geltend gemacht werden. Hier handelt es sich nicht um verstandesmäßige Begriffe, sondern um zu Herz und Gemüt redende Aussprüche. Sie sind der Leidensgeschichte Jesu entnommen. Der Gebetskampf in Gethsemane und der sich anschließende Verrat Judas' führen an deren Höhepunkt heran. In würdiger Einfachheit reihen die synoptischen Berichte die Einzelheiten der Tragödie aneinander. Wie jeder Zug dieser ergreifenden Geschehnisse im Leben Jesu dem Christen von Kindheit an tief in die Seele geschrieben ist, so hängt das konservative Gemüt des Gläubigen

1) Préf. zum n. T. v. M. Bd. VI S. XVI: Car on espere que non seulement les ames les plus éclairées, mais même les plus simples, y pourront trouver ce qui sera nécessaire pour leur instruction und S. XXV: Les simples pour qui ces versions sont particuliérement déstinées. . . .

2) Pétavel: La Bible en France S. 157 sagt über das n. T. v. M.: Que nous font après tout quelques mots ajoutés à la lettre originale, si ces mots, loin de fausser le sens, sont au contraire indispensable pour nous le faire bien saisir?

Digitized by Google

unbewußt auch an der äußeren Form derselben; eine Änderung hierin würde seine Andacht stören; einfache Seelen, deren Begriffe über Entstehung und Überlieferung des Kanons wenig geklärt sind, würden Korrekturen im vertrauten Text wie eine Entweihung empfinden. Diesen Umstand muß der Übersetzer bedenken. Ein feines Taktgefühl muß ihn davor bewahren, althergebrachte Formen, die in jahrhundertelanger kultischer Tradition mit dem religiösen Gemeindeleben verwoben sind, stilistischer Eleganz oder lexikalischen und grammatikalischen Bedenken zu opfern. An den drei von Bouh. gerügten Ausdrücken, die dem aus dem Kult her vertrauten vulgatischen Wortlaut folgten, war bis auf die Jansenisten hinab in keiner Version gerüttelt worden. Um die Bangigkeit Jesu, die seine Seele wie mit Todesschatten umgab, um den Kampf zwischen Geist und Körper, um schließlich die verruchte Judastat wiederzugeben, waren die Worte: mon âme est triste jusqu'à la mort, prompt-faible, traître, trahison und trahir wirklich geheiligte Ausdrücke geworden, canonisés, wie Simon häufig sagt, par un long usage[1]). Auch die meisten zeitgenössischen oder späteren Übersetzer haben diese Stellen nicht angetastet[2]). Bouh.'s haarspaltende Kritik an ihnen scheint nicht am Platze, eine raffinierende Verbesserung solcher Stellen konnte zu dem Mißkredit beitragen, in den seine Arbeit fiel und ihm mit Recht den entehrenden Vergleich seiner Bibelübers. mit dem Werk eines Bussy-Rabutin einbringen[3]).

Die 6. Regel, in welcher Arn. die Behandlung von termes consacrés noch einmal streift, war durch eine Kritik Thoyn.'s an Lc. 1,5 hervorgerufen. P.-R. hatte hier den Ausdruck de vice abia stark paraphrasierend durch de la famille d'abia, l'une des familles sacerdotales qui servaient dans le temple[4]) chacune en leur rang wiedergegeben.

Die hierfür in der Vorrede zum n. T. v. M. ausführlich dargelegten Gründe hatten Thoyn. nicht überzeugt. Er

1) Nur die Loewener Bibel sagt manchmal livrer, wo andere Übers. trahir haben; so Mt. 27,4 aber nicht Mt. 26,48.

2) Amelotte aber Mt. 26,38 mon âme est saisie d'une tristesse mortelle; ebenso später Oltramare, der auch Mt. 26,41 (einzig mir bekannte Abweichung von der Tradition) sagt: l'esprit est plein d'ardeur.

3) Es ist bekannt, daß seiner Zeit gesagt wurde, er habe Christus à la rabutin sprechen lassen. Vgl. Doncieux, Un Jésuite Homme de Lettres au 17e s. Le Père Bouhours. Paris 1886. S. 114, 206.

4) Die unterstrichenen Stellen sind kursiv gedruckt.

Digitized by Google

stellte 418 für Übersetzungen den Grundsatz auf, daß jedes wiederkehrende Wort in der gleichen Weise übersetzt werden müsse, tadelte scharf die Paraphrase und verlangte entweder ihre Entfernung oder aber ihre Wiederholung 3 Verse später (Lc. 1,8) bei dem gleichen Ausdruck. Nachdem er alle von anderen Übersetzern an der Stelle gewählten Ausdrücke hatte Revue passieren lassen, schlug er das Wort classe vor, für dessen Brauchbarkeit er der Seemannssprache entlehnte Beispiele zitierte.

Arn. läßt sich wieder von dem Streben nach Deutlichkeit leiten und stellt seinerseits 440 als Regel auf:

„Ein Übersetzer ist nicht gezwungen gleiche Ausdrücke des Originals stets in der gleichen Form wiederzugeben, er darf vielmehr einen hier um der Tradition willen erhaltenen dunklen Ausdruck dort durch einen verständlichen ersetzen."

Arn. illustriert diese Regel an der wechselvollen Behandlung, die der Hebraismus: enfant de perdition erfahren hatte; in Joh. 17,22 war in bezug auf Judas der althergebrachte Ausdruck beibehalten worden, während in der Charakteristik, die Paulus vom Antichrist 2. Thess. 2,3 entwirft, die Übersetzer im Text die verdeutlichende Wendung destiné à périr misérablement gewählt und die wörtliche Übersetzung in die Anmerkung verwiesen hatten[1]). — Die Stellen Lc. 1,5,8 eignen sich nach Arn. vortrefflich, um das Falsche an Thoyn.'s übersetzungstechnischem Prinzip zu zeigen. Er führt aus, daß es sich hier gar nicht um die einfache Wiedergabe eines Ausdruckes, sondern um eine vom Text geforderte sachliche Erläuterung handele, die, wie eine Definition, nur ein für allemal gemacht zu werden brauche. An dieser Erläuterung aber halte man fest, so lange kein besserer kurzer Ausdruck für de vice abia gefunden sei.

Zur Würdigung der Schwierigkeit, die die Jansenisten an dieser Stelle empfunden hatten, empfiehlt es sich, jenen Teil der Vorrede heranzuziehen, in welchem Sacy, um Abweichungen vom Literalprinzip zu begründen, ausführt und an Lc. 1,5 veranschaulicht, daß es im Lat. resp. Griech. Worte gäbe, die mehrere Vorstellungen zugleich erwecken und im Frz. ohne Veruntreuung des Sinnes nicht immer durch ein einziges Wort wiedergegeben werden könnten[2]). So erwecke z. B. de vice abia nicht nur die Vorstellung einer ein-

1) Arn. verrät nicht, aus welchem Grunde die Übers. so kasuistisch mit dem Hebraismus filius perditionis verfahren waren, vielleicht weil ihnen der Wortlaut des hohenpriesterlichen Gebets mehr Respekt vor der Tradition aufnötigte als die Paränese des Paulus.

2) Oeuvr. préface zum n. T. v. M. Bd. VI S. XXV.

Digitized by Google

zigen Gruppe oder Familie, sondern die mehrerer, von denen eine, namens Abia in fester Reihenfolge mit andern (im Tempeldienst) abwechselt. Durch ihre langatmige Apposition[1]) meinten die Jansenisten nur die im Textwort beschlossenen Vorstellungen herausgeholt zu haben; die darüber hinausgehende Notiz, daß es sich um hohepriesterliche Familien und um Abwechslung im Tempeldienst handele, war vorsichtigerweise kursiv gedruckt.

Vergleicht man die hier in Betracht kommenden Worte, von denen die älteren Übersetzer je ein anderes gewählt haben, so zeigt es sich in der Tat, daß keines von ihnen dem Sinne ganz gerecht wird. Die Bedeutung des Wortes ἐφημερία = Wochendienst[2]), das hier zugrunde liegt, war in der biblischen Sprache zur Bezeichnung der sich im wöchentlichen Tempeldienst einander ablösenden 24 Priesterabteilungen erweitert worden; das lat. de vice abia enthält gleichfalls die in ἐφημερία beschlossene Vorstellung von Abwechslung in bestimmter Reihenfolge. Das frz. famille (Olivétan) enthält nur die Idee einer geschlossenen Gruppe, besagt nichts von Reihenfolge oder Abwechslung, rang (Genf) stellt Personen und Sachen in eine bestimmte Anordnung, ohne damit die Vorstellung von Abwechslung zu verbinden, die einseitig durch das Wort tour (Loewen) betont wird; es bleibt das von Thoyn. vorgeschlagene Wort classe, das Arn. nach der noch zu erwähnenden Regel, die Fachausdrücke für populäre Schriften verbietet, verwirft, da classe (mit einer Ausnahme) nur in der Seemannssprache und im Schülerjargon zu Hause sei[3]). Classe ist das einzige Wort, welches der Vorstellung einer Gruppe von Menschen, die sich in festgefügter Ordnung mit anderen bei einer Tätigkeit abwechseln, entspricht. Aber diese Bedeutung kommt ihm tatsächlich nur in der Sprache des Marine- und Militärwesens zu[4]), und findet sich weder bei Rich. noch A_1. Classe, von modernen Übersetzern später gewählt[5]), mochte

1) de la famille d'abia, l'une des familles sacerdotales qui servoient dans le temple, chacune en leur rang.

2) Das Wort fürt eigentlich auf Tagesdienst.

3) Auch Amelotte umschreibt qui servait lorsque le rang venait de la famille d'Abia.

4) Trévoux classe: terme de marine, ordre qu'on a mis sur tous les ports pour le service des vaisseaux du Roi, par lequel les Canonniers ayant été enrôlés, ont été distribués dans trois, quatre, cinq divisions qui ont été appelés classes pour servir alternativement dans les armements de mer. Littré: ordre établi pour régler le service des matelots, ils sont distribués par partie dont chacune se nomme une classe.

5) Oltramare, Stapfer.

Digitized by Google

den jans. Übersetzern vielleicht ebensowenig gefallen haben, wie dem deutschen Leser an jener Stelle Schicht oder Zunft gefallen würde. Arn's. Bemerkung, in der Umgangssprache sei das Wort classe nur in der erstarrten Formel de première classe geläufig und gehöre nicht zum bel usage[1]). zeigt, daß die häufige und mannigfache Verwendung des Wortes classe erst neueren Datums ist, dies wird auch ersichtlich aus dem Vergleich des Artikels classe in A_1 und A_7.

c)

In der 3., 10. und 11. Regel verrät Arn. einige Ansichten über Beschaffenheit des Wortschatzes und über Stilistik. Das von Thoyn. vorgeschlagene Wort agrès veranlaßt ihn, seine Ansicht über die Anwendung von technischen Ausdrücken in gemeinverständlichen Schriften auszusprechen

Die aristokratische Tendenz der Sprachreinigung, die das 17. Jahrh. beherrschte, hatte es mit sich gebracht, daß die Frage nach der Berechtigung technischer und wissenschaftlicher Terminologie in der literarischen Sprache das ganze Jahrhundert hindurch von den Puristen ventiliert worden war; sie war von den führenden Geistern negativ entschieden worden.

Das 16. Jahrh., das in seinem ungestümen Wunsch, die Sprache zu bereichern, bekanntlich den schroffsten Gegensatz zum 17. Jahrh. bildet, hatte im bunten Gewirr seines Wortschatzes auch Fachausdrücke nicht verschmäht, vielmehr ihre Anwendung nachdrücklich empfohlen. Kein Wunder, daß der erste Baumeister am klassischen Sprachgebäude, Malherbe, in seinem Verlangen die Sprache zu zügeln, auch in diesem Punkte, wie in so vielen anderen, dem Wortschatz enge Grenzen absteckte und den Kampf gegen Fachausdrücke eröffnete. Juristische, medizinische und Seemannsausdrücke, die sich in die Lyrik Desportes verirrt hatten, wurden entrüstet moniert und in ihr ursprüngliches Bereich verwiesen[2]). Von Malherbe an pflanzt sich diese Tendenz mit wachsender Autorität fort. Vaugelas wiederholt in der Vorrede seiner Remarques die gleichen Prinzipien[3]). So ausgezeichnet und unersetzlich z. B. Rechts-

1) Es findet sich nicht bei Corneille, Racine, La Rochef, Sévigné dagegen bei Molière: Cette indigne classe où nous rangent les hommes. Oeuvr. IX 854: Entre nous autres fourbes de la première classe VII, 292 und Labruyère: La classe des avocats II, 187.

2) Vgl. Oeuvres éd. Lalanne Comm. sur Desportes IV, 406, 306, 393, 281, 373, 371 und Brunot: La Doctrine de Malh. Paris 1891. S. 305 ff.

3) Vaugelas: Remarques sur la langue Françoise éd. Chassang. Préface S. 35, 36.

Digitized by Google

ausdrücke an ihrem Platze sind, so sehr verunzieren sie die literarische Sprache, wenn man sie hierein überträgt. Nach ihm wurde die Kluft zwischen Literatur- und -Umgangssprache und derjenigen von Technik und Wissenschaft eher größer als kleiner. Bouh. verrät am besten den spröden Geschmack der Zeit und die ängstliche Beobachtung des bel usage. Am Ende seiner bereits erwähnten Bemerkung über équipage 359 bringt er seine Abneigung gegen technische Wörter in Schriften, die für die große Masse bestimmt sind, noch einmal an und verweist im übrigen auf seine vorangehende Bemerkung über paysagiste 92, wo er die Frage erschöpfender als Vaug. behandelt. Nicht einmal diese gut frz. Bildung fand damals Gnade; Bouh. berichtet, daß sich das Wort kaum einmal am Hofe hervorgewagt habe, als es sofort der Akademie zur Prüfung zugewiesen und von dieser und nun auch von ihm in den Künstler-Jargon gebannt worden sei. Ebensowenig durften nach Bouh. Marine- und Militärausdrücke, in ihrem Gebiet vorzüglich, in der literarischen Sprache figurieren; sie waren dem Hofgebrauch nicht geläufig, sie stießen an oder wurden nicht verstanden, und beeinträchtigten den Genuß der Lektüre: „On ne sçauroit croire combien cela chagrine les lecteurs[1])!“ Bei Sacy und anderen jans. Schriftstellern hatte Bouh. medizinische und juristische termini aufgestöbert, die er für Erbauungsschriften ungeeignet hielt[2]).

Ménage, wenn auch weniger streng in puristischen Fragen, bezeugt die gleiche Abneigung gegen Fachausdrücke. Er läßt sich hauptsächlich durch die Rücksicht auf den ungelehrten Leserkreis bestimmen, technische und wissenschaftliche Wörter aus Poesie und Prosa auszuweisen und findet selbst bei Malherbe zu rügen[3]). Auch andere raten zu einer Umschreibung des exakten wissenschaftlichen Ausdrucks, um die Ignoranz der Leser nicht zu verletzen. Der Spott, der sich in Lustspielen Molière's, Regnard's und anderen über die mit Fachausdrücken in der Unterhaltung prunkenden Pedanten ergoß, unterstützte die Tendenzen derjenigen Puristen, die wie Callières z. B. die Forderung der Theoretiker in den Salons geltend machten. „La honte du mot technique devient une sorte de distinction sociale“ sagt Brunot[4]) und führt Callières an: „Un galant homme ne laisse jamais deviner par ses discours qu'il ait

1) Bouh. Suite S. 95.
2) Vgl. die Beispiele dafür bei Rosset S. 93.
3) Vgl. Brunot IV 421.
4) Brunot IV 423.

Digitized by Google

une profession particuliere et c'est ce qu'un homme d'esprit a bien exprimé en disant qu'un honnête homme n'a point d'enseigne[1]).“

Wenn sich Arn. in seiner 3. Regel den erwähnten Sprachtheoretikern anschließt, so geschieht es natürlich nicht aus Ehrfurcht vor dem bel usage, sondern aus demselben Streben nach Klarheit, das ihn zum Ersatz der termes consacrés gedrängt hatte, dem Ménage und auch Bouh. Ausdruck verliehen hatten. Die Regel lautet 432:

„Fachausdrücke, die nur Eingeweihten verständlich sind, müssen in Schriften, die sich an das allgemeine Publikum richten, vermieden werden.“

Die ganzen Schwierigkeiten, die ein technischer Ausdruck mit sich bringen kann, macht Arn. an dem Wort agrès klar. Es ist so wenig bekannt, daß nicht einmal Fachleute über seine Orthographie einig sind, und agreils oder agrez oder agrezils schreiben (Thoyn. verlangt agrez). Auch ist seine Verwendung nicht allgemein, sondern örtlich begrenzt; in den Gegenden des Mittelmeers rivalisiert es mit sartie, folglich wäre dieser Ausdruck im Bericht der Apostelgeschichte um der lokalen Färbung willen vorzuziehen. Selbst Thoyn., der es vorgeschlagen, tritt nicht unbedingt für sein Geeignetsein ein. Alle diese Unsicherheiten sprechen gegen seine Verwendung im Text[2]) und raten, abgesehen von équipage, zu der verständlichen Umschreibung ce qui sert à équiper le vaisseau[3]).

Als Arn. an der Schwelle des 18. Jahrh. im vulgarisatorischen Interesse für Bibelübers. diese Regel wenig neuen Inhalts formulierte, war die Abneigung gegen technische Ausdrücke in der gewöhnlichen Sprache trotz Bouh. nicht mehr allgemein. Manche Theoretiker waren einer vorsichtigen Aufnahme der geläufigsten und als bekannt vorauszusetzenden termini technici auf Kosten des bel usage geneigt. Alemand und Andry z. B., die gern von der

1) Fr. de Callières: Des mots à la mode. La Haye 1692. S. 58. Der homme d'esprit war Pascal.

2) Die techn. Ausdrücke können in der Anmerkung gegeben werden.

3) Die beschränkt-technische Verwendung des Wortes agrez wird bestätigt durch sein Fehlen im Dikt. d. Akademie, 1. Aufl., der bekanntlich prinzipiell nur die Worte der Umgangssprache aufgenommen, auch sartie fehlt; beide Worte befinden sich dagegen bei Rich. und das Fehlen von agrez wurde der Akad. zum Vorwurf gemacht. Vgl. Brunot IV 432. Seit Ostervald (agrès de rechange) ist es in protestantische Übersetzungen gedrungen, Oltram: agrès du navire. Stapfer: le mobilier du navire.

Digitized by Google

breiten Straße Malh.'s, Vaug.'s und Bouh.'s abwichen, traten, jener weniger, dieser mehr, für Fachausdrücke ein; St. Réal, dem Andry darin zu weit ging, riet in der Verwendung technischer Ausdrücke zu einem Mittelweg zwischen gelehrter Prahlerei und grober Unwissenheit[1]). Furetière machte der Akademie Opposition, indem er prinzipiell den exakten Fachausdruck als einen Bestandteil der Umgangssprache ansah und dies durch die Aufnahme wissenschaftlicher Terminologie in seinem Dictionnaire bekundet[2]).

Diese Tendenz, die scharfe Grenze zwischen literarischer und der Sprache der Technik und Wissenschaft zu verwischen, ist symptomatisch für den wissenschaftlichen Geist, der das 18. Jahrhundert erfüllen und sich in einer exakten, durchsichtig-klaren, bündigen Ausdrucksweise offenbaren sollte. Daß er in der frz. Sprache das vollendete Vehikel für die Verkündigung seiner Ideen fand, verdankte er der unermüdlichen subtilen Arbeit am Wortschatz, Syntax und Stilistik, in welcher die Theoretiker des 17. Jahrhunderts, unterstützt von der ganzen gebildeten Welt, allmählich das Höchstmaß von Präzision und Klarheit des Ausdrucks erstrebten und erreichten. Im Lichte dieses fortschreitenden und erfolgreichen Ringens um das treffende Wort und den exakten Stil, das selbst Fachausdrücke nicht mehr verschmähte, mußte die 11. Regel[3]), in welcher Arn. für die Gleichberechtigung des generellen (mot général) und des spezifisch-genauen Wortes (mot propre et particulier) eintrat, veraltet und anfechtbar erscheinen. An diesem Grundsatz zeigt es sich wirklich, daß er sich für die Spracharbeit nicht intensiv interessiert und über die stilistischen Ansichten seiner Zeitgenossen nicht auf dem Laufenden war.

Es hatte freilich eine Zeit gegeben, wo das allgemeine Wort sehr beliebt gewesen und man in verschleiernden Umschreibungen raffinierte. Perrot d'Ablancourt war typisch für seine Zeit, als er das Verfahren, den allgemeinen Ausdruck dem speziellen vorzuziehen, zu einem Prinzip seiner Übersetzungstechnik erhob[4]). Diese

1) St. Réal: De la Critique S. 340.

2) Les termes des Arts et des Sciences sont tellement engagés avec des mots communs de la langue, qu'il n'est pas plus aisé de les séparer que les eaux de deux rivières à quelque distance de leur confluent. Factum I 20 zit. bei Brunot IV 430.

3) S. 452. On peut exprimer une chose par un mot propre et particulier et par un mot général, sans qu'on ait droit de condamner celui qui se sert du mot général.

4) Toutes les choses exprimées en général sont plus belles qu'en particulier. Zit. bei M. Minkwitz: Der Purismus bei Übersetzern, Lexikographen, Grammatikern und Verfassern von Observations und Remarques. Diss. 1897. S. 25.

Digitized by Google

Vorliebe für das allgemeine Wort entsprang dem Geschmack an einem gleichförmig-eleganten, unpersönlichen Stil, dem heiligen Respekt vor dem wählerischen Hofgebrauch, einer übertriebenen Sprachprüderie, bekundete sich in einer instinktiven Scheu selbst vor dem harmlosesten exakten Ausdruck und gipfelte in den berühmten Umschreibungen der Preziösen. Zu Bouh.'s Zeiten hatte man dieses Ideal verlassen; seine ganze grammatikalische Arbeit nach einem Vaugelas hatte ihre Daseinsberechtigung nur darin, que depuis luy le style est devenu encore plus exact qu'il ne l'estoit [1]). Der klassische Stil duldete keine Zweideutigkeit. Nachdem man in haarspaltenden Untersuchungen Wert und Geltungsbereich jedes Wortes festgestellt, um Vertauschung und Vermengung zu verhüten, konnte le mot général nicht mehr befriedigen. Die Theoretiker rügten vielfach den Mißbrauch neutraler Worte, wie ceci, cela, chose, brin, „les aziles de l'ignorance" [2]). Die bestgewählten Beispiele würden von der Vorzüglichkeit des allgemeinen Wortes nicht mehr überzeugt haben, diejenigen von Arn. scheinen nicht einmal treffend.

1. Beispiel Lc. 11, 54. insidiantes ei = lui dressant des piéges.

Bouh. 328. Die Jansenisten müßten entweder sagen (wie Marolles) luy dressant des embusches oder luy tendant des pieges; denn man sagt gewöhnlich dresser des embusches und tendre des pieges. Die Richtigkeit des Ausdrucks liegt in der richtigen Verbindung der einzelnen Worte.

Thoyn. 132 bien repris.

Arn. räumt zwar ein, daß in Verbindung mit piège das Verb tendre der eigentliche treffende Ausdruck sei, aber dresser sei vorzuziehen, da es sich in seiner allgemeinen Bedeutung préparer sowohl mit piège als mit embûche verbinde und von Vaugelas in seiner mustergiltigen Quinte-Curce Übers. auch mit piège kombiniert worden sei. Bouh. hatte an dem Ausdruck dresser des pièges weniger einen durch das allgemeine Wort dresser verschuldeten Mangel an Präzision als vielmehr seine ungewöhnliche Verbindung mit dem Subst. piège getadelt [3]) Wie für die Bildung

1) Bouh. Suite. Préface.

2) Andry: Réfl. 89 cecy, cela; 86 l'ignorance où l'on est de la plûpart des mots de la Langue est ce qui a donné une si grande étendue au mot de chose. S. 70 brin. Ebenso Furetière. dem Andry viel entlehnte (vgl. Brunot IV. S. 429) und Renaud, der beide wiederholt (vgl. Brunot IV. S. 519).

3) Suite 329. Il y a des liaisons que la nature a faites ou que l'usage a autorisées, mais il y en a qui ne sont ni naturelles ni legitimes pour parler ainsi et telle est celle de dresser avec pièges.

Digitized by Google

des Wortschatzes, so verlangte er auch für die Zusammensetzung der einzelnen Worte zu Ausdrücken die willige Unterordnung unter die Herrschaft des usage[1]) und rügte mehr als eine Redewendung eigenmächtiger jans. Prägung. Da unter den möglichen Kombinationen von dresser und tendre mit embûche und piège der Gebrauch für dresser des embûches und tendre des pièges entschieden hatte, so hieß es auf weitere verzichten; dresser des pièges war in Bouh.'s Augen eine illegitime Bildung. —

Daß diese rigorose Trennung der Ausdrücke Arn.'s Widerspruch auslöste, ist verständlich; sie läßt sich nicht aus den lexikologischen Quellen jener und späterer Zeit einwandfrei bestätigen. Tach., Rich., Trévoux (außer in seinen Beispielen) zeugen zwar für Bouh. und bringen nur tendre des pièges et dresser des embûches, aber Pom., A_1, Littré, H.D.T. verzeichnen auch dresser des pièges und tendre des embûches und bringen Beispiele aus dem 17. Jahrh., die wie Vaug. dresser des pièges bezeugen, (La Bruyère, Regnard Rac.) tendre des embûches (Diderot)[2]).

Einige Kritiken Bouh.'s regten Arn. dazu an, sich in der 10. Regel mit der stilistischen Frage des Pleonasmus zu beschäftigen. Der Widerspruch zwischen Bouh. und Arn. in dieser Frage ist typisch für ihre Stiltheorie überhaupt. Für Bouh.'s geschultes Urteil bestand das Ideal des klassischen Stils außer in der Reinheit und Präzision des Ausdrucks auch in der Knappheit, Klarheit und Durchsichtigkeit der Satzgefüge, er haßte volltönende Perioden und nichtssagende, schmückende Beiwörter; die nachlässige Weitschweifigkeit und Aufdringlichkeit des jans. Stils war ihm ein Dorn im Auge und bot ihm häufig Gelegenheit, Ungenauigkeiten und pleonastische Wendungen zu tadeln[3]).

Die Jansenisten dagegen fürchteten bekanntlich durchaus nicht die Weitschweifigkeit im Dienste der Erbauung[4]) und zogen die

1) Auch Entretiens: S. 80 elle (la langue) veut que l'alliance des termes soit autorisée par l'usage.

2) Das 2. der Syntax entnommene Beispiel wird im Anschluß an andere syntaktische Fragen gebracht werden.

3) Vgl. b. Rosset S. 466ff. schlagende Beweise einer unrichtigen Fülle, die Bouh. bei Sacy gerügt hatte, z. B. des apparences extérieures, une confiance intérieure, dans l'éternité des siècles, culte sacrilège de l'idolâtrie u. a.

4) Bouh. Entretiens S. 188. Ils ne peuvent pas être accusés de laconisme. Ste. B. P.-R. II, 43, berichtet über einen Rat, den Sacy erteilt und der ihren Stil trefflich erläutert: Vous ne parlez que de choses édifiantes, ne craignez point d'être trop long, vous savez d'ailleurs la parole d'une ancien: „Loquacitas in aedificando numquam est malum, se quando mala."

Digitized by Google

Nachdrücklichkeit und Eindringklichkeit der Rede einer planvoll erworbenen Bündigkeit vor. Da Bouh. 369 unter dem Titel termes superflus einige pleonastische Ausdrücke im n. T. v. M. zusammengefaßt und abgesehen von einigen wenigen traditionellen Pleonasmen der Bibelsprache[1]), keine gelten lassen wollte, es vielmehr als einen Vorzug der frz. Sprache gerühmt hatte, daß sie die der lat. Sprache eignenden pleonast. Wendungen wie vivere vitam verschmähe, vertritt Arn. in dieser Regel 449 das Recht auf eine wortreiche Ausdrucksweise. An dem Schulbeispiel je l'ai vu de mes propres yeux beweist er, daß der Wert eines Pleonasmus darin bestehe, einen Gedanken zu bekräftigen und zu veranschaulichen. Nicht jedes für den Sinn des Satzes entbehrliche Wort dürfe daher als überflüssig verworfen werden und die Behauptung Bouh.'s, der Pleonasmus widerstrebe dem frz. Sprachgeist, sei durch die von ihm selbst eingeräumten geläufigen Pleonasmen widerlegt. Auch den Hinweis auf den scheinbar entgegengesetzten lat. Sprachgebrauch widerlegt Arn. durch die richtige Bemerkung, daß im Widerspruch allerdings zu der Ansicht anerkannter Grammatiker wie Sanctius und dessen Schüler Scioppius man den lat. Ausdruck vivere vitam nicht ohne ein unterscheidendes Adj., z. B. vivere vitam beatam, miseram gebrauche, wodurch der Ausdruck ebensowenig pleonastisch wirke wie der analoge frz. Ausdruck vivre une vie heureux, misérable[2]).

Die Beispiele die Arn. anführt, sind gut gewählt, um die Berechtigung des Pleonasmus als rhetorisches Mittel zu veranschaulichen und liefern zugleich einen Beweis dafür, daß Bouh. „ce jésuite plus familier avec Vaugelas qu'avec la Bible“[3]) in seiner Kritik fehl greifen konnte, weil er nicht genügend die sprachlichen und sachlichen Bedingungen eines Ausdrucks, den Zwang der Vorlage auf die Übersetzer berücksichtigte. Auch Thoyn. weist ihn hier zurecht.

I. Beispiel Mt. 28, 7. surrexit a mortuis = il est ressuscité d'entre les morts[4]).

---

1) Z. B. 370 Il n'est bon à rien qu'à estre jetté (v. Salz) Vous ne servirez que luy seul (Gott)

2) Diesen könne man höchstens wegen des transitiven Gebrauchs eines intransitiven Verbs, nicht wegen seines Pleonasmus beanstanden.

3) Brunot IV, 519.

4) Die Übersetzung v. Mons folgt hier dem griech. Text; in der Vulg. und anderen fehlt nach einigen Kodices der Zusatz a mortuis und demzufolge auch d'entre les morts bei Übers., die nicht von der Vulg. abweichen.

Digitized by Google

2. Beispiel Joh. 10, 1. in ovile ovium = dans la bergerie des brebis.

Bouh. 369. Die Worte d'entre les morts sind überflüssig, denn il est ressuscité im Frz. genügt dem lat. surrexit a mortuis, während das lat. surgere im Sinn „auferstehen" der Ergänzung a mortuis bedarf.

In dem Ausdruck bergerie des brebis ist die Hinzufügung von des brebis überflüssig, da bergerie an sich im Frz. immer Schafstall bedeutet; bergerie des brebis wirkt so pleonastisch wie der Ausdruck poulaillier de poules.

Thoyn. 95 und 192 tritt für Erhaltung der traditionellen pleonast. Wendungen, die er als Hebraismen anspricht, ein, und widerlegt Bouh.'s Behauptung, surgere bedürfe der Ergänzung im Sinne von auferstehen durch Verweis auf 3 Parallelstellen, in denen surgere — auferstehen ohne a mortuis steht. (Mt. 28, 6. Mc. 16, 6. Lc. 24, 6.)

Der Ausdruck bergerie des brebis deutet im Unterschied zu der bloßen Zweckbestimmung bergerie = étable à brebis an, daß sich wirklich Schafe in dem Stall befinden.

Arn. 449 findet „bien des choses à remarquer dans cette critique du P. Bouhours". Für das 1. Beispiel beruft er sich auf den Einwand Thoyn.'s für das lat. Verb surgere und dehnt seine Betrachtung auf resurgere aus, um Bouh. zu zeigen, daß sein Vorwurf des Pleonasmus nicht nur die Übers, sondern den heiligen Text selbst träfe. Resurgere bedeute an sich zweifellos auferstehen; da es trotzdem wie surgere häufig mit dem Zusatz a mortuis anzutreffen sei, unterscheide es sich stilistisch nicht von ressusciter d'entre les morts. Beide Verben, resurgere und ressusciter würden aber so häufig in bildhafter Weise gebraucht, z. B. von der Genesung eines Kranken, der Rückkehr eines Vermißten, daß es der nachdrücklichen Hinzufügung von d'entre les morts bedürfe, um sie auf ihren eigentlichen Sinn zurückzuführen Abgesehen hiervon veranschauliche und vervollständige die Ergänzung den Gedanken, indem sie zu dem in den Verben implicite enthaltenen terminus ad quem, nämlich zum neuen Leben den zu ergänzenden terminus a quo, vom Tode hinzufüge. Schließlich spreche noch die Tradition für Beibehaltung des erweiterten Ausdrucks ressusciter d'entre les morts.

Dasselbe gelte für den Ausdruck bergerie des brebis, den alle

Digitized by Google

früheren und zeitgenössischen Übersetzer aufweisen[1]). Bergerie des brebis lasse sich nicht mit poulaillier de poules vergleichen, denn die Abneigung gegen jenen Ausdruck beruhe auf dem Mißklang der ihn bildenden stammverwandten Begriffe, eine gleiche Bildung liege für bergerie des brebis nicht vor. Der Ausdruck mute im Frz. so wenig pleonastisch an, wie das lat. ovile ovium — obgleich ovile zweifellos der Bedeutung Schafstall genüge — wenn man bedenke, daß alle konkreten Einzelheiten der Perikope[2]) auf Veranschaulichung des Gleichnisses vom guten Hirten und den Schafen abzielen und die häufige Wiederkehr[3]) des einen der übergeordneten Begriffe als unentbehrliches rhetorisches Mittel betrachte, um die zugrunde liegende Idee hervorzuheben.

Diese Fülle von treffenden Argumenten, die Arn. und Thoyn. für die Ausdrücke geltend machen, lassen erkennen, daß Bouh.'s stilistischer Rigorismus zu weit gehen konnte. Wer die Ausdrücke mit Bouh. als pleonastisch ansieht, darf in der Tat nicht die Übersetzer dafür verantwortlich machen, sondern muß sie aus der Feder der Evangelisten annehmen. Arn. und Thoyn. haben darauf aufmerksam gemacht, daß die Vulgata die Verben surgere, resurgere[4]) bald mit, bald ohne Ergänzung im unzweideutigen Sinn von auferstehen verwendet, gemäß dem griech. Original, das *ἐγείρειν* mit und ohne den Zusatz *ἐν* oder *ἀπὸ τῶν νέκρων* aufweist. Da *ἐγείρειν* so gut wie resurgere und ressusciter an sich der Bedeutung auferstehen genügt, so darf in der gelegentlichen Hinzufügung von *ἐκ νέκρων* die Absicht der Evangelisten, die außergewöhnliche Tatsache noch zu unterstreichen, nicht verkannt und in keiner getreuen Übers. verwischt werden. Ebenso würde ein nach der Vulgata arbeitender Übersetzer den Ausdruck bergerie des brebis nur auf Kosten der Treue gegen die Vorlage nach dem Wunsche Bouh.'s reduzieren. Der angebliche Pleonasmus ist vom lat. Übersetzer verschuldet, der die griech. durch das Attribut *τῶν προβάτων* zum Schafstall gestempelte *αὐλή* durch ovile ovium wiedergab. Das im Griech. notwendige Attribut scheint auch in anderen Sprachen dadurch gerechtfertigt, daß in Joh. 10, 1 zum erstenmal vom Schafstall die Rede ist; bei der Wiederholung des Begriffs Joh. 10, 16

1) Arn. führt Godeau und Amelotte namentlich an.

2) Joh. 10, 1—16.

3) La porte des brebis, pasteur des brebis.

4) Nach Forcellini erscheinen surgere und resurgere im Sinne von auferstehen als vulgatische Idiotismen, die von christlichen Schriftstellern übernommen sind.

Digitized by Google

fällt es von selbst fort; man vergleiche auch v. 7 *ἐγώ εἰμι ἡ θύρα των προβάτων* und v. 9 *ἐγώ ἡ θύρα*.

d)

Im folgenden sind die Stellen der Schrift zusammengestellt, in denen Arn. syntakt. Fragen streift.

Eine Kritik Thoyn.'s an Mt. 1, 1 veranlaßt ihn, sich in der 7. Regel mit dem Artikel zu beschäftigen. Mt. 1, 1 *βίβλιος γενέσεως Ιησου Χριστοῦ* = liber generationis Jesu Christi = la généalogie de Jesus-Christ.

Thoyn. S. 1: Die Setzung des Artikels bedeutet einen doppelten Fehler, 1. eine Abweichung vom griech. Text, der keinen Artikel aufweist, 2. einen Verstoß gegen den frz. Sprachgebrauch; *βίβλος γενέσεως* vertritt hier die Überschrift für den folgenden Abschnitt und die frz. Sprache kennt in Überschriften keinen Artikel.

Seinem Gegner folgend verknüpft Arn. 442 in seiner Erwiderung die beiden verschiedenen Fragen: 1) Nach dem Verhältnis der Artikulierung im Griech. und Frz. 2) Nach dem Gebrauch des Artikels in Überschriften. Er lehrt: 1. das griech. Vorbild ist für die frz. Artikulierung nicht maßgebend, 2. es ist falsch zu behaupten, in Überschriften stehe nie der Artikel.

Der im 16. Jahrhundert noch gern vernachlässigte Artikel hatte sich unter dem Druck der Grammatiker so eingebürgert, daß seine Verwendung am Ende des 17. Jahrh. im großen ganzen derjenigen im heutigen Frz. entsprach und sein Vorhandensein oder Fehlen in den Beispielen, durch welche Arn. die stellenweise abweichende Artikulierung beider Sprachen belegt, von ihm als eine keiner Erklärung bedürftige Selbstverständlichkeit empfunden wird.

Für das Fehlen des Artikels im Griech. wo er im Frz. gesetzt wird, zitiert Arn. Joh. 1, 23 *ἐγὼ φωνὴ βοῶντος* = je suis la voix de celui qui crie, wo im Griech. wie stets vor dem Prädikatsnomen (falls sein Dasein nicht anaphorisch bedingt ist) der Artikel fehlt, ferner Mt. 1, 8 *ἐγὼ ἐβάπτισα ὑμᾶς ἐν ὕδατι . . . ἐν πνεύματι ἁγίῳ* = je vous ay baptisez dans l'eau . . . dans le Saint Esprit, also ein dativus instrumentalis, hier, wie häufig im neutestamentlichen Griechisch vulgär oder hebraisierend mit *ἐν* umschrieben[1]). Für den Fall, in dem das Griech. um den Artikel reicher ist als das Frz. verweist Arn. auf die im Akkusativ artikulierten Namen des

1) Arn. zitiert nach dem Textus receptus; neuere Ausgaben haben diese Stellen ohne die Präposition wiederhergestellt.

Digitized by Google

Geschlechtsregisters im Anfang von Mt.[1]). Dieses Beispiel scheint insofern nicht sehr günstig gewählt als in der Regel beide Sprachen in der Behandlung von Eigennamen übereinstimmen. Wie ja in allen Sprachen die Artikulierung von Eigennamen volkstümlich, so ist auch der hier im Griechischen ausnahmsweise vorhandene Artikel eine Eigenart der *κοινή*, in der das n. T. geschrieben und dient ohne eignen Sinn nur der Bezeichnung des Kasus obliquus fremder, indeklinabler Eigennamen, ist dann analogisch auf den Akkusativ deklinierbarer Eigennamen übertragen worden und erübrigt sich für Sprachen, die kein flexivisches Kasussystem mehr kennen.

Im Frz. ist in dem 1. Beispiel der Art. vor dem Prädikatsnomen durch den folgenden Relativsatz gefordert, während er im allgemeinen bekanntlich vor dem prädikativen Substantiv nicht gesetzt wird. — In der 1. Hälfte des 17. Jahrh. wurde, wie Brunot[2]) feststellt, die Frage nach der Artikulierung des Prädikatsnomens noch nicht ventiliert, abgesehen von der Forderung, den Artikel nach c'est zu setzen[3]). Dagegen findet man bei Bouh. scharfsichtige, den modernen Gebrauch regulierende Vorschriften über diesen Fall[4]). Er läßt den Artikel vor dem Prädikatsnomen nur gelten, wenn es dem Subjekt ein individualisierendes, es aus der Gattung heraushebendes Merkmal hinzufügt. Nach dieser heute geltenden Regel wäre in der Übersetzung des Satzes *ἐγὼ φωνὴ βοῶντος* der Artikel vor dem Prädikatsnomen gefordert, auch wenn es nicht durch das Folgende determiniert wäre, da es dem Subjekt die ihm allein zukommende Eigenart, eine bloße namenlose Stimme zu sein, zulegt[5]). Was die anderen Beispiele anlangt, durfte nach

1) Mt. 1,2 *τὸν Ἰσαάκ, τὸν Ἰακώβ, τὸν Ἰούδαν* = Abraham engendra Isaac etc.

2) Brunot III. S. 430. La question plus générale de l'emploi de l'article avant des noms qui sont attributs de: être, appeler, faire passer, tenir pour etc. n'est pas encore posée.

3) Dieser Fall wurde viel erörtert. Vgl. darüber Vaug. I. 353. I. 413.

4) Vgl. darüber Rosset S. 231.

5) Bei diesem Vergleich des Griech. mit dem Frz. an dieser Stelle hätte Arn. auf eine Ungenauigkeit der Übers. aufmerksam machen können, die wahrscheinlich durch die lat. artikellose Zwischenstufe verursacht, von allen Übers. (Olivétan, Genf, Loewen, Mons) wiederholt, sich bis Ostervald erhalten hat. In dem Satz *ἐγὼ φωνὴ βοῶντος* deutet das Fehlen des Art. vor *φωνὴ* an, daß ein bisher unbekanntes Prädikat, eine nicht näher bezeichnete Stimme eines Rufenden eingeführt wird; wäre die Stimme des Rufers als bekannt vorauszusetzen, wie es in dem frz. Satz scheint, so würde auch im Griech. der Artikel stehen. Die deutschen Übers. Luther: Ich bin eine Stimme eines Predigers u. a. und Oltramare, Stapfer je suis une voix qui crie, haben richtiger den unbestimmten Artikel gewählt.

Digitized by Google

Präpositionen, die im Frz. die Kasus ersetzen, der Artikel nur mehr in erstarrten Formeln fehlen[1]), vor Eigennamen nur in den bekannten Ausnahmen stehen[2]).

In bezug auf die Artikulierung der Überschriften entgegnet Arn., daß, selbst wenn der 1. Vers des Mt.-Ev. die Überschrift für den folgenden Abschnitt bilde, der Artikel vor généalogie nicht als Fehler angesehen werden dürfe, denn sein Gebrauch in Buchtiteln sei fakultativ, er fehle häufig vor literarischen Gattungsbezeichnungen wie Livre, Dissertation, Réponse, werde aber im übrigen von besten Schriftstellern gesetzt, Arn. zitiert le Saint Evangile selon Saint Mathieu, les Actes des Apôtres und andere artikulierte Buchtitel von Bossuet, Godeau, Dubois et Fleury, ohne zu verraten, wie er sich diesen schwankenden Gebrauch erklärt.

Auch die berufsmäßigen Sprachbeobachter des 17. Jahrh. waren bis zur Klärung der subtilen Frage, wann in Überschriften der Artikel am Platze sei und wann nicht, noch nicht vorgedrungen. Bei Vaug. und Bouh. sucht man vergebens nach einer Remarque darüber, noch gibt Regnier-Desmarais Auskunft.

Die häufige rhetorische Ellipse des Artikels in Überschriften entspringt dem Wunsch, sich in summarischen Ankündigungen möglichst knapp auszudrücken; wenn er trotzdem gesetzt wird, erklärt sich sein Dasein nach der allgemeinen Syntax des Artikels. Da sein Wesen in der näheren Bestimmung, Individualisierung, Hervorhebung liegt, kann er nur vor ganz allgemein gefaßten Begriffen unterdrückt werden; daher die von Arn. bemerkte Tatsache seines Fehlens vor literarischen Gattungsbezeichnungen, wie z. B. in den im 17. Jahrh. so beliebten Titeln: Doutes, Discussions, Entretiens, Remarques, Règles etc. oder Examen, méthode, histoire etc. Der Artikel muß aber stehen, sowie der Begriff nicht mehr in seiner Allgemeinheit genommen, sondern durch ein unterscheidendes Adj., durch eine attributive Bestimmung herausgehoben oder in seinem Umfang begrenzt wird oder wenn der Artikel mit demonstrativer Kraft den Begriff als bekannt angeben soll. (Er kann schließlich der Kürze halber auch in diesen Fällen fehlen.) Daher findet man les Proverbes divertissants, la Versification Française, le grand Dictionaire des Précieuses, Les Entretiens d'Ariste et d'Eugène

1) Vgl. z. B. Bouh. Suite 454. on dit sortir balle en bouche, mais on ne dit point: mettre des paroles en bouche, il faut dire en la bouche. Näheres b. Brunot III. 430 u. Rosset S. 233.

2) Vaug. I. 397. Plusieurs disent l'Aristote, le Plutarque, c'est très mal parler et contre le genie de notre langue qui ne souffre point d'article aux noms propres.

Digitized by Google

neben Entretiens sur la Langue Française, les Doublets de la Langue Française neben Synonimes et Epithètes français, la vraie Méthode d'enseigner neben Méthode courte et facile pour apprendre [1]). So erklärt sich der Artikel in den von Arn. zitierten Überschriften und in dem umstrittenen Anfang des Mt.-Ev. la généalogie, wo der folgende Genetiv „de Jesus-Christ" ihn verlangt [2]). Beispiel dafür, daß der eben aufgestellte Unterschied nicht immer beachtet wird und die Artikulierung der Überschriften scheinbar der Willkür der Schriftsteller überlassen bleibt, ließen sich häufen [3]).

In der 11. Regel, in der Arn. für den Gebrauch des allgemeinen Wortes eintritt, behandelt er in dem 2. Beispiel 453 den Unterschied von soi-même und lui-même.

Die Stelle interessiert als ein Beleg für den im 17. Jahrh. noch nicht entschiedenen Kampf zwischen diesen beiden Pronomen. Die Schriftsteller verfuhren in ihrer Anwendung noch recht willkürlich und bezogen lui und elle auf Sachen, soi auf Personen und umgekehrt [4]). Von den Theoretikern schreibt Bouh., nachdem Vaug. [5]) die Frage nur von einer Seite flüchtig gestreift hatte, dem Gebrauch von lui, lui-même, soi, soi-même im 1. Band seiner Remarques [6]) die Richtlinien vor, die im großen und ganzen heute befolgt werden. Th. Corneille begnügt sich, in seinen Anmerkungen zu Vaug. über die „judicieuses observations" [7]) Bouh.'s ohne eignes Hinzutun zu referieren.

Bouh. — um nur die Hauptsachen herauszuheben — stellt fest, daß sich lui und lui-même auf bestimmte, soi auf unbe-

1) Die Titel sind alle Brunot IV. S. 78 entlehnt.

2) Die Mehrzahl der Übersetzungen sagt la généalogie oder le livre de génération, ebenso Simon, Hist. crit. des Versions S. 393.

3) Mit dem Artikel beschäftigt sich Arn. kurz noch einmal in der Schrift Difficultés proposées à M. Steyaert Bd. IX. S. 54. Entgegen dem älteren Gebrauch, der den Artikel nach dem indefiniten Pronom „tout" häufig vernachlässigte, wiederholt hier Arn. die bereits von Oudin in der gleichen Weise aufgestellte Regel (vgl. Brunot III. 428), daß nach tout im Sing. im Sinne des lat. omnis = jeder der Artikel fehlen, nach tout im Sinne des lat. totus = ganz stehen müsse. Er gibt die Beispiele: tout évèque doit veiller sur son troupeau, aber tout l'homme doit servir Dieu. Während Oudin den Gebrauch im Plural noch schwankend gefunden verlangt Arn. den Artikel in beiden Bedeutungen, die übrigen Grammatiker haben sich zu dieser Frage nicht geäußert.

4) Zahlreiche Beispiele für alle vom heutigen Gebrauch abweichende Verwendungen bei Haase. Franz. Syntax d. 17. Jahrh. S. 22 § 13.

5) Vaug. I S. 275. II. S. 269.

6) Bouh. Rem. S. 287, 289.

7) Vaug. II. S. 269.

Digitized by Google

stimmte Personalsubjekte und auf Sachsubjekte beziehen. Dem heutigen Gebrauch entgegen gestattet er noch die Beziehung von soi-même auf ein bestimmtes Personalsubjekt und hält diesen Gebrauch für poetischer. Arn.'s Ausführungen, die sich gegen die Ansicht einiger „personnes habiles" richten, soi-même beziehe sich nur auf unbestimmte, lui-même nur auf bestimmte Personen, können diesmal also nicht für Bouh. geschrieben sein. Er stimmt ihm vielmehr bei, wenn er die Überlegenheit von soi-même über lui-même darin erblickt, daß es überall, auch in bezug auf best. Personen, lui-même verdrängen kann, während letzteres auf best. Personen beschränkt bleibt. Der Satz: Caton s'est tué soi-même gilt für Arn. noch als korrekt[1]). Seine Forderung, den Gebrauch von soi-même auf den Sing. zu beschränken und im Plural eux-mêmes zu sagen, war vor Vaug.[2]) schon von Ramus[3]) erhoben worden. Einen besseren Beweis für die herrschende Verwirrung als die sich oftmals widersprechenden Ansichten der Theoretiker liefern ihre Verstöße gegen ihre eignen Theorien. Bouh. muß in seiner freimütigen grammatikalisch-stilistischen Beichte[4]) zugeben, daß Ménage mit Recht seinen Satz: „il est vrai que M. Ménage parle un peu de soy" gerügt habe; im n. T. v. M. bemerkt man noch in der 25. Aufl. die Arn. strikte widersprechende Beziehung von lui-même auf ein unbestimmtes Personalsubjekt in dem Vers Lc. 17, 33 celui qui se sera perdu lui-même se sauvera, nachdem es vorher richtig hieß: celui qui cherchera à se sauver soy-même[5]).

Zu den Schwächen, die Arn. an den Sprachtheoretikern seiner Zeit beobachtet hat, zählt er am Schluß seiner Schrift 461 ihre Freude an übertrieben feinen Unterschieden, mit denen sie die Grammatik belasten. So hätten einige Puristen einen Unterschied gemacht zwischen l'un d'eux mit Artikel, wenn von 2 Personen (z. B. den Schächern am Kreuz) und un d'eux ohne Artikel, wenn von mehreren Personen (z. B. den 12 Aposteln) die Rede sei. Arn. bezweifelt die Richtigkeit dieser Unterscheidung deswegen, weil „un" in diesen beiden Fällen gleichen Wert habe. Un sei nämlich 1. unbest. Art., als solcher deklinierbar, aber natürlich nicht artikulierbar, l'un Roi, cela seroit tout à fait barbare, es sei 2. Adj. wie das lat. unus mit der Bedeutung un seul und fähig den Artikel

1) Auch für Andry Réfl. 465 Il s'est tué soy-même.
2) Vaug. I. 275.
3) Vgl. Haase S. 13.
4) Suite S. 454.
5) Thoyn. 61 macht auf diese Entgleisung aufmerksam.

Digitized by Google

zu nehmen. Da es in den beiden vorliegenden Fällen Adj. sei und im ersteren den Artikel habe, so müsse es ebensogut in dem 2. Fall artikuliert werden können[1]).

Trotz aller späteren Unterscheidungen der Grammatiker wurde und wird un de und l'un de ziemlich unterschiedslos gebraucht[2]). Da die Hinzufügung des Artikels den Begriff individualisiert, so herrscht die von den Puristen des 17. Jahrh. empfundene, aber nicht zur festen Regel gewordene Tendenz vor, „un" dann substantivisch, d. h. mit Artikel zu gebrauchen, wenn von einer 2-Zahl die Rede ist, l'autre folgt oder zu ergänzen ist[3]). Im großen ganzen bleibt die Wahl zwischen l'un de und un de dem Gefühl und Geschmack überlassen[4]).

Im 2. Teil ihrer Vorrede zu der Übers. von Mons[5]) hatten die jans. Übersetzer ihre Kritiker gebeten, mit Besonnenheit zu Werke zu gehen und vor der Verwerfung eines ihnen mißfallenden Ausdrucks erst die Gründe zu prüfen, die zu seiner Wahl geführt haben mochten. Die unausgesetzten mehr oder minder berechtigten Kritiken veranlaßten Arn., jene Bitte um einsichtsvolle Kritik zu einer Regel, der 9. zu erheben, in welcher es heißt, 447, man dürfe ein Wort, welches in einem befremdlichen Sinn gebraucht worden sei, nicht ohne Prüfung der Gründe leichthin verwerfen.

In den Beispielen rechtfertigt Arn.[6]) eine sonderbare jan. Übers. des Ausdrucks *πέραν τοῦ Ἰορδάνου* in Mt. 19, 1 und verteidigt gegen Thoyn. die Stundenbezeichnung à la 3e, 6e, 9e heure in der Perikope von den Arbeitern im Weinberg Mt. 20, 1—10. Thoyn. 64 hatte verlangt les 3, 6, 9 heures, denn c'est ainsi qu'on parle, ohne indes ganz sicher zu sein, ob nicht die wörtliche jans. Übersetzungsweise beizubehalten sei, um den Unterschied zwischen morgen- und abendländischer Zeitrechnung zu markieren. Arn. vertritt ihm gegenüber den Standpunkt, daß Klarheit und Verständlichkeit des Ausdrucks maßgebender für die Wahl einer Übersetzung sein

1) Vaug. hatte den Artikel vor un gefordert, wenn von 2 Pers. die Rede ist, qui touche l'un, touche l'autre, in bezug auf mehrere Personen den Gebrauch schwankend gefunden II, 437. Die Vaug.'sche Forderung wurde im 17. Jahrh. noch vernachlässigt. Vgl. Haase 330. Anm. 3.

2) Vgl. die reiche Auswahl von Beispielen in der Grammaire nationale v. Bécherelle S. 258.

3) Vgl. Plattner Ergänzungsheft III² S. 162.

4) Über einige Fälle, in denen der Artikel vor un obligatorisch scheint vgl. Plattner, Ausführliche Grammatik § 356. Anm 2.

5) Oeuvres Bd. VI. S. XXIX.

6) Ohne Erfolg.

Digitized by Google

müsse als der Sprachgebrauch; da die näheren Ausführungen sprachgeschichtlich von keinem Interesse sind, können sie hier übergangen werden.

Bouhours, über den bel usage orientiert wie kein zweiter, geleitet von scharfem Ohr, feinem Sprachgefühl und sicherem Geschmack, hatte durch seine Kritiken bekanntlich eine mit der Akademie rivalisierende Autorität erlangt[1]). Die Prüfung der kleinen Sammlung von Kritiken am n. T. v. M. hat gezeigt, daß er nicht unfehlbar und Arn.'s Widerspruch oft berechtigt war. Die Schrift verdeutlicht außerdem den Gegensatz zwischen dem Jansenisten Arn. und dem Salongrammatiker Bouh. und bestätigt aufs neue den jans. Standpunkt in Sprach- und Stilfragen, den Ste. B. in die Worte zusammengefaßt hat: L'Utilité morale fut la règle du style de P.-R.[2]).

Bouh. traf seine Entscheidungen fast nur auf Grund des Sprachgebrauchs oder des Geschmacks; wenn Arn., der gediegene Gelehrte und geübte Polemiker, Einspruch erhob, so geschah es im Namen der Logik und der Vernunft, im Hinblick auf Klarheit und Verständlichkeit des Ausdrucks, aus Pietät vor der Tradition. Den bel usage machte er nur einmal in der ganzen Verteidigung geltend[3]), er respektierte ihn, ohne sich ihm blind zu unterwerfen. In manchen Fällen hat es sich gezeigt, daß er die Macht des Gebrauches unterschätzte und ihm der Vorwurf veraltet, irramenable[4]) zu sein, nicht erspart bleibt, während es ihm schien, daß seine Kritiker willkürlich und absolutistisch verfuhren. Überspannung der Prinzipien, Exklusivität, Willkür und Absolutismus fand er an der ganzen Spracharbeit seiner Zeit zu rügen und brachte dies zum Ausdruck in den folgenden Ausführungen über die Theorie, auf der sie basierte:

L'usage est la règle et le tyran des langues vivantes.

V.

Mit Malherbe hatte eine stramme Herrschaft der Grammatik begonnen, règne qui a été en France plus tyrannique et plus long que dans aucun autre pays[5]). Ihre Folgen sind bis auf den heu-

1) „Academiam tu mihi solus facis" sagte ihm einer, der sich in Sprachfragen bei ihm Rat holte; vgl. hierüber und über andere ähnliche Zeugnisse Doncieux S. 62 ff.

2) Ste. B. P.-R. II. S. 85.

3) Anläßlich des Wortes classe S. 441.

4) Dieses Wort, von Bouh. in Sacy's Schriften gerügt, charakterisiert nach Ste. B. P.-R. II. S. 375 trefflich Arn.'s Starrsinn.

5) Brunot, IV S. 4.

Digitized by Google

tigen Tag fühlbar; das starre, komplizierte System der Syntax, welches die französische Sprache jedem ihrer Jünger aufzwängt, manche vererbte unerklärliche und bizarre Regel, die heilige Scheu sie zu verletzen, sind Erinnerungen und Nachwirkungen des subtilen, grammatikalischen Geistes, der im 17. Jahrh. die Sprache in Fesseln schlug.

Man liebte damals das sprachliche Joch, es entsprach einem allgemeinen Zeitbedürfnis, sich in jeder Hinsicht von fester Hand geführt zu wissen; die Autoren, bei denen man doch am ehesten Freiheitsgelüste erwarten konnte, wetteiferten mit dem Publikum an freudiger Ergebenheit. Grammatiker und Sprachforscher genossen eine noch nie dagewesene Autorität und walteten ihres Amtes mit päpstlichem Selbstbewußtsein. Sie gründeten sich auf jenes Prinzip vom Sprachgebrauch, welches seit Malherbe die Sprachbetrachtung in Frankreich beherrschte. Als Arn., der unter seiner Überspannung gelitten, an ihm Kritik übte, war ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem Vaugelas in der bekannten Weise die alte Wahrheit vom

„usus quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi"

eindrucksvoll aufgefrischt[1]), den zu befolgenden Sprachgebrauch präzise umschrieben und im Laufe seiner Remarques die Anwendung der Theorie aufs beste demonstriert hatte.

Der Erfolg seiner Schrift ist bekannt: von jener Zeit an herrscht dieser launenhafte, bald als König und Gebieter, bald als Schiedsrichter, bald als Tyrann personifizierte, in den Salons gehegte und gepflegte „bel usage", der sich nur auf die Hofleute und die Elite der Schriftsteller stützen sollte, eine Zeitlang unumschränkt im Reich der Ausdrucksmittel; die ganze gebildete Welt bemüht sich um ihn, Dichter und Schriftsteller respektieren ihn, Grammatiker und Lexikographen verzeichnen kritiklos auch die bizarrsten seiner Gesetze, währenddes der noch im Latein verstrickte Gelehrte verständnislos fern bleibt, der ungehobelte und spießige bourgeois, das derbe Kind des Volkes verächtlich gemieden werden[2]).

Diese willige Unterordnung unter die Herrschaft des usage und die Anerkennung seines exklusiv-höfischen Charakters ist der literarische Ausdruck einer Zeit, in der man nach dem unruhvollen Getriebe der religiösen Kämpfe des vergangenen Jahr-

1) In der Préface seiner Remarques sur la Langue Françoise. 1647.

2) Vaug. S. 28. Le peuple n'est le maître que du mauvais usage.

Digitized by Google

hunderts nach Ruhe und Ordnung strebte, in der die Monarchie fest gegründet und Zentralisation wie Absolutismus im steten Wachstum begriffen waren.

Die Idee, daß die Atmosphäre des Hofes, wo die Achtung vor dem Fürsten kein Sichgehenlassen duldet und eine sich in steter Beobachtung erziehende Aristokratie den besten Nährboden für das Gedeihen einer korrekten, eleganten Sprache abgeben, lebt und wirkt überall und ist auch vor Vaug., zur Zeit als Hof- und Parlamentssprache noch rivalisierten, in Frankreich geltend gemacht worden: Le dialecte des courtisans est toujours le plus beau à cause de la majesté du prince [1]). Nachdem Malherbe den Hof von Provinzialismen und ausländischen Einflüssen gereinigt, nachdem die Salons, die Zentren feiner Sitte und Sprache, den Hof Ludwigs XIII. günstig beeinflußt hatten, wurde diese Idee in vollem Maße zur Wirklichkeit, als Ludwig XIV. die bewundernden Blicke aller auf sich lenkte und den Hof zum wahren Hort des geistigen Lebens Frankreichs gestaltete. Seine glanzvolle, absolutistische Regierung züchtete den Geist der Unterordnung auf allen Lebensgebieten; im Wunsche sich anzupassen und zu gefallen, streifte man bei Hofe jede Eigenart ab und gewöhnte sich daran, die Geschicke der Wortformen und Ausdrucksweisen wie die der Völker und Länder aus seinem Munde zu erfahren: „Les Rois doivent apprendre de luy à regner, mais les peuples doivent apprendre de luy à parler [2])."

Die Unterordnung der Vernunft unter diesen oft sehr unvernünftigen Sprachgebrauch, die Vaug. für Festlegung von Wortschatz und Syntax immer wieder fordert [3]), ist in dem Jahrhundert, dessen Denken und Fühlen so durchaus von der Raison beherrscht wurde, doch keine Ausnahme, denn es ist eben dieselbe Raison, die in diesem Falle dazu rät, dem mächtigeren Gebrauch sich zu beugen wie die, welche sich z. B. im Streben nach einem Stil von klassischer Einfachheit, in allen ästhetischen Anschauungen der Zeit

1) Ronsard, éd Blanchemain Bd. III, Franciade Préface S. 34.

2) Bouh. Entr. S. 210. Vgl. auch einen ähnlichen Ausspruch von Boursault bei Brunot IV. S. 50.

3) Vaug. I. 23. Ceux-là se trompent lourdement et pechent contre le premier principe des langues, qui veulent raisonner sur la nostre et qui condamnent beaucoup de façons de parler generalement receuës, parce qu'elles sont contre la raison; car la raison n'y est point du tout considéré, il n'y a que l'Usage et l'Analogie. Ferner I, S. 233. S. 411, S. 421.

Digitized by Google

überhaupt verrät[1]). Die Ansicht, daß dem Sprachgebrauch gesetzgebende Macht zukommt, ist also unerschütterlich[2]), nur die Grenzen seiner Macht und seine Beheimatung können umstritten werden und wurden es sogar auch im 17. Jahrhundert.

An Widerspenstigen gegen die sprachliche Zucht hat es nicht gefehlt; von Mlle de Gournay an bis auf Fénelon haben sich Bedenken gegenüber dem Wert der ganzen Spracharbeit geregt. Vaug.'s Vorrede selbst sollte mit dem alten, die Tradition des 16. Jahrhunderts wahrenden La Mothe-le Vayer abrechnen, der sich über die „servile contrainte" der Puristen beklagte[3]). Nach der Veröffentlichung von Vaug.'s Remarques bekunden die beachtenswerten und geistsprühenden Kritiken desselben La Mothe[4]) und die weniger wertvollen des greisen Historikers Dupleix[5]) eine Auflehnung gegen die engen, puristischen Fesseln uud Zweifel an der Richtigkeit der jeweiligen Entscheidung über den herrschenden Gebrauch. Auch der Grammatiker Chifflet, der im übrigen ein erklärter Bewunderer Vaug.'s ist, findet seine Grenzen für den guten Sprachgebrauch zu eng gezogen und fürchtet die daraus notwendig folgende Verarmung des Wortschatzes[6]).

Ein ernsterer Rivale hätte der Theorie vom Sprachgebrauch erwachsen können, als die Jansenisten in ihrer 1660 veröffentlichten Grammaire générale[7]) die Vernunft als sprachbildendes und erklärendes Gesetz in den Vordergrund rückten.

Mit dieser nicht speziell französischen, sondern sprachvergleichenden Grammatik durchbrachen die Einsiedler von Port-Royal

---

1) Mit dieser Einsicht beschließt auch La Bruyère seinen Zweifel an der berechtigten Unterordnung unter den usage: Est-ce donc faire pour le progrès d'une langue que de déférer à l'usage? . . . si la raison d'ailleurs veut qu'on suive l'usage? Caractères éd. Flammarion S. 329.

2) A. Darmesteter: La Vie des Mots S. 195. Le langage est un ensemble de faits où l'usage du plus grand nombre doit faire loi.

3) In Considérations sur l'Eloquence françoise de ce temps vgl. Brunot III. S. 43.

4) In Lettres touchant les nouvelles remarques sur la langue françoise, adressées à Naudé 1647; vgl. Brunot III. S. 57.

5) In Liberté de la langue françoise dans sa Pureté 1651. Vgl. Brunot III. S. 60.

6) In Essay d'une parfaite Grammaire de la langue françoise Anvers 1659. Vgl. darüber Minkwitz S. 56 ff.

7) Lancelot et Arnauld: Grammaire générale et raisonnée, contenant les fondements de l'art de parler, expliquez d'une manière claire et naturelle. Oeuvres Bd. 41. S. 1.

Digitized by Google

die beliebte rein empiristische, konstatierende Methode des 17. Jahrhunderts, um die philosophisch-rationalistische Sprachbetrachtung zu erneuern, deren eigentliche Wirksamkeit aber dem folgenden Jahrhundert vorbehalten sein sollte.

Die grundlegenden linguistischen Probleme, die sie behandelt, waren bekanntlich von Lancelot aufgeworfen, während er für die Zöglinge von P.-R. einzelne Lehrbücher verschiedener Sprachen ausarbeitete[1]), waren von Arn. durchdacht und gelöst und dann von Lancelot wiederum festgehalten worden.

An der herrschenden Usage-Theorie konnte Arn. nicht ganz vorübergehen; er zeigt sich vielmehr von ihr beeinflußt. Die Grammatik erkennt die Macht des Gebrauches an[2]), auch seine Willkür und sein Widerspruch gegen Vernunft und Regel werden wie von den Zeitgenossen konstatiert[3]) Arn. möchte sich ihm aber nicht blind unterwerfen, bemüht sich vielmehr, seine Resultate stellenweise verstandesmäßig zu erfaßen und logisch zu begründen[4]). Auch

1) Nouv. meth. pour apprendre facilement la Langue latine 1644.
„ „ „ „ „ „ „ grecque 1655.
„ „ „ „ „ „ „ italienne 1660.
„ „ „ „ „ „ „ espagnole 1669. Vgl. die ausführlichen Titel b. Ste. B. P.-R. III. S. 504.

2) Anläßlich der Kritik der von Ramus angestrebten orthogr. Reform heißt es S. 13 „Car il ne faut pas s'imaginer qu'il soit facile de faire changer à toute une Nation tant de caracteres, auxquels elle est accoutumée depuis long-temps."

3) Z. B. S. 22. Die Unterscheidung der Substantive in männliche und weibliche ist oft sinngemäß durchgeführt, König, Richter — männlich; Mutter, Gattin — weiblich; oft aber ist die Entscheidung für das eine oder andere Geschlecht unbegründet und daher von einer Sprache zur anderen wechselnd; arbor lat. fem., frz. masc.; ja sogar wechselt ein Wort sein Geschlecht innerhalb derselben Sprache: navire früher fem. jetzt masc. Die Grammaire générale sieht ferner die Artikulierung griech. Eigennamen als einen vernunftwidrigen Gebrauch an, für den sie eine Begründung nicht versucht. S. 30. Nous avons dit en général, que l'usage des articles était de déterminer la signification des noms communs. S. 31. Nous voyons par là que l'article ne se devroit point mettre aux noms propres, parce que signifiant une chose singuliere et déterminée, ils n'ont pas besoin de la détermination de l'article. Néansmoins l'usage ne s'accordant pas toujours avec la raison, on en met quelquefois en grec aux noms propres des hommes mêmes ὁ Φίλιππος, dann folgt freilich eine Anführung des ital. und frz. Sprachgebrauchs, in welchem die Artikulierung der Eigennamen besser aus dem Gefühl der Verachtung abgeleitet wird.

4) Derartige Versuche waren übrigens von Vaug. nicht ganz unterlassen worden, vgl. die Bemerkung über à peu près I 363 ff. und die berühmte Regel über die Beziehung eines Relativsatzes auf ein artikuliertes oder unartikuliertes Substantiv II 104, wo er mit dem Hinweis auf Arn.'s Vorgänger Scaliger sein kleines „Raisonnement" entschuldigt. Sie sind dagegen nie von Bouh. gemacht worden.

Digitized by Google

versagt er sich nicht einen Hinweis auf die Gefahren, die der Beständigkeit und Festigkeit einer Sprache drohen, wenn man dem launenhaften Gebrauch zu weiten Spielraum läßt.

Es entsprach nicht dem Plan des sprachvergleichenden Werkes, das Regelsystem der franz. Syntax zu liefern; wenn ausführlicher auf die französische Sprache eingegangen wird, geschieht es meist unter besonderer Hervorhebung. In manchen Fällen muß dann doch der einfache Hinweis auf den Sprachgebrauch die logische Begründung vertreten. Z. B. a) S. 34. Der Imperativ erfordert das betonte Personalpronom der 1. Person menez-moi, denn „menez-me n'est pas françois" trotz des analogen menez-le. b) Von der Regel, daß der Genetiv und Dativ der Relativpronomen il, elle und der Possessivpronomen son, sa sich nur auf Personen beziehen dürfen, werden einige nicht erklärbare Abweichungen „autorisées par l'usage" zugestanden.

Häufiger werden die französischen Regeln und Ausnahmen logisch begründet: a) S. 35. Vier Ausnahmen zu der eben erwähnten Regel, am besten die 4., wo gezeigt wird, daß die Possessivpronomen son, sa auf Tiere oder Sachen bezogen werden dürfen, wenn damit eine ihnen wesentliche oder nur ihnen eigentümliche Sache bezeichnet wird: une rivière est sortie de son lit, un cheval a rompu sa bride und daß daher der Gebrauch von son, sa für Sachen der wissenschaftlichen Sprache eigen sei, in der man nur von dem den Dingen Wesentlichen spräche, z. B. vom △ son plus grand côté. b) S. 42 wird die von Vaug. zuerst aufgestellte Regel, daß ein Relativpronom nur von einem determinierten Substantiv abhängen dürfe, in weiterer Fassung vorgetragen, sodaß sie scheinbare Ausnahmen umfaßt, die dann als der Regel nicht widersprechend ausführlich und lichtvoll begründet werden. Andere nicht erklärbare Fälle dürfen als Reste aus früherer artikelloser Zeit angesehen werden, die der Gebrauch sanktioniert hat. Aus dieser Feststellung schöpft Arn. den Anlaß in der folgenden viel zitierten Stelle vor dem Mißbrauch der Gebrauchstheorie zu warnen. S. 45. Or c'est une maxime, que ceux qui travaillent sur une langue vivante, doivent toujours avoir devant les yeux, que les façons de parler qui sont autorisées par un usage général et non contesté doivent passer pour bonnes, encore qu'elles soient contraires aux regles et à l'analogie de la langue; mais qu'on ne doit pas les alléguer pour faire douter des regles et troubler l'analogie, ni pour autoriser par conséquence, d'autres façons de parler, que l'usage n'auroit pas autorisées. Autrement, qui ne s'arrêtera qu'aux bizarreries de l'usage, sans observer cette maxime, fera qu'une langue demeurera toujours incertaine et que n'ayant aucuns principes, elle ne pourra jamais se fixer.

c) Recht viel weniger glücklich sind die Verfasser in ihrem Bemühen, die von Vaug. aufgestellten Partizip-Regeln zu präzisieren und die Veränderlichkeit des mit avoir konjugierten Partizips bei vorausgehendem Akkusativ und seine Unveränderlichkeit, wenn das Objekt folgt, zu begründen. Sie gehen von der grundlegenden Feststellung aus, daß die Partizipien beider Zeiten, wenn sie den gleichen Kasus wie das konjugierte Verb regieren, gerundiven, verbalen Charakter tragen und darum unveränderlich sind, wie in den Sätzen amans virtutem, j'ai aimé la Chasse, und unterscheiden von diesen gérondif actif das veränderliche auf das Partizip der Vergangenheit beschränkte participe passiv, das keinen Kasus regiert und die passiven Zeiten, il est aimé, bildet. In dem Satz j'ai aimé la Chasse ist aimé also gérondif und darum unveränderlich; aber in dem Satz la chasse que j'ai aimée soll das

Digitized by Google

Das Gros der Grammatiker ließ sich vorerst von der Überlegenheit der jansenistischen Auffassung nicht beeinflussen. Ménage lag die historische Methode mehr am Herzen, die anderen blieben im Banne Vaug.'s befangen, allen voran Bouh., der ihn in sklavischer Abhängigkeit mit großem Erfolg fortzusetzen und zu ergänzen suchte. Bouh. kennt keinen anderen Erklärungsgrund als den bel usage, das „on dit" ist die regelmäßige Einleitung seiner subtilen Wortwägereien und doktrinalen Entscheidungen. Patru und Thom. Corneille[1]), die die Remarques Vaug.'s kommentierten, Alemand, der posthume Bemerkungen Vaug.'s herausgab[2]), verraten trotz einigen Fortschritten und gewissen Emanzipationen durch ihre Tätigkeit, welchem Geist sie huldigten. Bei Andry de Boisregard[3]) und noch 1704 in der kurzen Vorrede, die die Akademie[4]) ihrer Vaug.-Ausgabe vorausschickte, findet man Beteuerungen darüber, daß dem Gebrauch auf Kosten der Vernunft gehorcht werden müsse.

Die Usage-Theorie hatte also trotz reicher Erträge noch längst nicht abgewirtschaftet, als Arn. im Anschluß an den Verteidigungskampf um die Bibelübersetzung seine Bedenken gegen sie vorbrachte. Die Lekture der Schriften von Vaug.'s Jüngern hatte sie ihm suggeriert.

Partizip aimée statt ein Akkusativ-Objekt zu regieren, selbst von avoir regiert, wie in der lateinischen Wendung quam habeam amatam, also participe passiv und daher veränderlich sein. Manche Regeln von Vaug. I. 292 werden bestritten, z. B. die Veränderlichkeit des Partizips rendu vor nachfolgendem Substantiv oder Adjektiv, wo der von Vaug. behauptete passive Charakter des Partizips, der seine Veränderlichkeit bedingt, geleugnet wird. In der Ausführung hierüber S. 74 hat sich aber meiner Ansicht nach ein sinnverwirrender Druckfehler eingeschlichen, der sich bis in den Abdruck dieses ganzen Kapitels bei Chassang I. S. 307 hinein erhalten hat.

1) Remarques sur la langue françoise de M. de Vaugelas avec des notes de Th Corneille, Paris 1687. Die Bemerkungen von Patru sind der Ausgabe von 1738 hinzugefügt.

2) Nouvelles Remarques de M. Vaugelas sur la langue françoise, Ouvrage posthume 1670. Vgl. darüber Goujet bibl. fr. I S. 152: ce recueil ne roule que sur des phrases absolument surannées, même du tems de l'auteur. Il y a apparence que c'est le rebut de ses premières remarques. Vgl. auch Brunot IV. S. 10. Diese interessante Frage, ob Alemand mit der Veröffentlichung in Vaug.'s Sinn handelte, hat neuerdings Sternischa gründlich erörtert und bejaht.

3) Reflexions sur l'usage present de la Langue françoise, préface: S. 4. L'usage est l'unique régle qu'on y a suivie et bien qu'il ne s'accorde guéres avec la raison dont il franchit souvent les loix; il a semblé néansmoins que la raison vouloit qu'il fût suivi dans une matiere ou il est le maistre.

4) Vaug. Chass. S. 6. Les Observations . . . rendent compte de l'usage present: regle plus forte que tous les raisonnemens de grammaire, et la seule qu'il faut suivre pour bien parler.

Digitized by Google

Man hätte von Arn., der mit seiner grammaire générale den Cartesianismus auf die grammatische Betrachtung angewandt hatte, eine radikale Bekämpfung der ganzen Theorie erwarten können; eine solche lieferte z. B. wenige Jahre später Grimarest in seinem „Discours sur ce qu'on appelle Usage dans la langue française, in dem er, Vernunft und Logik über den Gebrauch stellend, die Reihe der rationalistischen Grammatiker des 18. Jahrhunderts begann. Statt dessen findet man auch hier bei Arn. eine respektvolle Anerkennung der Basis: „L'usage est la règle et le tyran des langues vivantes." Seine Kritik setzt nur an einigen oft als korrekturbedürftig empfundenen Punkten ein; sie richtet sich

1. gegen die von Vaug. aufgestellten Autoritäten des guten Gebrauchs,
2. gegen die Überspannung seiner Theorie,
3. gegen die Kompetenz derjenigen, die sich selbst als die Sekretäre des bel usage zu bezeichnen pflegten.

1.

Unter den 3 Autoritäten: Hof, gute Schriftsteller und Philologen (les gens sçavants en la langue) hatte Vaug. bekanntlich dem Hof als der Vorratskammer der guten Sprache und Heimat des guten Gebrauchs die überragende Rolle zuerkannt[1]).

Dieser Standpunkt war zu seiner Zeit ganz verständlich, die Sprache war ein reines Hofprodukt. Man weiß, mit welcher Begeisterung das von Malherbe angeregte Werk der Sprachreinigung gerade von der eleganten Welt aufgegriffen worden — une rage de grammaire avait pris les gens du monde —[2]) und unter dem verfeinernden Einfluß des weiblichen Elementes in Hofkreisen und Salons fortgesetzt worden war. Hier ließen sich auch die Schriftsteller zuerst belehren und der Erfolg war die Erhebung der gesprochenen Hof- und Salonsprache zur Literatursprache.

Wenn auch der Hof unter Ludwig XIV. erst recht seine Führerrolle legitimierte, so war er doch in der 2. Hälfte des Jahrhunderts nicht mehr allein l'oracle infaillible du beau langage[3]). Hofsprache und Literatursprache waren nicht mehr absolut identisch. Bei aller Beflissenheit der Autoren, ihre Sprache den puristischen Forderungen anzupassen[4]), galten die Werke auch solcher als klassisch,

1) Préface S. 13. Ce n'est pas pourtant que la Cour ne contribuë incomparablement plus à l'Usage que les Autheurs, ny qu'il y ayt aucune proportion de l'un à l'autre . . . mais le consentement des bons Autheurs est comme le sceau.

2) Brunot III. S. 17.

3) Brunot IV. S. 50.

4) Corneille korrigierte bekanntlich seine Verse nach dem Kodex Vaugelas. Brunot III. S. 65; vgl. für andere Brunot IV. S. 67 ff.

Digitized by Google

die wie Molière und La Fontaine dem höfischen Joch entschlüpft waren; andere ließen sich von der Wucht ihrer Überzeugung, dem Ernst der Sache zur Emanzipation von strengen Regeln drängen[1]), ohne ihrem literarischen Ruf zu schaden. Der gesellschaftliche Sprachkult wurde nicht minder eifrig fortgesetzt, aber er entglitt immer mehr den Händen der Preziösen und stellte sich unter den Schutz der Akademie, in welcher die Schriftsteller über grands seigneurs und Schöngeistern an Einfluß gewannen.

Daß die Quellen für den guten Gebrauch sich etwas erweitert hatten, ist schon bei Bouh. ersichtlich, den die Blüte der Literatur nötigt, Sprache und Stil der guten Schriftsteller, mehr als Vaug. es getan hatte, zu berücksichtigen[2]). Im übrigen läßt auch er sich gern in der guten Gesellschaft[3]) über den richtigen Sprachgebrauch belehren und betrachtet wie Vaug. den Hof mit seiner Etikette als die natürliche Heimat der eleganten Ausdrucksweise. Diesen Gedanken kleidet er am Schluß seiner Unterhaltung über die französische Sprache in eine zeitgemäße, lange und hyperbolische Huldigung auf Ludwig XIV.[4]). Aber trotz häufiger Berufung auf den Hofgebrauch gilt er ihm nicht mehr als absolute Autorität; einer beliebten höfischen Wendung wird z. B. der Untergang vorausgesagt, weil die Philologen sie nicht goutieren[5]), das ist bemerkenswert. Thom. Corneille hebt in der Vorrede seiner Ausgabe der Remarques von Vaug. ausdrücklich hervor, wieviel er der Akademie an Belehrung über den guten Gebrauch verdanke[6]), ohne der höfischen Autorität wie üblich zu gedenken.

---

1) Bossuet greift zu Archaismen und Latinismen; die licences du style janséniste waren bekannt.

2) In der Vorrede zur Suite betont Bouh. diesen Aufschwung der Literatur seit Vaug., „il avait peu d'auteurs et d'ouvrages à citer", um sein von Vaug. abweichendes zitierendes Verfahren zu rechtfertigen. Wendungen wie „nos bons auteurs usent de ce mot" kehren ständig wieder. Auf der Liste der von ihm geschätzten Autoren (Entretiens S. 180 ff.) befinden sich auch die Einsiedler von P.-R.

3) Suite S. 178. Je dois le peu que je sçay au commerce des honnestes gens et à la lecture des bons livres. Aber den Vorwurf von Nicole, ein Salongrammatiker zu sein und für die Ausdrücke der ruelles Vorliebe zu hegen, weist er entrüstet zurück: Ne diroit-on pas à entendre l'Auteur des Essais, que toutes mes Remarques se reduisent aux mots des ruelles et que j'ay passé ma vie à étudier le jargon des Precieuses? Ceux qui me connaissent sçavent l'horreur que j'ay de tout ce qu'on appelle précieux . . . Suite, avertissment.

4) Entretiens S. 210—212.

5) Entretiens S. 119 anläßlich „avoir des ménagements".

6) Vaug. Chass. S. 4—5.

Digitized by Google

Neben dem Spott, der sich vor und nach dem Erscheinen der Remarques von Vaug. über den Hofkult ergossen und der wiederholten Klage, daß Vaug. zu einseitig der sprunghaften Meinung der Höflinge sein Ohr geliehen[1]), hatte von den Gegnern Sorel in seinem Discours sur l'académie 1654[2]) Positives gegen die exklusiven Sprachtendenzen hervorgebracht. Als dem Hof ebenbürtige Quellen für den guten Sprachgebrauch zählt er die Synoden der Geistlichen, die Predigten der Kanzelredner und die Parlamentssitzungen auf und was besonders hier zu beachten ist, er zieht auch die bürgerliche gute Gesellschaft der Städte als Muster heran, wogegen er die seichte Unterhaltung unwissender Hof- und Salonmenschen geißelt.

Diesen Meinungen ist Arn.'s Bestreben, die Grenzen des guten Gebrauchs nun nach der Seite des Pariser Gebrauchs hin zu erweitern, verwandt. In seiner 1. réflexion zitiert er die bekannte Vaug.'sche Definition vom Hofgebrauch, seinen Ratschlag, den Verkehr mit der Hofgesellschaft zu suchen und stellt dieser nunmehr die Hauptstadt des Landes und ihre fern vom Hofe lebenden korrekt sprechenden Bewohner als äquivalenten puristischen Maßstab zur Seite. 454. Il me semble qu'il (Vaugelas) pouvoit faire dépendre la pureté du langage, aussi-bien de l'usage de ceux qui parlent bien à Paris, que de ceux qui parlent bien à la Cour; et qu'il n'est pas nécessaire que ceux qui parlent bien à Paris aient appris à bien parler par la communication qu'ils auroient eue avec les gens de la Cour. Il y a des exemples qui le font voir.

Der Gegensatz gegen Vaug. ist ganz kraß. Als jener die edlen Lineamente der Hofsprache, deren Herausbildung er jahrzehntelang belauscht hatte, festhielt, entfernte er alles, was das Bild zu vergröbern drohte, folglich auch die bürgerlichen Kreise, denen höfischer Schliff mangelte. In Zweifelsfällen durfte über die Wahl eines Ausdrucks oder über die Aussprache eines Wortes nicht der Stadtgebrauch, nur der Hofgebrauch entscheiden, seine Anweisungen darüber sind so eindeutig wie nur möglich[3]). Arn. ist aber der

1) So La Mothe-le-Vayer; Dupleix; auch schon Mlle de Gournay: Le langage des courtisans change comme les plumes qu'ils portent sur la tête. Zit. b. Brunot III. S. 27.

2) Abgedruckt bei Pellisson et d'Olivet, Histoire de l'Académie française. Ed. Livet I. 468—70.

3) Die Belege hierfür sind zahlreich: II. 25. Bei der Bemerkung über filleul; Il n'y a pas à délibérer si l'on parlera plus tost comme l'on parle à la cour que comme l'on parle à la ville. II. 260 bei cueillir: c'est un des principes de notre langue, ou pour mieux dire de toutes les langues que lorsque la Cour en quelque

Digitized by Google

Ansicht, daß man in Paris sich ebenso gut die Reinheit der Sprache erwerben könne als in Hofkreisen. Ob er mit diesem gewiß schon lange in pectore genährten Widerspruch gegen Vaug. zur Zeit seiner Niederschrift auf viel Verständnis rechnen konnte, ist nicht sehr wahrscheinlich. Wenn auch Schriftsteller und die Akademie mehr an Einfluß gewannen, so war doch gerade der Gegensatz zwischen cour und ville noch so stark ausgeprägt wie zu Vaug.'s Zeiten und das Mißtrauen der Puristen gegen die Pariser Sprache groß. Ein Stück Praxis zu ihren Theorien bietet die Sprachsatire in Furetière's Roman bourgeois 1666, die seine Sittensatire begleitet. St. Réal wirft Andry de Boisregard seine Nachgiebigkeit gegen den Stadtgebrauch vor[1]), der mépris éternel des Femmes de la Cour pour toutes les femmes de la Ville[2]) von dem er spricht, wurde zum Teil durch deren schlechte Sprache genährt. Den besten Einblick in die Ende des Jahrhunderts herrschenden Tendenzen in dieser Beziehung gewähren die Reihe philologischer Salonplaudereien, in denen Fr. de Callières, ein Typ des honnête homme, aufs neue den bel usage kodifizierte. Gerade ein Jahr vor der Abfassung der Arn.'schen Schrift hatte er jenes Bändchen: „Du bon et du mauvais usage" herausgegeben, welches so viele façons de parler bourgeoises an den Pranger stellt. Es gibt einen guten Begriff von der Distanz zwischen dem homme qui connaît le chemin de Paris à Versailles und den gens de ville. Wenn Callières zugibt, daß es auch gutsprechende Städter und schlecht sprechende Hofleute gibt, so sind dies Ausnahmen, die die Regel bestätigen[3]), falls man nicht hierin die Anzeichen für die allmähliche Verwischung der Grenzen erblicken will. Aus Arn.'schen Beispielen

---

lieu que ce soit parle d'une façon, et la ville d'une autre il faut suivre la façon de la Cour. Der Gegensatz zwischen Hof- und Stadtsprache ist ferner scharf ausgedrückt in der Bemerkung über mettre: II. 171. J'ay veu des femmes de la Cour, qui l'oyant dire à des femmes de la ville ne le pouvoient souffrir, comme une phrase qui n'est point usitée parmy ceux qui parlent bien, ebenso bei der Bemerkung über à present I. 359, auch I. 144. Man soll mit dem Hof naviger sagen, obgleich die Leute vom Fach naviguer sagen.

1) St. Réal: De la critique Oeuvres Bd. III. S. 328, denn: il est constant, que personne ne prononce bien à Paris, que ceux qui sont autant de la Cour que de la Ville, et les autres Gens qui se réglent sur eux.

2) St. Réal: Des Gens de Cour. Oeuvres Bd. III. S. 51.

3) Fr. de Callières: Du bon et du mauv. us. S. 42 . . . il est vray qu'il y a quantité de gens de la Ville qui parlent aussi bien que les gens de la Cour usw. S. 77. L'Esprit et l'air Bourgeois est répandu sur plusieurs Courtisans, comme l'esprit de politesse et de bon goust sur plusieurs gens de la Ville.

Digitized by Google

erhellt, daß er nur den besten und gebildetsten Kreisen der Pariser Gesellschaft Einfluß einräumen möchte, aber erst im 18. Jahrh. erlaubten die veränderten politischen und sozialen Verhältnisse eine wirkliche Gleichstellung- und -Bewertung beider Zentren[1]). Arn.'s vernünftige Forderung darf als ein Wegzeichen auf diesem Entwicklungsgange betrachtet werden; Sprache und Stil einzelner Individuen, sowie die Sprachentwicklung von Nationen sollen sie stützen.

In der literarhistorischen Kritik, die die Verteidigung dieser These mit sich bringt, spiegeln sich die im 17. Jahrh. allgemein herrschenden Anschauungen wieder; Arn. teilt die Urteile und Vorurteile seiner Zeit, die gleichen Namen von Schriftstellern, ähnliche Konstellationen von Sprachförderern kehren bei all denen wieder, die ihre Ansicht über die Vervollkommnung der französischen Sprache niedergeschrieben haben. Man kann also für Arn. durchaus keine Originalität beanspruchen. Die Urteile über die Entwicklung der Sprache seines Landes und derjenigen anderer Länder interessieren insofern als sie bei ihm polemisch gewendet sind und Zeugnis ablegen für das literarische Interesse dieses unermüdlichen theologischen Kämpfers, dessen geistige und körperliche Kräfte in Glaubenskontroversen aller Art, in Not und Verfolgung angespannt wurden.

Zum Beweise dafür, daß man eine reine, korrekte Sprache auch fern vom Hof erwerben könne, führt Arn. 454 zunächst Coeffeteau, Patru, Le Maître und Pascal an; es sei sicher in Vaug.'s Sinne, wenn er behaupte, daß Coeffeteau's Sprache diejenige des Kardinals Du Perron in den Schatten stelle, obgleich der Kardinal sein Leben an der Seite von Monarchen zugebracht habe. Desgleichen gäbe es Nonnen, denen die klösterliche Erziehung zu einer ebenso guten Ausdrucksweise verholfen habe, wie der Hof den Weltdamen.

Du Perron und Coeffeteau werden in der Gefolgschaft von François de Sales genannt, im Streben, die katholische Theologie in anziehende Form zu kleiden; mit Malherbe und Balzac werden sie als Sprachreformatoren vereint. Mit Du Perron zog ein neuer würdiger Geist in die von der Leidenschaft der religiösen Kämpfe vergewaltigte und in die Trivalität versunkene katholische Predigt; er darf als ein Vorläufer Bossuet's bezeichnet werden. Seine Vertrautheit mit höfischem Leben und höfischer Geschmacksrichtung

1) Vgl. darüber A. François: La grammaire du purisme au 18es. S. 138ff.

Digitized by Google

bewahrte seine Prosa[1]) vor der stilistischen Anarchie seiner Epoche und näherte ihn den Sprachtendenzen, die im 17. Jahrh. herrschend wurden. Seine Zeitgenossen verehrten ihn als Autorität in literarischen Fragen[2]). Coeffeteau hat viel von seinem Gönner Du Perron gelernt[3]), ihn aber dann auf Grund seiner Profanwerke an Ruhm übertroffen. Letzteres bestätigt Arn.; aber aus der Art, wie er Coeffeteau zu Du Perron in Kontrast setzt: (454) „M. le Cardinal Du Perron a été beaucoup plus assidu à la Cour, que M. Coeffeteau, qui étoit Religieux de l'Ordre de St. Domique" möchte man schließen, jenem sei gerade die Abgeschiedenheit seiner Klosterzelle bei der Herausbildung seiner vielbewunderten Florus-Übersetzung und seiner beliebten Histoire romaine notwendig und günstig gewesen. In Wirklichkeit führten ihn seine aufgabenreichen Ämter in das Getriebe der Welt, wie ihn auch seine Stellung als Hofprediger mit dem Hofleben vertraut machte. Die Anfänge seiner Mönchslaufbahn fielen in jene reformbedürftige Zeit, in welcher die Klostermauern keinen genügenden Schutz vor dem Strom der Weltlichkeit boten. Coeffeteau repräsentiert weniger den weltfernen Mönch nach Art der Einsiedler von P.-R. als vielmehr den Typ eines weltgewandten, vielseitig interessierten Ordensgeistlichen. Sein Verkehr in den Salons und sein Zutritt bei Hofe[4]) erschlossen dem einfachen Gastwirtssohn die Heimat der eleganten Sprachform und förderten seine Neigungen und das frühzeitige Interesse an reiner Sprache und gepflegtem Stil. Seine spätere Freundschaft mit Malherbe befestigte seine puristischen Interessen. Da Vaug. ihn bekanntlich, ehe Ablancourt's Stern aufging, zum Vorbild nahm[5]) und ihn rastlos in seinen Remarques als Autorität anführt, so lassen sich Coeffeteau's Sprach- und Stilprinzipien aus Vaug. ablesen. Hier interessiert vornehmlich die Bestätigung dessen, daß Coeffeteau in seiner literarischen Prosa nur dem Sprachgebrauch

1) Hauptsächlich Polemik gegen die Protestanten.

2) Vgl. darüber Urbain: Nicolas Coeffeteau Paris 1893 S. 92.

3) Vgl. darüber das. S. 297 ein Urteil Balzac's.

4) Vgl. Urbain S. 43. S. 92. Coeffeteau war viel am Hofe der geistig regen Marguerite de Valois zu finden, die ihn protegierte und die er theologisch unterwies; er verkehrte bei der Prinzessin v. Conti und erlebte wahrscheinlich auch die Anfänge des hôtel de Rambouillet, mit dessen Wirten ihn landsmännische Beziehungen verknüpften.

5) Pellisson et d'Olivet: éd. Livet Artikel Vaug. I. S. 232. „Il s'étoit principalement formé sur M. Coeffeteau et avoit tant d'estime pour ses écrits et surtout pour son Histoire romaine qu'il ne pouvait presque recevoir de Phrase qui n'y fût employée.

Digitized by Google

des Hofes zu folgen strebte[1]). Wegen dieses für die damalige Zeit bahnbrechenden Prinzips sicherte ihm seine Histoire romaine trotz allmählicher Wandlung des Stilideals den Ruf eines Meisters der Sprache durch das ganze Jahrhundert hindurch[2]). Arn.'s lobendes Urteil aus der Zeitwende, an welcher Coeffeteau der Vergessenheit anheim fallen sollte, verdient als einer der letzten Beweise dieser ständigen Gunst festgehalten zu werden, aber aus dem Vorhergesagten erhellt, daß Arn. fehlgriff, wenn er zur Befürwortung des Stadtgebrauchs den erwählte, den man seiner Zeit un courtisan d'humeur et d'habitude genannt hat[3]).

Bei Erwähnung der Nonnen, die auch helfen sollen, die Entbehrlichkeit höfischer Spracherziehung zu beweisen, schwebten Arn. gewiß seine berühmte Schwester, die mère Angélique der 1. Generation von P.-R. oder seine Nichte, die mère Angélique de St. Jean[4]) der 2. Generation vor, die beide ihr Leben fast in P.-R. begonnen, jedenfalls hier durchlebt und beschlossen und deren Schriften hier in hohen Ehren gehalten wurden. Die berüchtigte jansenistische Schreibseligkeit diente bei den Nonnen der Seelsorge oder der Historiographie ihrer Sekte. Der Wert der Briefe der 1. mère Angélique, die François de Sales und die Königin von Polen zu ihren Korrespondenten zählte, läßt sich daran bemessen, daß sie heimlich vor ihrer Versendung kopiert wurden[5]). Die 2. Angélique war die erklärte Hagiographin von P.-R. und stand im Rufe, einen recht entwickelten Verstand zu besitzen. Das hier folgende Urteil von Mme. de Sévigné über ihre Briefe scheint Arn.'s Ansicht von der Schreibweise seiner Schützlinge durchaus zu rechtfertigen: Jamais rien n'a été bon de ce qui est sorti de ces pays-là qui n'ait été corrigé et approuvé d'elle; toutes les langues et toutes les sciences lui sont infuses; enfin c'est un prodige, d'autant plus qu'elle est entrée à 6 ans en religion . . . Zu einem erklärten Gegner der Jansenisten sagte sie, indem sie ihm einen Brief der mère Angélique zeigte: Avouez que cela n'est pas trop mal écrit pour une hérétique![6])

1) Vaug. Chass. II. S. 249. Il (Coeffeteau) fait assez paroistre en tous ses Escrits, combien il estoit religieux et exact à ne point user d'aucun mot ny d' aucune phrase, qui ne fust du temps et de la Cour.

2) Seine sachlich solide, aber sorgloser und oft sehr eilig geschriebene theologische Polemik überlebte nicht die Umstände, die sie hervorgerufen hatten; die Histoire romaine galt als manuel pratique du pur langage français.

3) Mlle. de Gournay in Ombres S. 592. Zit. b. Urbain S. 306.

4) Eine Tochter von Arnauld d'Andilly.

5) Vgl. Ste. B. P.-R., II. S. 200.

6) Zit. bei Ste. B. P.-R., IV, S. 265.

Digitized by Google

Le Maître und Patru wurden ihrer Zeit les deux lumières du barreau genannt[1]); durch seine aufsehenerregende Weltflucht, die eine glänzende Laufbahn plötzlich abbrach, hatte sich der 30jährige Le Maître in der Tat der Möglichkeit beraubt, Sprache und Stil im höfischen Verkehr abzuschleifen und zu verjüngen. Seine Plaidoyers, für die der sonst restlos gottergebene Einsiedler sich in einem Herzenswinkel ein Interesse bewahrt und die er 1656 veröffentlichte, bewegten sich noch ganz im Geiste der geschmacklos-emphatischen, erst jüngst vom Latein gelösten Beredsamkeit, die sich anfangs des 17. Jahrh. im Justizpalast vernehmen ließ und waren noch weit entfernt von dem geläuterten, maßvollen Stilideal der klassischen Periode. Wenn Arn. ihn hier als ein Muster des guten Stils anführt, verrät sich wiederum sein etwas veralteter Standpunkt. Die Verteidigungsreden Patru's dagegen besitzen Eigenschaften, die seinen guten Ruf im 17. Jahrh. auch noch vor der Nachwelt rechtfertigen, er sticht durch Schlichtheit und Korrektheit des Ausdruckes vorteilhaft von Le Maître's Emphase ab. Arn.'s Urteil über ihn ist das Echo all der Stimmen[2]), die Patru trotz seiner spärlichen und saumseligen, literarischen Produktivität als ausgezeichneten Kenner der Sprache und Förderer ihrer Reinheit feierten. Bekanntlich gehörte er zu den „Gens savants en la langue", die alle Remarques von Vaug. vor ihrer Veröffentlichung geprüft und gebilligt hatten[3]) und bekanntlich ergänzte und modernisierte er sie späterhin in feinsinniger Weise. Wenn man seine Ergänzungen auf seine Stellung zum Hofgebrauch hin prüft, so zeigt sich nirgends eine Auflehnung gegen Vaug.'s enge Theorie, der Gegensatz zwischen dem Sprachgebrauch des petit bourgeois und des honnête homme bleibt bestehen. In der Geschichte der Sprache behauptet er seinen Platz zwischen Vaug. und Bouh. — Freund und Ratgeber beider — und hat in ihrem Sinne an der Entwicklung der Sprache mitgewirkt; daher scheint er sich Arn. trotz seines Fernbleibens vom Hofe als Beleg für den städtischen Sprachgebrauch zu entziehen.

Pascal erscheint in anderer Weise wenig beweiskräftig. Er hat in der Tat nie bei Hofe verkehrt und den Umgang mit der eleganten Welt, mit Roannez und seinen Freunden, die am höfischen

1) von Chapelain, zit. bei Ste. B. Causerie du Lundi V, S. 275.

2) Z. B. von Chapelain, Vaugelas, Boileau, Bouhours, Entr. S. 182: „Les plus savants le consultent comme leur oracle."

3) Vaug. Préface I, S. 45.

Digitized by Google

Sprachideal mitarbeiteten[1]) nur sehr vorübergehend gepflegt. Er hat nie ein rein sprachliches Interesse bekundet, weder seine Sprache den puristischen Forderungen unterworfen, noch sie bekämpft[2]). Sein Stilbemühen reduzierte sich darauf, seinen Gedanken einen streng adäquaten Ausdruck von vollendeter Natürlichkeit, Schlichtheit und Überzeugungskraft zu verleihen, und doch gelang es ihm, das erste Meisterwerk klassischer Prosa zu schaffen. Vor der Wirkung seiner Ausdrucksmittel wagt sich die Frage nach der Schulung kaum hervor — L'habilité à manier sa langue est le fruit non pas de l'étude. mais du génie, sagt Louis Racine in bezug auf Pascal[3]). Die Formelemente seiner Sprache und seines Stils sind also vornehmlich in seiner natürlichen Beredsamkeit, der Tiefe seines Herzens und der Schärfe seines Verstandes zu suchen; jenseits literarischer Geschmacksrichtung stehend, scheint er erhaben über die Streitfrage, ob neben dem Hofgebrauch auch der Stadtgebrauch zugelassen werden dürfe.

Arn. möchte sich aber nicht mit der Anführung einiger fern vom Hofe schreibender Autoren begnügen. Um seine These wirksamer zu stützen, möchte er den Dingen mehr auf den Grund gehen und die Faktoren überhaupt herausstellen, die bei der Heranbildung sprachlicher Vollkommenheit wirksam gewesen sind Zeigt es sich, daß der höfische Einfluß in gewissen Fällen entbehrlich oder nicht vorhanden gewesen war, so bedeutet ihm dies eine Rechtfertigung seiner Forderung, für die frz. Sprache neben dem Hof auch andere Zentren als sprach- und stilbildend gelten zu lassen

Arn. begibt sich also auf die höhere Warte der Sprach- und Literaturvergleichung und hält von hier aus eine rasche Überschau über die vier hauptsächlichsten europäischen Sprachen damaliger Zeit. Die deutsche und die spanische Sprache werden nur im Fluge fixiert und wenige Beispiele herausgegriffen. Von der deutschen Sprache hat Arn. sich sagen lassen, daß sie in der Luther'schen Bibelübersetzung ein Muster der Vollkommenheit abgelegt habe. Für die Reife der spanischen Sprache zitiert er die Werke zweier Jesuiten, die berühmte „Geschichte Spaniens" des Historikers Mariana und die „Leben der Heiligen" des Hagiographen und Polemikers Ribadeneira und schließlich die Schriften der heiligen

1) Miton wird z. B. von Thom. Corneille in seiner erwähnten Vorrede zu den Remarques von Vaug. als Sprachautorität zitiert. Vgl. Chass. I, S. 4.

2) Vgl. Ste. B. P.-R. III, S. 53.

3) Louis Racine: Réflexions sur la poésie Oeuvres 1808 Bd. II, S. 219 zit. bei A. François S. 142.

Digitized by Google

Therese[1]). Alle diese Werke weisen nach Arn. eine reine Sprache und einen vorzüglichen Stil auf, obgleich ihre Verfasser dem geistlichen Stande angehörten und ihnen die Kultur des Hofes versagt blieb[2]).

Bei der ital. Sprache 455 verweilt Arn. etwas länger, weil ihre im republikanischen Rahmen sich abrollende Entwicklung sich am besten seinen Zwecken zu fügen scheint. Er erinnert daran, wie Dante mit zwei Freunden eine mustergültige Literatursprache geschaffen: ils la formerent sur les divers langages qui se parloient en Italie; prenant de l'un et de l'autre ce qu'ils trouvoient de meilleur, et l'amenerent à une telle perfection, que lui-même et ceux qui écrivirent environ le même temps, ou un peu après, comme Bocace, Pétrarque, Villani, ont été regardés comme les plus parfaits modeles de cette langue. Die ital. Sprache habe sich aber nicht auf dieser Höhe halten können. Elle se chargea de mots et de plusieurs façons de parler, qui paroissoient dégénérer de cette premiere origine. Quelques gens d'esprit s'en apperçurent, et y voulurent remédier par une voie bien extraordinaire à l'égard d'une langue vivante. Ils en userent comme si ç'avoit été une langue morte. Ils laisserent là l'usage et ne s'arrêterent pour la rétablir qu'aux seuls livres des Auteurs du temps où elle avoit été dans sa plus grande perfection. Sie führten also die Sprache zwangsweise auf den Stand ihrer einstigen Blüte im 14. Jahrh. zurück. Da sich nun diese von Erfolg gekrönte Reform der ital. Sprache, wie auch ihre erste klass. Gestaltung nicht am Hofe der Fürsten, sondern im Schoße der demokratischen Stadt Florenz voll-

1) Derartige sprachvergleichende Skizzen sind den Philologen des 17. Jahrh. ganz geläufig. Arn. entlehnt wahrscheinlich seine Einzelheiten über die spanische Sprache dem 2. Entrt. Bouh.'s; was Arn. hier im Interesse einer Erweiterung des Sprachgebrauchs geltend macht — die mustergültigen Schriftsteller sind Geistliche — hatte bei Bouh. (S. 170 ff.) dem Zweck gedient, die Überlegenheit der franz. Sprache über die Schwestersprache nachzuweisen. Diese, früher und schneller gereift, — die mustergültigen Schriftsteller sind schon vom 14. Jahrh. ab zu finden — ist bereits auf dem Wege des Verfalls, während der frz. Sprache ihr langsames Heranreifen Beständigkeit sichert.

2) Mariana 1537—1624. Ribadeneira 1527—1611. Das Leben der beiden Jesuiten spielte sich in den Grenzen ihres Ordens ab und die heilige Therese zog sich bereits mit 16 Jahren in ihr Karmeliterkloster zurück. Unbeirrt von italienisierenden Einflüssen ihrer Zeit handhabte sie ihr unverfälschtes leicht archaisierendes Kastillanisch mit soviel Einfachheit, Klarheit und Zartheit, daß von ihr gesagt worden ist, sie schreibe eher die Sprache des Himmels als die Sprache Spaniens. Fitzmaurice-Kelly: Littérature espagnole. trad. de H. D. Davray. Paris 1904, S. 204.

Digitized by Google

zogen habe, so erweise sich daran die Entbehrlichkeit höfischen Einflusses.

Arn. schildert die Schöpfung der ital. Literatursprache durch Dante, so wie sie Dante nach seinem Traktat De Vulgari Eloquentia zu schließen, selbst vorgeschwebt und wie sie späterhin Trissino im Castellano 1529 aufs neue verbreitet hat: auf eklektischem Wege sei sie zustande gekommen; aus all den verschiedenen in Italien heimischen Mundarten hätten Dante und seine zwei Freunde[1]) nur je das Beste geschöpft und auf klass. Weise in ihren Werken zur Literatursprache verschmolzen. Indem Arn., in dieser Weise Dante und Trissino folgend, nur den florentinisch-republikanischen Hintergrund, nicht aber die Vorherrschaft des florentinischen Dialektes bei dem Zustandekommen der ital. Literatursprache betont, läßt er sich ein schlagendes Argument für die Ausdehnung des guten Sprachgebrauches auf die Pariser Sprache entgehen. Wollte man seine Spur, die, wie gesagt, auf Dante zu führen scheint, weiter verfolgen, so ließen sich eher zwischen der Theorie Dante's von einer erlauchten, über allen Dialekten sich erhebenden Vulgärsprache und dem Vaug.'schen Ideal eines von allen Partikularitäten befreiten höfischen Gebrauchs zahlreiche Analogien aufweisen, die gegen Arn.'s demokratisierende Tendenz zeugen würden. Die Tatsachen sprachen mehr für ihn Von der Veröffentlichung des Trissino'schen Dialogs an wurde nachgewiesen[2]), daß die von Dante, Petrarca und Boccaccio geschaffene Literatursprache nicht eine Quintessenz aller ital. Mundarten ist, sondern auf dem wohllautenden florentinischen Dialekt aufbaut[3]). Dante verschmolz sein Florentinisch mit den Elementen einer höheren Kultur, mit Latinismen und Provenzialismen, mit den Bestandteilen der vom Volksidiom verschiedenen Dichtersprache des sizilianischen Hofes, aber ohne deshalb auf volkstümliche Ausdrücke seiner Mundart zu verzichten; er selbst ist freilich in seiner theoretischen Darstellung

1) Arn. deutet hiermit auf die Vertreter des dolce stile nuovo, die die Toskana zum Literaturzentrum erhoben; es liegt nahe, die Namenlücke durch Lapo Gianni, und Cavalcanti, die bekanntlich wegen ihrer vortrefflichen Sprache von Dante in De Vulg. Eloq. I_{13} erwähnt, oder Cino da Pistoja, der mit seinem Freund ebendort (Dante selbst) ständig ($I_{10, 17}$. $II_{2, 5, 6}$) als Vertreter der edlen Volkssprache wiederkehrt, auszufüllen.

2) Näheres bei Flamini: Il Cinquecento S. 134 ff.

3) Die Sprache Dante's, Petrarca's, Boccaccio's war die Mundart des florentinischen Volkes, welche wegen der ihr innewohnenden Vollendung am geeignetsten war, zum Instrument des Kunstwerkes erhoben zu werden. Casini, Gesch. der ital. Literatur S. 47 in Gröber's Grundriß der rom. Philologie II^1.

Digitized by Google

von der Vulgärsprache diesem hervorragenden Anteil des florentinischen Dialekts nicht genügend gerecht geworden[1]).

Bembo, der Hauptförderer der 2. Reform, von deren Sieg Arn. berichtet[2]), entstammte zwar nicht dem demokratischen Florenz, sondern dem ganz aristokratisch regierten Venedig, war aber mit dem florentinischen Dialekt vertraut. In der richtigen Erkenntnis von dessen Überlegenheit räumte er ihm theoretisch und praktisch[3]) den Vorrang vor seiner Heimatsprache ein und bekämpfte auch die Ansicht, welche die hybride Sprache des römischen Hofes zur Literatursprache erheben wollte. Bembo entwindet sich aber insofern Arn.'s Argumentation, als er sich entschieden gegen den Gebrauch der zeitgenössischen, florentinischen Umgangssprache aussprach[4]). Er predigte Rückkehr zu den Zeiten, wo man am besten schrieb; da die unverfälschte lingua illustre nur in den Werken der großen Florentiner des 14. Jahrh. zu finden sei, die seiner Ansicht nach sich auch über den Volksmund erhoben hatten, wurde die einseitige Befolgung ihres Wortschatzes und ihrer Stilart vorgeschrieben, was der von Arn. erwähnten Behandlung der lebendigen ital. Sprache als einer toten gleichkam und ihren intimen Zusammenhang mit dem Volksleben bedrohte.

Diese 2. mehr vom sichtenden aristokratischen Geist als von demokratischer Weitherzigkeit getragene Reform macht Arn. also nicht mit vollem Recht für seine These nutzbar; immerhin liegt seiner ganzen Beweisführung die richtige Tatsache zugrunde, daß

1) A. Farinelli, der in seinem doppelbändigen Werk: Dante e la Francia Milano 1908 in dem Dante abgewandten rationalistischen 17. Jahrh. jede bescheidene Andeutung auf seinen Dichter dankbar aufgreift und sogar das inhaltslose Vorkommen seines Namens, z. B. als Beleg für die italienische Artikulierung von Eigennamen (b. Thom. Corneille Vaug. Chass. 1 S. 398) der Erwähnung würdigt: Bd. II S. 14, S. 64 hat diese sprachhistorische Beurteilung, die Dante bei Arn. findet, anscheinend übersehen. Sie erscheint richtiger als das von Farinelli berichtete Urteil Ménage's, der von Dante sagt: ille quidem docto sed canit ore rudi und Petrarca als den Ersten hinstellt, der sich über den Volksdialekt erhoben habe. Vgl. Farinelli II, S. 125 ff.

2) Die Notwendigkeit dieser 2. Reform der italienischen Sprache ergab sich aus verschiedenen Gründen. Durch die allgemeine Hinwendung zum Humanismus drohte der Vulgärsprache Verachtung, Vernachlässigung und Überlastung mit Latinismen; eine die klassischen Studien begleitende blühende Volksliteratur gefährdete ihre Reinheit, die verschiedenen geistig-regsamen Mittelpunkte des 15. Jahrh. (Ferrara, Neapel, Florenz) ihre Einheit.

3) Praktisch in seinen Asolani; theoretisch in Prosa della volgare lingua.

4) Flamini: Il Cinquecento S. 131. La Lingua delle scritture non deve accostarsi a quello del popolo, se non in quanto, accostandovisi, non perda gravità e grandezza.

Digitized by Google

gerade aus dem freisten aller Staaten ohne Einwirkung eines höfischen Milieus seine Mundart unter Verdrängung aller anderen zur Literatursprache erhoben worden ist. Einen Schluß oder gar eine Belehrung hieraus für die frz. Sprache ziehen zu wollen, scheint insofern etwas gewaltsam, als sie ihre Entwicklung gerade gewissen politischen Bedingungen zu verdanken hat, die in Italien fehlten. In diesem politisch zerrissenen und in viele kleine dynastische oder demokratische Staaten zerfallenden Lande war ein bis auf Sprachfragen sich erstreckender Einfluß einer politischen Macht von je her und für immer ausgeschaltet. Die ital. Schriftsprache verdankt ihre Herausbildung und Einheit bekanntlich nur den erwähnten günstigen literarischen Bedingungen[1]), welche die veredelnde, fördernde Mitarbeit einer höchsten politischen Instanz ersetzten und entbehrlich machten. Das höfische Sprachideal Frankreichs im 17. Jahrh. war dagegen ein national bedingtes. Bekanntlich war der heilsame, ihre Einheit herbeiführende Einfluß der Krone auf die Sprache eine Begleiterscheinung der geschlossenen politischen Einheit des Landes; die Regulierung der Sprache nach den höfischen Kanzleien eine nationale Pflicht und der übertriebene Kult der Hofsprache zu Vaug.'s Zeiten nur der vorübergehende Auswuchs einer sonst folgerichtigen und gesunden Entwicklung.

Schließlich wendet sich Arn. 456 der Sprache seines eignen Landes zu und gelangt auch bei ihrer Betrachtung zu dem Resultat, daß der höfische Einfluß bei ihrer Vervollkommnung bedeutungslos war. Die seinem Jahrhundert in Fleisch und Blut übergegangene Anschauung, daß die Sprache jetzt auf dem Gipfel der Vollkommenheit angelangt sei, begründet Arn. durch den Hinweis auf die beiden literarischen Gattungen, die seiner Ansicht nach vornehmlich den Maßstab für die Reife einer Sprache abgeben; die Übersetzungen und die Poesie. Toutes les traductions qu'on avoit faites auparavant des anciens Auteurs . . . sont beaucoup au dessous de celles qu'on a faites depuis et les meilleures poésies de ce temps-là n'ont rien de comparable à celles de ce temps-ci. Selbst so hervorragende Vertreter des 16. Jahrh. wie Amyot und Ronsard können vor dieser formalistischen Betrachtungsweise nicht bestehen. Malherbe als Dichter, Coeffeteau, Giry und Ablancourt als Übersetzer werden als Beispiele dafür zitiert, daß sie sprachliche Vollkommenheit erreicht, aber nicht dem Hofe zu verdanken haben.

1) Der Gleichzeitigkeit großer Künstler in der Toskana, der Reform durch Bembo und seiner Anhänger, der planmäßigen Pflege durch die Akademien.

Digitized by Google

Diese Ansicht von der aktuellen Vollkommenheit der Sprache, die man im Munde vieler Sprachbeflissener findet, war teils das Motiv ihres hingebenden Sprachkultus, teils auch die natürliche Folge ihres Ringens um Reinheit, Korrektheit und Eleganz des Ausdrucks, eine selbstzufriedene Bewertung ihrer Arbeit. Die spontane Parallelität von Meisterwerken auf allen Literaturgebieten, welche die Sprache des 17. Jahrh. verewigten, gab dieser Ansicht im Laufe der Zeit ihre innere Berechtigung. Vaugelas[1]) spricht sie zuerst aus, singt mit wahrhaft fortreißendem Schwung das Lob der Sprache und widmet ihr sein Leben. Bouh. bietet viel apologetischen Spürsinn auf, um ihre Fähigkeiten, Reichtümer und Schönheiten zu entfalten[2]). Ihm erscheint die ganze Sprachvergangenheit als eine stete, vom Prinzip zunehmender Vollkommenheit beherrschte Entwicklung, jetzt, sous le règne du plus grand monarque de la terre[3]), ist sie wirklich am Endpunkt der Vollendung angelangt. Und dieser Zustand ist in Bouh.'s Augen endgültig, grundlegende Veränderungen können ihr nicht mehr ihre Vollkommenheit rauben, der Puls des Lebens wird nur ihre Oberfläche leicht kräuseln[4]).

Rückwärts schauend haben die Männer im 18. Jahrh. nicht anders geurteilt, nur verschwindet für sie die Arbeit der Grammatiker hinter derjenigen der Autoren, qui ont épuré, ordonné, fixé le caractère de notre langue[5]). Sie auf ihrer Höhe zu halten war die atembeklemmende Aufgabe der Puristen dieses Zeitalters[6]). Für das 17. Jahrh. standen zwischen den Grammatikern, die die Sprache formen und den Schriftstellern, die sie durch ihre Werke sanktionieren, die zahlreichen, puristischen Übersetzer, an deren sprachbildende und kriterienhafte Bedeutung Arn. hier erinnert.

In der Tat, wie die Umgießung eines Stückes fremder Mentalität in die heimatliche Sprache sich als eines der geeignetsten Mittel erweist, ihren Geist zu befruchten und zu entfalten, ihr für

1) Vaug. Préf. I, S. 48. 49. Enfin elle est parvenue à ce comble de perfection, où nous la voyons aujourd'hui etc.

2) Vgl. die ganze 2., der Sprache gewidmete Unterhaltung Entretiens S. 52 ff. Über seine Entlehnungen bei Pasquier vgl. Barbier d'Aucourt Sent. I S. 32 ff.

3) Entretiens S. 196.

4) Rem. S. 577. Zur Begründung dafür, daß er stellenweise Vaug. korrigieren muß: C'est mesme l'idée que nous avons de la perfection qui rend nostre Langue changeante, non pas dans l'essentiel, mais dans des choses assez legeres et de petite consequence. Ebenso Entretiens S. 175.

5) Fréron zit. bei A. François S. 142. Daselbst viele ähnliche Zeugnisse. „Cette observation peut être rangée parmi les lieux communs de l'époque"; S. 143.

6) Vgl. darüber A. François S. 129 ff.

Digitized by Google

neue Begriffe neue Ausdrücke abzuringen oder zuzuführen, ihr immer neue Wendungen abzulauschen, so liefert sie einer reifen Sprache auch die vollkommenste Gelegenheit, ihre gesamte Ausdrucksfähigkeit, den Reichtum ihres Wortschatzes, die Logik ihrer Syntax, ihre Schmiegsamkeit und Präzision gleicherweise zu offenbaren und zu erproben. Knüpft sich an eine Übertragung noch eine allgemeine philologische Kontroverse, wie diejenige, in welche Arn.'s Schrift einführt, so tritt dieser Umstand als ein neues Moment hinzu, die Sprachentwicklung vorwärts zu treiben oder den gewonnenen Standpunkt zu befestigen.

Die Übersetzertätigkeit, die im 16. Jahrhundert einen so gewaltigen Aufschwung genommen, war auch in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. noch sehr rege; nur hatte sich den Übersetzern das Ziel etwas verrückt. Von Wissensdurst getrieben, wollte die große Schar der Übers. des 16. Jahrh. für ihre Nation die Schätze der antiken Welt heben; sie ließen sich also hauptsächlich von nationalen, moralpädagogischen, aufklärerischen Absichten leiten — ein Symptom des mehr praktisch orientierten frz. Humanismus, der den Kult der Antike mit ihrer Vulgarisation fruchtbar verband —, ihre Übertragungen waren naive Ummodelungen, herabgeschraubte Anpassungen an den nur erst bescheiden kultivierten heimatlichen Geist. Im 17. Jahrh. wollten die Übersetzer nicht weniger die heimatliche Literatur durch die Dokumente antiken Geistes bereichern, aber aus dem höheren Bildungsniveau tauchen Motive auf, die sie verführen, bewußt und systematisch treulos zu Werke zu gehen. Von dem anmaßenden Wunsche irregeleitet, den antiken Geist bei seinem Eintritt in die moderne Welt nach der nunmehr überlegenen Lebens- und Geschmacksrichtung zu verbessern, erlauben sie sich die größten Freiheiten, verstümmeln oder dehnen den Text nach Belieben, begehen ungezählte Anachronismen und geographische Schnitzer[1]) und produzieren Zerrbilder, les belles infidèles[2]). An diesen Veruntreuungen hat der dominierende Sprachkultus keine geringe Schuld. Aus Rücksicht auf den geläuterten Geschmack des Leserkreises werden die antiken Autoren gezwungen, sich in der raffinierenden Hofsprache auszudrücken[3]), ihre Werke werden

1) Beispiele dafür bei Blignières: Essai sur Amyot. S. 256.

2) Blignières S. 258. C'est confiance d'un peuple qui, s'assurant en ses propres perfections, prête à d'autres ses moeurs, parce qu'elle lui semblent plus élégantes, son tour d'esprit et de langage parce qu'il le croit plus délicat.

3) Beispiele dafür bei Blignières S. 260. Dem Druck dieser Geschmacksrichtung, dieser rage d'ennoblir — der Ausdruck stammt von P. L. Courrier — konnten

Digitized by Google

als Mittel zu deren Festlegung, oft zu wahren Stilübungen herabgewürdigt. Zu den berufsmäßigen, schöngeistigen Übersetzern gesellten sich die Grammatiker. Sie konnten ihre Forderungen am besten durchsetzen, wenn sie selbst Proben einer nach ihrem Sinn mustergültigen Prosa lieferten; da ihnen schöpferische Begabung versagt war, griffen sie zu dem Mittel der Übers. und veröffentlichten jene eleganten, gefeilten Beweise ihrer Kunst, an denen die Mitwelt ihren Stil bildete[1]). Die große Bewunderung, die diese mit den erwähnten Mängeln behafteten Übers. fanden[2]), erklärt sich wie diese Mängel selbst aus dem Sprachkultus der Zeit; das puristische Interesse fand in diesen faden Wiedergaben sein Genüge; ihre Verfasser wurden Originalautoren koordiniert und vor ihnen öffneten sich wie vor allen amateurs de beau langage die Tore der Akademie[3]). Die Überschätzung der gepflegten Form hatte eine Unterschätzung alles dessen zur Folge, was die früheren nun als barbarisch verschrienen Epochen bewundert hatten und was ein nicht vom Purismus befangenes Urteil zu bewundern fortfährt.

---

sich selbst die Jansenisten nicht ganz entziehen. Über ihre pädagogischen Zwecken dienenden Prosaübersetzungen vgl. Minkwitz S. 29 und Ste. B. P.-R. III 532: „Le désir de former les enfants au beau style et aux tours du monde induisait les traducteurs à d'étranges libertés, daselbst Beispiele S. 533. Für ihre Übersetzungen heiliger Texte erinnere man sich daran, daß ihnen von Theologen der Vorwurf gemacht wurde, un langage de ruelles zu sprechen, vgl. S. 70. Von den Verirrungen Bouhours' in seiner Übersetzung des n. T. ist schon die Rede gewesen, S. 105; vgl. Doncieux S. 206.

1) Malherbe ergänzte die Lehren, die er mündlich verbreitete, durch die Übersetzung des 33. Buches von Titus-Livius (1616—21 Oeuvres éd. Lalaunne I S. 389) und hielt diese Übersetzung bekanntlich für den Ersatz einer Grammatik.

Vaug. feilte so lange an seiner Quintus-Curtius-Übersetzung, daß ihn der Tod vor ihrer Veröffentlichung überraschte; die 1. Ausgabe ist 1653 von Chapelain und Conrart besorgt worden; vgl. Pellisson et d'Olivet I, S. 236. Patru, l'homme du royaume qui savait le mieux la langue nach Bouhours, bewies dies an der Übersetzung einer ciceronianischen Rede, Plaidoyer de Cicero pour Archias, an der er wie Vaug. lange besserte; vgl. Pellisson et d'Olivet II, S. 156.

Bouh. wollte durch seine Übersetzung des neuen Testaments bekanntlich auch ein Exempel statuieren; Doncieux S. 206: „L'ingénieux jésuite se félicite, en sa préface d'avoir donné de l'Ecriture une traduction aussi pure qu'elle le peut être." Selbst der besonnene und geschmackvolle Boileau ist der Ansicht, daß Übersetzungen des modèles pour bien écrire liefern müssen und bedenkt dies bei seiner Übers. des Traktats „Über das Erhabene" von Longinus vgl. Blignières S. 263.

2) Die Lobreden auf die Übers., die ihren antiken Vorbildern angeglichen, wenn nicht über sie gestellt werden, sind Gemeinplätze der literarischen Kritik des Jahrhunderts. Vgl. Vaug. Préface I, S. 48. Bouh. Entretiens S. 145 ff.

3) Daher bei Ménage: Requeste des Dictionnaires: A nos seigneurs académiques, Entrepreneurs de Versions. Pellisson et d'Olivet I, S. 476.

Digitized by Google

Diese kurze Besinnung auf die Rolle der Übersetzer im 17. Jahrh. schien nötig, um Arn.'s erstaunliches Urteil über Amyot und seine Wertschätzung der nun verschollenen Übersetzer zu begreifen: 456 „Toutes les traductions qu'on avait faites auparavant des anciens Auteurs, sans en excepter celles d'Amiot sont beaucoup au-dessous de celles qu'on a faites depuis."

Bekanntlich konnte Ludwig XIV. Amyot auch nicht mehr recht genießen und Racine mußte sich bei seiner Lektüre vor dem König bemühen, veraltete Ausdrücke ex tempore zu modernisieren. Der puristischen Strenge des 17. Jahrh. wurde insofern Rechnung getragen, als Pariser Buchhändler 1655 eine Amyot-Ausgabe besorgten, aus der sie mit Maßen seine Archaismen entfernt hatten[1]). Aber wie diese Ausgabe von besonnenen Leuten schon nicht recht gebilligt wurde, so stehen überhaupt viele Amyot geneigte Urteile im überraschenden Kontrast zu dem sprachlichen Rigorismus des 17. Jahrh. Von Coeffeteau bis auf la Bruyère und Fénelon feierte man ihn als einen Meister der Sprache, auf Grund dessen Autorität und Popularität sich manche altertümliche Wendung des 16. Jahrh. in den so wenig zugänglichen Wortschatz des 17. Jahrh. hinübergerettet hatte. Der moderne Beurteiler verläßt Arn. erst recht ganz und gar. Vor Amyot's Natürlichkeit und Jugendfrische, seiner relativen Achtung vor dem antiken Text und seiner offenbaren gediegenen Gelehrsamkeit versinken jene anspruchsvollen, gekünstelten und unwahren Salonprodukte des 17. Jahrh., die Amyot in Arn.'s Augen ausgestochen haben. Als Verkörperung einer vergänglichen und vergangenen Geschmacksrichtung und Zeuge eines unreifen historischen Verständnisses[2]) bieten sie, wie auch Arn.'s Urteil über sie, nur mehr ein historisches Interesse.

Von diesen korrekt schreibenden Modeübersetzern sollen nach Arn. Coeffeteau, Giry und Perrot d'Ablancourt ihren gewandten Stil sich fern vom Hofe erworben haben. Daß dies für Coeffeteau nicht zutrifft, war bereits gezeigt worden. Seine dem jugendlichen Ludwig XIV. gewidmete Florus-Übers. war das Werk, das Coeffeteau selbst am meisten schätzte, weil er hierin seinem höfisch eleganten und sichtenden Geschmack den vollkommensten Ausdruck gegeben

1) Vgl. Blignières S. 439 und überhaupt das ganze Kapitel: De la persistance de la renommée et du crédit d'Amyot au 17e siècle und Baillet: Jugemens des Savans II, S. 430.

2) Blignières S. 247. Bien conserver à chaque civilisation, à chaque littérature son caractère, c'est le tardif effort des époques critiques comme la nôtre.

Digitized by Google

zu haben meinte[1]). Dieser Charakter genügte, um seine Übers. so beliebt zu machen[2]) und sie Vaug. als Vorbild nahezulegen.

Wenn sein Lebens- und Berufsweg den Juristen Giry auch nicht direkt wie Coeffeteau an den Hof führte[3]), wenn Ablancourt seine Vorliebe für das Landleben von Paris und sein Protestantismus vom Hofe entfernten[4]), so haben beide darum nicht weniger ihre Sprache an dem herrschenden höfischen Maßstab gemessen. Giry's schöngeistige Neigungen verschafften ihm den Zugang zu jenem Kreise Gleichgesinnter im Hause Conrart's, der Wiege der Akademie; es ist bekannt, daß diese literarische Geselligkeit wie auch die Anfänge der Akademie selbst einem exklusiv-puristischen Tendenzen huldigenden Modesalon vergleichbar war, in dem Vaugelas herrschte. Giry hat sein literarisches Interesse nur auf dem Gebiete der Übersetzung und zwar aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen betätigt; er galt darin als einer der Besten und man rühmte allgemein die Reinheit seines Stils[5]). Die Lektüre der von Arn. zitierten Tertullian-Übersetzung veranlaßte Richelieu ihn der jungen Akademie vorzuschlagen[6]) und auf ihn nimmt Vaugelas in dem allgemeinen naiven Lob, das er den Übersetzern spendet, bezug, indem er sagt: Le grand Tertullien s'estonne, que par les charmes de nostre eloquence on ayt sceu transformer ses rochers et ses espines en des jardins delicieux[7]).

Ablancourt, gleichfalls ein Freund von Conrart und auch von Patru und Chapelain, war der größte und angesehenste[8]) und zugleich der bewußte und vollendetste Typ eines puristischen Modeübersetzers; dies bezeugen seine Vorreden. Seine unbestreitbaren, formalen Vorzüge, Klarheit, Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks sind aber erkauft durch schlimmste sachliche Verstöße[9]) und durch Freiheiten und Kürzungen, die ihm schon von Ménage den Spitznamen Hardi d'Ablancourt eintrugen, im übrigen aber

1) Vgl. Urbain S. 265.

2) Vgl. Urbain S. 267 die zeitgenössischen Urteile.

3) Aber in seine Nähe, er war in Ratgeber Mazarin's. Pellisson et d'Olivet, I. 284.

4) Colbert hatte ihn zum königl. Historiographen vorgeschlagen, aber Ludwig XIV. stieß sich an seinem Protestantismus.

5) Vgl. Baillet: Jug. des Sav. II. 439.

6) Pellisson et d'Olivet I. 154.

7) Vaug. Préface I. S. 48.

8) Vgl. Baillet: Jug. des Sav. II. S. 437.

9) Beispiele bei Minkwitz S. 24ff. Daselbst auch über seine Methode.

Digitized by Google

von den Zeitgenossen verständnisvoll hingenommen wurden[1]). Tout préoccupé de faire parler à ses auteurs son beau langage, d'Ablancourt ne porta presque jamais dans sa tâche un esprit assez docile pour s'assujettir étroitement à leurs sentiments et à leurs pensées[2]). Vaugelas hätte ihn aber nicht bewundert und zum Vorbild genommen, wenn sein „beau langage" nicht die Sprache des Hofes, sondern den Gebrauch der Stadt oder der Provinz wiedergespiegelt hätte.

Mit diesen drei puristischen Übersetzern konnte es Arn. also wohl auch nicht gelingen, die Mauern abzutragen, die Hof- und Stadtgebrauch trennten; sie repräsentieren im Gegenteil die Zeit, in der man an ihrer Aufrichtung arbeitete und legten mit Hand an, auch ohne Höflinge im eigentlichen Sinn gewesen zu sein.

Auf dem Gebiete der Dichtkunst soll Malherbe Arn's. These stützen. Arn. führt aus 456, daß Malherbe theoretisch und praktisch, durch ein die Zukunft bindendes poetisches Regelsystem und durch seine eigenen schönen Dichtungen die Poesie auf die Höhe geführt hat, auf der man sie jetzt sieht. Und die Voraussetzungen zu dieser Leistung sind nur in seinen Anlagen, nicht in seinem langen Aufenthalt bei Hofe zu suchen, denn wie konnte ihn ein höfisches Milieu günstig beeinflussen, dessen ganze Unkultur sich dadurch verriet, daß Ronsard hier noch als „Prince des poètes" gefeiert wurde!

Dieser Tadel, für den modernen Leser eher ein Lob, trifft den Hof Heinrichs IV. und erst recht den seiner Gemahlin und seines Sohnes unverdient. Ronsard wurde in manchen Kreisen noch bewundert, aber er beherrschte nicht mehr den Geschmack, am wenigsten den des Hofes. Desportes, der nicht den ernsten, er-

1) Das Urteil Patru's ist so charakteristisch für die Zeit, daß es hier ganz folgen soll. Oeuvres, Paris 1714. Vie de M. d'Ablancourt, S. 591. „On pourrait ici parler de sa manière de traduire qui n'a pas plû à tout le monde, quoy qu'elle ait esté admirée de tous les illustres de nostre siècle. Il est vrai que quelquefois il prend quelque liberté et c'est ce qui lui donna le nom de Hardi d'Ablancourt dans la requeste des Dictionnaires. Neansmoins il ne prend ces libertez qu'aux endroits où il les faut prendre. Mais sans le deffendre ici, dans ces Préfaces admirables qu'il a faites à la plûpart de ces Livres, il se deffend assez lui-même et fait bien voir qu'il s'est proposé la vraye idée d'un bon Traducteur qui doit rendre le sens de l'original sans lui rien oster ni de ses graces. C'est ce que M. d'Ablancourt a si heureusement pratiqué et ses expressions vives et hardies sont si éloignées de toute servitude, qu'en lisant ses traductions, on pense lire des originaux et non pas des Traductions."

2) Blignières S. 266.

Digitized by Google

habenen Charakter seiner Poesie, sondern vielmehr deren sentimentale und leichtfertige Seiten in gemäßigterer Sprache und gepflegter Form fortsetzte, hatte dadurch Ronsard bekanntlich schon bei seinen Lebzeiten am frivolen Hofe Heinrichs III. verdrängt; nach Ronsard's Tode wurde er zum „Prince des poètes“ [1]) erhoben und auch nachdem sich seine Liebeslyrik in Psalmenübertragung gewandelt hatte, sonnte er sich noch in dieser Gunst, als Malherbe 1605 am Hofe Heinrichs IV. auftauchte [2]). Dessen Aufenthalt dort erstreckt sich also nur auf die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens. Arn. hebt mit Recht hervor, daß er zur Ausführung seiner Reform nicht die Schulung des Hofes benötigt hatte. Wenn er die Reform auch erst von Paris aus anbahnte, so kam er doch seiner selbst sicher, mit seiner Poetik im Kopf, dort an; die Herrschaft der Raison begann. Zwar hatte der Anfang seiner poetischen Laufbahn auch unter dem Zeichen der italienisierenden Richtung eines Desportes gestanden, „mais il échappe vite à son temps pour fonder l'avenir [3]) und läßt sich hierbei, wie Arn. betont, nur von den Impulsen seines ureigensten Wesens leiten und seiner ausgeprägten Herrschernatur unterstützen. Sein Wesen aber, befestigt im Freundesverkehr mit Du Vair [4]), strebte nach Objektivität, nach Herrschaft des Willens über das Gefühl, nach Einfachheit, Klarheit und Eindeutigkeit, nach Regel und Maß. Dies mußte ja zum Bruch mit der Vergangenheit führen, der besonders im Kommentar zu Desportes und in der Kritik an der Pleiade Gestalt gewann [5]), erklärt aber auch den durchschlagenden Erfolg seiner Reform; sie entwickelte die Keime des Klassizismus, den der Humanismus und ihm nach die Pleiade in den heimatlichen Boden gesenkt und entsprach der allgemeinen Sehnsucht nach Ruhe, Ordnung und vernünftigem Maßhalten. Während seine Reform auch späterhin nicht anders als wie von Arn. bewertet worden ist, haben sich die Ansichten über Ronsard bekanntlich sehr gewandelt. Im Lichte der Kritik schreitet er von höchsten Höhen durch große

1) Brunot: Doctrine S. 23.

2) Brunot: ebendort.

3) G. Lanson: La littérature française sous Henri IV. Revue des deux mondes. 15. Sept. 1891, S. 370.

4) Vgl. darüber Brunot: Doctrine, das Kapitel: Malherbe en Provence, von S. 69 an.

5) Malherbe durchstrich bekanntlich vor versammeltem Freundeskreis ein ganzes Exemplar von Ronsard und legte damit den Grund zu der Verachtung, der jener anheimfiel. Vgl. Racan: Vie de Malherbe in Oeuvres de Malherbe éd Lalanne I. S. LXXVII.

Digitized by Google

Tiefen wiederum auf Höhen. Aus Arn's. Worten „on ne peut pas dire que Malherbe ait appris à faire de si beaux vers dans une Cour où on prenoit encore Ronsard pour le prince des Poètes" hört man die ganze souveräne Verachtung, mit der das 17. Jahrh. und auch das 18. das gefeierte Haupt der Pleiade behandelten. Die vernichtende Kritik Malherbe's wurde im Laufe des Jahrhunderts von vielen Literaten variiert[1]) und landete schließlich bei Boileau, dessen bekannte Prägung[2]) von schneidender Ungerechtigkeit sich dem 18. Jahrh. vererbte[3]).

Erst der Sympathie der geistesverwandten romantischen Schule[4]) und der Unparteilichkeit gelehrter Forschung[5]) im 19. Jahrh. gelang es, die ungerechte und falsche Tradition zu durchbrechen; sie weisen der Pleiade die ihr gebührende Stellung in der Entwicklung der französischen Poesie an und erlauben dem Geschmack, sich zu Ronsard's anmutiger und lebenswarmer, innig oder leidenschaftlich empfundenen leichten Lyrik, dem unvergänglichen Teil seines vielgestaltigen Werkes, zurückzufinden. Im 17. Jahrh. hatte man alles in Bausch und Bogen verworfen. Auf dem gradlinigen, lichtreichen Hintergrund von Malherbe's poetischer und sprachlicher Reform hob sich das revolutionäre Werk der Pleiade, dunkel und wirr, als ein vollendeter Mißerfolg ab. Ronsard konnte weder in seinen Formen noch in seinem Inhalt, noch in seiner Sprache

1) Z. B. Balzac: Ce n'est pas un poète bien entier, c'est le commencement et la manière d'un poète. Zit. b. P. Laumonier: Ronsard, poète lyrique, Paris 1909. S. 720. La Monnoye in Menagiana: Sous Louis XIV. il serait difficile de trouver une personne qui osât se vanter d'avoir et de lire les oeuvres de Ronsard zit. das. S. 723 Note 4. Die günstigen Urteile von Ménage, Chapelain u. a. bilden eher eine Ausnahme.

2) „Ronsard qui le suivit, par une autre méthode
Réglant tout, brouilla tout, fit un art à sa mode.
Et toutefois longtemps eut un heureux destin.
Mais sa muse, en français parlant grec et latin
Vit dans l'âge suivant par un retour grotesque
Tomber de ses grands mots le faste pédantesque." Art. poétique I. 123—128.

3) Bei Fénelon: Lettre à l'ac. éd. Cahen 1902, S. 63, findet sich eine teilweis wörtliche Wiederholung von Boileau's Urteil, wenngleich er auch Ronsard's Bestrebungen besser gerecht wird und sie als an sich gut, aber überhastet und übertrieben hinstellt.

4) Die bekannten Arbeiten von Ste. Beuve.

5) Egger: L'Hellénisme en France I. S. 230 weist zum erstenmal nach, daß Ronsard von Boileau ungerecht als pédant grécaniseur verschrieen worden ist, daß ihn vielmehr stärkste Sympathie für seine Muttersprache inspirierte und er sich der unvereinbaren Eigenart der griech. und franz. Sprache wohl bewußt war.

Digitized by Google

genossen werden. Unter der Fülle der von ihm eingeführten Formen und Versmaße hatte Malherbe eine ängstliche Wahl getroffen. Die ungestüme Begeisterung für die Antike war einem kühlen, verstandesmäßigen Respekt, die gründlichen klassischen Studien[1]) einer mondänen oberflächlichen Bildung gewichen, sodaß Ronsard's von mythologischen Reminiszenzen überlasteten Gedichte meist nicht mehr verstanden wurden[2]). Seine unmittelbare, subjektive Lyrik wurde nicht mehr genossen in einem Zeitalter, welches das Ich eindämmte und die subtilste, verstandesmäßige, moralisierende Seelenanalyse an die Stelle des lyrischen Gefühlsausbruchs setzte. Sein Ideal einer Literatursprache schließlich, die aus allen Quellen schöpfte, die neben der Hofsprache die Dialekte, Technik und Handwerk, die Sprachvergangenheit, endlich die toten Sprachen befragte, die jedes linguistische Mittel, sie zu bereichern, aufgriff, dies Ideal mußte einem Zeitalter mißfallen, das seinen ganzen Geist aufbot, um die Sprache zu zügeln, zu beschneiden, sie auf den strikten Gebrauch eines begrenzten Kreises zu beschränken. Ronsard wird, kurz gesagt, zum Symbol für alles das, was Arn.'s Zeitalter nicht mehr genießen konnte und in diesem Sinn ist dessen Urteil über ihn an anderer Stelle zu deuten: Ç'a été un deshonneur à la France, d'avoir fait tant d'estime des pitoyables Poésies de Ronsard[3]). Seine Eigenschaft als Hofpoet hat seinen Wert nicht erhöht, während die angeführte Corona der Pariser Bürgerschaft den Leser davon überzeugen muß, daß Vaug. besser daran getan hätte, innerhalb der Grenzen des guten Gebrauchs auch die Sprache der Stadt zuzulassen.

2.

Den zweiten Angriffspunkt Arn.'s gegen Vaugelas bildet die Überspannung seiner Theorie, die allzu blinde Unterwerfung unter den aktuellen Sprachgebrauch. Sie hat sich ihm am auffallendsten in der ängstlichen Eliminierung noch jüngst gebrauchter Ausdrücke und in Vaug.'s Scheu vor Neologismen verraten.

Zum Beleg des ersten Falles greift Arn. zwei der revoltierendsten Zugeständnisse, die Vaug. je an den Hofgebrauch gemacht hatte, heraus. Er protestiert 457 im Namen des gesunden Menschen-

1) Die eingehendste Pflege fanden sie noch in Port-Royal.

2) Vgl. die Zeugnisse darüber von Deimier, Desmarets St. Sorlin, Ménage, La Fontaine bei Laumonier a. a. O. S. 723. Seine Gedichte verschwanden immer mehr aus den Anthologien; Neuausgaben seiner Werke fanden nach 1630 nicht mehr statt.

3) Lettre à M. Perrault de l'Académie Françoise, au sujet de la Satyre sur les Femmes par M. Despréaux. Oeuvres IV. S. 21.

Digitized by Google

verstandes gegen die absurde Vermeidung des Substantivs poitrine und des richtigen Partizips recouvré zugunsten des falschen recouvert (von recouvrer). Nachdem er die diesbezügliche Stelle aus Vaug.'s Vorrede zitiert hat, fährt er fort: Je crois que c'est faire tort à la beauté d'une langue, que de pousser si loin ce prétendu asservissement à l'usage, lors sur-tout que le non-usage d'un mot n'est point immémorial et qu'on en fait le commencement: car alors tous ceux qui ont de la raison et de l'esprit doivent s'opposer à cette suppression et se moquer de ceux qui déferent à une pensée qu'on avoue être ridicule.

In beiden Fällen hatte Arn., wie erinnerlich, schon viele Vorgänger gehabt und auch sein Widerspruch sollte nicht der letzte sein; bei poitrine hatte die bessere Einsicht bereits gesiegt. Die Geschichte dieses unschuldigen Wortes ist bekannt. Fast wäre es der übertriebenen Jagd auf anstößige Wendungen, Wörter und Silben, die die Sprachreform mit sich brachte, zur Beute gefallen. Seine vorübergehende Ungnade geht auf Malherbe zurück, der es nur ungern in der Poesie ertrug[1]) und es im Kommentar zu Desportes 17 mal unterstrich. Mit Erfolg; das Wort geriet in Mißkredit und flüchtete in die burleske Dichtung[2]). Corneille fand es schöner, seine Helden ihren estomac den Streichen eines Nebenbuhlers darbieten zu lassen[3]), auch bei Racine sucht man noch das Wort poitrine vergebens[4]). Bei freimütigster Anerkennung des lächerlichen Grundes — wegen seiner häufigen Verbindung mit Tiernamen, z. B. poitrine de veau — und trotz Voraussicht verhängnisvoller Folgen[5]) fühlt sich Vaug. vom Gebrauch veranlaßt, auf seine Vermeidung zu dringen[6]). Richelet, der Inventarisator

1) Malh., Oeuvres IV. S. 303. Ce mot poitrine n'est guère bon en vers. IV. S. 386. Je serais bien aise que l'on n'usât point de ce mot de poitrine que rarement, il n'est guère bon en vers.

2) Vgl. Brunot III. S. 76. Die Beispiele, die Brunot S. 157 für seine Verwendung zitiert, entstammen dem Anfang des Jahrhunderts.

3) Corneille, Oeuvres éd. Marty-Laveaux III. S. 183 (Cid V. 1. Zeile 1499). II. S. 487 var. 4. (L'Illusion IV. 1.)

4) Es findet sich auch nicht bei La Fontaine, Molière, La Rochefoucauld, Retz. Mme. de Sévigné und La Bruyère gebrauchen es dagegen im Sinne von Stimme. La Bruyère Oeuvres éd. Servois II. 231; auch Bossuet. Vgl. Littré: poitrine.

5) Vaug. I. S. 133. Par cette mesme raison il s'ensuivrait qu'il faudroit condamner tous les mots des choses qui sont communes aux hommes et aux bestes, et que l'on ne pourrait pas dire la teste d'un homme, à cause que l'on dit une teste de veau . . .

6) Er handelt zweimal davon, I. 33 und I. 133. Arn. zitiert Teile aus seiner

Digitized by Google

des bel usage, läßt es Vaug. gemäß nur für den erkrankten menschlichen Körperteil zu [1]). Aber wie schon Mlle de Gournay gegen Malherbe [2]), so erheben sich diesmal viele Stimmen gegen Vaug. und treten für die Erhaltung des Wortes ein [3]), am nachdrücklichsten Ménage: poitrine est de la belle et de la haute Poésie et nos plus grands Poètes modernes s'en sont servis; hierfür bringt Arn. einen wertvollen Beweis; er zitiert einen Vers Pellisson's, in dem die elegante Verwendung von poitrine anstandslos, eben weil sie von einer Autorität kam, hingenommen worden sei [4]). Die Akademie beschließt die Debatte, indem sie in der Vaug.-Ausgabe poitrine für Prosa und Poesie gutheißt [5]).

Auch in bezug auf das Partizip recouvré hat die richtige Meinung schließlich gesiegt. Arn. zitiert 457 Vaug.'s Bericht über die Neuheit des eingebürgerten Mißbrauchs von recouvert und den spitzfindigen Ausweg, den jener ersonnen; um es weder mit der Grammatik, die recouvré verlange, noch mit dem Hofe, der recouvert sage, zu verschütten, will er bekanntlich beide Formen promiscue gebrauchen [6]). Aus diesem höfischen Sprachfehler zieht Arn. ein Argument für die Gleichberechtigung der Pariser Sprache. Sein Widerspruch gegen die törichte Befolgung des Gebrauches von recouvert statt recouvré stützt sich auf Schriftsteller, die nach ihm das richtige recouvré vorziehen und darauf, daß der Mißbrauch von recouvert erst jungen Datums sei, einen lang eingebürgerten Mißbrauch wäre er eher geneigt anzuerkennen. Daß Vaug. hierin irrte und die Verwechslung der beiden Verben recouvrir und recouvrer tief in das 16. Jahrh. hineinreichte, scheint ihm nicht be-

Vorrede I. 33 ff., wo Vaug. durch das Schicksal des Wortes poitrine gerade die Macht des Gebrauches belegen will.

1) Richelet . . . ce mot se dit en parlant de l'homme, en tant que cette partie de son corps est blessée ou malade . . . Vgl. Vaug. I. 133.

2) Elle l'a ouy, depuis un an, en plus de quatre bouches de Dames pertinentes et relevées de la cour. Ombres S. 621, zit. b. Brunot, Doctrine S. 241 n. 2.

3) Vgl. darüber Brunot III. 157 und Vaug. I. 133 die Bemerkung von Thom. Corneille.

4) Que ce fut un rude villain
Dont la poste eut son origine
Il avait trois plaques d'airain
Mais ailleurs que sur la poitrine.

Aus einem Gedicht an Ménage: Origine de la Post. P. Pellisson, Oeuvres diverses I. S. 189.

5) Vgl. Vaug. I. S. 134—35. Nur Bouh. hatte keinen Widerspruch gewagt, Patru schweigt ebenfalls.

6) Vaug. I. S. 69 ff.

Digitized by Google

kannt gewesen zu sein[1]). Sie findet sich im Volksmund, wie das Sprichwort: pour un perdu deux recouverts beweist[2]), und bei Höflingen, die 1579 von H. Estienne schon deswegen getadelt werden[3]). Sie findet sich sogar bei Malherbe[4])! Nach Manz[5]) haben sich im 16. Jahrh. bereits Meigret 1550 und Cauchie 1570 gegen die Verwechslung der Partizipien ausgesprochen Von den zahlreichen Grammatikern und Lexikographen, die im 17. Jahrh. außer Vaug. zu der Frage Stellung genommen, seien hier nur die wichtigsten als Folie für Arn.'s Bemerkung angeführt[6]). Ménage und Patru[7]) folgen dem Gebrauch und Vaug.; sie lassen beide Formen gelten; Bouh. natürlich erst recht; er hat sich gegen Andry de Boisregard zu verantworten, der den Gebrauch von recouvert tadelte, kann sich aber auf Régnier-Desmarais und den Übersetzer Maucroix stützen[8]). Thom. Corneille dagegen, der überhaupt in seinen Bemerkungen hier und da einen Einfluß der Grammatik von Port-Royal verrät, zählt stichhaltige Gründe gegen die Unterordnung unter den Gebrauch in diesem Falle auf: Gefahr der Zweideutigkeit des Partizips recouvert, Verstoß gegen die Grammatik und den Geltungsbereich jedes Partizips, schließlich das Beispiel der guten Schriftsteller[9]). Man merkt, daß Arn. ihm folgt und vielleicht auf ihn Bezug nimmt: S'il y eût jamais un mauvais usage, c'est celui de dire recouvert pour recouvré, qui n'est venu que d'une ignorance grossiere, qui a fait confondre deux verbes très différents, recouvrer et recouvrir: ce qui, de plus, peut causer des équivoques incommodes, comme d'autres l'ont fait voir. Tallemant erklärte zum erstenmal die entstandene Verwirrung[10]) und verlangt energisch die

1) Die Akademie macht im Kommentar zu Vaug. darauf aufmerksam. Vaug. I, S. 70.

2) Le Roux de Lincy: Le Livre des Proverbes Français 1859 II. S. 374 verzeichnet aus dem 15. Jahrh. „pour ung perdu deus retrouvez. La Curne de Ste-Palaye Bd. VIII. S. 257 (bei perdu): richtig Pour ung perdu deux recouvrez (Molinet), dagegen bei Oudin in Curiositez Françoises im 10. Bd. von La Curne de Ste-Palaye S. 327 Pour un perdu deux recouverts.

3) Henri Estienne: Deux Dialogues du nouveau Langage François italianizé. éd. P. Ristelhuber 1885, I. S. 185.

4) Malherbe Oeuvres éd. Lalanne II, 176, 520 und III. 91.

5) G. Manz: Das Verbum nach den frz. Grammatikern von 1500—1750, Halle 1909. S. 131.

6) Ausführlicheres bei Manz a. a. O. S. 132—133.

7) Ménage: Observations 1673. S. 345. Patru bei Vaug. I. 69 ff.

8) Bouh. Suite S. 145.

9) Vgl. Vaug. I, S. 69 ff.

10) Remarques et Décisions de l'Académie Françoise recueillies par M. L. T.

Digitized by Google

Überordnung der Regel über den Gebrauch. Régnier-Desmarais konstatiert dann, daß recouvré in seine alten Rechte eingesetzt sei[1]) und die Akademie[2]) schließlich betrachtet die Verdammung von recouvert für recouvré als definitiv und duldet letzteres nur noch in dem zitierten Sprichwort.

Im gleichen Maße wie Arn. die allzu bereite Aufgabe von Ausdrücken bekämpft, tritt er für das Recht auf Neologismen ein, das in seinem Zeitalter recht beschnitten war.

Das Einströmen neuer Tatsachen, das Auftauchen neuer Lebens- und Weltanschauungen hatten im 16. Jahrh. bekanntlich Wortschöpfungen aller Art gebieterisch gefordert und sie waren von den Literaten theoretisch und praktisch in fast übertriebener Weise befürwortet worden. Die Abneigung, die in dem alles negierenden 17. Jahrh. gegen Neubildungen vorherrschte, war also die verständliche Eindämmung der begeisterten Bereicherungsversuche der Vergangenheit. Das Recht, in die Sprache einzugreifen, stand den Schriftstellern nicht mehr zu, seit sie allgemeine Angelegenheit der Gesellschaftskreise geworden war. Individuelle Wortschöpfungen erschwerten das hemmende, alles regelnde und festlegende System, mit dem man nun an die Sprache herantrat, trübten das neue Armutsideal und bedrohten Klarheit und Verständlichkeit der Rede. Von Malherbe an stehen die meisten Puristen und Grammatiker dem Neologismus[3]) ablehnend gegenüber[4]). Die bei Vaug. noch ziemlich milde Warnung vor Neubildungen nähert sich bei Bouh. dem strikten Verbot[5]). In der 1. Hälfte des Jahrhunderts waren

---

Paris 1698, S. 70. Schwierigkeit der Aussprache von recouvré, Analogiebildung nach recouvrir, wo Präsens- und Imperfektformen das tertium comparationis bilden.

1) Régnier-Desmarais: Traité... S. 418. Avec le temps le participe recouvré est rentré dans l'ancienne possession.

2) Vaug. I. S. 71.

3) Das Wort wird hier und im folgenden eigentlich anachronistisch gebraucht; im 17. Jahrh. (Vaug., Nicole, Bouh. etc.) sagte man mots nouveaux. 1726 gab der Abbé Desfontaines seinen Dictionnaire néologique heraus; 1762 nahm die Akademie erst die ganze Wortgruppe auf.

4) Man vergleiche die historische Skizze der Neologismenfrage bei A. Darmesteter: De la Création actuelle des Mots nouveaux. S. 8 ff.

5) Die Theorien der beiden Hauptwortführer seien hier anhangsweise kurz dargestellt:

Vaug.'s Verbot der Neubildungen ist von der Rücksicht auf Verständlichkeit diktiert — l'on ne parle que pour se faire entendre, et personne n'entendroit un mot, qui ne seroit pas en usage (I. 213) — und scheint dem Wortlaut nach, wie auch in Arn.'s Darstellung ganz absolut: Il n'est jamais permis de faire des mots I. 35 und oft ähnlich I. 39, 213, II. 351. Vergleicht man aber alle einschlägigen

Digitized by Google

die Ansichten des vorangehenden noch fühlbar; unter anderen traten, wie sich denken läßt, La Mothe gemäßigt, Dupleix schärfer für Neologismen ein. Späterhin kommen außer von Ménage aus dem Lager der Jansenisten auf gute Gründe gestützte Proteste gegen die beschränkte schriftstellerische Freiheit, die Arn. in der vorliegenden Schrift wiederholt und praktisch erläutert.

Die schroffe Opposition der Jansenisten gegen Vaug. und erst recht gegen Bouh. ergab sich aus ihren Aufgaben und ihren bekannten stilistischen Prinzipien. Sie nahmen in diesem Fall den

Stellen darüber, so zeigt es sich durch mehrere Zugeständnisse gemildert, die Arn. und Nicole, die sich anscheinend nur in der Vorrede umgesehen haben, in ihrer Polemik nicht berücksichtigen. Vaug. unterscheidet zwischen Schrift und Rede und erkennt die Nützlichkeit improvisierter Bildungen in der Unterhaltung an — car en parlant on sçait bien qu'il y a de certains mots que l'on peut former sur le champ comme brusqueté (II. 352), er will sie durch eine mildernde rhetorische Formel eingeleitet selbst in der Schrift zulassen (II. 351); unter nicht ganz einwandfreier Berufung auf Horaz — er deutet dessen „producere" durch „ableiten" nicht durch „hervorbringen" in „licuit semperque licebit Signatum praesente nota producere nomen (Ep. ad Pis. 58) — anerkennt und empfiehlt er Ableitungen (I. 39, II. 228) und beugt sich vor der Tatsache, daß es einflußreichen Personen — Herrschern und Ministern, auf deren Worte alles lauscht, — gelingen kann, einen Neologismus in Umlauf zu setzen (I. 40). In seiner vorsichtigen Art enthält er sich des offenen Tadels für diejenigen, die einige belles hardiesses gewagt haben, möchte aber ihr Vorbild nicht rühmen noch nachahmen (I, 40). Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß er von Fall zu Fall einige nachweislich junge Bildungen akzeptiert hatte (vgl. Chassang introduction S. 35) und in der Bildung neuer Wendungen „phrases" (I. 213—234, II. 289, 351) sehr viel mehr Freiheit gestattete; es ist bekannt, in welchem Maße die Preziösen von dieser Erlaubnis profitierten.

Bouhours (vgl. Rosset S. 76 ff.) verschärft wie gesagt das Neologismenverbot. Sein Ideal ist der exakte, beschränkte Wortschatz, l'abondance n'est pas toujours la marque de la perfection des langues, c'est par le retranchement qu'on l'a perfectionnée (Entret. S. 107). Vor ihm gilt in dieser Frage kein Ansehen der Person wie vor Vaug.; die Gesellschaft, das Publikum, der Gebrauch einzig und allein entscheiden. Wenn ein Einzelner doch ein neues Wort wagt, so darf er nur einen bisher wirklich unbekannten Gegenstand bezeichnen, Beispiel: tubereuse für die neueingeführte Blume, muß es nach den Gesetzen der Analogie aus verwandten Sprachen bilden und es schließlich anonym lanzieren, denn individuelle Eingriffe in die Sprache sind nicht mehr gestattet, werden verspottet oder haben kein Glück, das beweisen die Produkte Corneille's l'invaincu und l'offenseur. Daher Bouh.'s Erstaunen über die Jansenisten: „Ils ne font point de difficulté de faire des mots nouveaux et ils prétendent même avoir ce droit, comme si des particuliers et des solitaires avaient une autorité, que les rois même n'ont pas (Entret. S. 193). Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen auch die unentbehrlichsten Neologismen verdächtig; die von Vaug. zugelassenen Neubildungen mit Hilfe von Prä- und Suffixen werden als ungebräuchlich abgelehnt, ein neues Wort darf selbst in der Unterhaltung nicht ohne Entschuldigung si j'ose parler de la sorte etc. gebraucht werden.

Digitized by Google

Kampf der „Raison" gegen den „Usage" auf. Da ihre schriftstellerische Tätigkeit keine Unterhaltungslektüre hervorbrachte, sondern sich an der Klärung theologischer und moralischer Probleme oder an Übers. übte, standen sie häufig vor lexikalischen Schwierigkeiten; gleichgültig gegen Sprachmoden, nur von dem Wunsche zu gewinnen und zu überzeugen, nicht vom Ehrgeiz des Purismus beseelt, griffen sie in ihrer Not zu nicht immer glücklichen Neubildungen volkstümlicher oder gelehrter Art, die dem Hofgebrauch befremdlich klangen, ihren Gedanken aber prägnant wiederzugeben halfen. Die licences jansénistes sind so sprichwörtlich geworden wie die atemberaubende Länge ihrer Perioden, seitdem Bouh. sie in seinen Entretiens und später noch oft gegeißelt hatte. Sie bildeten für die stilistische Kritik des Zeitalters eins der untrüglichen Kennzeichen jansenistischen Stils.

Die Jansenisten wehrten sich im Namen der schriftstellerischen Freiheit, der Logik und betonten den Unterschied der Stilarten. Nicole[1]) hebt gegen Vaug. hervor, daß im Gegensatz zu den toten Sprachen der veränderliche Gebrauch bei den lebenden eine Neubildung in der Zukunft gutheißen könne, vor dem sich die Gegenwart noch sträube; urteilsfähige Leute hätten das Recht, die Sprache planmäßig zu bereichern, wenn auch der Erfolg der einzelnen neuen Worte dem Zufall überlassen bleibe, sie vermeiden dadurch in größeren Werken die Monotonie der Ausdrucksweise. In seiner gelungenen Antwort auf Bouh.'s Entretiens hatte Barbier d'Aucourt[2]) gleichfalls eine verständige Bereicherung des Wortschatzes gutgeheißen und beispielsweise die jans. Ableitungen auf -ment, Abstrakta, die ihnen die psychologische Beschreibung erleichterten, vor Bouh.'s heller Empörung in Schutz genommen[3]). Auch Arn. hatte den Mangel präziser wissenschaftlicher termini stellenweise empfunden[4]), sich zu helfen gewußt und in dem avertissement zur

1) Nicole: Essais de morale ou Lettres écrites par M. Nicole. éd. 1730, VIII. S. 248, 249. Lettre XC adressée à M. Filleau de la Chaise. Die Stelle ist ausführlich zitiert bei Darmesteter: De la Création actuelle de mots nouveaux S. 15. Auch Brunot IV. 447 zitiert Nicole. Darüber, daß der ganze Brief, der diese Stelle enthält, sich auch bei Arnauld findet, s. S. 176.

2) (Barbier d'Aucourt): Sentiments de Cléante sur les Entretiens d'Ariste d'Eugène. Paris 1671, I. S. 84.

3) Für Vichard de St. Réal verrät sich die Jansenistenfreundlichkeit seines Gegners Andry de Boisregard daran, daß dieser solche ungebräuchlichen Worte wie déchirement, incontradiction, incorruption billigte. V. de St. Réal: De la Critique Oeuvres III. S. 288.

4) Oeuvres Bd. 31. S. 298: Il faut avouer qu'on ressent plus le manquement

Digitized by Google

5. dénonciation du péché philosophique[1]) seine neuen Ableitungen gerechtfertigt. Er beruft sich hier auf das dem Menschengeschlecht einwohnende Streben nach Vereinfachung, wenn er statt einer umständlichen Umschreibung Worte wie philosophisme, philosophiste, advertance wagt und im Hinblick auf den Erfolg von Bildungen wie quiétisme, inamissibilité erhofft er ihre Einbürgerung wenigstens für die einschlägige wissenschaftliche Prosa. Er befindet sich damit in fast wörtlich genauem Gegensatz zu Bouh., der eher zu einer Umschreibung als zur Kühnheit einer Neubildung raten möchte[2]).

In der vorliegenden Schrift trägt Arn. nur ein neues Argument hinzu 459, er erkämpft das Recht auf Neologismen durch den Hinweis auf die antiken Vorbilder. Bei allem Respekt vor dem allwaltenden Sprachgebrauch: si volet usus . . . habe Horaz Neubildungen gutgeheißen, was Arn. hier nicht durch den bei allen Neologismenfreunden sonst unvermeidlichen Vers licuit, semperque licebit . . ., sondern durch horatianische Wortschöpfungen beweist[3]). Auch die bekannte Tatsache, daß Cicero zur Bereicherung der lateinischen philosophischen Terminologie bei der griech. Sprache Anleihen machen mußte, zeige, daß Neologismen nicht aus Unbesonnenheit und Vorwitz, wie Vaug. in seiner Vorrede behauptet hatte, sondern aus schriftstellerischer Not heraus geschaffen werden. Ihr weiteres Schicksal bleibe, wie Nicole bemerkt hatte, dem Zufall, der Laune des Geschmacks überlassen. Auch Ménage[4]) hatte in seinem Kampf um die dichterische Freiheit gegen Bouh. das Beispiel der Alten ausgespielt und dies und die übrigen Argumente kehren unter vielen anderen bei Fénelon[5]) wieder, als dieser 20 Jahre später in so durchdachter und anziehender Weise für die Sprachbereicherung einzutreten sich erkühnte. Wie in der klass. Klage La Bruyère's[6])

---

qu'a nôtre langue de certains mots quand on traite des matières de science, que quand on parle ou qu'on écrit les choses communes de la vie civile.

1) Das. S. 298.

2) Man vgl. Arn.: Car s'il est jamais permis de faire de nouveaux mots, c'est quand ils nous épargnent de longues circonlocutions, pour exprimer des choses dont on a à parler souvent. Bouh.: La nécessité même n'oblige pas quelquefois le public à recevoir favorablement une diction qui lui déplaît. Il faut alors s'en passer et direr en 2 ou 3 mots ce qu'on ne peut dire en un mot. Doutes S. 63 zitiert bei Rosset S. 88.

3) acternare, clarare, immeare, pauperare, maritare.

4) Über Ménage's Stellung zur Neologismenfrage vgl. Minkwitz S. 90—92. Er bekämpft Punkt für Punkt alle Ansichten Bouh.'s.

5) Fénelon: Lettre à l'Académie, 1714.

6) La Bruyère: Caractères. Kap.: De quelques Usages.

Digitized by Google

um den alten, reichen und reizvollen Wortschatz taucht auch bei ihm nach hundertjähriger Sprachreinigung das Bedauern auf[1]). Er empfindet die Armut der Sprache nicht mehr als Vorzug, sondern heißt jede wohlklingende Neuerung willkommen[2]), vorausgesetzt, daß sie von kompetenter Seite komme[3]). Mit den Jansenisten beklagt er den Mangel an präzisen Begriffen, der zu Umschreibungen und damit zur Abschwächung des Gedankens führe, während die Schöpfung von Neologismen die Ausdrucksweise verkürze und belebe[4]).

Die Vorteile der Neologismenbildung erweist Arn. an dem Erfolg der Worte libre arbitre, inamissibilité, probabilisme, philosophisme.

Er wirft einen raschen Blick auf die Schicksale des vielbesprochenen Ausdrucks liberum arbitrium im Frz. Zu Vaug.'s Zeiten nur unter den Formen libéral und franc arbitre geläufig, habe sich jetzt die Form libre arbitre durchgesetzt. Der Grund dieser Wandlung sei in der Verbreitung der augustinischen Schriften zu suchen. Da der Begriff liberum arbitrium hierin ständig wiederkehre, sei dem Übersetzer die Unzulänglichkeit der bisherigen frz. Wiedergabe fühlbar geworden; er habe unbeirrt um die von Vaug. hervorgehobene Kakophonie des Ausdrucks[5]) libre arbitre, weil treffender, gewählt und den Gebrauch bezwungen. Ebensowenig sei die Bildung von inamissibilité eine verwerfliche Kühnheit, sondern zur Vermeidung von Umschreibungen im Kampf gegen ein kalvinistisches Dogma[6]) geprägt worden und sei von Katholiken und Protestanten gleich gut aufgenommen worden. Aus gleichen Motiven entstanden, haben die Worte probabilisme und philosophisme gleichen Erfolg aufzuweisen.

Die von Arn. angeführten Neologismen verraten, welche theologischen Kontroversen zu seiner Zeit brennend waren. Besonders

1) Vgl. Lettre à l'Ac.: éd. Cahen-Hachette 1902 das ganze Kapitel III: Projet d'enrichir la Langue S. 8 ff.

2) Das. S. 9. — Je voudrais autoriser tout terme qui nous manque et qui a un son doux, sans danger d'équivoque vgl. S. 17.

3) S. 14: Berufung auf Cicero. S. 17: Il est vrai qu'il faudrait que des personnes d'un goût et d'un discernement éprouvé choisissent les termes que nous devrions autoriser.

4) S. 17: Prenons de tous côtés tout ce qu'il nous faut pour rendre notre langue plus claire, plus précise, plus courte et plus harmonieuse, toute circonlocution affaiblit le discours. Ähnlich S. 11, S. 20.

5) Vaug. I. 174: 2b, 2r.

6) Dogma von der Unverlierbarkeit der Gerechtigkeit.

Digitized by Google

die Korrektur, die der ungenaue Ausdruck libéral arbitre erfuhr, bietet einen wertvollen Beweis für den Zusammenhang zwischen den geistigen Strömungen und der Sprachentwicklung einer Nation. Amyot gebrauchte libéral arbitre[1]), Calvin promiscue franc und libéral arbitre ohne Bevorzugung des einen vor dem andern[2]). Vaug. wies, wie Arn. berichtet, noch libéral die größte Verbreitung zu. Wie erinnerlich, erfüllten die Jahrzehnte nach 1640 die Streitigkeiten zwischen Jansenisten und Jesuiten über die Lehre von der Gnade und dem freien Willen. Durch die Übers. und Verbreitung der einschlägigen, kleinen augustinischen Schriften, die Arn. unternahm[3]) und die ihn zu der Korrektur führten, war von theologischer Seite die Popularisierung dieser Fragen vorbereitet, die Pascal so vollkommen auf dem literarischen Gebiet gelang; die Form libre arbitre kam damit in aller Munde[4]). Wenn sich 1688 nach der Darstellung Alemand's die 3 Adjektive noch die Wage zu halten scheinen[5]), so liegt deutlich nach Thom. Corneille 1687 die Annahme von libre arbitre vor, die auch Bouh. anerkennt[6]). Ebenso entscheiden Richelet und die Akademie in ihren Bemerkungen zu Vaug. und Bossuet schrieb 1680 für den Dauphin seinen Traité du libre arbitre. In den modernen lexikologischen Quellen

---

1) Vaug. I. S. 174.

2) Calvin: Institution de la rél. chrét. (éd. A. Lefranc, Paris 1911) vgl. das ganze Kapitel: De la Congnoissance de l'homme el du libéral arbitre S. 30 ff. Hierin befindet sich franc arbitre 17 mal, libéral arbitre 16 mal, während libre arbitre keinmal vorkommt.

3) Arn. Oeuvres Bd. XI vgl. auch Vie d'Arnauld Bd. 43 S. 39.
1644 Les Moeurs de l'Eglise catholique.
1644 De la Correction et de la Grâce.
1647 De la véritable Religion.
1648 De la Foi, de l'Espérance, de la Charité.

4) Pascal gebraucht nur libre arbitre, vgl. Lettres Prov. éd. Faugère 2. und 18. Brief I. S. 26 ff., II. S. 207 ff.

5) Alemand: Nouvelles Observations ou Guerre civile des Français sur la langue 1688, zit. bei Wüllenweber: Vaugelas und seine Kommentatoren. Programme Berlin 1877, S. 19: „Si je mettais ici toutes les autorités que j'ai pour ces 3 mots, tant de nos modernes que de ceux qui les ont précédés, je ferais trois corps d'armée complets qui feraient assurément bien leur devoir dans cette guerre civile, mais j'ai cru qu'il suffirait de faire paraître leurs officiers généraux pour faire juger de la force des 3 parties." Daß sich der Referent selbst für keines der 3 entscheidet, liegt in dem mehr historischen als dogmatischen Charakter seiner Schrift begründet; sie sollte eine alphabetisch geordnete Inventarisierung aller bisher erörterten grammatikalischen Streitfragen sein.

6) Vaug. I, S. 175. Bouh. Rem. S. 584.

Digitized by Google

(Littré A_7 H.D.T.) ist libéral arbitre ganz verschwunden, franc arbitre im Begriff zu verschwinden.

Wie für libre arbitre ist auch die Urheberschaft Arn.'s für die Worte philosophisme — philosophiste sicher[1]) als abkürzende Bezeichnung für die Lehre des péché philosophique, deren gefährliche Moral er in fünf heftigen Anklagen aufdeckte[2]). Die von Pascal bekämpfte doctrine des opinions probables oder doctrine de la probabilité[3]) wurde von Arn. in probabilisme gekürzt, als er in einem der 8 Bände seiner Morale pratique des Jésuites aufs neue davon handelte[4]). Philosophisme und probabilisme fehlen noch bei Richelet, A_1 und Trévoux; sie finden erst in A 1798 Aufnahme, philosophisme hat die weitere Bedeutung: abus de philosophie angenommen. Die Bezeichnung für die Träger der Lehren, philosophiste, probabiliste[5]) haben sich nach Littré nicht erhalten.

Von Bouh. waren fast alle jans. Neubildungen gerügt worden, viele haben sich durchgesetzt, andere haben nie dem Sprachschatz angehört, die wenigsten wurden so anstandslos aufgenommen wie die erwähnten. Das Geheimnis ihres Erfolges liegt darin, daß sie der wissenschaftlichen Sprache angehörten, für die der Hofgebrauch nicht maßgebend war, daß sie unter dem Druck der Aktualität geschaffen, in ihrer Prägnanz einem wirklichen Bedürfnis abhalfen und vor allem darin, daß sie sprachlich richtig gebildet waren. Dies traf nicht für alle jans. Neologismen zu. Bouh. geht in seiner Sorge um den beschränkten, auserlesenen Wortschatz sicherlich zu weit, wenn er fast alle bei den Jansenisten sehr beliebten Bildungen mit dem Präfix in- oder dem Suffix -ment verwirft, die Folgezeit hat ihren Verteidigern Barbier d'Aucourt und Andry de Boisregard recht gegeben, aber verständlich ist sein Widerwille gegen ihre Bildungen z. B. auf -teur wie assassinateur, das unnötig, weil assassin existierte und falsch, weil das Suffix -teur dazu dient, eine gewohnheits- oder berufsmäßige, nicht eine zufällige Handlung auszudrücken. Diese und ähnliche Wörter hatte Bouh. meist der

1) Oeuvres Bd. XXXI. S. 298: J'ai encore un mot à dire sur les mots de Philosophisme et Philosophistes, dont je me sers dans cette dénonciation . . . H.D.T. philosophisme, mot dû à Arnauld.

2) Vgl. eine gemeinverständliche Darstellung dieses ungeheuerlichen Produktes jesuitischer Kasuistik und des sich daran schließenden Streites zwischen Arn. und Bouh. bei Doncieux S. 164 ff.

3) Pascal, Lettres Prov. éd. Faugère I. S. 106, 113.

4) Oeuvres Bd. XXXII—XXXV.

5) Probabiliste bei Arn. Oeuvres IX. S. 45 zweimal.

Digitized by Google

Sacy'schen Übers.: „Imitation de Jesus-Christ“[1]), also einem der Verbreitung bestimmten Erbauungsbuch entnommen.

3.

In den letzten Betrachtungen richtet sich Arn. gegen einige Schwächen der angewandten Methode und ihrer Vertreter, die häufig zutage getreten waren. Man hatte von jeher gegen die Sprachpolizei der Puristen für die unterdrückte Vernunft, für die individuellen Rechte jedes Schreibenden gekämpft. Das Werk der Sprachreinigung galt den Opponenten nur als Sprachverarmung, die feine semantische und syntaktische Arbeit als Pedanterie und Wortklauberei; man wehrte sich dagegen, die Meinung Einzelner zum Gesetz erhoben zu sehen und rügte an den Puristen Mangel an Bildung und an historischen Sprachkenntnissen. Deren Arroganz nährte den Keim der Opposition. Man weiß, mit welcher Anmaßung und mit welcher Unnachsichtigkeit Malherbe die Reform begann und Revolten in Poesie und Prosa heraufbeschwor. Vaug. zierte zwar Bescheidenheit und Verbindlichkeit, Eigenschaften, die seine Zeitgenossen nicht genug rühmen können, aber da er sich hinter den allmächtigen und spröden Sprachgebrauch verschanzte wurden seine Vorschriften nicht weniger unbequem empfunden. Bouh.'s Macht basierte auf gleichem Grunde. Da die Sprache in seinen Augen bekanntlich ihre Vollendung erreicht hatte, mußte der aktuelle Gebrauch unfehlbar sein und somit auch sein bescheidener Interpret[2]). Seine Schriften offenbarten zwar so viel Geschmack, feines Sprachgefühl und treffendes Urteil, daß seine Autorität willig weit und breit anerkannt wurde[3]), aber seine Schulmeistermanier, sein doktrinaler Ton sind auch nicht ungerügt geblieben[4]). Er selbst zahlte mit gleicher Münze heim[5]). Die Häufig-

1) Bouh. Critique de l'Imitation de Jesus-Christ. Bruxelles 1688.

2) Si je semble quelquefois décider, ce n'est pas de mon chef que je décide, ce n'est qu'après avoir observé l'usage. Rem. Avert.

3) Seine Rolle als Stilkritiker ist der Chapelain's auf dem Gebiet der Literatur zu vergleichen.

4) Barbier d'Aucourt S. 394: Ce sera un divertissement digne des personnes les plus sages et les plus honnêtes, de voir la juste honte d'un critique injuste, qui a pretendu que la fierté suppléroit à la raison et qui a osé entreprendre de decider publiquement de tout, avec un esprit d'écolier et un ton de maître. Ähnlich Renaud: Manière de parler la langue française S. 558, zit. bei Rosset S. 70 und Goujet: Bibl. franc. I, S. 162: Quoique ses décisions ne soient pas toujours justes, il ne les donne cependant jamais qu'avec ce ton d'autorité qui sied toujours mal, lors même que l'on a raison.

5) Bouh. Suite Avert. Il (Andry de Boisregard) exerce une impitoyable critique sur d'autres Ouvrages et sur d'autres Ecrivains; et il le fait partout d'un ton magistral et décisif; lui qui me reproche de parler décisivement.

Digitized by Google

keit, Hitze und Schärfe der philologischen Fehden dieses Jahrhunderts sind allbekannt. Die inhaltlichen Schwächen mancher grammatikalischer Schriften lagen zum Teil in der Natur der Sache, in der empiristischen Methode: „le remarqueur isolé était constamment exposé à prendre pour loi ses propres préférences et à croire que ceux-là parlaient mal, qui parlaient autrement que lui et que ses connaissances" bemerkt Brunot beim Bericht über die Sitte der Akademie, in Sprachfragen einfach nach Stimmenmehrheit zu entscheiden[1]). Dieser Gefahr waren die Protokollisten des Gebrauchs nach dem Urteil ihrer Zeitgenossen häufig erlegen; Arn. zählt unter den tadelnswerten Eigenschaften der „remarqueurs" als erste ihre von Subjektivismus getrübte Beurteilung des Gebrauchs auf: 461 Ils s'imaginent souvent, qu'un mot ou une façon de parler est autorisée ou condamnée par l'usage, lorsque cela n'est point vrai, ou est au moins fort douteux. Ils font des regles souvent arbitraires et ils assurent ensuite hardiment, qu'il n'y a de bon usage que ce qui est conforme à ces regles, quoiqu'ils ne puissent supposer, que fort témérairement, qu'elles soient connues et approuvées par la plupart des gens qui parlent le mieux. Das sind mit anderen Worten die maximes imaginaires, die Camus[2]) schon im Anfangsstadium der Grammatikerherrschaft gegeißelt hatte, die vision d'un seul homme, die nach Courtin[3]) der imagination d'un autre homme in den Schriften über den bel usage entgegengehalten werden. Arn. findet eine Fülle solcher subjektiven Meinungen mit apodiktischer Sicherheit in Bouh.'s Schriften vorgetragen, z. B. dessen Feststellung, juste als Prädikat habe nur den Sinn von gerecht, nicht auch den von fromm, den es als Attribut und als Substantiv habe; daß Arn. den Sinn von fromm in der biblischen Sprache logischerweise auch auf juste als Prädikat ausdehnen wollte, war bereits gezeigt worden[4]).

Auch scheint es Arn., daß die Puristen oft Unterschiede ersinnen, die bisher von niemand bemerkt worden sind und von denen es ihm sehr zweifelhaft ist, ob der Gebrauch sie sanktioniert,

1) Brunot IV. S. 18.

2) Camus, évêque de Belley, Zeitgenosse Malherbe's, bekannt als Schöpfer des frommen Romans. Ils prétendent passer leurs opinions pour régles de l'usage et non pas recevoir l'usage pour régles de leurs opinions. Issue aux Censeurs zit. bei Brunot III. S. 10.

3) Courtin, ein spez. Gegner Bouh.'s, zieht in s. Traité de la Paresse unter scharfen Worten gegen die Unsicherheit und Relativität, die der Usage-Theorie anhaftet, zu Felde. Vgl. Brunot IV. S. 53, Goujet I. S. 162.

4) Vgl. S. 88.

Digitized by Google

wie die Puristen ohne Beweis behaupten. Sein Widerspruch gegen die Erschwerung der Grammatik durch Festlegung subtiler Regeln ist gewiß verständlich, auch Alemand spricht von den distinctions factices, die auf Vaug.'s Schuldkonto kämen[1]). Aber in der Wahl seines Beispieles ist Arn. nicht glücklich, die Verwischung des von den Grammatikern behaupteten Unterschiedes zwischen un d'eux und l'un d'eux ist ihm, wie gezeigt[2]), nicht ganz gelungen. Ein Musterbeispiel für eine aus dem 17. Jahrhundert geerbte bedauerliche syntakt. Komplikation ist die Veränderlichkeit, der tout Adverb vor weiblichem konsonantisch anlautenden Adjektiv unterliegt[3]).

Ferner ereifert sich Arn. gegen die puristische Tendenz, nur eine einzige Ausdrucksweise als gut und dem bon usage entsprechend anerkennen zu wollen und jede Abweichung von derselben zu verwerfen. 462. Ils s'imaginent qu'à l'égard de chaque chose, il n'y a qu'une bonne façon de parler, et qui soit du bon usage. Et ils ne se contentent pas de prétendre que ce qui leur plaît davantage, est meilleur que ce qui n'est pas de leur goût; mais ils le condamnent même comme mauvais." Dieser puristische Absolutismus war von Dupleix an Vaug. gerügt worden, La Mothe deckte sich fast wörtlich mit Arn.: C'est là l'erreur de l'école de croire que parce qu'une chose est bien dite, elle est forcément mal dite de l'autre[4]), und nicht anders spricht Andry[5]). Verarmung des Wortschatzes, Monotonie der Ausdrucksweisen mußten hieraus folgen. Wie ungereimt diese Forderung sei, ergibt sich nach Arn. aus der Überlegung, daß zwei gute Schriftsteller sich in allen Ausdrücken treffen müßten, wenn sie unabhängig voneinander eine Übersetzung von ein und demselben Buch anfertigen würden. A 3 heures und à la troisième heure seien z. B. zwei verschiedene, aber jede in ihrer Art richtige Wendungen.

Auch die Vorschrift, in der Schrift nicht von der Umgangssprache abzuweichen hält Arn. 463 für einen Irrtum der Puristen, dem die Herren von der Akademie sicher nicht zustimmen würden. Dieser Vorwurf trifft letztlich Vaug. und dessen bekannte Auffassung: La plus grande de toutes les erreurs en matière d'escrire

1) Vgl. Stern. S. 22.
2) Vgl. S. 122.
3) Sie ist auf Vaug. zurückzuführen. Das Beispiel ist Rosset enlehnt. S. 219ff.
4) Zit. bei Brunot II. S. 44.
5) Vgl. Andry Réfl. 420.

Digitized by Google

est de croire, comme font plusieurs, qu'il ne faut pas escrire, comme l'on parle[1]).

Im 17. Jahrh. war in der Tat das Verhältnis der Schriftsprache zur gesprochenen ein anderes als zu anderen Zeiten, die letztere hatte den Vorrang inne. Man kennt die Gründe, die Abhängigkeit der literarischen Sprache von derjenigen, die in den Salons herausgearbeitet wurde; hier wo man sprach, nicht schrieb, hatte das Reinigungs- und Reformwerk eingesetzt, die gesprochene Sprache, wie sie den Hofleuten auf den Lippen schwebte, wurde vorbildlich für die Autoren. Vaug. begründet diese Sprachhierarchie logisch: Car enfin la parole qui se prononce, est la premiere en ordre et en dignité, puis que celle qui est escrite n'est que son image, comme l'autre est l'image de la pensée[2]). Was in der Unterhaltung auffallen würde, was nicht jedermann sofort verständlich wäre, darf auch in der Schriftsprache nicht gewagt werden[3]). Daher die Angst vor Archaismen und Neologismen, vor Kunst- und Fachausdrücken, die in vieler Augen zur Einengung der schriftstellerischen Freiheit, zur Sprachverarmung führte. Daß Vaug. mit seiner Theorie der gesprochenen Sprache natürlich nicht jeder grammatikalischen Nachlässigkeit, nicht dem trivalen Ausdruck, den die familiäre Unterhaltung mit sich bringen kann, Tür und Tor öffnete, ergibt sich aus seiner Remarque über „Assez", wo er obiger Regel weise hinzufügt, tout ce qui se dit ne se peut pas escrire[4]). Arn. sieht auch eine Gefahr darin, wenn man sich in der Schrift affektiert über die Sprache des alltäglichen Lebens erheben will und sich nur in Umschreibungen ergeht; aber er warnt ebenso vor dem entgegengesetzten Fehler, aus der Umgangssprache Trivialitäten zu schöpfen, wie z. B. Benserade, der bei Beschreibung einer Sündflut[5]) die unpassende Wendung: „Dieu lava bien la tête à son image" gebraucht habe. Die Würde des Gegenstandes oder der redenden Person müsse immer gewahrt bleiben. Benserade's Rondeaux, die den schlechten Geschmack einer überwundenen Epoche bewahrt hatten, fanden zur Zeit ihrer Veröffentlichung 1676 wenig Beifall und einige Jahre nach Arn. hat Boileau in einer stilkritischen

1) Vaug. II. S. 289.

2) Vaug. I. S. 13.

3) Ce mot m'a arrêtée, sagte eine Dame, in den „Doutes" von Bouh. C'était le pire blâme, fügt Rosset, der die Stelle zitiert, hinzu. S. 89.

4) Vaug. II. S. 412. Vgl. auch II. 414.

5) In Métamorphoses d'Ovide en rondeaux.

Digitized by Google

Skizze[1]) diesen selben Vers von Benserade als Muster eines falschen Gedankens in falscher Form gegeißelt.

Am Schluß der Schrift, in der 7. réflexion 465 ein Blick hinter die Kulissen, in die Werkstatt des sogenannten guten Gebrauchs. Er belehrt über die Eigenmächtigkeit der Puristen und die Urteilslosigkeit des Publikums. Die Geschichte des Wortes équipage bildet das Beispiel. Wie gezeigt hat das Wort von jeher unter anderen den Sinn von armamenta navis gehabt und kein Mensch hat sich an dieser Bedeutung gestoßen. Bis es Monsieur Simon eines schönen Tages einfiel, dem Wort die Bedeutung Schiffsgerät abzusprechen; seine Kritik dringt in die Schriften der Puristen, wird von Bibelübersetzern beherzigt. Von solchen persönlichen Antipathien hängt nach Arn. häufig das Schicksal eines Wortes ab. Es genügt, daß ein einflußreicher Kritiker es tadelt, um es ins Schattenreich der Archaismen befördert zu sehen. Cela portera bien des gens à ne s'en pas servir: car, disent-ils, à quoi bon employer un mot à quoi on trouve à redire, bien ou mal? Je ne veux pas m'exposer à la censure. Man umgeht also seine Anwendung und macht sich der Sprachverarmung schuldig. Wer denkt bei dieser letzten Betrachtung nicht an La Bruyères bekanntes Bedauern um das Schwinden lieber, alter Ausdrücke, das er mit den Worten beginnt: Qui pourrait rendre raison de la fortune de certains mots et de la proscription de quelques autres?[2]) Arn. möchte durch Aufdecken dieses anfechtbaren Ursprungs manches Sprachgebrauchs zum Protest entflammen, doch scheidet er noch zwischen einem alten und neuen Gebrauch. Dem alteingebürgerten Gebrauch muß man sich fügen und mag er noch so sehr den Regeln der Vernunft widersprechen, sein Alter verteidigt ihn, aber einem törichten Gebrauch, dem Hirn eines Kritikers entsprungen, der erst im Begriff ist sich einzunisten, muß man sich widersetzen.

Die bisher vorgetragenen Sprachprinzipien Arn.'s verlangen eine Ergänzung durch eine Stelle aus einem später genauer zu er-

1) Préface zur Ausgabe seiner Werke v. 1701. Peut-on, à propos d'une aussi grande chose que le déluge dire rien de plus petit, ni de plus ridicule que ce quolibet, dont la pensée est d'autant plus fausse en toutes manières que le Dieu dont il s'agit à cet endroit, c'est Jupiter, qui n'a jamais passé chez les paiens pour avoir fait l'homme à son image, l'homme de la Fable étant, comme tout le monde sait l'ouvrage de Prométhée? Oeuvres poétiques, Hachette 1893. Préface pour l'édition de 1701, S. 12.

2) La Bruyère: Caractères. De quelques usages.

Digitized by Google

wähnenden Brief an Charles Perrault [1]), welche seine Stellungnahme zu der Sprachprüderie seiner Zeit enthält.

Es ist bekannt und war bereits erwähnt worden, daß die radikale Ausmerzung aller anstößigen Ausdrücke aus der Hofsprache unter den negativen Tendenzen der Spracharbeit im 17. Jahrh. sehr im Schwange war. Je seltener im Laufe der Zeit ein gesundes Anstandsgefühl Grund hatte, sich verletzt zu fühlen, desto übertriebener gebärdete sich eine lächerliche Prüderie, die vor Silben nicht Halt machte, harmloseste Wörter verdächtigte und sich sogar an Bibelübersetzungen übte. Bouh. gehört auch in diesem Falle zu den Gesetzgebern: Quoy-que nos moeurs ne soient peut-être pas plus pures que celles de nos voisins, nôtre langue est beaucoup plus chaste que les leurs, à prendre ce mot dans sa propre signification; elle rejette non seulement toutes les expressions qui blessent la pudeur et qui salissent tant soit peu l'imagination; mais encore celles qui peuvent estre mal interpretées; sa pureté va jusques au scrupule, . . . de sorte qu'un mot cesse d'estre du bel usage, et devient barbare parmi nous dés qu'on luy peut donner un mauvais sens [2]). Salir l'imagination wird zum Stichwort in den prüden Kritiken. Aus diesem Geiste heraus ergingen von Pradon und Perrault Anklagen gegen die Sprache in Boileau's 10. Satire. Obgleich jener sich bekanntlich gerühmt hatte, das heikle Thema weiblicher Untugenden ohne die geringste Verletzung eines empfindlichen Anstandsgefühls behandelt zu haben, hatte Perrault geglaubt, Ausdrücke wie „des héros à voix luxurieuse, des morales lubriques, des rendez-vous chez la Cornu" doch nicht ohne Erröten lesen zu können.

Die schlichten, vernünftigen Jansenisten standen auch diesen Übertreibungen ablehnend gegenüber und Arn., der zwischen Perrault und Boileau vermitteln wollte, entrollt in seiner Gründlichkeit eine richtige Theorie über die Schicklichkeit und Unschicklichkeit der Sprache, in der er auch Bouh. nicht vergißt.

Arn. bestreitet die Anstößigkeit der von Perrault gerügten Ausdrücke. Wenn er in der Begründung hierfür zunächst auf die Sprachtheorie der Stoiker: nihil me obscoenum, nec in verbo, nec in re, le Sage appeloit chaque chose par son nom, eingeht, so geschieht es nur, um davon abzurücken und dagegen die christlich-paulinische Anschauung zu vertreten, nach welcher es ein Laster

1) Brief an Charles Perrault vom 5. Mai 1694, Bd. IV. S. 6; näheres s. S. 177.
2) Bouh. Entretiens S. 95.

Digitized by Google

„turpiloquium“ gäbe. Es sei allen kultivierten Sprachen eigen, ein und dieselbe Sache auf anständige und unanständige Weise ausdrücken zu können und damit sei die Möglichkeit vorhanden, vor gewissen Lastern in unanstößiger Weise zu warnen. Daß die von Boileau gewählten Ausdrücke zu den anständigen gerechnet werden dürfen, ergäbe sich daraus, daß das Wort luxurieux sogar in den 10 Geboten vorkomme. Auf die Gesinnung, die unter den verfügbaren Worten auswählt, komme es allein an und daß Boileau sich gewisser drastischer Ausdrücke in bester Absicht, nur um das Laster zu strafen, bedient habe, sei klar. Bei der Verteidigung der Verse 619—24 heißt es: N'est-il pas louable d'avoir cherché les plus noires couleurs qu'il a pu, pour donner de l'horreur d'un si détestable abus, dont on a vu depuis peu de si terribles exemples? Und weiter unten: Ces sortes de pensées revêtues de termes honnêtes, comme elles le sont dans la satyre ne représentent rien proprement à l'imagination, mais seulement à l'esprit, afin d'inspirer de l'aversion pour la chose dont on parle: ce qui, bien loin de porter au vice, est un puissant moyen d'en détourner. Schlimm genug für diejenigen, die die Lehren nicht verstehen und stets bereit sind, in die Worte einen Sinn hineinzudeuten, qui salit l'imagination! Des personnes sages et modestes ne font point de ces sortes de réflexions! Mit dieser Bemerkung wird auch Bouh. heimgeschickt, qui s'est avisé de condamner tous les traducteurs du Nouveau Testament pour avoir traduit: Abraham genuit Isaac: Abraham engendra Isaac, parce, dit-il, que ce mot „engendra“ salit l'imagination[1])! Wenn es nach ihm ginge, müßte die französ. Sprache vieler ähnlicher Wörter beraubt werden; und Arn. beruft sich auf Paulus, der treffende Wörter (z. B. 1. Kor. 6) nicht scheute, aber mit Abscheu vor dem Laster zu umgeben verstand. Interessant für das Umsichgreifen der Sprachprüderie ist es, hier eine gegensätzliche Meinung von Rich. Simon zu vergleichen: Il se trouve des personnes que ces mots choquent. Il faut avoir égard en cela plus-tôt à l'usage des choses, qu'aux choses mêmes, Saint Paul s'est servy de plusieurs mots qu'il est bon d'adoucir dans nostre langue[2]). Die Quintessenz seiner ganzen Wortverteidigung faßt Arn. in den folgenden Worten zusammen: Veut-on savoir ce qui peut être un sujet de scandale aux foibles? C'est quand un faux délicat leur fait appréhender une saleté d'imagination, où personne avant lui

1) Vgl. Bouh. Suite S. 225. Auch Thoynard S. 6 spottet über Bouh.'s chasteté de langage an dieser Stelle.

2) Rich. Simon: Hist. crit. des Versions du n. Test. 1690, S. 392.

Digitized by Google

n'en avoit trouvé. Car il est cause par-là qu'ils pensent à quoi ils n'auroient point pensé, si on les avoit laissés dans leur simplicité.

Die weiteren Seiten dieses langen Schreibens an Perrault enthalten literarische Urteile, deren Wiedergabe zur Betrachtung von Arn.'s Stellung zur Literatur überhaupt führt.

2. Arnauld's literarische Kritik.

Die Kritik, die Brunetière l'âme de la littérature française nennt, hatte den Aufschwung der Literatur im 17. Jahrh. mit einer reichen Entfaltung ihrerseits begleitet. Blieben auch die berufsmäßigen Kritiker, wie Chapelain, Boileau immerhin vereinzelt, so legt die große Zahl der Gelegenheitskritiker vom kritischen Geist des Zeitalters Zeugnis ab. Die theoretischen Auseinandersetzungen, die Corneille, Racine, Molière oft ihren Stücken vorausschickten, der literar-kritische Beitrag, den Moralisten, Philosophen, Theologen, sei es in kurzen Aphorismen, sei es in ausführlichen Kapiteln, ihren Werken einfügten, das Aufkommen großer kritischer Sammelwerke (Baillet, Gibert, Bayle, Basnage) zeigen, welche Rolle der Kritik im eigentlichen Gebiet der Literatur eingeräumt wurde. Malherbe hatte in vorbildlicher Weise die sprach- und literarkritische Diskussion angeregt, die sich seitdem immer mehr in den Salons einbürgerte. War der Streit um den Cid noch in die Grenzen der Académie gebannt, so spielt sich am Schluß des Jahrhunderts die quérelle des anciens et des modernes, in die auch Arn. eingreift, vor der ganzen gebildeten Welt ab; deren Kritikfreudigkeit spiegelt sich auch in der vielgestaltigen Brief- und Memoirenliteratur, in den zahlreichen Ana's des Jahrhunderts, in der damaligen Presse und sogar in den Predigten der Zeit wieder. Mithin darf es nicht wundern, wenn selbst die ernsten, zurückgezogenen Jansenisten sich manchmal an der literarischen Diskussion beteiligten und ihren Standpunkt geltend machten. Literar-kritische Bemerkungen sind auch in dem vielseitigen Werk des Theologen Arn. eingestreut, einige davon fanden sich bereits in seinem Beitrag zur Spracharbeit. Das umfassendste Zeugnis seiner Kritik liegt in seiner weitläufigen Korrespondenz vor, die beweist, mit welch' regem Interesse Arn. auf der Flucht und in der Verbannung bis an sein Lebensende das französische Geistesleben verfolgte.

Es ist verständlich, daß diese seine Korrespondenz in erster Linie die theologische Literatur bespricht und sich Urteile über profane Werke nur seltener finden. Die Anlässe zu diesen theo-

Digitized by Google

logisch- oder literar-kritischen Bemerkungen waren verschiedenster Art. Meist sind sie der Niederschlag seiner tagtäglichen Lektüre; das unermüdliche Haupt der Jansenistenpartei hält ein wachsames Auge auf die zeitgenössische theologische Publikation; Arn. spricht sich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen darüber aus, klärt sie auf und verteidigt sich, unterrichtet interessierte Leser über Neuheiten oder kommentiert durch ihn veranlaßte Büchersendungen[1]). Oftmals haben Autoren, z. B. Racine, Boileau, Perrault, Filleau de la Chaise, Malebranche, Dubois Arn. ihre neuesten Werke übersandt und dadurch eine Würdigung derselben aus seiner Feder veranlaßt. Schließlich findet man Arn. an der Herausgabe oder Prüfung posthumer Freundeswerke beteiligt.

In allen diesen Funktionen zeigt er sich als der unerschrockene Verfechter der Wahrheit, rückhaltlos und freimütig beim Lob und ehrlich bis zur Grobheit, wenn er zu tadeln fand. Er würde sich schwerlich den Grundsatz seines Bruders d'Andilly zu eigen gemacht haben, sich für ein ihm überreichtes Buch möglichst eilig, vor der Lektüre desselben zu bedanken, um im Mißbilligungsfalle nicht seine wahren Gefühle verraten zu brauchen[2]). Vor seiner Kritik galt weder Freund noch Feind. Die ganze Korrespondenz um den Streit zwischen Perrault und Boileau legt Zeugnis ab von Arn.'s Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, die er selbst in dem Satz ausdrückt: amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas[3]) und trefflich charakterisiert er die Art und Weise seiner von Wahrheitsdrang beseelten Urteilsformulierung in einem Brief an Varet über den berühmten Brief an Perrault: J'y parle un peu franchement et je n'y mêle point de ces douceurs dont on a coutume d'assaisonner les vérités peu agréables. Mais vous savez, Monsieur, mes manieres. Je ne sais point faire de complimens et je ne puis ne pas dire la vérité, comme je la pense. Cela ne diminue rien de l'estime ni du respect que j'ai pour mes amis[4]). Seinen jesuitischen Feinden gegenüber fiel es ihm noch leichter, auf das, was er die délicatesse du siècle[5]) nennt, zu verzichten. Aber wenn man ihn auch in temperamentvollster Weise über elende

1) Den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, mit dem ihn eine eingehende theologische Diskussion brieflich verband, versorgt er z. B. mit Bücherneuheiten.

2) Vgl. darüber Brief vom 3. März 1688, III. 78.

3) 16. Mai 1694, IV. 35.

4) 31. Mai 1693, IV. 46.

5) II. 74.

Digitized by Google

Machwerke jesuitischer Polemik urteilen hört[1]), so verraten seine strengen Verdikte über manche jansenistischen Schriften, daß sein Blick für deren Mängel ebenso klar ist und er sich über ihren Erfolg keinen falschen Illusionen hingibt. Der sterbende Bischof Godeau hatte das Manuskript seines Traité sur la Morale Chrétienne Arn. und anderen zur Durchsicht, Beurteilung und eventueller Herausgabe anvertraut. Obgleich Arn. die Tendenz der Schrift, Bekämpfung der kasuistischen Moral, sehr sympathisch sein mußte, findet er in dem Werke so viel Mängel, daß er nicht zu seiner Veröffentlichung raten möchte[2]). Die äußeren Fehler, nachlässiger Stil, ungenaue Übersetzungen und Zitate sind vielleicht mit Godeau's Kampfeseifer für die gute Sache zu entschuldigen; sie ließen sich zur Not beseitigen, wie auch manche falsche Darstellung der gegnerischen Lehren, aus der die Jesuiten sicherlich Kapital schlagen würden; aber selbst von Godeau's eigenen Gedanken scheinen Arn. einige so anfechtbar, daß eine Änderung derselben auf eine totale Umarbeitung herauslaufen und Arn.'s Kräfte bei weitem übersteigen würde. Deshalb warnt er zu wiederholten Malen vor der Herausgabe, . . . quand même on en auroit ôté tous les mauvais mots, vérifié toutes les citations, traduit tous les passages, et corrigé tous les endroits où il y auroit quelque chose qui ne seroit pas bien . . . je ne le croirois pas digne de M. l'Evêque de Vence[3]). Zu Arn.'s Lebzeiten ist diese posthume Schrift Godeau's nicht mehr erschienen[4]). Bei der Beurteilung von Sacy's Lettres spirituelles verrät Arn. ein richtiges Verständnis für le goût du monde[5]). Diesen einfachen und eintönigen meist an Nonnen und schlichte Frauen gerichteten Seelsorgeschreiben weissagt er mit Recht weniger Erfolg als St. Cyran's Lettres spirituelles, auf die er im Vergleich mit den ersteren das Wort „brillant" anwendet.

Einsicht und eine ihm sonst oft fehlende weise Rücksichtnahme auf die Zeitumstände und auf übelwollende Kritik kennzeichnen sein Verhalten bei der Pascal-Ausgabe. Es ist genugsam

1) Vgl. z. B. Briefe vom 12. März 1685 über Le Tellier II. 520 oder 18. August 1690 über Bouhours, III. 296.

2) Vgl. darüber den Brief vom September 1687, II. 785; 28. Oktober 1687, III. 8; 5. Dezember 1687, III. 40; 23. Januar 1688, III. 61.

3) III. 10.

4) Näheres über die 1709 erfolgte Veröffentlichung bei A. Cognet: Antoine Godeau, Paris 1900, S. 433.

5) Brief vom 9. Juni 1685, II. 528.

Digitized by Google

bekannt, daß Arn. dem kleinen Rat jans. Freunde angehörte, die mit der Familie Perrier zusammen um 1670 die Veröffentlichung der Pensées vorbereiteten. Auf die Gefahren, die einer posthumen Arbeit erwachsen können, wenn nur das pietätvolle Interesse nächster Freunde die Durchsicht besorgt, weist er M. Perrier mit den Worten hin: Les amis sont moins propres à faire ces sortes d'examens que les personnes indifférentes, parce que l'affection qui'ls ont pour un Ouvrage les rend plus indulgens et moins clairvoyans . . . Ärgerliche Erfahrungen bei der Herausgabe von St. Cyran's Schriften hatten ihn belehrt. Er hält es für richtiger, allzukühne Ausdrücke im Text zu mildern, anfechtbare oder zu stark jans. gefärbte Lehren zu ändern als die Kritik herauszufordern und den eben mühsam erreichten Kirchenfrieden zu bedrohen: il ne faut pas être si difficile ni si religieux à laisser un Ouvrage comme il est sorti des mains de l'Auteur, quand on le veut exposer à la censure publique. On ne saurait être trop exact quand on a à faire à des ennemis d'aussi méchante humeur que les nôtres. Il est bien plus à propos de prévenir les chicaneries par quelque petit changement, qui ne fait qu'adoucir une expression, que de se réduire à la nécessité de faire des apologies [1]). Sogar für seine eigenen Schriften hat er manchmal, wenn auch ungern, die glättende Hand Nicole's oder anderer zugelassen [2]). Auf das Urteil seiner Freunde über ihm bekannte Schriften und besonders auf das von Racine scheint er viel gegeben zu haben; er nimmt häufig auf ihn Bezug. So wie er es dem Urteil Racine's und Dubois' hatte anheimstellen wollen [3]), ob die Korrekturen am neuen Testament von Mons aus Thoynard's Feder anzunehmen oder abzulehnen seien, ist ihm auch an Racine's und Boileau's Urteil über andere Werke, z. B. über Filleau's Geschichte des heiligen Ludwig gelegen. Es fehlt überhaupt nicht an Beweisen, daß er sich gern einer überlegenen und sachverständigeren Meinung unterordnet und sich in seiner Kritik nicht das letzte Wort anmaßt. Der lange Brief an Perrault wird keineswegs jenem direkt, sondern zunächst an Freunde zur Begutachtung gesandt und nach langem Hin und Her schließ-

1) Diese bekannten Ansichten Arn.'s befinden sich in einem Brief, datiert vom 20. November 1668, I. 642. Ste. B. u. a. setzen den Brief erst 1669 an. Vgl. Ste. B. P.-R. III. 378. Irrtümlicherweise ist das die Pascal-Ausgabe betreffende Briefstück in Oeuvres schon einmal unter dem Datum 20. November 1660 abgedruckt. I. 220.

2) Vgl. Brief vom Jahre 1680 an Quesnel über die Schrift gegen Mallet, II. 74.

3) Siehe S. 81.

Digitized by Google

lich die Entscheidung Bossuet's darüber angerufen, ob er Perrault gezeigt werden solle oder nicht.

Seine literar-kritischen Urteile, auf die nach diesen allgemeinen Darstellungen allein im folgenden näher eingegangen werden soll, sind alle vom einseitig moralphilosophischen Standpunkt aus abgegeben. Damit entsprechen sie dem Geist, der bis auf Boileau hinab die literarische Kritik beherrschte; ehe letzterer dem rein ästhetischen Prinzip zum Siege verhalf, wurden an den Dichter und Schriftsteller, besonders an den Dramatiker, vorwiegend moralische Anforderungen gestellt[1]). Bei dem Jansenisten Arnauld folgt diese moralisierende Kritik wie die früher erwähnte Verachtung der äußeren Form und die jans. Gleichgültigkeit gegen literarischen Ruhm aus den religiösen Grundanschauungen der Sekte. Alle Leistungen des mit der Erbsünde belasteten, des freien Willens beraubten Menschen sind nur mit größtem Argwohn zu betrachten. Auch der Reinste und Reifste wird von der concupiscentia angefochten und unterliegt in seinem Wirken den 3 libidines, vor denen Jansenius warnte, libido sentiendi, sciendi und excellendi. Nach St. Cyran sollte sich jeder Schriftsteller nur als Werkzeug des göttlichen Willens betrachten. Gemütern, die jeden Federstrich und jeden Gedankenflug zum Gottesdienst erheben wollten, war die Theorie l'art pour l'art unverständlich. Den Schönheiten eines Werkes an sich brachten die Jansenisten wenig Verständnis entgegen, witterten darin vielmehr eine Gefahr und verwarfen alles, was sich nicht durch einen erbaulichen, erzieherischen, in irgend einer Weise moralfördernden Inhalt rechtfertigen ließ. Die antiken Schriftsteller wurden möglichst verchristlicht und auch dann nur als Mittel zur Geistesbildung bewertet. La poésie à les entendre, était un art frivole[2]). Von Sacy kennt man den Ausspruch: Les Poètes sont les apostres et les maistres de l'amour propre. La poésie est l'art de mentir. Ce ne sont que des mots. Il y a peu de chose à apprendre dans les vers[3]). Auch Arnauld und Nicole mißbilligen den Hang zur Poesie, denn: il est impossible de raisonner en vers[4]).

Die Warnungen, die sich in heidnischer und christlicher Antike[5]) vor Roman und Theater finden und überhaupt zum Gemein-

1) Vgl. L. v. Stein: Die Entstehung der neueren Ästhetik. 1886. S. 21.
2) Bayle: Dict. critique. Artikel Arnauld I. S. 503, Note T.
3) C. Griselle: Silhouettes Jansénistes in Rev. d'hist. lit. Bd. XVIII. S. 435.
4) Ebendort S. 426.
5) Platon: Staat, 3. Buch. Augustin: Confessiones I. 16 und III. 2.

Digitized by Google

platz christlicher Moral geworden sind [1]), wiederholen die Jansenisten in extremster Fassung. An die bekannten Aussprüche von Pascal und Nicole sei hier nur erinnert [2]). Auch Arn. kennzeichnet die sittenverderbende und die moralischen Begriffe verwirrende, unheilvolle Macht der Dichtkunst mit den Worten: Je trouve que beaucoup de Poètes sont blâmables, mettant tout leur esprit à faire parler leurs personnages d'une maniere qui peut rendre leur cause si bonne qu'on est plus porté à approuver ou à excuser les plus méchantes actions qu'à en avoir de la haine [3]).

Nur in ganz wenigen Ausnahmen gestand Arn. dem Theater versittlichende Kräfte zu. Es ist bekannt, daß die Tragödie Phèdre die Versöhnung zwischen dem abtrünnigen Racine und Arn. herbeigeführt hatte. Sie fand Gnade vor letzterem, weil Racine mit seiner durch ihre Reuequalen verchristlichten Heldin die Ohnmacht menschlicher Natur und die Notwendigkeit göttlicher Gnade in jansenistischem Geist ergreifend vorgetragen hatte. „Il n'y a rien à reprendre au caractère de Phèdre puisque par ce caractère il nous donné cette grande leçon que lorsqu'en punition de fautes précédentes Dieu nous abandonne à nous-mêmes et à la perversité de notre coeur, il n'est point d'excès où nous ne puissions nous porter, même en les détestant", soll Arn. nach der Lektüre gesagt haben und nach einem anderen Bericht nach der Bemerkung: cela est parfaitement beau, nur einen Nebenumstand, die Liebe Hippolyt's für Aricie zu rügen gefunden haben [4]).

1) Vgl. ein Sonett von Godeau gegen das Theater, das mit den Worten schließt:

Mais pour changer leurs moeurs et régler leur raison
Les Chrétiens ont l'Eglise et non pas le théâtre.

Zit. bei A. Cognet: Antoine Godeau, Paris 1900, S. 296.

2) Pascal: Pensées ed. Faugère I. 229. Tous les grands divertissements sont dangereux pour la vie chrétienne, mais entre tous ceux què le monde a inventées, il n'y en a point qui soit plus à craindre que la comédie. C'est une représentation si naturelle et si délicate des passions qu'elle les émeut et les fait naître dans notre coeur etc. etc.

Nicole: Lettres à un visionaire: „Un faiseur de romans et un poète de théâtre est un empoisonneur public, non des corps, mais des âmes des fidèles, qui se doit regarder comme coupable d'une infinité d'homicides spirituels ou qu'il a causés en effet ou qu'il a pu causer par ses écrits pernicieux. Plus il a eu soin de couvrir d'un voile d'honnêteté les passions criminelles qu'il y décrit, plus il les a rendus dangereuses et capables de surprendre et de corrompre les âmes simples et innocentes. Ces sortes de péchés sont d'autant plus effroyables qu'ils sont toujours subsistants, parce que les livres ne périssent pas et qu'ils répandent toujours le même venin dans ceux qui les lisent." Zit. in Racine: Oeuvres éd. Mésnard IV. 258.

3) Brief vom 10. April 1691, III. 343.

4) Mémoires de Louis Racine in Racine Oeuvres éd. Mésnard I. 273; s. auch S. 274, Note 2.

Digitized by Google

Daß die religiösen Tragödien Racine's in Port-Royal gut aufgenommen wurden, versteht sich von selbst. Die Tragödie Esther war den Jansenisten bekanntlich sehr nach dem Herzen geschrieben, erinnerte sie doch ihre eigene gefahrvolle Lage an diejenige von Esther's Stammesgenossen[1]) und die Klagen der Töchter Zions schienen ihnen um Port-Royal angestimmt zu sein. Von dieser Tragödie spricht Arn. dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels mit höchstem Lob. „On n'a rien fait dans ce genre de si édifiant et où on ait eu plus de soin d'éviter tout ce qui s'appelle galanterie et d'y faire entrer de parfaitement beaux endroits de l'Ecriture, touchant la grandeur de Dieu, le bonheur qu'il y a de le servir, et la vanité de ce que les hommes appellent bonheur[2])." Diese Eigenschaften erheben das Schauspiel in seinen Augen zur Würde eines Erbauungsbuches, einer wahren Unterweisung in der Frömmigkeit[3]) und darum schätzt Arn. Esther noch höher als Athalie[4]), obgleich auch diese seinen moralischen Anforderungen vollkommen genügt. Er schreibt an Racine's Nachbar M. Villard, daß er sie gleich nach Empfang mit großer Befriedigung mehrmals gelesen und sich daran erfreut habe, wie das Auftreten der Guten den Respekt vor Religion und Tugend nähren, das der Bösewichter das Laster hassen lehrt[5]). In den Besprechungen beider Tragödien werden die Schönheit der Verse, die gute Charakteristik nur kurz erwähnt.

Auch das Geschichtswerk Filleau's de la Chaise: Histoire de St. Louis 1688 findet Arn.'s größten Beifall, weil Tugend und Laster hier in der richtigen Beleuchtung erscheinen. Arn. rühmt besonders den Wahrheitscharakter des Werkes: der Verfasser habe sich strikte an die Tatsachen gehalten und unter Verzicht auf eigene Konjekturen oder politische Rücksichten ein in seiner Wahrhaftigkeit erhebendes Bild des heiligen Königs gezeichnet[6]). Das

1) La conjoncture des affaires tient quelques chose de celle du temps d'Esther schreibt Arn. im Mai 1692 (so nach Ste. B. P.-R. VI. 136, in Oeuvres fälschlich Mai 1688 gedruckt) und erhofft für die Jansenisten einen Retter, wie er dem Volke Esther's entstand.

2) Brief vom 13. März 1689, III. 175.

3) In diesem Sinne möchte Arn. vielleicht für die Verbreitung des Stückes in Holland wirken, er erbittet in einem Brief III. 284 mehrere Exemplare.

4) Brief vom 10. November 1691, III. 343: Je vous dirai franchement que les charmes de la cadette (Athalie) n'ont pu m'empêcher de donner la préférence à l'ainée.

5) Ebendort.

6) Vgl. Briefe vom 18. Februar, 3. und 16. März 1688, III. 73. 78. 86.

Digitized by Google

Werk soll vor seiner Veröffentlichung viele Schwierigkeiten zu bestehen gehabt haben[1]) und verkaufte sich auch nachher nicht gut[2]), aber auf die formalen Mängel, Verstöße gegen Grammatik und Stilregeln, die man ihm vorgeworfen hatte, legt Arn. bezeichnenderweise kein großes Gewicht. Nur fühlt er sich nach dem reichen Lob, das er gespendet, scheinbar verpflichtet, sie zu erwähnen, nicht aber ohne hinzuzufügen, daß die grammatischen Prinzipien jener Kritiker — der Puristen — nicht die seinigen sind. Jene hatten sich wahrscheinlich an Neologismen gestoßen, denn Arn. hält ihnen hier wörtlich die bekannte und bereits erwähnte Ausführung entgegen, welche die Daseinsberechtigung von Neologismen in den neueren Sprachen und besonders ihre Notwendigkeit in großen Werken darlegt[3]).

Auch Basnage's Ouvrages des savants wird vom moralischen Standpunkt aus betrachtet. Arn. kann nicht verstehen, daß Vaucel Basnage, diesen misérable Auteur, lobt; abgesehen davon, daß Basnage und auch sein Vorgänger Bayle trotz der angeblichen Rolle unparteilicher Historiker protestantische Schriften in ihren Besprechungen bevorzugen, wirken sie auch sittenverderbend, denn ils donnent souvent de grands éloges à des livres contraires aux bonnes moeurs, comme étoient les Contes de la Fontaine[4]).

Santeuil, einer der Vertreter lateinischer Poesie im 17. Jahrh., hatte nach seiner Bekehrung durch den Jansenisten Le Tourneux der profanen Dichtung Valet gesagt und verfaßte fortan nur noch Kirchenhymnen, mit großem Erfolg. Als er 1694 noch einmal seine profanen Verse herausgegeben und sie Arn. übersandt hatte, bekommt er statt des erwarteten Dankes dafür nur ernste Ermahnungen zu hören und den Ausdruck der Besorgnis: J'ai appréhendé qu'elle (die neue Ausgabe) ne fût une tacite renonciation à la résolution que vous aviez prise de n'en plus faire que pour chanter les louanges de Dieu et ses Saints[5]). Nur die Vorspiegelung Santeuil's, er sei den Buchhändlern, die auf eigene Faust eine Ausgabe vorbereiteten, zuvorgekommen, konnte Arn., wie aus einem späteren Brief hervorgeht, etwas besänftigen.

1) Ste. B. P.-R. III. 386, Note 2.

2) Brief vom 16. März 1686, III. 86.

3) Die Urheberschaft dieses Briefes an Filleau de la Chaise ist zweifelhaft; in der Sammlung von Arn.'s Briefen ist er der 652. (3. März 1688, III. 78); er befindet sich in der genau gleichen Form in Nicole's Essais de morale als der 92. (ohne Datumangabe), Bd. VIII. S. 248.

4) Brief vom 13. Mai 1689.

5) Brief vom 6. Juni 1694, IV. S. 48.

Digitized by Google

Die jans. Geringschätzung für profane Literatur findet ihren schärfsten Ausdruck in einem langen Brief Arn.'s an Charles Perrault, mit welchem er im Mai 1694, also 3 Monate vor seinem Tode eine Versöhnung zwischen Perrault und Boileau anbahnen wollte[1]). Der ganze literarische, häufig in das persönliche Gebiet hinüberspielende Streit zwischen Perrault und Boileau, der die erste Phase der berühmten quérelle des anciens et des modernes beschloß und Arn.'s Brief an Perrault veranlaßte, ist mehrfach eingehend dargestellt worden und so bekannt, daß es hier genügen möge, an diejenigen Einzelheiten zu erinnern, die der Beteiligung Arn.'s unmittelbar vorausgingen[2]).

In seiner 10. Satire, der scharfen, übellaunigen gegen die Frauen, hatte Boileau in seinen beliebten Ausfällen gegen die zeitgenössischen Dichterlinge Charles Perrault wieder einmal arg mitgenommen[3]). Darauf verfaßte jener, sachlich von der Satire abgestoßen und persönlich verletzt, gegen ihren Geist und Gehalt seine: Apologie des Femmes 1694, versah sie mit einer Vorrede, in welcher er Boileau's Satire eingehend kritisierte und übersandte beides zur Begutachtung an Arn., dem auch Boileau seinerseits die 10. Satire und seine Oeuvres diverses von 1694 übersandt hatte[4]).

Arn. stand zwischen zwei Feuern; Boileau, mit dem ihn seit langem Ideen- und Charakterverwandtschaft verband, rechnete er zu seinen guten Freunden: Parmi les gens du monde nous n'avons point de meilleurs amis que lui et son compagnon M. Racine schreibt er in jener Zeit[5]). Wenn er auch Boileau's Verhalten gegen Perrault im allgemeinen und die 10. Satire im besonderen, nicht restlos billigte, so hatte die letztere doch seine Gunst gewonnen, weil sie in klaren Worten auf den gefährlichen Einfluß von Oper und Romane auf Herz und Geist der Frauen hinwies und überdies Port-Royal hie und da ein Lob erteilte. Andererseits war Arn. auch von jeher der Familie Perrault verbunden; einer der 4 Brüder

1) Brief vom 5. Mai 1694, IV. S. 6.

2) Vgl. außer den Literaturgeschichten besonders: H. Rigault: Histoire de la Quérelle des Anciens et des Modernes Oeuvres, I. Paris 1859, besonders Kap. XVI, S. 274, Ste. B. P.-R. Bd. V. Kap. VII und die Aufsatzfolge von Bonnefon: Charles Perrault in Rev. d'hist. lit. de la France Bd. XI. XII. XIII., besonders Bd. XII. S. 603 ff.

3) In Versen, die später gestrichen worden sind.

4) Die enthielten zum erstenmal die 10. Satire und die Réflexions critiques sur Longin.

5) Brief vom 13. März 1694, III. S. 760.

Digitized by Google

hatte zu den Theologen gehört, die einst gegen Arn.'s Ausschluß aus der Sorbonne ihre Stimme erhoben hatten. Arn. verhehlte sich überdies nicht, daß Perrault des douceurs et de l'approbation von ihm erwartete[1]); da er ihm aber nicht zu seiner Vorrede zustimmen konnte, Boileau ihm vielmehr darin ungerecht behandelt schien, so gerät er um eine Antwort in einen schweren Konflikt, von dem seine Briefe jener Zeit zeugen[2]). Da ihm die Versöhnung beider ihm nahestehenden Parteien sehr am Herzen lag, so entschloß er sich, nachdem er auch Boileau um Entfernung einiger harter Stellen gegen Perrault in seinen Werken hatte bitten lassen, nun auch Perrault eines Besseren zu belehren: Enfin je me suis déterminé à vous marquer à vous-même quatre ou cinq points qui m'y ont fait le plus de peine, dans l'espérance que vous ne trouveriez pas mauvais que j'agisse à votre égard avec cette naïve et cordiale sincérité, que les Chrétiens doivent pratiquer envers leurs amis[3]).

Obgleich nach diesen Worten zu dem Briefe also nur der Geist christlicher Bruderliebe und Nächstenpflicht gedrängt hatte, hat er doch die Länge und Bedeutung einer etwas polemisch gefärbten, literarischen Dissertation angenommen; er bietet treffliche Richtlinien zur Behandlung der Frage der Sprachprüderie, erläutert Arn.'s Standpunkt gegenüber Theater und Romanen und verrät schließlich seine Ansicht über Mittel und Grenzen des literarischen Kampfes. So wenig wie die anderen Schriften aus Arn.'s letztem Lebensjahr weist der Brief Spuren des hohen Alters seines Verfassers auf[4]); mit gewohnter Geistesfrische und eingehender scharfer Logik belehrt Arn. den Adressaten über seine Irrtümer. Dabei ist das ganze Schreiben von so unverkennbar milder aufrichtig-freundlicher Gesinnung verklärt, daß seit Bayle das Adjektiv „admirable" bei den Literarhistorikern häufig im Urteil über den Brief wiederkehrt.

Perrault hatte durch die Entgegnung auf Boileau's böse Satire eine moralische Tat zu vollbringen geglaubt: Comme on scait que l'Autheur de cet Ouvrages et moy ne sommes pas de mesme avis sur bien des Choses, je crus qu'on ne seroit pas faché de me voir

1) 17. April 1694, III. 771.

2) Vgl. in dieser Angelegenheit die Briefe III. S. 771 und Bd. IV. S. 6—73.

3) IV. 7.

4) Boileau an Maucroix éd. 1793, II. 286 (éd. Hachette S. 353) schreibt u. a. über den Brief: Il est surprenant qu'un homme dans l'extrême vieillesse ait conservé toute cette vigueur d'esprit et de mémoire, ein Urteil, welches alle späteren Kritiker bestätigen.

Digitized by Google

encore opposé à luy sur un sujet de cette nature, où il s'agit de la défense, non seulement de la vérité, mais encore des bonnes moeurs et de l'honnesteté publique[1]). Nach ihm hatte Boileau die Moral mehrfach verletzt: durch seinen gehässigen Angriff auf die Frauen, der von der Ehe abschreckt, durch seine Schmähsucht, die vor bekannten Persönlichkeiten nicht Halt macht, endlich durch anstößige Einzelheiten, sowohl im Inhalt als in der Sprache der Satire. Der Erfolg aller Satiren Boileau's beruhe überhaupt nur darauf, daß er immer an die menschliche Bosheit appelliere, die so sehr den Klatsch und die Verleumdung liebe. Que ne compose-t-il un Ouvrage purement de luy, où il n'y ait point de médisance et qui plaise par la seule beauté de son génie[2])? Indem Perrault diese Schandtaten Boileau's zum Teil aus seinem falschen Prinzip, der blinden Begeisterung für die Alten, die er in allem nachahme, herleitet, berührt er den wahren tiefen Grund ihrer literarischen Fehde.

Von Arn., den die Dichtkunst der Alten so wenig beschäftigt wie die der Modernen, ist eine eingehende Stellungnahme in dieser Frage nicht zu erwarten. Er scheint sich auf den Boden der Tradition zu stellen, indem er sich in einem anderen Brief damit einverstanden erklärt, die Zurücksetzung der Alten c'est combattre le goût universel qui est une marque de vérité[3]). Viel mehr als die ästhetische interessiert ihn die ethische Seite des Streites und mit zwingender Logik, seiner polemischen Methode getreu dem Gegner Schritt für Schritt folgend, weist er Perrault nach, daß er selbst, nicht Boileau, die Moral verletzt habe, indem er jenen verleumdet, ihm unlautere Motive untergeschoben habe und besonders diejenigen Stellen der Satire angegriffen habe, die die größte moralische Wirkung ausüben können.

Perrault's Widerspruch gegen Boileau's vermeintlich anstößige Ausdrücke wie voix luxurieuse, morale lubrique, zu denen sich jener nach dem Muster der Alten erdreistet habe, erfährt zunächst jene verständige, etwas hoheitsvolle Abweisung, über die berichtet worden ist[4]). Die Moral liegt nicht in den Worten, sondern in der Gesinnung.

Der Umstand, daß Perrault, wie gesagt, den Ruhm gerade jener Verse geschmälert, die nach Arn. étaient les plus beaux, les

1) Perrault: Apologie des Femmes, éd. Amsterdam (Braakmann), Préface S. 25.
2) Ebendort S. 30.
3) Brief vom 10. Juli 1694, IV. S. 65.
4) S. S. 167 ff.

Digitized by Google

plus édifians et les plus capables de contribuer aux bonnes moeurs et à l'honnêteté publique, entlockt ihm dann ein scharfes Verdikt über profane Literatur, über Romane und Operntexte, sie wirken seelenvernichtend und sittenverderbend hat schon Cicero bemerkt, denn in ihnen wird die Liebe, die Quelle so vieler Torheiten, zum wahren Gott erhoben, sie blieben daher besser ungeschrieben und ungelesen.

Arn. zitiert mit Hochgenuß die Boileau'schen Verse, die ausmalen, welchen verführerischen Einfluß die weichliche Opernmusik und ihre liebeglühenden Texte auch auf die besterzogene Schülerin von Port-Royal unausbleiblich ausüben wird. Perrault war schlecht genug gewesen, aus diesen höchst verdienstvollen Versen nur einen Hieb auf Quinault herausgelesen zu haben. Auch die weiteren von ihm angeführten Verse der Satire, nach denen die tugendsame Gattin, der Scylla der Opern noch glücklich entronnen, in der Charybdis der modernen Romane sicherlich zu Fall kommen wird, sind Arn. aus der Seele geschrieben: Peut-on mieux représenter le mal que sont capables de faire les Romans les plus estimés et par quels degrés insensibles ils peuvent mener les jeunes gens qui s'en laissent empoisonner, bien loin au-delà des termes du Roman et jusqu'aux derniers désordres[1])? Mag die Clélie noch so viele formale Vorzüge haben und Perrault sich noch so sehr über ihre Verurteilung entrüsten, c'est un roman, c'est tout dire! Und die ganzen verfänglichen Seiten dieser Fiktionen werden noch einmal geschildert und Perrault ihrer Verteidigung beschuldigt. Man kann nur zu Ehren von Mlle de Scudéry hoffen, daß auch sie, wie es von Gomberville allgemein bekannt ist, ihre einstigen literarischen Sünden jetzt reuevoll beweint.

Perrault hatte nicht nur an einigen Ausdrücken, sondern auch an unpassenden Einzelheiten der Satire Anstoß genommen. Arn. versteht es auch hierin, Boileau zu rechtfertigen, indem er Perrault davon überführt, daß er groteske Übertreibungen für bare Münze genommen und seine moralische Entrüstung also unnötig verausgabt habe. Z. B. hatte er aus den Versen:

> On peut trouver encor quelques femmes fidèles
> Sans doute et dans Paris, si je sais bien compter
> Il en est jusqu'à trois que je pourrois citer

Boileau einen Strick gedreht, aber les hyperboles si outrées ne se disent qu'en badinant, entgegnet Arn., und es hieße den Stil der Satire verkennen, wollte man sie hierin nicht zulassen.

1) IV. S. 15.

Digitized by Google

Schließlich geht Arn. auf den Vorwurf Perrault's ein, Boileau habe den einer Satire erlaubten Bereich, die Lasterbekämpfung in allgemeinen Zügen, überschritten, indem er einzelne Personen namentlich angeführt. Er macht ihm in etwas sophistischer Weise klar, daß bei der Bekämpfung der Untugenden des weiblichen Geschlechts, dem Hauptthema der Satire, kein bestimmter Frauenname gefallen, der Vorwurf der Schmähsucht also ungerechtfertigt sei. Hinsichtlich der angeführten Autorennamen vertritt Arn. den alle Zeit und allerorts gültigen Standpunkt, daß im literarischen Kampf die Namennennung erlaubt sei, so lange es sich nur um die Werke, nicht um die Person handle: Les guerres entre les Auteurs passent pour innoncentes, quand elles ne s'attachent qu'à la critique de ce qui regarde la Littérature, la Grammaire, la Poésie, l'Eloquence et que l'on n'y mêle point de calomnies et d'injures personelles[1]). Und Arn., dieser Verächter aller modernen Dichtkunst, versteht sich zu der Ansicht, daß der Kampf gegen schlechte Verse als nationale Tat zu würdigen sei. Er zitiert die fürchterlichen Reime Chapelain's über die schöne Agnès[2]), die jedermann von Boileau's gutem Recht gegen sie zu eifern, schlagend überzeugen.

Alles in allem tut Perrault nicht gut daran, sich an Boileau zu vergreifen, denn on doit avoir du respect pour le jugement du public; et quand il s'est déclaré hautement pour un Auteur, ou pour un ouvrage, on ne peut guere le combattre de front et le contredire ouvertement, qu'on ne s'expose à en être maltraité. Das hat man im Cid-Streit erlebt, wo Richelieu den kürzeren zog. Nach einer warmen Verteidigung des Satirikers klingt der Brief in die Hoffnung auf Versöhnung, auf Einsicht und christliche Duldung hüben und drüben aus.

Arn. hatte es für seine Pflicht gehalten, diesen Brief an Perrault abzufassen, aber ihn seinen Freunden u. a. auch Racine zunächst unterbreitet und es ihnen anheimgestellt, ihn an den Adressaten zu befördern. Zu seinem Erstaunen waren diese, Varet

1) In seinem mit Polemik angefüllten Leben wird er oftmals Gelegenheit gehabt haben, auf strenge Unterscheidung zwischen Person und Sache zu dringen! So liest man z. B. in einer Verteidigung der Schrift gegen Mallet: Ce sont deux choses bien différentes de dire qu'il y a des choses impies dans le livre d'un homme et de dire de sa personne que c'est un homme impie. Brief vom 19. April 1683, II. S. 240.

2) S. 22: On voit hors des deux bouts de ses deux courtes manches
Sortir à découvert deux mains longues et blanches,
Dont les doigts inégaux, mais tous ronds et menus
Imitent l'embonpoint des bras ronds et charnus.

Digitized by Google

de Fonteny, Villard, der Nachbar Racine's, Le Noir, Boileau's Beichtvater, der Arzt Dodart, durchaus nicht geneigt, den Brief an Perrault weiterzugeben[1]). Man fand allgemein und mit Recht, daß Arn. sich zu sehr von seiner Sympathie für Boileau zuungunsten Perrault's habe leiten lassen, scheint überhaupt in jans. Kreisen etwas über diese Einmischung Arn.'s in rein weltliche Angelegenheiten befremdet gewesen zu sein und auch deshalb die Zurückziehung des Briefes geraten zu haben. Bayle berichtet: Les Jansénistes rigides ou les Rigoristes ne furent pas contents de cette dernière pièce de M. Arn. Un docteur blanchi dans les disputes graves et sérieuses, parler, à plus de 80 ans de vers, de femmes, de romans, quel désordre! Le parti en frémit et se disait à l'oreille que leur chef baissait[2]). Es ist nicht zu leugnen, daß die Genugtuung über den Tadel, der in Boileau's Satire Oper und Romane trifft, Arn. über alles andere hatte hinwegsehen lassen und er Perrault's verständlichem Widerspruch nicht gerecht wurde. Arn. ließ sich aber von der Richtigkeit seines Briefes nicht abbringen; er setzte jedem der anders denkenden Freunde noch einmal seine Gründe auseinander, wehrte dem Vorwurf der Parteilichkeit mit dem Hinweis darauf ab, daß er auch Boileau schon vorher habe bitten lassen, die Verse über le Poème de St. Paulin aus seiner Satire zu entfernen[3]) (was auch später geschah), und betonte „Je ne vois rien dans ma lettre qui soit indigne de moi", aber er ließ es sich gefallen, Bossuet als Schiedsrichter anzunehmen darüber, ob der Brief Perrault ausgehändigt werden solle oder nicht. N'en soyons juges, schreibt er an Varet, ni vous, ni moi, prenez la peine de la faire voir à M. de Meaux et j'en passerai par ce qu'il me dira[4]).

1) Vgl. darüber die Briefe vom 16. Mai, 31. Mai, 10. Juli 1694.

2) Bayle a. a. Ort S. 503.

3) Arn. nimmt mehrmals in seinen Briefen über diese ganze Angelegenheit Bezug auf zwei Schreiben an Villart, in denen er Einwände gegen die 10. Satire und die Réflexions critiques sur Longin, die bekanntlich gegen Perrault gerichtet waren, gemacht hatte. Vgl. Brief vom 5. Mai, 16. Mai, besonders 10. Juli. Von einem fälschlich vom Juni oder Juli 1694 datierten und fälschlich an Perrault adressierten Briefstück IV. S. 57, in dem Arn. auf Entfernung der für Perrault beleidigenden Stellen aus den Réflexions dringt, nehme ich nicht mit Bonnefon (a. a. O. XII. S. 605) an, daß er an Boileau gerichtet sei, sondern halte ihn für einen der Briefe an Villart; Louis Racine hat diesen Brief seinen Mémoires sur la vie de Jean Racine eingereiht (Rac. Oeuvres I. 321), ohne zu verraten, an wen er ihn gerichtet denkt. Der 2. Brief, datiert 17. April 1694, in dem Arn. über die 10. Satire spricht, ist verloren. Vgl. IV. S. 7 Anmerkung.

4) Brief vom 27. Juli 1694, IV. S. 71.

Digitized by Google

Und so geschah's. Kein anderer war mehr zu dieser Rolle geeignet als Bossuet, der gerade um dieselbe Zeit, durch die Theaterverteidigung des Theatiners Caffaro dazu angeregt, in seinen „Maximes sur la Comédie" Arn.'s Ansicht und überhaupt die aller Theologen über die Gefahren des Schauspiels mit Leidenschaft vertreten hatte[1]).

Sachlich also durchaus mit Arn. einverstanden, entscheidet er jedoch dahin, 1. qu'il est impossible d'entrer dans un aussi grand détail, sans se commettre et sans descendre au dessous du degré où il a plu à Dieu de mettre l'auteur. 2. Que les avis sont trop forts et trops poussés, pour ne pas blesser celui à qui ils sont adressés. 3. Que sur certains articles il pourroit se défendre et plus que probablement avec avantage, und daß aus Anfang und Ende des Arnauld-Briefes ein neuer zusammengestellt werden sollte, der das Bedauern ausdrücke, bei Perrault eine klare Verurteilung von Oper und Roman zu vermissen[2]). Der Brief Dodart's vom 6. August, der diese Entscheidung Bossuet's und die endgültige durch Racine bewirkte Versöhnung zwischen Boileau und Perrault Arn. mitteilen sollte, erreichte ihn nicht mehr, da er am 8. August starb. Aus einem Briefe Quesnel's, Arn.'s treuem Begleiter in seinen letzten Lebensjahren, den er am 3. September 1694 in dieser Angelegenheit schrieb[3]), geht hervor, daß Arn. seinen Brief an Perrault, den er nur zögernd Perrault selbst übersenden wollte, sicherlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte; sein Erscheinen in der Boileau-Ausgabe von 1701 fällt auf den Satiriker zurück[4]).

Diese Beteiligung Arn.'s an dem literarischen Streit zwischen Boileau und Perrault, mit andern Worten zwischen der Partei der Alten und der Modernen war eine seiner letzten schriftstellerischen Betätigungen. In dem erwähnten Brief verteidigt Quesnel noch eine andere Schrift aus Arn.'s letzten Lebenstagen gegen die Drucklegung, Gedanken über Kanzelberedsamkeit in Briefform, die zum Schluß als ein weiteres Zeugnis von Arn.'s literarischer Vielseitigkeit gewürdigt werden soll.

1) Ein merkwürdiger Zufall: Arn.'s Brief gegen Perrault ist datiert vom 5. Mai 1694, der von Bossuet gegen den Pater Caffaro über das Theater vom 9. Mai 1694; er ist das Embryo seiner „Maximes sur la Comédie".

2) Brief von M. Dodart an Arnauld 6. August 1694 in Oeuvres IV. S. 73.

3) Abgedruckt bei Bonnefon a. a. O. III. 606.

4) Über Boileau's Verhalten in dieser ganzen Angelegenheit, sein Entzücken über Arn.'s Brief, den er bekanntlich seine Apologie nannte, und die dringende Bitte ihn zu veröffentlichen siehe Brief an Arnauld vom Juni 1694. IV. 60 und die angegebene Literatur.

Digitized by Google

3. Arnauld's Beitrag zur Rhetorik.

I.

Arn., der in seinem langen Leben, Anregungen folgend, sich in die verschiedenste Zweige des geistigen Lebens versenkte, hatte, wie erinnerlich, im Verein mit Lancelot in den sechziger Jahren die Gesetze der Sprache erforscht und danach eine „Kunst zu reden" la Grammaire générale de Port Royal herausgegeben. Um dieselbe Zeit reizte es ihn, in wenigen Tagen mit möglichster pädagogischer Knappheit und Durchsichtigkeit eine „Kunst zu denken" niederzuschreiben, die berühmte Logique de Port Royal; das Ende seines Lebens schließlich ist Betrachtungen über „die Kunst zu predigen" geweiht.

Die Schrift: Réflexions sur l'éloquence des prédicateurs[1]), die Arn. in seinen allerletzten Lebenstagen verfaßte[2]), ist einem ähnlichen Anlaß zu verdanken wie der eben betrachtete Brief an Perrault. Goibaud-Dubois[3]), ein Anhänger der Jansenisten, denen er nach einer wechselvollen Laufbahn im reiferen Alter seine Bildung verdankte[4]), hatte sich durch lateinische Übersetzungen die Mitgliedschaft der Akademie erworben, aber die Sympathie mancher Jansenisten und Kritiker dadurch verscherzt, daß er sich an dieselben Autoren, namentlich Augustin wagte, die von den Jansenisten nach allgemeiner Meinung mustergültig übersetzt worden waren. In der Vorrede zu den Bekenntnissen Augustin's[5]) entschuldigt er sich zwar, Arnauld d'Andilly zu wiederholen mit dem Hinweis darauf, daß er seiner Übersetzung eine korrektere Ausgabe zugrunde gelegt habe, aber in Nicole's Briefen liest man doch Klagen darüber[6]) und Boileau drückt sich im Brief an Maucroix folgendermaßen über dies Verfahren aus: „Il a eu la hardiesse, pour ne pas dire l'impudence de retraduire les Confessions de St. Augustin après Mss. de Port Royal et qu'étant autrefois leur humble et

1) Oeuvres Bd. 42 S. 359.

2) In der Vie d'Ant. Arn. Bd. 43 S. 311 und im chronologischen Verzeichnis ist sie vom Juli 1694 datiert. Boileau hat in seinem Brief an Maucroix die Daten der letzten Schriften Arn.'s nach seinem Belieben etwas verschoben, wenn er sich damit brüstet, daß Arn. zu seiner Verteidigung den letzten Federzug getan habe.

3) Es ist derselbe Dubois, der Port-Royal gegen Racine in Schutz nahm, der an der Pascal-Ausgabe beteiligt war, dem die Korrekturen am n. T. v. Mons unterbreitet werden sollten.

4) Vgl. Hist. de l'Ac. v. Pellisson et d'Olivet II. 284 u. Goujet II. 127.

5) 1. Ausgabe von vielen 1688.

6) Nicole: Essais de morale 1733, Bd. VIII. 92. Brief S. 256.

Digitized by Google

rampant écolier, il s'est tout à coup voulu ériger en maître." In Arn.'s Korrespondenz findet man nur Beweise dafür, daß er von Dubois mit Achtung und Wohlwollen als von einem Freunde spricht[1]) und in diesem und keinem andern Sinn richtete er auch sein letztes Schreiben an ihn.

Im Jahre 1694 hatte Dubois die Übersetzung der Predigten Augustins fertiggestellt, in einer langen Vorrede, auf die er besonders stolz war, die bestreitbare Ansicht vertreten, daß in Kanzelreden jegliche Art von weltlicher Beredsamkeit zu vermeiden sei und noch vor der Veröffentlichung Arn. ein Exemplar seines Werkes zur Beurteilung übersandt[2]). Beim Lesen der Vorrede war sofort der Widerspruch in Arn. aufgestiegen, und wie es ihm nach der Lektüre von Perrault's Schreiben gegen Boileau gegangen war, er kann sich auch diesmal nicht enthalten, Dubois den Freundschaftsbeweis einer eingehenden Widerlegung, besser Zerpflückung, seiner schönen Vorrede zu liefern. „On trouvera peut-être qu'il le pousse un peu vivement pour un ami; mais il ne croyait parler qu'à cet ami. Mais de plus, cette vivacité venoit en partie de l'amour qu'il avoit pour la vérité . . .[3]). In einem Brief vom 17. Juli bittet Arn. Mme de Fontpertuis das Schreiben an Dubois zunächst Bossuet vorzulegen, ehe es an den Adressaten abgehe; der Brief erreichte Dubois nicht mehr, da er bereits am 1. Juli gestorben war. Böse Zungen behaupteten, der Brief hätte sonst seinen Tod herbeigeführt; als sehr empfindliche Persönlichkeit hätte er die Vernichtung seiner Vorrede sicherlich nicht überlebt. Es besteht kein Zweifel darüber, daß dieser Brief so wenig wie der an Perrault für die Öffentlichkeit bestimmt war[4]), er hat aber das gleiche Schicksal gehabt. Unter dem oben angeführten Titel ist er bald nach Arn.'s Tode gedruckt und 1695 zum erstenmal veröffentlicht worden[5]), im Jahre 1700 hat er 2 Auflagen erlebt, von denen die eine von Bouhours besorgt wurde, der unter dem gleichen Titel die Schrift von Arn., 2 Briefe über Kanzelbered-

1) Vgl. Brief vom 26. Aug. 1666 I. 555 u. 24. Sept. 1693 III. 679.

2) Die Besprechung der Arbeit Dubois' im Journal des Savants ist datiert vom 7. Juni 1694. Bd. 22. S. 440.

3) Quesnel in Lettre sur la maladie et la mort de M. Arnauld, abgedruckt in Recueil de pièces pour la vie de M. Arn. Bd. 43, S. 57.

4) Vgl. Brief v. Quesnel v. Sept. 1694, abgedruckt b. Bonnefon Rev. d'Hist. lit. XII. S. 606 u. v. Arn. 17. Juli 1694.

5) Nach Basnage: Hist. des Ouvrages des Savants Febr. 1695 S. 285, war er in dem Monat unter der Presse. Besprechung im Journal des Savants ist vom März 1695. S. 164.

Digitized by Google

samkeit vom Bischof Sillery gegen den Pater Lamy und ein Antwortschreiben des Letzteren an den Bischof vereinigte und mit einer Vorrede versah [1]). Im Jahre 1730 ist Arn.'s Schrift noch einmal abgedruckt in einem Band verschiedener Schriften über Poesie und Eloquenz, von Bruzen de la Martinière veröffentlicht [2]).

Nach übereinstimmendem Zeugnis ist das lesende Publikum, das sich erst von Dubois' Gründen gegen Kanzelberedsamkeit hatte gefangen nehmen lassen, leicht durch Arn.' eines besseren belehrt worden [3]). Dans la réponse que M. Arn. fit à M. Dubois le nouveau système est foudroyé berichtet Olivet [4]) und gibt damit der allgemeinen Meinung Ausdruck. Die Kritiken, mit denen die Schrift bedacht worden ist, sind von jeher sehr günstig ausgefallen, vielleicht hat Boileau im Brief an Maucroix mit seinem enthusiastischen „il ne s'est rien fait en notre langue de plus beau ni de plus fort sur les matières de rhétorique" den Ton dafür angegeben. Basnage lobt die Schrift, Bayle rühmt die unverminderte geistige Kraft, die sich in der Schrift ausdrücke, Rollin nennt sie ein chef d'oeuvre [5]). Bouhours würde ihr sicher nicht die Ehre einer neuen Auflage haben zu Teil werden lassen, wenn er sie nicht für wertvoll gehalten hätte. Gibert [6]) bezeichnet in seinem Bericht über die von Bouhours veranstaltete Ausgabe Arn.'s Schrift als die bedeutendste unter den in dem Bande vereinigten und führt ein Urteil von Desbordes, dem Verfasser einer Schrift: De la meilleure manière de prêcher 1700 an, nach welchem Arn. schlagend und endgültig zugleich von der Berechtigung und Notwendigkeit rhetorischer Mittel in der Predigt überzeugt habe. Gibert's wohlwollende und achtungsvolle Kritik wird noch übertroffen von dem Jansenisten Goujet. Im 2. Band seiner bibliothèque française, wo er ungefähr 40 Autoren, die über Eloquenz der Kanzel geschrieben haben, behandelt, leitet er seine Betrachtung der Réflexions sur l'éloquence des prédicateurs mit folgenden Worten ein: Un des meilleurs ouvrages que l'on ait fait sur l'éloquence des Prédicateurs et peut-être absolument le meilleur,

1) Vgl. über diese Ausgabe Gibert: Jugements des Savants sur les Auteurs qui ont traité de la Rhétorique, im 8. Bande von Baillets Jugements des Savants, Amsterdam 1725. S. 336.

2) Goujet II. 144.

3) Vgl. auch Bossuet Oeuvres 1772—78 Brief vom 24. Juli 1694 Bd. XII S. 237.

4) Hist. de l'Ac. II. 284.

5) Angeführt in Arn. Oeuvres I. S. VI avis.

6) A. a. O. S. 336 ff.

Digitized by Google

est celui de M. Antoine Arnauld [1]) und weiß als Einzigen, der sich abfällig über die Schrift geäußert habe, wie Gibert nur Boissimon zu nennen. Wenn moderne Literarhistoriker die Schrift überhaupt erwähnen, so schließen sie sich den angeführten Urteilen an [2]).

II.

Der Grund zu Dubois Feldzug gegen weltliche Beredsamkeit in Predigten ist in Anzeichen einer Dekadenz zu suchen, welche sich am Ende des Jahrhunderts dieser Gattung nach einer Zeit schönster Blüte bemächtigt hatte. Es ist bekannt, daß gewichtigere Stimmen als die von Dubois schon in den achtziger Jahren auf diese Dekadenz hingewiesen haben, man vergegenwärtige sich gewisse kritische Bemerkungen in Fénelon's Dialogues sur l'éloquence; man denke an La Bruyère's Kapitel: Sur la Chaire, das fast nichts anderes als eine schneidende Satire auf die Modeprediger enthält. Eine neue Art Preziösentum war auf die Kanzel gestiegen, nachdem die berufensten Wortverkünder Bossuet—Bourdaloue sie verlassen hatten oder sich dazu anschickten. La Bruyère spricht von déclamateurs et rhéteurs, von amusements und spectacles, von épigrammes und madrigaux, wenn er Prediger und Predigt seiner Zeit schildert. Diese schöngeistigen Plänkeleien und rhetorischen Künste mußten oft die geistliche Armut der Predigt verdecken; als gälte es in eleganter Form eine literarische Aufgabe zu lösen, so näherte man die christliche Predigt dem weltlichen Moralvortrag. Dafür ist Fléchier, der bel esprit im Priestergewande, typisch, den man mit seinen platten, rhetorischen, gefühls- und gedankenarmen Predigten den Balzac de la chaire genannt hat [3]). Wenn man diese Dinge bedenkt, so ist Dubois' Einspruch und der Wunsch, eine Änderung in der Predigtweise herbeizuführen, ganz verständlich. Daß seine Vorrede auf Arn.'s heftigen Widerspruch und auch sonst auf schlechte Kritiken stieß, liegt vielleicht weniger in dem leitenden Grundgedanken, als an dem ungeschickten Aufbau der Schrift, den eine kurze Inhaltsangabe empfinden lassen wird.

Seine Ausführungen gliedern sich in 3 Teile, von denen der letzte verwirrenderweise widerruft, was in den beiden ersten vorgetragen worden war. Den 1. Teil könnte man den Schriftbeweis gegen Beredsamkeit nennen. Dubois macht die Schlichtheit der

1) S. 124.
2) Petit de Julleville (Gazier) V. 574.
3) Anatole Feugère: Bourdaloue, sa prédication et son temps, Paris 1889. S. 159.

Digitized by Google

Evangelien geltend, in deren Nachahmung sich die Kanzelredner mit einer einfachen Darstellung der Wahrheit begnügen sollten. Paulinische Aussprüche wie 1. Kor. 2. 1, 4, die sich dem Wortlaut nach trefflich eignen, und Augustin's improvisierte Predigten sollen gleichfalls zum Verzicht auf rhetorischen Schmuck anspornen; ein eifersüchtiger Gott würde seine Gnadenwirkungen sicherlich einer Predigt versagen, die sich auf menschliche Kunst aufbaut. In seinem 2. Teil führt Dubois einen Vernunftbeweis um die gleiche These. Er stützt ihn auf den Unterschied von intelligence und imagination und auf die verderblichen Wirkungen der letzteren. Im Menschen sind Denkkraft und Einbildungskraft nicht gleichmäßig entwickelt; die erstere, die edelste Gabe des Menschen, wird in der Kindheit und auch später mehr oder minder von der Einbildungskraft, der Quelle von Irrtümern und Leidenschaften überwuchert und in ihrer Aufnahmefähigkeit behindert. Nach Dubois wendet sich aber der Prediger mit seiner Lehre der rein geistigen, von allem Sinnfälligen weit entfernten Dingen nur an den Verstand seiner Zuhörer. Wie man die Eloquenz aus den Wissenschaften, aus Physik und Geometrie ausgewiesen hat, so muß sich auch der Prediger davor hüten, durch ihre Künste die Phantasie seiner Hörer zu entzünden und sich dadurch den Weg zu ihrem Verstande zu erschweren. „Les gens d'esprit" erfassen den wahren Kern der Dinge auch ohne daß er ihnen durch große Beredsamkeit nahe gebracht wird. Gegen den selbst erhobenen Einwand im 3. Teil, daß die Predigt dann zu einem trockenen Bericht herabsinken würde, tritt nun Dubois mit der Behauptung hervor, daß er mit all seinen Gründen nur die falsche Beredsamkeit habe treffen wollen, die er folgendermaßen schildert: Que veulent dire ces antithèses et ces métaphores perpétuelles? Ces jeux de mots, ces tours, ces traits d'esprit, ces descriptions, ces portraits, jusques sur des choses où il ne faut que bien peindre le mal pour l'inspirer? Ces recherches si fines et si curieuses, qui nous découvrent et nous dépeignent le jeu de nos passions et de notre amour propre; mais d'une manière qui bien loin de nous en guérir, ne fait que nous les rendre plus aimables? Er stellt ihr die echte gegenüber, die Propheten, Apostel und Heilige bekundet haben, die jedem von seinem Stoff erleuchteten und erwärmten Prediger spontan aus dem Herzen strömt und die nie ihren Eindruck verfehlt[1]). Da er aber bis dahin die schwierige

1) Ähnlich hatte La Bruyère S. 335 (éd. Flammarion) gesagt: C'est avoir de l'esprit que de plaire au peuple dans un sermon par un style fleuri, une morale

Digitized by Google

Scheidung zwischen guter und schlechter Beredsamkeit nie versucht hatte, so erweckt diese Einschränkung Unklarheit über seine Idee von einer guten Predigt und verwischt nicht den Eindruck, als habe er die Beredsamkeit überhaupt aus der Predigt verbannen wollen. Arn. 363 hält ihm dies folgendermaßen vor: Vous avez si peu expliqué quelle est l'éloquence dont vous ne voudriez pas qu'on se servît dans la Chaire, qu'il est bien difficile de le deviner: car si on s'arrête à la première et à la seconde Partie de votre Discours, on sera porté à croire que vous bannissez toute Eloquence de la Chaire; ce qui est tout-à-fait contraire à St. Augustin; et si on veut corriger cette dureté par la derniere partie, on ne sera guère plus avancé, puisqu'on n'aura pas moins de peine à comprendre distinctement quelle est cette bonne éloquence que vous n'en bannissez pas.

Wenn es also Dubois nicht gelungen war, sich ganz unzweideutig auszudrücken, so läßt sich doch zwischen den Zeilen lesen, daß seine Schrift nur der Bekämpfung der erwähnten Schäden gewidmet war. Basnage[1]) hat ihn so verstanden qu'il n'en veut qu'à cette éloquence mondaine, à cette éloquence coquette et fardée que la vanité des Predicateurs porte dans la Chaire. Il blâme les traits d'esprit trop étudiez, les recherches trop fines et les descriptions trop ingenieuses dont ils affectent de parer leurs Sermons . . . Il n'attaque donc apparemment que les Predicateurs qui ne songent qu'à plaire et à se faire admirer et qui ne travaillent à l'édification du peuple que par rapport à la reputation qui leur en revient. Der früher erwähnte Boissimon hatte in seinen „Dialogues sur les beautés de l'ancienne éloquence" die ihm von Goujet bestrittene Meinung geäußert, daß Arn. die Ideen Dubois nicht richtig erfaßt und in seinen Widerlegungen an ihm vorbeigeredet habe; Dubois habe nur eine bestimmte Art von Beredsamkeit angegriffen, Arn. aber sei für die ganze Gattung eingetreten[2]). Auch ich kann mich diesem Eindruck nicht entziehen. Aber wie weit auch Arn.'s Widerspruch gegen den leitenden Grundgedanken von Dubois berechtigt sein mag, die Unklarheiten in der Anlage der Schrift und eine mangelnde Beweisführung in ihren einzelnen Teilen waren jedenfalls dem strengen Logiker unerträglich gewesen; wie

enjouée, des figures réitérées, des traits brillants et de vives descriptions; mais ce n'est point en avoir assez. Un meilleur esprit néglige ces ornements étrangers indignes de servir à l'Evangile; il prêche simplement, fortement, chrétiennement.

1) Histoire des Ouvrages des Savants, Avril 1695. Bd. XI. S. 359.

2) Vgl. darüber Gibert u. Goujet a. a. O.

Digitized by Google

seinem Freunde Boileau „la haine d'un sot livre" die Feder spitzte, so ihm „l'aversion naturelle qu'il avait des mauvais raisonnements". Er handhabt in der Schrift Réflexions sur l'Éloquence des Prédicateurs zum letztenmal seine polemische Methode mit der ihm eignen Gewandtheit und Kraft; dem Gegner wird kein schiefes Argument, kein falsch interpretiertes Bibelwort, kein unglücklicher Ausdruck durchgelassen. Vielleicht macht sich, wie häufig, eine ermüdende Wiederholung gleicher Argumente störend bemerkbar und eine ärgerliche Pedanterie, den Gegner auch in Kleinigkeiten ins Unrecht zu setzen. An der Hand dieser eingehenden Widerlegung Dubois' bietet Arn.'s Schrift eine warme Fürsprache für Beredsamkeit in Predigten.

Die Tatsache dieses Eintretens Arn.'s für Eloquenz und Rhetorik ist interessant und verdient hervorgehoben zu werden.

Wenn Dubois vor Anwendung der Eloquenz in Predigten warnt, weil sie sich an die Phantasie wendet, an diese in dem verstandesmäßigen 17. Jahrh. so verschriene Fähigkeit, die gern la maîtresse d'erreur, la folle du logis genannt wird, so stößt er damit in das allgemeine Horn. Die raison herrschte und sollte nach dem Willen der Zeitgenossen eben auf allen Gebieten herrschen. Nach den gewaltig ergreifenden Predigten eines Bossuet lauschte das Pariser Publikum mit fast noch größerem Eifer 30 Jahre lang dem kühlen, sachlichen Dialektiker Bourdaloue, der soviel häufiger an den Verstand als an das Gefühl appellierte und mit seiner Scheu vor leerer Rhetorik sicher ein Prediger nach Dubois' Herzen war.

Man ist mit Recht gewohnt auch Arn. als einen der vollkommensten Vertreter des vernunftbeherrschten Jahrhunderts anzusehen. Auch sein Gesamtwerk ist das eines Dialektikers; zu Herz und Gemüt reden nur seltene Stellen in seinen Briefen. Feugère [1]) hat in einer höchst anziehenden Parallele zwischen Bourdaloue und Arn. darauf aufmerksam gemacht, daß beide Männer von ihren Zeitgenossen mit dem Beinamen le Grand bedacht worden sind, weil sie dem Geist ihrer Zeit vollendeten Ausdruck gaben. Ils sont les deux plus intrépides raisonneurs de l'époque. Er suggeriert das Bild eines Arnauld, der in Bourdaloue auf der Kanzel stehe. Auch Ste. Beuve hat die Meinung ausgesprochen, daß Arn. sicherlich der Predigtweise Bourdaloue's Beifall gespendet hätte, wenn er ihn gehört hätte [2]). Nach der Schrift

1) a. a. O., S. 153.

2) Vgl. Feugère, S. 18.

Digitized by Google

Réflexions sur l'éloquence des Prédicateurs scheint das aber nicht so sicher. Sie fügt Arn.'s Bild einen neuen Zug hinzu. In seinen Schriften verzichtet er gewiß auf rhetorischen Schmuck, denn hier sollte das geschriebene Wort den Leser bei ruhiger Überlegung antreffen und ihm irgend eine Erkenntnis vermitteln. Seine oft betonte Gleichgültigkeit gegen formale Schönheiten verließ ihn aber, wenn es sich darum handelte, Seelen für das Himmelreich zu gewinnen. Hierbei muß der ganze Mensch erfaßt, zu Gefühl, Herz und Verstand gesprochen werden. Durch die Macht des Wortes, durch warme ermutigende, fortreißende Beredsamkeit muß die Seele in Schwingungen versetzt werden, die Stimmung für Sinnesänderung, für Willensakte vorbereitet werden. Aus dieser Erkenntnis heraus tritt Arn. mit Nachdruck für ihre Anwendung in Predigten ein.

Es soll hier nicht der ermüdende Versuch gemacht werden, Arn. in die Einzelheiten seiner Argumentation gegen Dubois zu folgen[1]), nur in großen Zügen sollen gute Gründe und feine Gedanken hervorgehoben und dann auf Grund dieser Schrift und der Kenntnis seines Wesens die Frage beantwortet werden, wie man sich ihn vorzustellen gehabt hätte, wenn es ihm einmal beschieden gewesen wäre, den Schreibtisch mit der Kanzel zu vertauschen und wenn er, statt sich mit theologischen Spitzfindigkeiten abzumühen, dem Volke die großen christlichen Wahrheiten zu verkünden gehabt hätte.

Wie gewöhnlich folgt Arn. der Anordnung seines Gegners. Aus seinem 1. Teil werden Dubois die Gründe, sich auf die Evangelien, auf Paulus, auf Augustin zu berufen, einer nach dem anderen entzogen. Wenn Dubois die Prediger auf die Schlichtheit der Evangelien verweise, so bedeute das nichts anderes, als jegliche Art von Beredsamkeit aus der Predigt zu bannen und somit eine, eines Jansenisten unwürdige Auflehnung gegen Augustin 378: St. Augustin ayant parlé si avantageusement de l'utilité de l'éloquence dans la Prédication de l'Evangile, est-il permis à un homme qui se fait honneur d'être de ses disciples, de raisonner contre son Maître, et de lui opposer des passages de l'Ecriture qu'il a dû croire que ce Saint a mieux entendu que lui? Der einfache und zwingende Gedanke Augustin's, daß man sich der Beredsamkeit ebensogut zur Erreichung guter Zwecke bedienen dürfe, als sie zu

1) Kurze Inhaltsangaben der Schrift finden sich im Journal des Savants, 7. März 1695, bei Gibert und Goujet.

Digitized by Google

bösen angewandt werde, kehrt wie ein Refrain ständig wieder. Augustin empfiehlt eine durch Mühe und Studium gewonnene Beredsamkeit ausdrücklich; um der mangelhaften Kenntnis Dubois' von des großen Kirchenfürsten Ansichten darüber abzuhelfen, beginnt Arn. seine Ausführungen mit einer kurzen Zusammenstellung augustinischer Gedanken, wie er sie dem 4. Buch der christlichen Lehre entnommen hat: Augustin, der seine Laufbahn als heidnischer Rhetor begonnen hat, zieht, zum Christ geworden, immer noch den redegewandten Prediger dem schlichten vor und rät dem letzteren, seiner eignen Wortarmut durch reichlichen Gebrauch des Schriftwortes abzuhelfen. Die kanonischen Schriftsteller haben über eine ihnen eigene Eloquenz verfügt; seit dem Versagen der urchristlichen Geistesquelle sind die Verkünder des Wortes auf eine andere Art von Beredsamkeit angewiesen; sie müssen sich die Lehren der weltlichen Rhetoriker aneignen oder besser noch redegewandte Vorbilder studieren, um möglichst vollkommen ihrer dreifachen Pflicht zu genügen: die Wahrheit zu lehren, sie angenehm zu machen, sie ergreifen zu lassen. Oder mit anderen Worten: die Wirkung zu erzielen, daß man ihnen intelligenter, libenter, obedienter zuhört. Für seine dreifache Aufgabe stehen dem Prediger drei Stilarten zur Verfügung; der einfache Stil, der sich mit klaren, verständlichen Worten für den Unterricht eignet, für die allgemeine Paränese der getragene Stil, der glänzende Worte gestattet und nur bei eindringlichen Gewissensrufen darf sich der Prediger zu den starken Ausdrücken des erhabenen Stils hinreißen lassen. Mehr als alle rhetorische Kunst trägt das vorbildliche Leben des Predigers zur Wirkung seiner Predigten bei, wenngleich auch nicht verkannt werden darf, daß die beredte Predigt eines unordentlich lebenden Predigers, der sich selbst zum Gericht spricht, für seine Zuhörerschaft doch von Nutzen sein kann.

In der Berufung auf Paulus war Dubois nicht glücklicher gewesen. Es ist Arn. ein Leichtes, ihm nachzuweisen, daß Paulus mit seinen Worten 1. Kor. 2, 2: „ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter Euch ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten" (Luther) ausdrücken wollte, nur Christus allein sei Kern und Stern seiner Predigt und daß Dubois den fundamentalen Fehler begeht, in seinen Ausführungen über Eloquenz Stoff und Form zu verwechseln, wenn er aus diesem Wort das Gebot einer einfachen Predigt herleiten will. Das gleiche gilt für die Berufung auf 1. Kor. 1, 21[1]). Die scheinbar beweiskräftigeren Verse 1. Kor. 2, 1:

1) Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht

Digitized by Google

„da ich zu Euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, Euch zu verkündigen die göttliche Predigt" und Vers 4: „mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft" können nach Arn. der jetzigen Zeit auch keine Vorschriften mehr machen. Wenn man wie Paulus die Wahrheit der Lehre an Geistes- und Wunderbezeugungen erweisen kann, so läßt sich leicht auf Unterstützung durch rhetorische Mittel verzichten, die dem weniger reichen, modernen Prediger unentbehrlich sind. Wenn durch die besagten rhetorischen Mittel die Predigt einem akademischen Vortrag gleichkommen sollte, so ist das in Arn.'s Augen kein Nachteil, eher ein Erfordernis, das auch die Akademie dadurch ausdrückt, daß sie manchmal eine Predigt gleich einem weltlichen Vortrag preiskrönt.' Die Besorgnis Dubois', daß ein beredter Prediger den Erfolg seiner Worte eigener Kunst und nicht der göttlichen Gnade zuschreiben könne, begegnet Arn. mit einer berichtigten Auffassung der Gnadenlehre. Es sei ein Irrtum zu denken, sie fordere zur Untätigkeit auf; gerade das Vertrauen auf die göttliche Gnade schärft die Gewissenspflicht, alle Kräfte anzuspannen. Das lehrt das Beispiel Paulus', der sich selbst in der Predigt ermüdete und seine Schüler zum eindrucksvollen Predigen antrieb[1]). Augustin, dessen beredteste Predigten von sichtlichem Erfolg begleitet wurden, z. B. als er ein Volk von der barbarischen Sitte, sich mit Steinen zu werfen, abbrachte, lehrt andrerseits, daß Gott auch der rhetorisch gepflegten Predigt seine Gnadenwirkungen nicht versagt.

Die weiteren réflexions, die sich auf Dubois' 2. Teil beziehen, enthalten philosophische Ausführungen. Wie erwähnt, hatte Dubois vor Beredsamkeit in Predigten gewarnt, weil sie die von den trügerischen Sinnen abhängige Einbildungskraft errege, jene Quelle von Irrtümern, die Dubois le poison de l'intelligence nannte und damit die geläufige Ansicht vertrat. Hieraus schöpfte Arn. den Anlaß, seine Ideen über Denken und Vorstellen zu entwickeln. Er definiert ähnlich wie Dubois, die Einbildungskraft als die Fähigkeit des Geistes, Gegenstände vorzustellen auf Grund der Sinneswahrnehmung; ihr unterstehen also nur sinnliche, bestimmte, konkrete Dinge; Universalia sunt tantum in intellectu, wie auch Urteilen und Begründen Sache des Intellekts ist. Arn. folgert nun, daß

erkannte, gefiel es Gott wohl durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.

1) Arn. zitiert 2. Tim. 4, 2.

Digitized by Google

man die Einbildungskraft nicht une faculté fort dangereuse nennen darf, on doit reconnoître que c'est une faculté bonne en soi, qui nous a été donnée de Dieu . . . on ne lui doit attribuer ni erreur ni vérité, parce que la vérité et l'erreur ne se trouvent que dans nos jugements et que l'imagination ne juge de rien 381. Man darf sie nur für Gelegenheitsursache von guten oder schlechten Wirkungen halten; ihre schlechten Folgen sind zu fürchten, wenn aber der Prediger mittels seiner Beredsamkeit an sie appelliert, wird sie sicherlich Gelegenheitsursache nur guter Folgen sein. Sie erweist sich als unentbehrlich, weil die meisten Menschen, wie auch Dubois betonte, nicht Gnostiker sind, die zur Erkenntnis der Wahrheit durchdringen, sondern Pistiker, deren Glaube auf dem Hören des Wortes — fides ex auditu — also auf einer Funktion der Vorstellungskraft beruht. So hatte auch Augustin unterschieden: Quod intelligimus debemus rationi, quod credimus auctoritati, 399. Vouloir bannir l'imagination de la Prédication de la foi, c'est une voie d'erreur et d'illusion, qui attribuant à l'homme une force qu'il n'a point, ne fait servir une fausse crainte qu'il ne s'égare, qu'à le faire égarer davantage.

Auch die von Dubois bedauerte Diskrepanz zwischen den Hörern, den gens d'imagination und dem rein geistigen Inhalt der Predigten kann Arn. nicht zugeben. Er macht darauf aufmerksam, daß die Predigt häufiger als mit geistigen Dingen sich mit sinnfälligen zu befassen habe, alles was z. B. auf Christus als Mensch Bezug hat, kann dem Menschen nur auf dem Wege der Einbildungskraft nahe gebracht werden. Gott selbst, der sich in Christus sichtbar machte[1]), der Heiland, der, sich dem Verstand der geistlich Armen anpassend, in Bildern vom guten Hirten, vom Hochzeitsmahl und den anvertrauten Pfunden sprach — tous ses discours sont pleins de voiles et de figures — die Apostel, die durch Wunder und Taten, die Kirche, die durch Bilder, Gesang und Dichtung auf die Sinne wirkt, alles weist darauf hin, daß auch der Prediger keinen Fehler begeht, wenn er durch das Feuer der Beredsamkeit die Einbildungskraft erregt. Ans Herz muß er sich damit wenden, das Dubois in seinem Unterschied zwischen gens d'imagination und gens d'esprit ausgeschaltet hatte, eine trockene verstandesmäßige Darstellung der Wahrheit genügt nicht, um jemand von Leidenschaften zu befreien. Alle diese Einzelheiten müßten

1) S. 387. Or y a-t-il rien qui puisse remuer notre imagination d'une maniere plus vive, que cet étrange spectacle d'un Dieu mourant en croix pour nos péchés?

Digitized by Google

Dubois zu bedenken geben, daß seine Gründe gegen Beredsamkeit auf den schlechten Wirkungen der Einbildungskraft nur sehr unsicher basiert sind.

Auf den letzten Seiten seiner Schrift beschäftigt sich Arn. damit, die erwähnten Widersprüche Dubois' aufzudecken und seine Definition der guten Beredsamkeit zu prüfen. Dubois hatte gesagt: La vraie éloquence est celle qui se trouve nécessairement dans tout homme de bon esprit, qui sait bien parler et qui est bien plein et bien pénétré de sa matière und hatte noch mehrfach die angeborene Gabe der Rede und die innere Überzeugung gefordert, der sich Worte und Beweise mühelos darbieten und für die sich alle Anstrengungen erübrigen. Damit ist Arn. nicht einverstanden. Nicht nur, daß er wie ein gelehriger Schüler Bouhours' den Sinn dieser einzelnen Ausdrücke, bon esprit — savoir bien parler — être pénétré de sa matière — bemängelt und sie alle zweideutig findet, die ganze Behauptung findet er, an Augustin gemessen, falsch, denn nach diesem machen eine gewöhnliche Dosis Verstand, die Leichtigkeit des Wortes und der Wunsch, die Wahrheit zu künden, nur einen Prediger wirklich beredt, wenn sich ihm noch Kunst und Studium, Lehrer und Vorbilder dazu gesellen.

Wie man sieht, Arn.'s erstes und letztes Wort ist Augustin. Es ist nur zu verständlich, daß bei dem innigen Schülerverhältnis zwischen Augustin und den Jansenisten des großen Meisters Lehren auch in diesen äußeren Dingen als Richtschnur galten. Sie zu befolgen wäre für Arn. selbst nicht schwer geworden. Sein sittenstrenges, auch von den ärgsten Feinden als exemplarisch anerkanntes Leben bot die Erfüllung der vornehmsten Bedingung. Dazu kam ein in der Tradition seiner Familie empfangener, durch St. Cyran geleiteter und in eigner Überlegung und Erfahrung gereifter fester Glaube; jener mit Bekennermut gepaarte Wahrheitssinn, der selbst um den lockenden Preis der Rückkehr in die Heimat sich nicht zum Schweigen bewegen ließ; als Erbteil vom Vater die Glut der Überzeugung und das mit fortreißende Wort, verbunden mit jener ureignen Geistesschärfe und Logik, der niemand sich entziehen konnte [1]), eine Arbeitsfreudigkeit und Unermüdlichkeit die fragte: N'avons-nous pas l'éternité pour nous reposer? [2]) und mit der er sich eine Kenntnis der heiligen Schrift, der Kirchenväter,

1) E. Griselle: Silhouttes Jansénistes. Rev. d'hist. lit. XVII, 431. M. Arnauld accable; il est difficile de ne point se rendre à ses raisons.

2) Ste. B. Port. cont. I. 231.

Digitized by Google

Katenen und Kommentare abgeeignet hatte, die jeden Leser seiner Werke mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Mit diesem Schatz von Anlagen und Errungenschaften zur Verkündigung des Wortes ausgerüstet, hätte er doch nicht geglaubt, sich gegebenenfalls nur der Inspiration des Augenblicks hingeben zu können. Viel Mühe und Fleiß hätte er auf die Vorbereitung seiner Predigt verwandt, er hätte, wie er mit Paulus häufig sagte, gepflanzt und gegossen, aber avec humilité et en reconnaissant . . . que c'est Dieu qui fait tout . . . et qui donne l'accroissement, 372. Im Besitz einer grammatikalisch korrekten Sprache und rhetorischen Ausbildung hätte er in gewählten, gewinnenden Worten, mit berechneter Wirkung, aber unter Verzicht auf billige rhetorische Mittel, seine Zuhörer zu fesseln gesucht, den Grad des Pathos und der Eindringlichkeit je nach dem Publikum abgestimmt, ob er das leicht zerstreute und anspruchsvolle von Paris, oder schlichte, empfängliche Nonnen von Port-Royal vor sich gehabt hätte. In seiner Erkenntnis, daß der Prediger nicht den Verstand befriedigen, sondern den Glauben befestigen soll, hätte er alle Mittel, zur Einbildungskraft zu reden, versucht, treffende Vergleiche, packende Bilder, eindringliche, persönliche Ermahnungen angewandt, um der ergriffenen Seele Entschließungen abzuringen, die eine kühle, verstandesmäßige Darlegung der Heilsnotwendigkeiten nicht erreicht, 393; er hätte, wie in seinen Seelsorger-Briefen, wohlwollend und väterlich von Herz zu Herz gesprochen und sich als Kanzelredner das Wort verdient, das Bossuet für den ganzen Jansenismus prägte:

„Il charma la fleur de l'école et de la jeunesse."

Literaturverzeichnis.

(Nur die häufiger zitierten Werke sind hier verzeichnet.)

I. Texte.

Arnauld: Oeuvres Paris-Lausanne 1774—81.

Andry de Boisregard: Reflexions sur l'usage present de la Langue Françoise. Amsterdam 1715.

Barbier d'Aucourt: Sentiment de Cleante sur les Entretiens d'Ariste et d'Eugene. Paris 1671.

Bossuet: Oeuvres, éd. 1772—78. Paris.

Digitized by Google

Bouhours: Les Entretiens d'Ariste et d'Eugène. Paris 1671.
„ Remarques nouvelles sur la Langue fr. Paris 1682.
„ Suite des Remarques nouvelles sur la L. fr. Paris 1692.
Fr. de Callières: Du bon et du mauvais usage dans les manières de s'exprimer; des façons de parler bourgeoises. Paris 1694.
Fénelon: Lettre à l'academie, éd. Cahen, Paris Hach. 1902.
Malherbe: Oeuvres, éd. Lalanne 1862—69.
Nicole: Essais de morale, Paris 1733, Bd. VIII.
Pascal: Lettres Provinciales, éd. Havet 1887.
„ Pensées, éd. Havet 1887 u. andere.
Patru: Oeuvres diverses, 3.e éd. Paris 1714.
La Bruyère: Les Caractères, éd. Flammarion.
Perrault: Apologie des Femmes mit Vorrede, éd. Amsterdam-Braakmann (in einer Satirensammlung).
Régnier-Desmarais: Traité de la Grammaire Françoise. Paris 1706.
Racine: Oeuvres, éd. Mesnard.
Thoynard: Discussion de la Suite des Remarques nouvelles du P. Bouh. sur la langue françoise, pour défendre ou pour condamner plusieurs passages de la Version du Nouv. Test. de Mons et principalement ceux que le P. Bouhours y a repris. Paris 1693.
Vichard de St. Réal: De la Critique. Oeuvres Bd. III Nouv. éd. La Haye 1726.
Vaugelas: Remarques sur la Langue Françoise, nouv. éd. par A. Chassang. Versailles-Paris 1880.
Remarques et Décisions de l'Académie Françoise, recueillies par M. L. T. (Tallemand). Paris 1698.

II. Literarhistorische Werke.

a) 17. und 18. Jahrhundert.

Baillet: Jugemens des Savans éd. La Monnoye, Amsterdam 1725.
Bayle: Dictionnaire historique et critique, Art. Arnauld.
Basnage: Histoire des Ouvrages des Savants.
— Journal des Scavans.
Gibert: Jugements des Savants sur les Auteurs qui ont traité de la Rhetorique. Im 8. Bde. von Baillet's Jugemens des Savans.
Goujet: Bibliothèque françoise ou Histoire de la Lit. fr., Paris 1741.
Quesnel: Histoire abrégée de la Vie et des Ouvrages de Mr. Arnauld ou question curieuse . . . Cologne 1695.
Rich. Simon: Histoire critique des Versions du n. Test. Rotterdam 1690.
Pellisson et d'Olivet: Histoire de l'Académie française, éd. Livet, Paris 1858.

b) Moderne Werke.

F. Brunot: Histoire de la Langue française. Bd. III. La Formation de la langue classique 1. u. 2.
Bd. IV. La Langue classique 1660—1715.
Bd. V. Le Français en France et à l'Etranger.
F. Brunot: La Doctrine de Malherbe, d'après son Commentaire sur Desportes. Paris 1891.

Digitized by Google

A. de Blignières: Essai sur Amyot et les traducteurs français au 16e s. Paris 1851.
Bonnefon: Charles Perrault in Rev. d'hist. litt. Bd. XI, XII, XIII.
A. Cognet: Antoine Godeau. Paris 1900.
G. Doncieux: Un Jésuite homme de lettres au 17e. s., le Père Bouhours, Paris 1886.
A. Darmesteter: De la Création actuelle de mots nouveaux dans la Langue française et des lois qui la régissent. Paris 1877.
A. Feugère: Bourdaloue, sa prédication et son temps. Paris 1889.
Fournel: La littérature indépendante et les écrivains oubliés au 17e. et 18e. s. Paris 1862.
A. François: La Grammaire du Purisme et l'Académie française au 18e. s. Paris 1905.
K. Bopp: Arnauld der Große als Mathematiker, in Abh. z. Gesch. d. math. Wiss. 14. Heft, 1902.
Flamini: / Zingarelli: } Storia letteraria d'Italia. Il Trecento. Il Cinquecento.
A. Farinelli: Dante e la Francia. Milano 1908,
E. Griselle: Silhouettes Jansénistes in Rev. d'hist. lit. Bd. XVII, XVIII.
Hennebert: Histoire de la traduction française au 16e et 17e s. Gand 1858.
A. Haase: Syntax des 17. Jahrhunderts. Oppeln u. Leipzig 1888.
G. Lanson: Histoire de la Littérature française. Paris 1903.
„ L'Art de la Prose. Paris 1911.
Marie Minkwitz: I. Der Purismus bei Übersetzern, Lexikographen, Grammatikern und Verfassern von Observations.
II. Gilles Ménages u. seine Observations sur l. langue fr. Diss. Berlin 1897.
Pétavel: La Bible en France. Paris 1864.
H. Rigault: Oeuvres I. Histoire de la Quérelle des Anciens et Modernes. Paris 1859.
Th. Rosset in Annales de Grenoble, Bd. 20, 1908. 1. Le P. Bouhours, critique de la Langue des écrivains jansénistes. 2. Le P. Bouhours, continuateur de Vaugelas. 3. Le P. Bouhours, théoricien du style classique.
Ste. Beuve: Port-Royal. 5. Aufl. 1888.
„ „ Causeries du Lundi. Portraits contemporains.
H. Sternischa: Deux Grammairiens de la Fin du 17e s. L. Aug. Alemand et Andry de Bois Regard, Thèse. Paris Grenoble 1913.
J. Trénel: L'Ancien Testament et la Langue fr. du moyen-âge VIIIe—XVe s. Paris 1904.
Thurot: De la prononciation française depuis le commencement du 17e s. d'après les témoignages des grammairiens. Paris 1881.
Ch. Urbain: Nic. Coeffeteau, dominicain, évêque de Marseille. Un des Fondateurs de la Prose française 1574—1623. Paris 1893.
Wüllenweber: Vaugelas und seine Kommentatoren. Programm 1877.

III. Wörterbücher.

Neutestamentliche Wörterbücher gr.-dtsch. von Ebeling, Preuschen.
Cremer: Bibl.-theol. Wörterbuch der neutest. Graezität.
Grimm: Lexikon graeco-latinum in libros n. t.

Digitized by Google

Stephanus: Thesaurus graecae linguae, ed. Hase-Dindorf.
Forcellini: Totius Latinitatis Lexicon.
Ducange: Glossarium mediae et infiniae latinitatis.
Wörterbücher v. Menge, Georges, Pape, Menge-Güttling. Gr.-dtsch., lat.-dtsch.
Tachard: Dictionarum novum latino-gallicum 1693.
Pomey: Le grand dictionnaire royal
1. fr.-lat.-allem.
2. lat.-allem.-fr.
3. allem.-fr.-lat. 5e 6d. 1715.
Trévoux: Dictionarum latino-gallicum 1752.
Richelet: Dictionnaire français. Genève 1693.
Academie: Dictionnaire, 1. u. 7. Ausgabe 1694, 1878. Abgekürzt A_1 A_7.
Trévoux: Dictionnaire universel français et latin. Paris 1752.
Littré: Dictionnaire de la langue française 1873.
Hatzfeld-Darmesteter-Thomas: Dict. général de la langue fr. Abgekürzt H.D.T.
Godefroy: Dictionnaire de l'ancienne Langue française 1881.
La Faye: Dictionnaire des Synonymes de la l. fr. 1897.

IV. Bibelübersetzungen.

Le nouv. Testament Lyon Arnoullet 1550 (Olivétan?).
" " " Genève Samuel de Tournes 1659.
" " " de la traduction des Docteurs de Louvain 1699.
" " " traduit par le Père Amelote, prestre de l'Oratoire 1666.
La sainte Bible. Version J. F. Ostervald 1877.
Le nouv. Testament. Version Stapfer, Paris 1899.
La Sainte Bible. Version Oltramare 1913.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 67

I. Arnauld's Beitrag zur Sprachkritik.

I. Stellung der Jansenisten und Jesuiten zur Sprache und ihre Verdienste um dieselbe 69

II. Geschichte der jansenistischen Bibelübersetzung und Anlaß der Schrift von Arnauld: Règles pour discerner les bonnes et les mauvaises critiques 76

III. Charakteristik der Schrift und ihrer Gegenschrift 81

IV. Analyse der sprachlichen Bemerkungen 84
a) Semantische Bemerkungen 85
b) Übersetzung von termes consacrés 97
c) Lexikalische und stilistische Bemerkungen 108
d) Syntaktische Bemerkungen 117

V. Arnauld's Kritik an der Theorie vom Sprachgebrauch 123

Digitized by Google

2. Arnauld's literarische Kritik 169

3. Arnauld's Beitrag zur Rhetorik.

I. Anlaß und äußere Geschichte der Schrift: Réflexions sur l'Eloquence des Prédicateurs 184

II. Analyse der Schrift 187

Literaturverzeichnis 196

Digitized by Google

805
R76
FEB 23 1926

ROMANISCHE FORSCHUNGEN

ORGAN

FÜR ROMANISCHE SPRACHEN, VOLKS- UND MITTELLATEIN

BEGRÜNDET VON PROF. DR. KARL VOLLMÖLLER

HERAUSGEGEBEN

VON

RUDOLF ZENKER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK.

XXXIX. Band, 2. Heft.

Inhalt.

	Seite
Homuth, Wilhelm, Vom Einfluß des Lehnswesens und Rittertums auf den französischen Sprachschatz	201—266
Esser, Wilhelm, Beiträge zur Geschichte des Irrealis in Italien	267—314

(Ausgegeben im November 1925.)

ERLANGEN.

Verlag von Junge & Sohn.

1925.

Digitized by Google

Digitized by Google

Coyl
Harr.
3.23.26
sub.

Vom Einfluſs des Lehnswesens und Rittertums auf den französischen Sprachschatz.

Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen.

Von

Wilhelm Homuth.

> Alle sprachwissenschaftliche Arbeit ist immer auch kulturgeschichtliche Arbeit.
>
> Friedrich Kluge.

> Die Wortbedeutung bequemt sich immer der jeweiligen Kulturstufe an.
>
> Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte.

Lehnswesen und Rittertum sind zwei den mittelalterlichen Staat beherrschende Faktoren. Beide greifen mannigfach ineinander über, gingen doch die Ritter hervor aus den Ministerialen (d. h. den Gefolgsleuten der Könige und Fürsten), denen für ihre Dienste Hoflehen verliehen waren.

Bei der hohen Bedeutung von Lehnswesen und Rittertum ist es wohl angebracht, auch einmal die Einwirkungen, die sie auf den französischen Sprachschatz ausübten, festzustellen. Diese liegen im wesentlichen auf dem Gebiet der Bedeutungslehre. Es handelt sich zunächst um Einzelwortforschung. Dabei zeigt sich, daß die Wortgeschichte nicht zu trennen ist von der Sachgeschichte.

Für die Untersuchung ist das historische Prinzip ausschlaggebend. Es kommen hauptsächlich folgende Gesichtspunkte in Frage: Ist ein Wort durch Lehnswesen oder Rittertum erst — mit der Sache — aus einer anderen Sprache in die französische eingedrungen?

Oder aber: in welcher Weise ist ein bereits vorhandenes Wort durch Lehnswesen oder Rittertum in seiner Bedeutung verändert worden? — Bei der Beantwortung dieser Frage setzt eine der Hauptaufgaben der historisch gerichteten Semasiologie ein.

Endlich: Wie hat sich die Bedeutung infolge des Untergangs von Lehnswesen und Rittertum gewandelt? Anders gewendet: In-

Digitized by Google

wiefern haben Ausdrücke der modernen Sprache ihre Wurzel im Lehnswesen oder Rittertum? — Das ist von ganz besonderer Wichtigkeit für die Wortgruppenforschung, zu der sich die Einzelwortforschung ausweitet.

Eine Untersuchung des Bedeutungswandels, die so den Einfluß einer Gesellschaftsklasse, einer sozialen Schicht, auf die Gemeinsprache ins Auge faßt, mehrt unser Wissen um das Werden der Sprache; denn sie zeigt auf, wie in dieser Anschauungen und Bräuche einer vergangenen Epoche ihren Niederschlag gefunden haben und in neuen Verhältnissen angepaßten, darum heute oft mißverstandenen Ausdrücken und Wendungen nachwirken. Zum andern verhilft sie schwer verständlichen Erscheinungen auf dem Gebiet der Sittengeschichte zur Lösung und wird noch wertvolle neue kulturhistorische Einsichten vermitteln können.

Quellen-Nachweise.

Grundlegend für die ganze Arbeit:

W. Meyer-Lübke, Französische Bedeutungslehre; Vorlesung, gehalten im Winter-Semester (1919—)1920 an der Universität Bonn.

Wendelin Foerster, Kristian von Troyes. Wörterbuch zu seinen sämtlichen Werken. Halle a. S. 1914.

Karl Warnke, Die Lais der Marie de France, Glossar, Bibliotheca Normannica III. Halle a. S. 1900.

Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, 2 Bde., Leipzig 1879. 1880.

Caroli du Fresne, Domini du Cange Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis.

Frédéric Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialects du IXe au XVe siècle, Bd. 1—10, Paris 1880—1901.

É. Littré, Dictionnaire de la langue française, 4 Bde., Paris 1877.

K. Sachs-Villatte, Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, Berlin-Schoeneberg.

Friedrich Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, 4. Ausg., Bonn 1878.

W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch, Heidelberg 1911.

Kulturhistorische Darstellungen.

M. Pfeffer, Die Formalitäten des gottesgerichtlichen Zweikampfs in der altfranzösischen Epik. Zeitschrift für Romanische Philologie. 1885, IX.

Eduard Wechßler, Das Kulturproblem des Minnesangs. Studien zur Vorgeschichte der Renaissance. Bd. I Minnesang und Christentum. Halle a. S. 1909.

Die nur einzelne Punkte betreffende Literatur ist an den in Frage kommenden Stellen aufgeführt.

Digitized by Google

Der Übersichtlichkeit halber habe ich die alphabetische Anordnung des gesammelten Materials gewählt; eine Gliederung wäre nur äußerlicher Art gewesen und hätte mehr zerrissen als zusammengefügt.

acesmer (*accismare) 'herrichten, schmücken, aufputzen' > 'sich rüsten'. part. acesmé 'gerüstet'.

Das ritterliche Kleid wird verziert: mit broderie, gerne auch mit Kopftüchern, Schleiern, Ärmeln, die die Damen ihren begünstigten Verehrern schenken. Dieselben werden beim Turnier oder in der Schlacht statt des Banners an der Lanze geführt, sie werden am Helme befestigt u. s. w. (vgl. Schultz, Höf. Leben, I 470 ff.; II 24; 64). So ist 'aufputzen', vom Ritter gesagt, gleichbedeutend mit '(zum Kampf) rüsten'.

adestrer (addexterare) die Förster'sche Erklärung (vgl. auch Du Cange: ad dextram cuiuspiam stare, incedere; Godefroy: marcher à droite, et par extension accompagner; Gautier (Glossaire zu Chanson de Roland): se tenir à la droite de . . .) ist: 'an der rechten Seite jemandes sein (reiten) und ihn so begleiten'.

adestrer bedeutet aber zur Zeit des Rittertums meist 'Ehrengeleit erweisen, einen Höhergestellten begleiten' (vgl. Et la vint ent, pour lui honnourer, Carles, li rois de Boesme, et Phelippes, li rois de Navarre, qui à ce jour l'adestrerent. Froiss., Chron. I 296), d. h. rechts gehen lassen, nicht: an seiner Rechten sein!

Wir müssen davon ausgehen, daß von Adjektiven Verben mit ad- gebildet werden, um das Versetzen in den Zustand zu bezeichnen, der durch die Adjektiva ausgedrückt wird: adbreviare (abréger) eigentlich 'zum Kurzen bringen', abaisser 'niedriger', allonger 'länger machen', anéantir (néant) 'vernichten' u. s. w. Daher nehmen wir in unserem Falle als Grundlage 'zum rechts Befindlichen machen, jem. auf die Rechte nehmen' an; daraus zwanglos 'jem. begleiten'.

Tobler bringt schon neben der überkommenen Deutung 'auf der rechten Seite begleiten' die hier gegebene 'an seiner rechten Seite führen'.

Die in den ältesten Belegen häufige Zusammenstellung vait adestrant, z. B.:

Digitized by Google

Li Amiralz est issuz de l'caland:
Espaneliz fors le vait adestrant. Roland 2647f.

legt die Vermutung nahe, daß hier die Begriffe 'gehen' und 'dabei auf die Rechte nehmen', da getrennt, noch im Bewußtsein lebendig erhalten sind.

Später wird adestrer dann auch ohne Rücksicht auf die Stellung zur Rechten oder zur Linken verwandt:

Vgl. Le duc de Bourgongne, adextré de son frere le duc de Brabant d'un costé et de l'autre du conte de Namur. Trahis. de France, Chron. belg., p. 51, wo Godefroy angibt 'accompagné à droite', während doch deutlich sowohl d'un costé als auch de l'autre zu adextré gehört.

Oder: Dou roi Carmant ert adestree. Meniadus l'ot saluée Et ot a li parlé assez Et l'adestroit à l'autre lez. Cleom. 17072ff.

Wenn adestrer auch die Bedeutung 'Pferd am Zügel führen' annimmt, so liegt dabei Assoziation von destrier = 'Schlachtroß' vor: A tant poignent tretuit ensemble vers le destrier, si l'adestrerent (ein herrenloses Roß). Claris 24867.

adouber (germ. *addubbare) 'herrichten, ausrüsten'. Die ursprüngliche Bedeutung z. B. in:

Pois, sunt montet sur leur curanz destriers;
Adubet sunt à lei des chevaliers ('ausrüsten, waffnen').
Rol. 1142f. —

adouber (a chevalier) 'zum Ritter schlagen':

[La dame . .] a chevalier l'a adubé.
Marie de France, Milun 292.

Il dist qu'à pentecoste chevaliers les fera,
Droit au Mans la cité; là les adoubera.
Berte 108.

„Der Knappe wurde feierlich gerüstet; ein Ritter schnallte ihm den rechten Sporn um, ein anderer zog ihm den Harnisch an und befestigte den Helm. Die entscheidende Zeremonie war das Umgürten des Schwertes; es folgte aber darauf immer noch der Ritterschlag, la colée." Schultz, Höf. Leben I 142.

afaitier (*affactare) 'herrichten, schmücken'; ein ganz allgemeines Wort, das in den verschiedenen Bevölkerungsschichten, Berufsklassen eine Sonderbedeutung annehmen kann (nfz affaiter = Ausdruck der Falknerei, 'abrichten'; cuirs = 'gerben'). Mit dem Aufblühen des Ritterstandes bekommt es die Bedeutung '(fein aus)-bilden'.

Digitized by Google

Sage, curteise e afaitiee (gebildet).
Marie de France, Le Fraisne 264.
serveit mult afaitieement (höflich, schicklich).
ib. 390.

afaitement (subst.) 'feine Bildung, Wohlgezogenheit, feine Sitte'.

Letrons de Prepelesant,
An cui ot tant d'afeitemant.
Erec 1743f.
(une dame) de tut bon afaitement.
Marie de France, Chaitivel 12.

Das höfische Leben stellt gesellschaftliche Ansprüche, fordert vor allem eine Beschäftigung mit der Literatur, die die Kenntnis der Helden und Heldinnen vermittelt, denen man gleich werden will. Daher wird nicht nur auf körperliche Ertüchtigung, sondern auch auf sorgfältige Erziehung, wissenschaftliche Ausbildung Wert gelegt. Die Bildung wird zu einem Adel. —

afaitement bedeutet auch 'Toilettemachen der Damen':

Les dames misent longement
A faire lor afaitement.
Partenopeus 10641.

ajoster (*adjuxtare; vgl. joster) tr. 'andrücken, hinzufügen; zusammenkommen':

Li tornois assanble et ajoste
Desoz Tenebroc an la plaingne.
Erec 2136f.

r. 'sich zum Tjost anschicken, zusammenstoßen':

Li uns contre l'autre s'ajoste:
mes ne fu pas igaus la joste.
Erec 5015f.

apaisier, nfz. apaiser (Ableitung von pax) 'zum Frieden bringen'; zunächst 'den Kampf zum Frieden bringen':

Por la destroite guerre finir et apaier.
Sax. IV.

Nicht immer aber werden die Streitigkeiten zwischen den Rittern mit der Waffe ausgefochten, es kommt, häufig durch Vermittlung eines Dritten, zur Aussöhnung; so heißt apaisier 'jem. aussöhnen': De ces gens estranges que le roy avoit apaisié, li disoient aucuns de son conseil que il ne fesoit pas bien, quant il ne les laissoit guerroier. Joinv. 292.

refl. s'apaisier 'sich aussöhnen'. Das kommt zur Bedeutung 'sich vergleichen': Alez, dit le roy, si vous apaisiés au conte de Bretaingne. Joinv. 289, oder in einer Urkunde vom Jahr 1261 (Layettes du trésor des chartes. T. IV, p. 24 sq. s. Schwan-Behrens,

Digitized by Google

Gram. des afz. III S. 50): nous nous apaisemes ensamble par l'acort et le recort mon seigneur Canon, . . . en tel maniere que . . .

'sich (ohne Kampf) aussöhnen' heißt 'sich (mit dem Erreichbaren) begnügen' (= se contenter de).

apaisié = satisfait, 'zufriedengestellt'.

Que bien apacié se tenroit
De çou que donné li avoit.
Mousket, Chron. 1432.

arme (arma) 'Waffe'; pl. 'Rüstung', besonders Panzer; das 'Gewaffen'.

uns chevaliers armez
D'unes armes d'azur et d'or.
Erec 584 f.

armes prendre 'die Waffen nehmen', d. i. 'zum Ritter geschlagen werden' (vgl. adouber 'ausrüsten' > 'zum Ritter schlagen').

Que d'autrui ne vuel armes prandre.
Cligés 121.

armes porter 'dem Ritterleben fröhnen'; servir por armes 'Waffendienst leisten'.

Der plur. kann auch 'Waffenspiel, Kriegsdienst, Waffenhandwerk' bedeuten (dafür führt Tobler, afz. Wb., 4. Lieferung, an:

Pois que il sunt as chevals e as armes.
Rol. 1095);

zumeist aber wird er in der Bedeutung 'Wappen, Abzeichen' gebraucht, z. B.:

Erec conut le seneschal
Et les armes et le cheval,
[Mes Keus pas lui ne reconut;
Car a ses armes ne parut
Nule veraie conoissance.
Tant cos d'espeë et de lance
Avoit sor son escu eüz
Que toz li tainz an iert cheüz.]
Erec 3971 ff.

Oder: «Car cil d'hier as armes vermoilles est revenuz!»
(mit dem roten Wappen)
Karrenritter 5882 f.

Les armes ('blason', Littré) qu'il porterent, li rois les devisa.
Berte CXXXI.

Frz. armes in dieser Bedeutung entspricht niederdeutschem 'Wappen' (= Waffen). Die Wappen, zunächst zur Kennzeichnung der Ritter dienend, sind an den Waffen (Lanzenfahnen mit

Digitized by Google

Wappenbild! s. Schultz, Höf. Leben II 24) oder auf ihnen (Schilden! s. Schultz, Höf. Leben II 75) angebracht. Sie werden dann zu bleibenden und erblichen Abzeichen. In der Blütezeit des Rittertums werden sie als derart zu den Waffen gehörig angesehen, daß sie die allgemeine Bezeichnung derselben annehmen. Verwechslungen kann dabei durch nähere Nennung der Waffen leicht vorgebeugt werden. So ist die Homonymität nicht von großer Bedeutung. —

Beiläufig sei auf die von Schultz, Höf. Leben II 75, angeführte Erklärung des in der Heraldik üblichen Terminus sable für 'schwarze Farbe' hingewiesen:

„Die Schilde waren an der Vorderseite mit Wappen bemalt, durch welche die Ritter ihren Freunden kenntlich waren ... Ursprünglich scheint man die Bilder z. T. aus Pelzwerk ausgeschnitten und auf den Schild befestigt zu haben. Die schwarze Farbe wird noch im 13. Jahrh. gewöhnlich mit Zobel bezeichnet, und die Franzosen haben für diese heraldische Tinktur noch bis heute die Bezeichnung sable beibehalten. ... An manchen Wappenbildern erkennt man noch die alten Beschläge, die ursprünglich das Pelzwerk festhielten; so finden wir häufig auf die Brust der heraldischen Adler einen Halbmond aus Metall aufgelegt, der wohl eigentlich die Bestimmung hatte, das Wappenbild am Schilde zu befestigen." —

In seiner Schrift: Gueules. Et ords historie, Kopenhagen 1921, gibt Kr. Nyrop dieselbe Erklärung für sable. Sie findet indirekt noch ihre Bestätigung in dem Parallelbeispiel gueule.

Die ursprüngliche Bedeutung von gueules ist — wie Nyrop zeigt —: Kleine Stücke Pelz zum Besatz an Kappe, Ärmel oder Halsausschnitt der ritterlichen Kleidung (engoulé: 'geschmückt mit einer Pelzborte', z. B. manteaux oder hermins engoulez), und zwar handelt es sich besonders um die gelblichen oder schwach rötlichen Marder-Kehlstücke. Diese wurden wohl rot gefärbt, und so bezeichnet gueule schließlich, seit die auf den Schild aufgelegten Pelzstücke durch gemalte Wappen ersetzt wurden, das heraldische Rot.

assembler (*assimulare) 'vereinigen'; meist refl., 'sich versammeln, zusammenkommen':

Li tourneiemenz s'asembla.
Marie de France, Milun 397.

Die Ritter kommen in den meisten Fällen zusammen, um zu tjostieren oder im Turnier zu kämpfen; daher kann das Wort die Bedeutung 'jem. angreifen, sich mit jem. in einen Kampf einlassen' annehmen, die später wieder ausstirbt.

Digitized by Google

Alixandres de l'autre part
Des chevaliers se prist esgart
Qui devant aus vont çanbelant.
D'assanbler a aus a talant.
Cligés 1275 ff. —

Entsprechend afz. assemblee 'Versammlung'

(Li rois departi l'assanblee
Des rois et des dus et des contes.
Erec 6948 f.)

und ferner 'Zusammentreffen, Waffengang'.

aventure (*adventūra) 'Vorkommnis, Ereignis' — der Begriff des Gefährlichen liegt ursprünglich nicht im afz. Worte — > 'Abenteuer, böses Abenteuer, Gefahr'.

Der Bedeutungswandel geht im ritterlichen Milieu vor sich; der Ritter reitet auf Abenteuer aus:

Chevalier errant Qui aventure alast querant.
Chev. au lyon 257.

estre en aventure = 'auf einem abenteuerlichen Zuge', dann 'in Gefahr sein':

Ore est del tut en aventure.
Marie de France, Eliduc 397.

sei metre en aventure = 'auf Abenteuer ausgehen', 'sich in Gefahr begeben', oft so viel wie 'es wagen':

Si se metent en aventure.
Marie de France, Eliduc 181. —

Der Wandel von aventure 'Ereignis, Vorgang, Begebenheit' zu der engen Bedeutung 'Abenteuer; wunderbare Geschichte' ist erst relativ spät durchgedrungen.

Meyer-Lübke, Crestien von Troyes' Erec und Enide (Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur XLIV 136), nimmt für Crestien von Troyes und Marie de France einzig und allein die ursprüngliche Bedeutung an. Wenn dagegen auch einige Verwendungen sprechen, von denen die Bedeutung 'Abenteuer' ihren Ausgang genommen haben kann, so ist anzuerkennen, daß in sehr vielen Fällen tatsächlich noch der allgemeine Begriff vorliegt.

courir les aventures = 'Abenteuer durchlaufen; auf kriegerische Abenteuer ausgehen' (heute: après les aventures). Die im Rittertum ihren Ausgang nehmende Wendung wird in der modernen Sprache in übertragenem Sinne gebraucht:

Son frère, ayant couru mainte haute aventure,
Mis maint cerf aux abois, maint sanglier abattu,
Fut le premier César que la gent chienne ait eu.
La Fontaine, Fabl. VIII 24 (Littré). —

Digitized by Google

Eine weitere Bedeutung: 'Zufall'. Es ist also doch die indifferentere, allgemeinere Bedeutung bewahrt, neben der speziellen 'Abenteuer'. Die Bedeutung 'Zufall' ist sogar neben der Hauptbedeutung 'Abenteuer' ins Engl. übergegangen; jetzt veraltet. —

par aventure 'aufs Geratewohl':

fors s'en eissi par aventure.
Marie de France, Guigemar 676.

bachel(l)er (baccalaris 'Bursche') bezeichnet den 'Edelknaben, Knappen', der danach strebt, Ritter zu werden, und eine Stellung einnimmt zwischen chevalier und escüier:

E escremissent cil bacheler legier.
Rol. 113;

dann allgemeiner: den 'tapferen Krieger':

Ensembl' od vus quinze millier de Francs,
De bachelers, de noz meillurs vaillanz.
Rol. 3019 f.

In dieser Bedeutung auch vom Ritter. So heißt es Raynaud Nr. 2037:

Li cuens Raynauz . . .
en nule terre n'ot si biau bacheler. —

Heute 'Bakkalaureus; Abiturient'.

ban (fränk.) 'Befehl unter Strafandrohung, Aufgebot', 'Aufruf des seigneur zur Heeresfolge'.

„War eine Heerfahrt beschlossen, so wurde sie durch Boten im ganzen Lande ausgerufen" (Schultz, Höf. Leben II 158).

Charles li rois fit faire et son ban et son cri.
Ronc. p. 191.

banir 'aufrufen — berufen, entbieten':

En Sarraguce menez vostre ost banie.
Rol. 211.

Cil li dient qu'il unt oï
que li barun erent bani,
a Tintagel deivent venir.
Marie de France, Le lai du Chevrefeuille 37 ff.

esbanoyer 'aus dem Aufgebot entlassen'. —

crier le ban 'den Heerbann aufrufen'; sodann beim Turnier oder gottesgerichtlichen Zweikampf 'den Bann verkündigen', d. h. den Zuschauern jede Störung oder Unterstützung der Kämpfer bei schwerer Strafe untersagen:

Li bans fu criés erramment
Que il nus si hardis ne fust
Qu'il parlast ne qu'il se mëust
De chose k'avenir oeïst,
Ne qui main ne pié i mëist
Pour grever l'un, ne l'autre aidier. Cléom. 11206 ff.

Digitized by Google

(Vgl. Pfeffer, Formalitäten im gottesgerichtlichen Zweikampf, Ztschr. f. rom. Phil., 1885. IX S. 54.) —

Nfz. noch: le ban et l'arrière-ban, eigentlich 'Lehns- und Afterlehnsleute' (afz. errier fié = arrière fief, 'Afterlehen'). convoquer le ban et l'arrière-ban = 's'adresser à tous ceux dont on peut espérer du secours' (Littré); 'ein Aufgebot in Masse erlassen' (Sachs-Villatte).

banlieue: 'lieue du ban, c'est-à-dire distance à laquelle s'étendait le ban seigneurial' (Littré). Der seigneur ist der Gerichtsherr; so bedeutet banlieue 'Gerichtsbezirk', der zu einer Burg (Stadt) gehört, = 'Weichbild'.

bannière (Ableitung von fränk. *banna 'Zeichen'; got. bandvja) 'das Feldzeichen, die Fahne'.

lever bannière 'ein Banner aufpflanzen', um Truppen zu sammeln. — se ranger sous la bannière de qn 'zu jemandes Fahne schwören', übertragen: 'sich jemandes Partei anschließen'.

Mit einer enseigne 'Fähnlein' > 'Heerhaufen' vergleichbaren Verschiebung wird sodann mit bannière die um das Banner gescharte, vom Lehensherrn zur Heeresfolge aufgerufene 'Abteilung Vasallen' bezeichnet:

Si trovons en nostre acordance,
Que Faus-semblant et Astenance
Avec tous ceus de lor baniere
Assaudront la porte derrière.
Roman de la rose 10757 ff. —

Die alte Bedeutung 'Feldzeichen' hat sich, in übertragenem Sinne, bis heute noch in der Verbindung à bannière levée 'in offener Feindschaft' bewahrt, während bannière im allgemeinen zur Bezeichnung der 'Kirchenfahne' wurde.

barnage (Ableitung von germ. baro 'freier Mann', afz. ber, baron), ursprünglich der 'Stand, Gesamtheit der Barone' (so noch nfz. baronnage), z. B.:

Guenelons a haï le bernage de France.
Ronc. p. 197;

sodann — vgl. die Entwicklung von vassal, vasselage — 'Tüchtigkeit, Heldenmut des Barons; ritterliche Art', z. B.:

Sire cumpainz, mar fut vostre barnage!
Rol. 1983.

bataille (battualia) 'Schlacht' (im Rol. nur so); daneben im ritterlichen Milieu '(gerichtlicher) Zweikampf'. Es ist von der Bedeutung des lateinischen Wortes auszugehen: der Ausdruck war bei den festlichen Veranstaltungen zur Bezeichnung der Fecht-

Digitized by Google

übungen, der Kämpfe der Gladiatoren auf Tod und Leben üblich (nicht 'Schlägerei'!). —

Maintenant me trovera prest
Li chevaliers de la bataille.
Erec 260f.

Ceste bataille desfaire, che seroit la plus biele fins (gottesgerichtlicher Zweikampf). Roman de la Violette, 6219.

Die Bedeutung 'gerichtlicher Zweikampf' in einer Urkunde vor dem Jahr 1225 (Bibliothèque de l'École des Chartes III 5. p. 433 sq. — s. Schwan-Behrens, Gram. des afz. III S. 77), wo batalle mehrmals in der Verbindung mit joice (Gottesgericht) erscheint. —

Die Bedeutungsentwicklung 'Zweikampf' > 'Schlacht' ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die Schlacht in jener Zeit sich in eine Reihe von Einzelkämpfen auflöst.

battue, ein Terminus der Treibjagd, gehört der mittelalterlichen Jägersprache an, die die Sprache der vornehmen höfischen Gesellschaft ist; denn: „die Jagd gilt damals noch mehr denn heute als ein Vergnügen für Fürsten und Herren" (Schultz, Höf. Leben I 346).

battue bezeichnet ein 'Treiben'; übertragen 'Streifzug, Razzia': faire une battue 'das Terrain erkunden'.

béjaune (bec jaune), eigentlich 'junger Vogel mit noch gelbem Schnabel', ebenfalls ursprünglich ein Terminus der ritterlichen Jägersprache.

In den vornehmen Kreisen hat das Wort dann auch zuerst die Bedeutung 'Neuling' angenommen (vgl. dtsch. 'Gelbschnabel'). — Schon im Roman de la rose (13018ff.):

Sans faille, ce n'est pas merveille,
S'ous (si vous) n'en savés quartier ne aune;
Car vous avés trop le bec jaune.

Ähnlich: niais (nīdax) 'Nestling'; dann 'dumm, unerfahren, einfältig'.

behourder (fränk. *bihurdan 'einzäunen') 'mit „Hürden" (afz. hourde < fränk. hurda), Schranken umgeben', speziell 'den Turnierplatz umzäunen'; denn „um die Zuschauer zurückzuhalten, ist der Platz mit Schranken umfriedigt" (Schultz, Höf. Leben II 117).

Die Bezeichnung für die die Tjost vorbereitende Handlung ist auf die Waffenübung selbst übergegangen, so daß behourder 'ein ritterliches Lanzenspiel aufführen, buhurdieren, Lanzen brechen' heißt.

Behorderons devant la bele.
Tristan I 3479, Michel.

Digitized by Google

Das Buhurdieren dient der Unterhaltung der höfischen Gesellschaft, und nun wird das Verb behourder mit einer gewissen Bedeutungserweiterung allgemein verwandt für 'sich der Zerstreuung hingeben, scherzen, spaßen':

Entr'aus juent et gabent et behordent et rient.
E. de St. Gille, Richel. 25516, f° 76d.

Rire ne bourder ne voloit.
Alex. Du Pont, Mahomet 1218, Michel. —

Ableitung: **behourt** 'das Lanzenbrechen, der Buhurt', ein Reiterschauspiel mit gänzlich ungefährlichen Waffen, da die Ritter ohne Rüstung an dieser Übung teilnehmen. „Es ist mehr ein Paradestück, welches die Ritter zu Ehren einer Dame oder einer hochstehenden Person aufführen" (Schultz, Höf. Leben II 96), während beim Turnier der Kämpfende jedesmal sein Leben wagt.

Il y eut un tres grant behours et tournoy dehors le chité de Cambray.
Froissard, Chron. III 305, Luce, ms. Amiens. —

Dann ist behourd auch die Waffe zu diesem Spiel: 'Lanze':

Se vus aleiz einsi l'espée treite a kurt,
Vostre hauberc vestu, en main vostre bohurt . . .
Garnier, Vie de Saint Thomas le martyr, Richel. 13513 f° 27 r°.

brisées 'abgebrochene Zweige zur Bezeichnung der Wildfährte' ist wiederum ein Ausdruck der ritterlichen Jägersprache.

Où tu en perdras la veue [du cerf], gette une brisée, quand tu t'en yras.
Modus, f° X (Littré). —

Nfz. in übertragenem Sinne: suivre les brisées de qn 'in jemandes Fußtapfen treten'.

courir, aller sur les brisées de qn 'jem. den Vorrang ablaufen, jem. ins Gehege kommen':

Tu as l'audace d'aller sur mes brisées!
Molière, L'avare IV 3.

reprendre ses brisées, revenir sur ses brisées 'auf eine Sache zurückkommen'.

cembel (cymbellum, dimin. von cymbalum, griech. *κύμβαλον* 'Cymbel, Metallbecken') das 'Glöckchen', das die Mönche zur Mahlzeit rief (Diez, Wb. 346); 'Signalglocke'.

Wahrscheinlich ist cembel im Rittertum anfänglich das Zeichen, das vor der Zusammenkunft zur Kurzweil, besonders zum Waffenspiel, ertönt. Man kann an eine Musik denken. Vgl. Schultz. Höf. Leben II 117: „Sobald die Damen sich niedergelassen hatten, begann die Musik, und nun zogen die Ritter, von ihren Knappen begleitet, allmählich nach dem Turnierfelde." —

Digitized by Google

Dann ist cembel das 'Waffenspiel' selbst; speziell ein 'Reiterkampfspiel zu Pferd':

Devant la porte del chastel
Ont recomancié le çanbel
Cil de danz contre ceus de fors.
Erec 2235 ff.

cembeler 'ein Reiterkampfspiel zu Pferd aufführen':

Alixandres de l'autre part
Des chevaliers se prist esgart,
Qui devant aus vont çanbelant.
Cligés 1275 ff.

chacco(u)r (captiatore) 'Jäger' (nfz. chasseur).

Die Jäger — das sind im Mittelalter Fürsten und Herren; so heißt es Erec 123 f.:

Devant aus toz chacoit li rois
sor un chaceor espanois

und ib. 73 ff. ist von den chevaliers, die ausreiten, die Rede. —

Da man namentlich bei der Hetze zu Pferde jagt, dient chaceor im afz. häufig auch zur Bezeichnung für das 'Jagdroß':

Les chevaliers fet esvellier,
Les chaceors aparellier.
Erec 73 f.; vgl. 124 (s. o.).

Sur un bon chaceour le cerf il parsuivi.
Berte CVIII.

chalonge (calumnia) 'Verleumdung' > 'Beleidigung', und da der Ritter eine Beleidigung mit den Waffen rächen muß, 'Herausforderung zum Kampf' (vgl. reter 'beschuldigen, schmähen' > 'herausfordern').

Sans chalonge et sans debat
(1231; Cart. de Ste. Gloss. de Metz, Richel. I 10024 f° 20 r°).

chalongier (calumniari) ist demnach 'verleumden, schmähen, herausfordern'; weiter, wie reclamer, 'etwas für sich fordern, in Anspruch nehmen, verlangen':

A mult grant tort mun païs me calenges.
Rol. 3592.

champ (campus) 'Kampfplatz'; meist champ clos 'der abgesteckte Kampfplatz' beim gottesgerichtlichen Zweikampf. (en champ clos = in den Schranken.)

„Der eigentliche Schauplatz des Zweikampfes mußte mit festen Schranken umgeben werden, einmal um den Zudrang und die Einmischung Unbefugter nach Möglichkeit zurückzuhalten, dann aber auch, weil keiner der Gegner fliehen durfte" (Schultz, Höf. Leben II 139).

Digitized by Google

Nfz. Champ (clos), wie lice (s. d.), auch im bildlichen Sinne:

Viens combattre en champ clos aux joutes du barreau.
Boileau, Lutr. VI.

Oder: Je laisse aux plus hardis l'honneur de la carrière,
Et regarde le champ assis sur la barrière,
id., Ép. I (Littré). —

Eine ganze Reihe meist nfz. noch in übertragener Bedeutung vorkommender Redensarten geht dem Ursprung nach auf den ritterlichen Kampf im champ clos zurück:

se battre en champ clos. — ouvrir le champ 'die Kämpfer einlassen'.

(Faites ouvrir le champ: vous voyez l'assaillant
Corneille, Cid IV 5, V. 1439.)

prendre du champ 'einen Anlauf nehmen'. avoir encore du champ devant soi, soviel wie 'noch Hilfsquellen haben'. — être à bout de champ 'an die Schranken gedrängt', d. i. soviel wie 'ohne Hilfsmittel, am Ende seiner Kräfte sein'. — rester maître du champ. —

champ-cheü (campu *cadūtu) 'im gottesgerichtlichen Zweikampf unterlegen', d. h. dadurch als 'schuldig' erkannt, 'verurteilt'.

. . . et à ceus qui sont champ-cheü.
Karrenritter 331. —

chanpir (camp-īre) '(innerhalb der Schranken) kämpfen':

Li autre dui ont consoil pris
Que la place li guerpiront,
Ne ja a lui ne chanpiront.
Erec 3042 ff.

chaser (Ableitung von lat. casa 'Haus', frz. chaise 'Landgut, Herrensitz' [vgl. Pirson, Merowingische und Karolingische Formulare, 10(c), a. 514—515: hae est casa cum curte circumcincte]; 'die vier Morgen Land, die ein Schloß umgeben'), ein Ausdruck des Lehnswesens, 'mit einem ein Wohnhaus enthaltenden Lehen ausstatten'; daher chasé 'belehnt; Lehensmann'. Z. B.:

Baron, dist Karles, arriere vos tenez,
Vos iestez tuit si home et si chasé.
(Gayd. 653).

Oder: tuz les barons aveit mandez,
cels qui furent de ses chasez.
Marie de France, Bisclavret 187 f.

chauce (calcea 'Schuh') wie auf dem ganzen romanischen Sprachgebiet 'Strumpf'. „Gegenüber dem Lat. ist also eine Verschiebung nach oben eingetreten" (Meyer-Lübke, Wb. 1495).

Da nun die Ritter zur Bedeckung des Unterschenkels dicht anliegende Hosen trugen, die etwa hohen Strümpfen glichen (vgl. Schultz, Höf. Leben I 219), so können mit chauces außer 'Strümpfen'

Digitized by Google

(— meist aus Eisenringen, daher oft = 'Beinschienen' —) diese 'Beinkleider' bezeichnet werden. Sie sind bisweilen aus Seide, chauces de paile, vgl. Erec 99, oder aus Leder gefertigt, meist aber mit Ringen benäht oder aus Ringen geflochten (Schultz, Höf. Leben II 30): chauces de fer, de maille oder de blanc acier:

Premieremant se fist lacier
Unes chauces de blanc acier.
Erec 2637 f. —

Noch nfz. sind chausses 'eng anliegende Hosen'. —

chaucier (calceare 'beschuhen'), nfz. chausser, ursprünglich 'die chauces (Hosen, Strümpfe) anziehen' beim Rüsten des Ritters.

ainz ke seiez chalciez, le matin li dirai.
Karlsreise 517.

Oder mit Obj.:

Chauces de paile avoit chauciees.
Erec 99.

Wie bei lance — lancer (s. d.) so wird auch hier der Zusammenhang chauce — chaucier nicht mehr immer empfunden; chaucier heißt 'anlegen' überhaupt und findet sich in Verbindung mit un gant:

Si l'en dunez cest guant ad or pleiet,
El' destre puign si li faites calcier.
Schon Rol. 2677 f.,

oder les épérons:

Lur esperuns unt en lur piez calciez
Rol. 3863.

chevalier (prov. cavalier, Ableitung von caballus, prov. cavall, fz. cheval). — Das lat. eques 'Reiter; Ritter' ist mit dem Begriff in der späteren Kaiserzeit untergegangen. —

In der Westgotenzeit kommt in Südfrankreich der neue Stand der Ritter auf. Für den Ritter muß nun eine Bezeichnung geschaffen werden; cavall wird dafür zugrunde gelegt und mit dem Suffix -ier, das die Person angibt, die mit dem bestimmten Gegenstand zu tun hat, verbunden.

So ist chevalier nicht eine Fortsetzung des lat. belegten caballarius, das vielmehr 'Pferdeknecht, Pferdewärter' bedeutet und nur im Ital. als cavallaro fortlebt, obwohl es sich lautlich damit deckt — es besteht zwischen beiden eine unüberbrückbare begriffliche Kluft —, sondern es ist eine bei der Entstehung des mittelalterlichen Rittertums geschaffene Neubildung.

Der chevalier errant (part. von errer, lat. iterare 'reisen') ist der 'fahrende Ritter', der auf Abenteuer auszieht und von Land

Digitized by Google

zu Land reist. Chevalier errant wurde später irrtümlich als 'irrender Ritter' gefaßt (Meyer-Lübke, Wb. 4555).

Hier sind noch folgende Wendungen zu erwähnen: armer (recevoir) qn chevalier 'jem. zum Ritter schlagen' — die Zeremonie der Ritterweihe bestand zur Hauptsache in der feierlichen Ausrüstung des Knappen; s. adouber — und

se faire le chevalier de qn 'sich zu jemandes Beschützer aufwerfen'. Wenn eine Dame von einem Manne beleidigt worden war, so trat wohl ein ihr nahestehender Ritter für sie ein und forderte den betr. Gegner in die Schranken.

chevalerie 'Stand der Ritter', 'Ritterschaft' (in konkretem, kollektivem Sinne):

La flor de la chevalerie
D'Engleterre e de Normendie
De lui servir s'entremeteient.
Wace, Roman de Rou 10185 ff.;

sodann: was den Ritterstand ausmacht, 'Rittertum, Ritterlichkeit, ritterliche Art', 'Ritterschaft' (in abstraktem Sinne):

pur ceo maintient chevalerie.
Marie de France, Équitan 16;

endlich auch der 'Ruhm', den man als Ritter gewinnen kann: requerre chevalerie; aler en chevalerie 'auf ritterliche Taten ausgehen' oder 'nach Ruhm dürsten'. —

clamer (clamare 'rufen'). Wir gehen aus von der Grundbedeutung 'rufen, nennen, heißen':

Sur son cheval que cleimet Veillantif.
Rol. 2032.
e del païs (fu) sire clamez.
Marie de France, Yonec 14.

soi feire clamer cortois 'sich den Namen eines Kavaliers verdienen'. — clamer quite 'frei nennen' = 'freisprechen, freigeben':

Laissum le plait, e si preium le Rei
Que Guenelun cleimt quite ceste feiz.
Rol. 3799 f.
Del tut le vueil quite clamer.
Marie de France, Eliduc 1101. —

refl. soi clamer outré (oder recreant) beim ritterlichen Zweikampf 'sich überwunden nennen, sich als besiegt erklären'. Das ist soviel wie 'sich dem Sieger ergeben, auf Schonung bei ihm rechnen', so daß schließlich soi clamer à a. heißen kann 'ritterlichen Schutz suchen bei jem.' —

Zu der Bedeutung 'fordern' kommen wir vom Imperativ: 'Erkläre dich als besiegt' stellt die Aufforderung an den Unter-

Digitized by Google

legenen, sich zu ergeben, dar. So ist 'die Unterwerfung erklären' (vom Standpunkt des Unterlegenen) = 'die Unterwerfung fordern' vom Standpunkt des Siegers aus (vgl. eine ähnliche Doppelheit der Bedeutung bei saisir < germ. satian 'setzen': vom Standpunkt a) des Lehnsherrn = einsetzen ins Lehen, 'in Besitz setzen', b) des Lehnsmannes = eingesetzt werden, 'in Besitz nehmen').

reclamer heißt dann 'wiederum = seinerseits fordern, beanspruchen', z. B. afz. reclamer merci: nachdem der Sieger im Zweikampf Unterwerfung des Unterlegenen verlangt hat, 'erfleht dieser seinerseits Gnade'. —

(Soi) clamer ist weiter ein nur auf nordfranzösischem Boden üblicher terminus technicus der Gerichtssprache für 'Anspruch erheben auf etwas, Klage erheben'. Die juristische Bedeutungsentwicklung ist innerhalb der römischen Rechtsauffassung unmöglich, erklärt sich aus dem Germanischen. 'klagen', ursprünglich wohl 'Hilfe rufen' = 'anrufen', dann 'anrufen des Zeugen'. Dtsch 'klagen' hat ja heute noch die Doppelbedeutung 'gerichtlich klagen' und 'wehklagen'. Die neue Bedeutung trägt für die erste den Todeskeim in sich. Man will den Gedanken des Klagens meiden, verwendet daher für 'heißen' mehr appeler, nommer u. a. clamer andererseits wird in der Renaissance durch accuser verdrängt.

cognoissance hat im Rittertum eine Sonderbedeutung. Es ist ein bunter Wimpel oder eine Schleife, ein 'Erkennungszeichen', das die Ritter in der Schlacht führen und womit sie Schild, Lanzen und Rosse schmücken (vgl. Schultz, Höf. Leben II 191). Später wurden, nach Godefroy, daraus die Wappen (armoiries).

Escuz unt genz de multes conoisances.
Rol. 3090.

De son escu trancha l'or et la connoissance.
J. Bodel, Sax. CLIII, Michel.

Dreites lor lances.
Por aveir certes conoissances
I orent guinples atachées
Qu'al vent furent despleiées.
Chron. des ducs de Norm. 33308 ff.

Covrent chevax de conoissances.
Rom. de Troie 10989.

colée (prov. colada, Ableitung von collum 'Hals', fz. cou) 'Schlag auf den Hals' (auch überhaupt 'Schlag'), speziell 'Ritterschlag'.

Nachdem der Knappe unter mancherlei Zeremonien gerüstet worden war (s. adouber), erhielt er den Ritterschlag, der mit der Hand oder mit dem Speer auf Hals oder Nacken erteilt wurde.

Digitized by Google

Der Ritterschlag (Schultz, Höf. Leben I 145) „begleitet die feierliche Ermahnung, die an jeden gerichtet zu werden pflegte; ist im Grunde nur eine symbolische Handlung, dem Knappen die Erinnerung an die guten bei dieser Gelegenheit erhaltenen Lehren noch mehr einzuprägen". — Eine anschauliche Schilderung der ganzen Handlung Gaufrey p. 276:

Sus ·j· paile aufriquant adoubent le baron;
L'esperon d'or li cauche Garins le bon baron,
Et le senestre li a cauchié Doon.
Puis vesti en son dos ·j· hauberc fremillon
Et a lachie ·j· elme où ot d'or ·j· bouton.
À la guise de Franche adoube li baron:
Berart li chainst l'espée au senestre giron
La colée li donne, chen fu sans traïson.
Puis dit: „Chevaliers soies, par tel devision,
Que tous jours portes foi à ton seignor par non.
Hardi soies as armes et fier comme lion."
Et il a respondu: „Dex l'otroit et son non."

Schultz zitiert noch eine Reihe anderer Stellen. —

colée hat kein Verb *coler neben sich, ist eine Bildung wie afz. jouée 'Schlag auf die Wange'.

Später mischte sich eine unklare Erinnerung an das Verb acoler ein, und nun trennte man falsch ab; statt la colée : l'acolée, z. B. Berte p. 174:

Dux Naymes leur ala les esperons chaucier,
Et li bons rois Pepins leur ceint le brant d'acier
L'acolée leur donne, puis les ala baisier.

acolée für 'Ritterschlag' ist aber seltener und kann erst sekundär sein, was auch daraus hervorgeht, daß das Verb acoler 'am Halse erfassen' heißt:

vot acoler le bon destrier.
Gormond et Isembart 310,

und ferner ganz gewöhnlich 'umarmen, umfassen', 'umhalsen', wie accoler noch nfz., während ich in keinem einzigen Falle die Bedeutung 'den Ritterschlag erteilen' gefunden habe. Die Wendung dafür lautet vielmehr durchgehends: donner la colée.

Nfz. accolade 'Ritterschlag'. —

coler (collare 'Halsband', lat. 'Halseisen für Sklaven') gehört zur ritterlichen Ausrüstung: 'Halsbinde'. „Der Hals wurde von einer dicken und festen Halsbinde . . . sorgfältig gegen Verwundung gesichert" (Schultz, Höf. Leben II 33).

Nfz. collier wieder 'Halsband, Halskette'.

Digitized by Google

conroi (Ableitung von afz. conreer < *conrédare 'herrichten'), zunächst allgemein 'Vorbereitung'. — Vgl. prendre conrois 'Maßnahmen treffen':

... Que tost aille dire le roi
Que il praingne prochain conroi ...
Erec 4115 f.;

speziell: die 'ritterliche Ausrüstung':

Mout i vint a riche conroi
Li cuens Brandes de Gloecestre.
Erec 1934 f.;

ferner: was zum Ritter gehört, 'das Gefolge':

Et si retint a son conroi
Seissante chevaliers de pris.
Erec 2296 f. —

Später wird corroi zum Ausdruck der Gerbersprache, bezeichnet die 'Herrichtung von Fellen'. In dieser Bedeutung kommt das Wort aus der bestimmten Berufsklasse wieder in die Gemeinsprache.

cort, nfz. cour (cohors: eigentlich der Zaun um einen 'Garten' herum) ursprünglich 'Bauernhof'.

Die seniores, Fürsten und Könige sind Landeigentümer, haben einen großen Hof, der dann zum Hof par excellence wird.

'Hof des einzelnen Ritters', 'Fürstenhof', 'Königshof'.

So schon im Rolandslied (351):

En curt à Rei mult i avez estet. —

Oder:

Gautiers Tirels, uns chevaliers
Qui en la cort esteit mult chiers.
Wace, Roman de Rou, 10073 f. —

Abstrakt: Das drum und dran, 'Benehmen bei Hofe': faire la cour 'den Hof machen'.

Weiter kann cort die Hofführung bezeichnen, den 'Hofhalt':

mais tost fu la curz empiriee.
Wace, Brut 1891;

oder 'Hofstaat, Gefolge', z. B. Karlsreise 23:

Je manderai ma cort de mes bons chevaliers. —

Am Hofe, der Stätte feiner Bildung und Sitte, wird 'höfisches Benehmen' gepflegt: courteisie 'Anstand, gute Sitte';

curteis, ursprünglich 'der am Fürstenhofe wohnt', 'höfisch' > 'höfisch gebildet' > 'höflich':

E Olivier le prud e le curteis.
Rol. 3755.
Courteisement l'Empereür ad dist: . . .
Rol. 3823;

Digitized by Google

oft soviel wie 'liebenswürdig':

En nobles dames e en beles
E en corteises dameiseles
Torna son deduit e s'entente.
Wace, Roman de Rou, 10289 ff. –

Im Rolandslied (3796) ist curteis einmal in der Bedeutung 'nachgiebig, unterwürfig' verwandt (die Auvergner fürchten Pinabel):

Icil d'Alverne i sunt li plus curteis;
Pur Pinabel se cuntienent plus queit.

Höflichkeit kann, übertrieben, zur Unterwürfigkeit werden! —

In übertragenem Sinne werden im ritterlichen Sprachgebrauch mit armes courtoises 'stumpfe Waffen' bezeichnet; diese werden gebraucht im combat à plaisance, dem Ritterkampfspiel, wie es besonders zu Ehren der Damen veranstaltet wird, und stehen im Gegensatz zu den scharfen, tödlichen armes à outrance, mit denen der combat à outrance, der Zweikampf auf Leben und Tod, ausgefochten wird.

curée, afz. auch cuirée (Ableitung von corium, fz. cuir, 'Leder'), Terminus eines Jagdzeremoniells französischen Ursprungs.

„Der Anteil, den die Hunde am Fleisch, zunächst eigentlich am Fell der Beute haben", das 'Jägerrecht'.

Es ist höfische Sitte, den erlegten Hirsch kunstgerecht zu zerlegen; dabei die curée zu machen, d. h. den Hunden ihren Anteil zu geben. Vgl. eingehende Schilderungen bei Schultz, Höf. Leben I 357—360.

Die für die Hunde bestimmten Stücke wie Geschlinge, Herz, Milz, Lunge, werden auf die ausgebreitete Haut geworfen. —

sonner la curée 'blasen, um die Hunde zur curée zu rufen'.

donner la curée aux chiens 'den Hunden ihren Anteil geben'.

mettre (les chiens) en curée '(den Hunden) das Jägerrecht geben, (sie) von der Beute kosten lassen', um (sie) hitzig zur Jagd zu machen, und être en curée, von den Hunden gesagt, für 'hitzig sein' in Erwartung der curée — die beiden letzen Redensarten auch übertragen gebraucht für 'hitzig machen' und 'beutegierig, lüstern sein'.

faire curée, von den Hunden gesagt, für 'das Wild vor der Ankunft des Jägers auffressen'; übertragen faire curée de 'herfallen über'. —

curée wird auch in weiterem Sinne für 'Kost, Mahlzeit' verwandt. —

dame (domina) ist jede Dame adligen Standes, ob verheiratet oder nicht (Schultz, Höf. Leben I 165), also speziell 'Edelfrau,

Digitized by Google

Ritterfrau; Gebieterin; Lehnsherrin (die dame steht als solche neben dem seigneur)'.

Vos seriiez m'amie chiere
Et dame de tote ma terre.
Erec 3326 f.

danger (*dominiarium). Die Bedeutungsveränderung, die dieses Wort erlitt, erklärt sich mittelbar auch aus dem Lehnswesen.

dominiarium, das Recht des Lehnsherrn auf den Besitz des Untergebenen, ist speziell ein Ausdruck des von den Germanen übernommenen Weiderechts und bezeichnet alles das, was zum Bereiche (dominium) des Herrn, was dem Besitzer einer Weide gehört. „soi metre en dangier 'sich in das Herrschaftsgebiet [sc. eines anderen] begeben' wird namentlich vom Vieh gebraucht, das auf fremde Weide geht, daher die Bedeutung 'in Gefahr geraten'." (Meyer-Lübke, Wb. 2736).

desarmer (disarmare) nach dem Kampf 'entwaffnen, Rüstung abnehmen':

Et la vantaille li deslace,
Le chief li desarme et la face.
Erec 987 f.

Nfz. in übertragenem Sinne 'jem. entwaffnen, beruhigen'. desarmer la colère de qn 'jemandes Zorn beschwichtigen'.

desfier (disfidare) 'Mißtrauen setzen in Treu und Glauben (foi) eines anderen', 'dem andern sein Mißtrauen ausdrücken', 'ihn (damit) herausfordern'. — Zu der letzten Bedeutung kann es im Ritterwesen kommen. Dem Kampf geht dort immer eine Herausforderung vorher, die ursprünglich einem Mißtrauensvotum gleichgestanden haben mag. —

Rol. 2002, wo berichtet wird, wie der todwunde Olivier Roland nicht mehr erkennt und auf ihn einschlägt, liegt die ursprüngliche Bedeutung zugrunde:

'Par nule guise ne m'avez desfiét' 'Ihr habt doch [bisher] auf keine Weise Zweifel in mich gesetzt' (Sinn: womit rechtfertigt Ihr ein solches Verhalten?).

Roland erwartet von seinem Freunde keine Herausforderung zum Kampfe, sondern höchstens eine Erklärung seines befremdlichen Benehmens, wie auch die vorhergehenden, besonders die fragenden Worte erkennen lassen:

'Sire cumpain, faites le vos de gréd?
Ja'st ço Rollanz ki tant vos soelt amer',

'Tut Ihr das auch mit Wissen und Willen? Hier ist doch Roland, der Euch immer so sehr liebte'. —

Digitized by Google

Die ursprüngliche Bedeutung liegt auch sonst noch im Rol. zugrunde (vgl. V. 287, 3775), während sie bei Crestien von Troyes vollkommen der 'zum Kampf herausfordern' gewichen ist. Vgl. etwa Erec 858 f.:

Donc te deffi je tot de bot;
Car ne puet estre sanz bataille. —

Auch das subst. desfiance (dis-fidantia) bedeutet bei Crestien 'Herausforderung, Kampfesansage':

Et fiert parmi le chief le conte
si qu'il l'escervele et effronte
sanz deffiance et sanz parole.
Erec 4865 ff. —

Schon im Renaut de Montauban (12. Jahrh.) ist desfier im Sinn von 'herausfordern' gebraucht:

'Vasals', dist Karlesmaines, 'dont soiés desfiés,
que ja voir autrement n'i serés acordés.
or reprenés vos armes et de moi vos gardés!'
(Bartsch, Chrestomathie, pièce 20, 112—114). —

Der Übergang 'mißtrauen, mißachten > herausfordern' kann sich leicht von Beispielen wie dem freilich zeitlich späteren (13. Jahrh.) folgenden aus vollziehen:

'Demandez lor c'il sont ami
Se non, dites jo les dafi.
Rob. de Blois, B. N. 24301 f. —

In 'Gormond et Isembart', den 'Büchern der Könige' und im 'Oxforder Psalter' kommt desfier nicht vor.

In 'Aiol et Mirabel' findet sich defier an zwei Stellen, verbunden mit de dieu:

835 De dieu (Aiols) les desfia par grant fierte.
1511 'Des or uous defi iou de dieu, mon pere'.

Diese Wendungen könnten bei im gottesgerichtlichen Zweikampfe möglichen Formeln ihren Ausgangspunkt haben. —

In 'Li coronnemenz Looïs' ist defier sehr verschiedenartig gebraucht:

807 f.: 'Se tu voleies Mahomet aorer,
Et le tien Deu guerpir et desfier . . .' (mißachten). Ebenso 812.

169 f. Karl an seinen Sohn Ludwig:

'Qui me guerreie, bien sai qu'il te desfie (mit Mißtrauen begegnen),
Cil qui me het, bien sai ne t'aime mie.'

Eine merkwürdige Verwendung in 1602 ff.:

Vers le palais a tornee sa teste,
Et prist un guant, sel mist en son poing destre,
Puis s'escria a sa vois halte et bele:
'Ge te desfi, Richarz, tei et ta terre:
En ton service ne vueil ore plus estre . . .'

Digitized by Google

Auf jeden Fall auch ein Kündigen des Vertrauens. —

1846 f.: 'Quant je n'i truis ne pais ne amistié,
Ge le desfi de la teste trenchier . . .'

Ähnlich 1866: Et desfiez de la teste trenchier: herausfordern (bis) zum Kopfabschlagen. —

Wir sehen, wie in diesem recht alten Liede die Bedeutungen noch durcheinandergehen.

destrier (*dextrariu) 'das Streitroß', eigentlich das 'Pferd, das an der rechten Seite geführt wird'. (mener en destre: ein Pferd neben sich an der rechten Seite führen.

. . . Et sor un des chevaus monter;
L'autre li fist mener en destre.
Erec 4480 f. und öfter.)

destrier, ein überaus kräftiges, stattliches Tier; im Gegensatz zum palefreid (nfz. palefroi, < paraverēdus 'Nebenpferd'), dem Reisepferd, zum sumier (< sagmariu) Saumpferd, runcin Lastpferd.

Laissent les muls e tuz les palefreiz,
Es destriers muntent, si chevalchent estreit.
Rol. 1000 f.

druerie (Ableitung von dru 'Freund, Geliebter', german. Ursprungs: got. druþs, ahd. drud, drut, mhd. trût, nhd. traut, vgl. 'der Vertraute'), zunächst 'Freundschaft, Liebe':

Ma druerie vus otrei.
Marie de France, Lanval 269.

Oder:

qu'ele s'amur li otriast
e par druerie l'amast.
Marie de France, Les dous amanz 65 f.;

sodann auch 'Freundschafts-, Liebesbeweis, Liebesgeschenk'. Die Ritter bringen ihren Damen als Zeichen der Liebe Geschenke; vgl. Tristran' t. II, p. 125, Michel (in Bartschs Chrestomathie, pièce 24, 91 ff.):

Ne menbre vus, ma bele amie,
d'une petite drüerie,
Ke une faiz vus envaiai,
un chenet que vus purchaçai?

Umgekehrt gibt auch die Dame ihren Verehrern Freundschaftspfänder (vgl. acesmer):

[La dame] ses drüeries lur donout.
Marie de France, Chaitivel 57.
tuit portouent sa drüerie,
anel u manche u gumfanun.
ib. 68 f.

écuelle (scūtella) 'die Schüssel'.

Zur Zeit des Rittertums speisten häufig, besonders bei den großen Festen, zwei Tafelgenossen aus einer Schüssel (vgl. Schultz,

Digitized by Google

Höf. Leben I 314). — In Dr. Clemens Klöppers Franz. Real-Lexikon, 2. Band, findet sich die Notiz: Legrand d'Aussy, ein Herausgeber von Fabliaux, 1737—1800, sage, daß zur Zeit des Rittertums die Galanterie erdacht worden sei, die Gäste paarweise, je einen Mann und eine Frau, an den Tisch zu setzen. Die Höflichkeit und Geschicklichkeit der Gastgeber hätten darin bestanden, diese Paare, die aus einem und demselben Teller aßen, passend zusammenzustellen; der Ausdruck manger à la même écuelle sei dann auf ein zärtliches Verhältnis übertragen worden. — Einige Beispiele:

Et li preudom lés lui assist
Li valet et mangier le fist
Avoec lui en une escuiele.
Percev. 2755 ff.

Mesire Durmars et la bele
Mangierent al une esquiele.
Durmars 2199 f.

Il y eut jusques à huyt cent chevaliers seans à table, et si n'y eut celuy qui n'eust une dame ou une pucelle à son costé ou à son escuelle.
Perceforest, t. I, f° 21.

Ainsi aura chascun une mienne niepce à son escuelle.
ib. f° 125.

Selbst als die Sitte des aus-einer-Schüssel-essens, wahrscheinlich beim Untergang des Rittertums, ausstarb, blieb die Redensart manger à la même écuelle erhalten: in der übertragenen Bedeutung 'gleiche Interessen haben'.

enarmes (*in armas), eigentlich, was 'an den Waffen' befestigt ist: Bezeichnung der inneren 'Querriemen des Schildes', durch die die linke Hand gesteckt wird, mit denen der Ritter den Schild festhält.

Les resnes pranent par les neuz
Et les escuz par les enarmes.

Mit dem Rittertum ist das Wort untergegangen.

encontre (sb. vb. zu encontrer 'begegnen'), 'Begegnung', sodann: die 'feindliche Begegnung, Zusammentreffen' der Ritter, 'Kampf, Waffengang':

Cligés s'est an l'estor anpainz
Et va querant joste et ancontre.
Cligés 4696 f.

Et fist un encontre si dur
Que les dames desour le mur
Quidierent bien qu'il fuissent mort.
Rom. de Ham, ap. Michel, Hist. des D. de Norm., p. 287.

Digitized by Google

engin (ingenium 'Scharfsinn'), afz. zunächst 'List':

Bone est force, et engins mieux vaut;
Là vaut engins où force faut.

Wace, Brut 8263 f.

In dieser Bedeutung nfz. nur sprichwörtlich noch erhalten:

mieux vaut engin que force 'List geht über Gewalt'. —

Das Wort ist im übrigen zu einem Terminus der mittelalterlichen Belagerungskunst geworden, bezeichnet eine (listig konstruierte) 'Kriegsmaschine', die zur Belagerung oder Verteidigung einer Festung dient. (Ihr Erbauer ist der engignéour, nfz. ingénieur.) Jeder der an der Belagerung teilnehmenden Lehensherren muß einige derselben errichten lassen. Die Ritter nehmen sich ihrer auch bei der Bestürmung selbst an (Schultz, Höf. Leben II 369 ff.).

A vos engiens ses donjons abatuz.

Ronc. p. 11.

Et sachiez que il porterent es nés de perieres et de mangoniaus plus de CCC et toz les engins qui ont mestier a vile prendre a grant plenté.

Geoffroi de Villehardouin, La conquête de Constantinople, p. 40. —

Später bedeutet engin 'Falle, Schlinge'.

enseigne (insĭgnia) 'Abzeichen'; im Kampf die 'Fahne', bisweilen 'Lanzenwimpel', da darauf häufig das 'Kennzeichen' des Ritters, das Wappen, abgebildet ist.

Gefreiz d'Anjou ki l'enseigne teneit.

Rol. 3545.

. . . les enseignes atachies
es trenchanz lances aguisiees.

Benoît, Roman de Troie 15392 f.

Leicht kann die Bezeichnung für 'Fähnlein' auf die um dasselbe gescharten Leute übergehen: 'Abteilung, Heerhaufen' (dieselbe Entwicklung im Deutschen, wo 'Fähnlein' eine 'Abteilung Fußvolk' sein kann).

Da als Feldgeschrei der Name der Fahne üblich ist, bedeutet enseigne auch 'Feldgeschrei'.

Im Minnedienst endlich ist enseigne das dem begünstigten Ritter von seiner Dame gegebene 'Freundschafts- oder Liebespfand' (vgl. druerie), das derselbe in Turnier und Schlacht an der Lanze oder am Helme trägt.

entreseigne ist ebenfalls ein 'Abzeichen', wie cognoissance, mit dem die Ritter Lanzen und Rosse schmücken, woran die Freunde in der Schlacht einander erkennen (Schultz, Höf. Leben II 191);

Digitized by Google

häufig wohl, wie der Ärmel oder Schleier (guimple, s. d.), ein Geschenk der Geliebten.

Mainte manche de damoisele,
Mainte guimple et mainte entresaigne.
Durmars le Gallois 7128 (Stengel).

Das Wort ist untergegangen.

envialle (invītalia) ursprünglich allgemein 'Einladung'; speziell 'Forderung zum Zweikampf, Herausforderung'.

Die Bedeutungsverengerung erklärt sich aus dem ritterlichen Milieu. Mit dem ausgehenden Rittertum verschwand die Bedeutung 'Forderung zum Zweikampf' wieder.

As paiens fist mainte grief envialle.
Enf. Ogier 5413, Scheler.

Auch das Verbum (afz. envier < invitare 'einladen') bedeutet 'herausfordern'.

escremir (skĭrmjan, germ., 'schirmen') 'fechten'.

Das Fechten mit Schwert und Schild (Schultz, Höf. Leben I 128), eine Leibesübung, die die Ritter gerne betrieben. Schon die Knaben lernten es zur körperlichen Ertüchtigung.

E escremissent cil bacheler legier.
Rol. 113;

nfz. wird escrimer in übertragenem Sinne gebraucht für 'disputieren, streiten'. —

Ableitung escremie (nfz. escrime) 'Fechtkunst':

Andui sorent de l'escremie.
Erec 933.

escrier (exquīrītare) 'anschreien, anrufen':

[Rollanz] Franceis escriet.
Rol. 1113.

Mit dem Feldgeschrei stürzt man sich auf die Feinde. So wird das einfache 'anrufen' > '(als) Feldgeschrei rufen':

Grant est la noise de Munjoie escrier.
Rol. 2151.

escu (scūtum) 'Schild':

Tanz colps ad pris sur son escut bucler.
Rol. 526.

Über die beim gottesgerichtlichen Zweikampf vorkommende Wendung: prendre l'escu et le baston — ursprünglich waren Knüttel und Schild die Bewaffnung —, die anscheinend auch auf den ritterlichen Zweikampf mit Lanze und Schwert überging, vgl. M. Pfeffer. Formalitäten im gottesgerichtlichen Zweikampf, ZRPh. 1885, IX. Band, 67. 70. —

Digitized by Google

Der plur. escuz oft für: 'Wappen'. Diese dienten zur Kennzeichnung der Ritter und waren auf den Waffen, besonders auf den Schilden, angebracht. Zur Blütezeit des Rittertums verbindet sich der Begriff 'Wappen' derartig mit den 'Schilden', daß escuz (wie auch das allgemeinere Wort armes, s. d.) in der Bedeutung 'Wappen' verwandt werden kann.

Asez i ot ki li mustra
de quel part il esteit venuz
e ses armes e ses escuz.

Marie de France, Milun 392 ff.

escuyer (nfz. écuyer), der 'Schildknappe, Schildträger', ist, wie auch chevalier (s. d.) eine vom lat. caballarius unabhängige französische Bildung ist, keine Fortsetzung des lat. scutarius, das eine Art Fußsoldat bezeichnet, sondern eine wiederum durchs Rittertum veranlaßte Neubildung, eine Ableitung von écu 'Schild'.

Der Knappe begleitet seinen Herrn, wenn er zum Turnier oder in den Krieg zieht und trägt den Schild, bis der Ritter ihn selbst aufnimmt. —

Cel jor firent François d'Anseys chevalier,
Car encores servoit al role d'escuyer.

Sax. IV.

escuerie (nfz. écurie), Ableitung von escüier, der 'Ort, wo der Knappe sich aufhält, Knappenstube'; dann, da der Knappe auch für die Pferde verantwortlich ist, 'Pferdestall'; endlich beim Untergang des Rittertums 'Scheune' (das Wort hat aber etymologisch nichts mit deutsch 'Scheuer' zu tun).

esperun (ahd. sporo) 'Sporn':

Esperuns d'or ad en sés piez fermez.

Rol. 345.

afz. a esperun 'spornstreichs', eine Entwicklung innerhalb des Rittertums; die Bauern benutzen keine Sporen.

Lance baissiee, a esperun
choisi chescuns sun cumpaignun.

Marie de France, Chaitivel 97 f. —

chausser les éperons 'die Sporen anlegen, anschnallen', d. h. oft 'zum Ritter machen'.

Et li chaussa son premier esperon.

Ronc. p. 29.

Hierhin gehört auch: gagner ses éperons 'sich die Sporen verdienen'.

Der Knappe, der zum Ritter geschlagen werden sollte, wurde feierlich gerüstet. Sehr wesentlich war dabei das Anlegen der Sporen: ein Ritter schnallte ihm den rechten Sporn an (s. adober).

Digitized by Google

couper les éperons = dégrader un chevalier; denn „ehrlosen Rittern wurden zur Strafe die Sporen abgehauen“ (Schultz, Höf. Leben II 70).

Das Verb **esperoner** ist anfänglich transitiv und heißt '(ein Pferd) spornen, (einem Pferde) die Sporen geben':

En Tencendur sun bon cheval pois (sc. li Emperere) muntet,
Laschet la resne, mult suvent l'esperunet.
Rol. 2993; 2996.

Da nun das Objekt in den meisten Fällen sich von selbst versteht, kann es fortbleiben. Das Verb wird dadurch intransitiv und bedeutet 'reiten':

Quant Henris out l'arc apresté,
Vers le bois a esperoné.
Wace, Roman de Rou 10129 f.

Diese Entwicklung hat eine genaue Parallele in poindre 'stechen, spornen' > 'dahinsprengen, galoppieren'.

Daß gerade auch in Waces Roman de Rou sich die subjektive Verwendung von esperoner findet, ist nur regulär zu nennen. Es paßt dazu, daß der Dichter sowohl bei poindre (s. d.) wie bei monter 'aufsteigen, aufsitzen' (s. d.) das Objekt le cheval fehlen läßt. —

Nfz. ist éperonner ('die Sporen geben' und im bildlichen Sinne 'jem. anspornen, antreiben') wieder transitives Verb.

estage (staticum), eigentlich 'Aufenthaltsort, Station'.

Il me sivrat ad Ais à mun estage.
Rol. 188.

'Aufenthalt':

Remeist entr'els et prist estage.
Brut 414.
Set jurs i furent a estage.
ib. 1323;

sodann der Aufenthalt beim Lehnsherrn zum Schutz desselben oder seines Schlosses, zu dem der homme lige verpflichtet ist, daher lige estage oder einfach estage.

Aucuns vassaux sont qui doivent lige estage au chastel de leur seigneur (Cout d'Anjou, art. 134, Nouv. cout. gén. IV 542, s. Godefroy) oder in einer Urkunde um 1290 (E. Philipon, Les parlers du duché de Bourgogne aux XIIIe et XIVe siècles [Romania XLI 1912, p. 563] s. Schwan-Behrens, Gram. des Afz. III S. 61):

les fiez que deivent les estages dou dit chastel a la requeste dou dit seignor. —

estage schließlich in übertragener Bedeutung im Minnedienst: tenir estage 'Stand halten, treu aushalten':

Digitized by Google

Merci, dame, la cui biautés seurvaint
mon cuer, qui vous a fet loial houmage!
. . . et souffrance ne me poura grever;
car boens secours fait bien tenir estage.
Adam de la Halle, Le Bossu d'Arras. —

estagier allgemein 'wohnhaft', auch der 'Bewohner', z. B.: une meslee comença de Grieus et des Latins qui erent en Constantinople estagier dont il en i avoit mult. Villeh., 203, Wailly.

Speziell: der Lehnsmann, der gebunden ist, in Kriegszeiten eine bestimmte Frist zur Verteidigung des Schlosses seines seigneur lige beizutragen.

Tres bien se ferme de murs et de palis,
Les estagiers fait ou chastel venir.
Garin le Loh., 2e chans. XXXII, P. Paris.

estor (sturm, ahd.) ‚Sturm; Angriff, Handgemenge'. rendre estor à a. 'jem. angreifen'.

. . . s'est qui estor me vuelle randre.
Erec 5932.

Im Rittertum ist estor ferner zur Bedeutung 'Kampfgang beim Turnier' gekommen:

Quant Lancelot en l'estor vint.
Karrenritter 5641,

oder: Si cuident qu'il s'en soit embléz
quand à l'estor n'est assembléz.
ib. 5848.

estrier, estrieu, nfz. étrier (vielleicht germ. struppe + streupan, Meyer-Lübke, Wb. 8299) 'Steigbügel'.

Afermez est à ses estreus d'or fin.
Rol. 2033.

Nur die vornehme, ritterliche Gesellschaft bedient sich im Mittelalter der meist sehr kostbaren Steigbügel. So haben folgende Wendungen ihre Wurzel im Rittertum:

tenir l'étrier à qn 'jem. beim Aufsitzen den Steigbügel halten':

L'estreu li tint sis uncles Guinemers.
Rol. 348.

Nfz. übertragen gebraucht: 'jem. zu etw. verhelfen'.

mettre le pied à l'étrier à qn 'jem. in den Sattel helfen', übertragen 'jem. den Weg zu seinem Glücke bahnen'. avoir le pied à l'étrier 'reisefertig sein', übertragen 'auf bestem Wege zum Erfolg sein'.

faillir (fallere) 'fehlen, verfehlen' > '(seinen Hieb) verfehlen, fehlschlagen' (manquer son coup).

Im Rol. finde ich noch kein Beispiel in dieser Bedeutung; wohl aber in Wace's Roman de Rou 8267: cist fiert, cist falt,

Digitized by Google

cist fuit, cist chace; weiter in Crestien von Troyes' Karrenritter 5679 (als Lancelots Dame ihn so schlecht wie möglich, 'au noauz', fechten heißt):

et faut, quant il le dut ferir. —
5683f.: Et li autre, qui le requiert, n'a pas failli, ainçois le fiert.

Die Bedeutungsentwicklung nimmt ihren Ursprung wahrscheinlich im ritterlichen Zweikampf. „Faillieren, d. h. den Gegner nicht treffen, das galt für den Beweis großer Ungeschicklichkeit." Schultz, Höf. Leben II 107.

bien **faire** (bene facere) 'richtig handeln' > 'wacker, ritterlich handeln':

A l'assembler des chevaliers
voleit chescuns estre primiers
de bien faire . . .
Marie de France, Chaitivel 63ff.

Oder: Tuz apela ses cumpaignuns,
de bien faire les a sumuns.
Marie de France, Eliduc 211ff. —

le faire bien 'gut kämpfen, fechten':

mult le fist bien en cel estur.
Marie de France, Milun 403.
qui mout bien et bel le faisoit.
Crestien von Troyes, Karrenritter 5651.
«Qui est cil qui si bien le fait?»
ib. 5655. —

bienfait 'Heldentat':

De sun bienfait le mercia.
Marie de France, Eliduc 257.
Et plusieurs autres barons et chevaliers pleins d'honneur et de prouesse, desquels je ne puis mie de tous parler, ni leurs bienfaits ramentevoir.
Froiss. I, 1 122.

Nfz. bienfait = 'Wohltat; Gefälligkeit. Dienst' — also mit dem Rittertum ging die Bedeutung 'Heldentat' unter. —

mal faire 'schlecht handeln' > 'unritterlich handeln', z. B. Marie de France, Equitain 75f. Der König, im Begriff, die Frau des Seneschalls zu verführen, macht sich selbst Vorwürfe:

Et se jo l'aim, jeo ferai mal:
ceo est la femme al seneschal.

faucon (falco, germ.) der 'Falke', der Liebling von Männern und Frauen (Schultz, Höf. Leben I 378), spielt bei der Jagd, der Passion der obersten Kreise im Mittelalter, dem schönsten Vergnügen jener Zeit, eine große Rolle. Von der Falkenbeize stammt eine ganze Reihe noch nfz. übertragen gebrauchter Redensarten her, wie A. Darmesteter gezeigt hat. Vgl. — auch zum

Digitized by Google

Folgenden — Meyer-Lübke, Einf. in das Studium der roman. Sprachwissenschaft, § 70.

acharner le faucon 'den Falken auf das Fleisch (chair) loslassen, blutgierig machen'; übertragen: acharner qn 'jem. erbittern, aufhetzen', s'acharner sur qn 'sich wild auf jem. stürzen'; à qch. 'sich eifrig auf etwas legen'. —

ciller le faucon 'dem Falken die Augen verbinden, damit er still sitzt' (von cil < cilium). dessiller (statt déciller) le faucon 'dem Falken die Augenlider wieder öffnen', wenn er gezähmt ist; übertragen: dessiller les yeux à qn 'jem. (plötzlich) die Augen öffnen'. —

faucon hagard zunächst vom 'störrischen Falken'; dann heißt hagard überhaupt 'wild, verstört'. —

un faucon déleurré (von leurre 'Lockspeise', fränk. lōþr) 'ein Falke, der nicht geködert ist, sich nicht ködern läßt'; auf Personen übertragen: déleurré 'jem., der nicht auf den Leim geht'. —

gorge chaude du faucon ‚warmer Kropf', gebraucht, wenn der Falke Futter bekommen hat; daher faire une [des] gorge[s] chaude[s] de qch 'sich gütlich tun', in geistiger Beziehung 'sich über etw. lustig machen'. —

élever des faucons à la brochette: bei der Fütterung der jungen Falken wurde ein kleines Stäbchen verwandt; heute übertragen: élever un enfant à la brochette 'ein Kind mit aller Sorgfalt aufziehen, verzärteln'. —

Beiläufig seien hier noch die ebenfalls von der Falknerei genommenen Ausdrücke: hobereau 'Lerchenfalke', übertragen: 'Krautjunker' und émerillon 'Zwergfalke', émerillonné 'lustig' genannt.

fautre (*filtur, germ., nfz. feutre) 'Filz', wird während der Zeit des Rittertums die Bezeichnung für den 'Stützpunkt der Lanze'. Man reitet 'mit eingelegten Lanzen', lance sor fautre, aufeinander los, d. h. das Lanzenschaftende ist in die 'mit Filz gefütterte Sattelvertiefung' (Foerster) eingesetzt. (Das ist wohl deutlicher als: 'auf den Sattelknopf' gestützt, „der, um ein festeres Lager zu gewähren, mit Filz beschlagen war", Schultz, Höf. Leben II 248 Anmerk. 4.)

Diese Sattelvertiefung wird nach dem Material, aus dem sie hergestellt ist, benannt. Mit der Sache ging die okkasionelle Bedeutung natürlich wieder unter.

Lor vindrent cinc chevalier autre,
Chascuns sa lance sor le fautre.
Erec 2927 f.

Digitized by Google

Oder: Quant la lance ot el feutre mise.
Blancandin 5449. —

Bisweilen auch ein Verb enfeutrer:

Covert souz suen escu e sa lance enfieutra.
Prise de Pampelune 3605.

fealté (fidelitate) 'Treue'; speziell 'Lehnstreue', z. B. Charte messine en français de l'année 1212 Bibliothèque de l'Ecole des Chartes T. 41 (1880) p. 393 sq. — Schwan-Behrens, Gram. des afz. III S. 28: semonre la fauteit en son nom 'die Lehnstreue beanspruchen'. fealté wird weiter zum 'Gelöbnis der fidelitas, Lehnseid, Treueid', auf einer Stufe stehend mit dem hommage, das der Vasall seinem Lehnsherrn erweist; vgl. die Redensart faire hommage et fealeté.

Mais a voz voil a trestouz commander,
Que cel mien fil jurez tuit feauté.
Jourdain de Blaivies, 753, Hofmann.

Oder: Sor le feautet qu'ilh ont fait
(1233, Comprom., Arch. Liege).

felonie (Ableitung von felon 'eidbrüchig' < germ. fillo 'Schinder') 'Treulosigkeit, Schlechtigkeit'; insbesondere 'treuloses Verhalten eines Vasallen gegen den seigneur, Bruch der Lehnstreue'.

femme (fēmina) 'das Weib, Eheweib':

Li vavasors sa fame apele.
Erec 397;

speziell, wie home '(auch hochgestellter) Lehnsmann', 'Lehensfrau':

Je Phelippes de Darnuele chevailiers, et dame Gille; femme au dit Phelippe (Natalis de Wailly, Notices sur les actes en langue vulgaire du XIIIe siècle. Notices et extraits des Manuscrits . . . XXVIII, 2 (1878) p. 202 sq. Nr. 228. Schwan-Behrens, Gram. des afr. III S. 41).

fiable 'zuverlässig':

Et pour chou ke che soit ferme chose et feable
(Cartulaire de l'église Saint-Lambert de Liège 1270. II. Bruxelles 1895, p. 198 sq. — s. Schwan-Behrens, Gram. des afrz. III S. 21f.).

plur. feaubles (subst.) wie feal 'die Getreuen, Lehnsmannen':

Et vos iestes tout mi home et mi feiable, si ai moult grant fiance en vous.
Chron. de Rains, C. IV, L. Paris.

fiance (*fidantia), auszugehen ist vom refl. Verb se fier 'in jem. Vertrauen setzen'. So ist fiance 'das Vertrauen, das man zu jem. hat' (= confiance), besonders vom Standpunkt des Lehnsherrn aus:

En tels vassals deit hum aveir fiance,

sagt Karl der Große beim Anblick seiner Franken (Rol. 3009); andererseits was Vertrauen zum Ausdruck bringt (schon klass. lat. ist fidēs 'Treue' und 'Versicherung, Versprechen'): ein 'Gelöbnis'.

Digitized by Google

Besonders vom Standpunkt des Vasallen, daher 'Treuversprechen; Lehnseid; Ritterwort':

Costentinnoble, dunt il (sc. Carles) out la fiance. Rol. 2329.
Et ioint ses mains petites, as Elie les mist
Et devint ses homs liges et fiance li fist. Elie de Saint-Gille 1202.

Oder: . . . par la fiance qu'il li fist
quant il l'umage de lui prist. Marie de France, Eliduc 567 f.

tenir sa fiance 'den Treuschwur halten'; mentir, fausser, rëuser sa fiance 'sein Versprechen brechen':

sa fiance sera faussée. Cligés 3186. —

Da die Begriffe des Feudalwesens übertragen wurden auf das Verhältnis des Ritters zu seiner Dame (vgl. z. B. lige), bedeutet fiance auch 'Liebesschwur':

lur fiances s'entrepleviren t. Marie de France, Equitain 186.

fiancier (fid-antiare) 'feierlich versprechen, geloben':

Et d'ambes parz très bien jurer e fiancier,
Que ne feront jamais guerre recommencier. Sax. IV. —

Nach dem Kampf zwischen zwei Rittern gelobt der Unterlegene Gefangenschaft: fiancier prison 'sich für gefangen erklären' (in deutschen Gedichten entspricht dem: 'Sicherheit geben'):

Fiancier t'an estuet prison. Erec 1028.

Da das Objekt in der Situation selbstverständlich ist, auch einfach: fiancier 'sich für gefangen erklären'.

Der im ritterlichen Zweikampf Besiegte hatte die Wahl, zu sterben oder sich für besiegt zu erklären. Im letzteren Falle gab er das Versprechen ab, sich als den Gefangenen des Siegers zu betrachten und dessen Befehlen unweigerlich zu gehorchen. Vgl. Schultz, Höf. Leben II 131.

foi (fides) 'Treue, Glauben', auch bone fei:

il li asseüra
que bone fei li portereit. Marie de France, Eliduc 324 f.,

hat im Rittertum noch einige speziellere Bedeutungen angenommen. Es ist das 'gegebene Wort':

Tenez! ma foi je vos fianz,
Que or androit, sanz plus atandre,
M'irai a la reïne randre. Erec 1052 ff.

Vgl. i mettre sa foi 'sein Wort dafür einsetzen'. — Ferner: der 'Treuschwur'; endlich das 'Versprechen, das Lösegeld zu bezahlen':

Li un corent por les foiz prandre
Et li autre por le defandre. Erec 2169 f. —

foi mantie 'wortbrüchig':

. . . Se je ne vossisse estre faus
Et foi mantie et desleaus. Erec 6113 f. —

Digitized by Google

gant (wanta, fränk.): der 'Handschuh' spielte im Lehns- und Ritterwesen als Symbol eine große Rolle. —

Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. vermehrte Ausgabe, besorgt durch Andreas Heusler und Rudolf Hübner, Leipzig 1899, und M. Pfeffer, Die Formalitäten im gottesgerichtlichen Zweikampf, Zeitschrift für Roman. Philologie, 1885, IX.

Der Handschuh des Herrn in der Hand des Boten bedeutet eine Legitimation, Beglaubigung. — Häufig wurde ferner die Belehnung durch Überreichung eines Handschuhs vollzogen (vgl. Schultz, Höf. Leben I 234).

„Mit dargereichtem oder hingeworfenem Handschuh wurden Güter übergeben, gleichsam ausgezogen und abgelegt. Roman de Rou: Vostre terre, dit-il, vos rend par cest mien gant" (Deutsche Rechtsaltertümer I 209f.). — I 211: „Der König oder Richter warf den Handschuh hin zum Zeichen ausgesprochenen Bannes".

Am üblichsten war das Überreichen oder Hinwerfen des Handschuhs nach oder während der Herausforderung zum Zweikampf. Die Bedeutung dieser Handlung ist wohl speziellerer Art als Jakob Grimm meint, wenn er sagt, wie mit dem Handschuh ein Verbrecher alles seines Guts für verlustig erklärt wurde, so scheine auch der im ganzen Mittelalter gebräuchliche Wurf des Handschuhs, als Aufforderung zum Kampf, eigentlich auszudrücken, daß der Werfende oder Darbietende seinem Gegner Frieden und Freundschaft aufsage. Es handelt sich vielmehr ursprünglich um eine Pfandesleistung. Und zwar stellt der Handschuh für den Herausgeforderten das Pfand dar, daß sich der Herausfordernde tatsächlich zum Kampf einfinden wird; denn es liegt — darauf hat Pfeffer aufmerksam gemacht — zwischen Herausforderung und Kampf in den meisten Fällen ein gewisser Zeitraum. In dieser Frist hätte dem Herausfordernden der Kampf leid werden können, während dem Herausgeforderten an der Wiederherstellung seiner Ehre liegen mußte. So ist der im Besitz des Gegners oder des Gerichtsherrn (s. u.) befindliche Handschuh für den Herausfordernden gewissermaßen eine Art moralischer Verpflichtung, einem „verpfändeten" Ehrenwort vergleichbar (der sachliche Wert des Pfandes kommt nicht in Betracht), nun auch am festgesetzten Termin auf dem Kampfplatz zu erscheinen.

Dafür daß die Handschuhübergabe zunächst einer Pfandesleistung gleichkam, spricht das von Schultz, Höf. Leben II 133; Pfeffer, S. 30f. erwähnte meist geübte Verfahren, daß beide Gegner sich verpflichteten, zu erscheinen, indem sie ihren Handschuh dem

Digitized by Google

Vorsitzenden des Gerichtshofes überreichten. Es wurde vielleicht durch das Stellen der Bürgen verdrängt.

Sodann läßt sich dafür anführen die von Pfeffer in der genannten Arbeit S. 29 ('Die gages de bataille') an vielen Beispielen überzeugend nachgewiesene Tatsache, daß in einer ganzen Reihe von Gedichten die Ausdrücke gant und gage (< got. wadi 'Unterpfand') miteinander wechseln, gleichwertig gebraucht sind, unter gage der Handschuh zu verstehen ist. Vgl. etwa Ronc. 410:

Se il le noie, Sire, vez-ci mon gant;
411: Ganelon li a donné son gaige. —

Es mag noch andere, ähnliche Arten der Pfandesleistung gegeben haben — jedenfalls war das Überreichen eines Handschuhs die gebräuchlichste.

Wie es indes bei alten Bräuchen oft geht: man ehrt sie, aber ihr Sinn wird nicht mehr verstanden — so war es auch hier. Der Wurf des Handschuhs wurde später als Symbol der Herausforderung, nicht mehr als Pfandesleistung, empfunden und dann konnte darin allerdings ein Aufsagen von Frieden und Freundschaft seitens des Werfenden gesehen werden. gant wird so vom 'Pfand' zum 'Fehdehandschuh'. Die letzte Bedeutung spiegelt sich noch wider in den heute bildlich gemeinten Redensarten:

jeter le gant à qn 'jem. den Fehdehandschuh hinwerfen, zum Kampf herausfordern', und ramasser oder relever le gant 'den Fehdehandschuh aufnehmen, die Herausforderung annehmen'.

garçon (ahd. warza, Meyer-Lübke, Wb. 9510) 'Knabe, junger Mann'; Diener des Ritters: 'Knappe, Troßknecht' — diese letzteren Bedeutungen sind mit dem Rittertum wieder untergegangen.

Ne n'i adeist esquiers ne garçun. Rol. 2437.
Un garçun qui voloit mener
Son destrier a l'eve abevrer. Erec 4897 f.

gehir (germ. jehan 'sagen') — die Literatur bei Meyer-Lübke, Wb. 4580 — 'etwas zugeben', ist ein mit dem Ritterwesen herübergekommener Terminus; es ist das 'Ja-sagen, sich-schuldig-bekennen des besiegten Ritters' (vgl. [sei] recreire) — mhd. jehen m. dat. 'einem den Sieg zuerkennen, sich überwunden geben' — daher ein unfreiwilliges, erzwungenes Ja-sagen; endlich überhaupt 'gestehen, beichten'. —

Si l'en ferai tout mat et recreant,
Et par la geule, oians tout, jehissant
Qu'ocist Raoul, mon oncle le vaillant,
En felonnie. Raoul de Cambrai 4900 ff.

Digitized by Google

Faulx chevaliers, traistres, jehir le vous ferai
Devant tous les seigneurs, ou a honte morrai.
Cuv., Bertran de Guesclin 2305 f., Charrière.

Davon als Ableitung das subst. **ge(h)îne** 'erzwungenes Eingeständnis', daraus schließlich nfz. gêne 'Verlegenheit', und das Verb ge-iner, nfz. gêner.

guarder (ward-are) 'schützen, bewachen, behüten':

Traït vus ad ki à guarder vus out. Rol. 1192. —

garder le champ heißt 'den Kampfplatz bewachen'.

Um jede Einmischung in den Kampf, Übergriffe der Parteien zu verhindern, wurde vom Gerichtsherrn nach Errichtung der Schranken noch eine starke Wache aufgestellt (Vgl. Schultz, Höf. Leben II 140).

(5 Tafelrunder und 100 Ritter):

ceus mist li rois al camp garder. Percev. 39270.

Oder:

Li rois Pepin cevauce entre ·II· rens;
De ses barons fu bien gardés li chans.
Lé roman d'Auberi le Bourgoing, 143, 12. —

les gardes sind daher 'die Kampfwärter':

Les gardes apela s'il a de riens mespris. Chev. au cygne 3790.

Im ritterlichen Milieu findet ferner seine Erklärung: guarder amur (fei; leialté) 'halten':

Guarder li dei amur e fei. Marie de France, Equitain 77.
Sa leialté voleit guarder. Marie de France, Eliduc 467.

guimple (wimpel, ags.; nfz. guimpe), ein 'Kopfputz' der höfischen Frau, dtsch. 'Gebende' (vgl. Schultz, Höf. Leben I 182); ein 'Schleier':

Por le haale et por la poudriere,
mist sa guinple devant sa chiere. Erec 3983 f.

Der Kopfputz oder Schleier wird von der Dame oft dem begünstigten Liebhaber verehrt (Schultz, Höf. Leben I 471), von diesem im Kampfe getragen.

Un mois apres la pantecoste
Li tornois assanble et ajoste
Desoz Tenebroc an la plaingne.
La ot tante vermoille ansaingne
Et tante bloe et tante blanche
Et tante guinple et tante manche,
Qui par amors furent donees. Erec 2135 ff.

Der Ritter führt ihn häufig beim Turnier oder in der Schlacht statt des Banners an der Lanze (Schultz, Höf. Leben II 24).

So kann guimpe die Bedeutung 'langes Fähnchen' annehmen. Schultz (Höf. Leben II 24) glaubt, „daß das Wort Wimpel, das

Digitized by Google

heute noch ein kleines schmales Fähnlein bezeichnet, von dem Schleiertuch, welches so oft die Fahne des Ritters ersetzte, seinen Namen erhalten hat.“ —

Heute ist guimpe der ‘Brustschleier der Nonnen’; ferner ein Putzgegenstand der Damen: eine ‘Art fichu, Busentuch’.

herneis (herrnest, anord. ‘Reisevorrat’, Meyer-Lübke, Wb. 4119; nfz. harnais) zunächst ‘Gerät’, etwa ‘Heergerät’ oder ‘Geschirr eines Pferdes’; dann insbesondere die vollständige ‘Rüstung’ des Ritters (dtsch. Harnasch):

Guergesins li dus de Haut Bois
I vint a mout riche hernois. Erec 1961 f. —

endosser le harnais ‘das Waffenhandwerk ausüben’; heute übertragen und scherzhaft von Geistlichen und Richtern ‘seinen Berufsornat anlegen’.

vieillir } sous le harnais ‘unter den Waffen grau werden’,
blanchir } auch übertragen ‘im Dienst (Beruf) ergrauen’:

C'était la chanteuse célèbre et vieillie sous le harnois.
Romain Rolland, Jean-Christophe IV La révolte, page 49.

home (homine) ‘Mann, Mensch’; speziell: der durch das homage (s. u.) gebundene ‘Lehnsmann’, auch der ganz hochgestellte:

[Kaiser Hugo] et devendrat sis hoem. Karlsreise 784.

Die niederen Vasallen heißen vavassors. —

Guenes respunt: «Tu n'ies mis hum ne jo ne sui tis sire.» Rol. 318.

homage (homin-aticu): -age bezeichnet [vgl. brigandage, ‘Straßenraub’, : brigand] was zum Lehnsmann gehört, den Lehnsträger zum Vasallen des Lehnsherrn macht, d. h. das dem seigneur geleistete ‘Treuversprechen, die Huldigung’:

Sire, je te vuel feire homage:
Toz jorz mes avuec toi irai,
Con mon seignor te servirai.’ Erec 4494 ff.

Der Akt der Huldigung war eine der symbolischen Handlungen, an denen das feudale Recht reich war, „die den Sinn und Zweck hatten, das persönliche Verhältnis der Ergebenheit und gegenseitigen Neigung durch einen sichtbaren Vorgang darzustellen und zugleich der Erinnerung fest einzuprägen . . . Der homo kniete vor dem senior nieder, legte seine Hände gefaltet in die des Herrn, küßte ihm den Fuß und wurde darauf vom Herrn aufgehoben und auf den Mund geküßt. Damit wurde der Huldigende homme de bouche et de mains. . . . Dieses hominaticum geschah stets vor einer Belehnung, aber auch häufig sonst,

Digitized by Google

wenn jemand sich dem Schutz seines Herrn anempfahl oder dieser sich der Treue seines homo versichern wollte. Immer aber war die Huldigung nur eine Bekräftigung der fidelitas" (Eduard Wechßler, Das Kulturproblem des Minnesangs I S. 160 f.). —

Da das homage immer mit der Belehnung verbunden war, sah man in homage schließlich den Vorgang der Belehnung; so konnte unter homage auch 'Belehnung' verstanden werden.

honur (honore). Der Ehrbegriff hat im Rittertum hohe Bedeutung. honur ist „ein Besitz ideeller Art" (Wechßler): abstrakt 'Ehre, Würde' (dauernd), oder konkret 'Ehrung, Auszeichnung' (einmalig). Von der letzten Bedeutung aus kommen wir zu der Verwendung von honur im Sinne von 'Ehrengabe' und 'Lehen'; Besitz'. Rol. 297:

A lui lais-jo mes honurs e mes fieus. —

(Hiermit zu vergleichen ist merci 'Gnade', sodann 'Gnadenbereich': mercedis nostrae augmentum [Pirson, Merowingische und Karolingische Formulare, Nr. 16, Confirmatio de omni corpore facultatis monasterii].)

Wechßlers Erklärung (Kulturproblem des Minnesangs I S. 149) ist überzeugend: „Das Lehen, fieu oder onor, hat diesen zweiten Namen daher, daß im spätrömischen Recht das beneficium, ein zur Nutznießung verliehenes Land, uneigentlich, man kann sagen euphemistisch, als honos bezeichnet wurde. In dieser und ähnlichen Bezeichnungen (vgl. die analogen Worte Honorar, Ehrensold, Ehrengabe) verrät sich das Bestreben, eine Belohnung in Geld und Geldeswert als ideelle gelten zu lassen."

Vgl. noch: Schäfer, honor, citra, cis im mittelalterlichen Latein (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1921, XXIII).

Umgekehrt zeigt die Stelle Rol. 863 ff.:

«Bels sire reis, jo vus ai servit tant,
Si'n ai oüt e peines e ahans,
Faites batailles e vencues en camp,
Dunez m'un fieu: ç'est li colps de Rollant . . .»,

auf die F. Settegast, der Ehrbegriff im afz. Rolandsliede (Ztschr. f. Roman. Philologie IX, 1885, S. 207 und 220 Anmerkung) hingewiesen hat, daß 'Lehen' (fieu) als 'Belohnung, Ehrengeschenk' gefaßt werden konnte. „Laßt mir (sc. für die bewiesene Tapferkeit) eine Belohnung, eine Ehre zuteil werden; die: Roland zu erschlagen" in freier Übersetzung.

Digitized by Google

hôtel (hospitale) 'Gasthaus', daneben 'Villa', läßt sich bis zu einem gewissen Grade auch aus dem Rittertum erklären. Es ist rein geographisch zunächst das Wort für Südfrankreich, wo die Bedeutung des Ritterwesens größer ist als in Nordfrankreich: prov. ostal, Bezeichnung des 'Ritterschlosses' (in Nordfrankreich chastel). Nun ist Gastfreundschaft die gepriesene höfische Tugend; der Begriff des Ritterschlosses verbindet sich daher mit dem der Gastlichkeit. So wird hôtel schließlich zur Bezeichnung des Hauses, in dem Gäste untergebracht werden können. 'Herberge'.

En un ostel furent la nuit. Marie de France, Milun 485. —

avoir l'ostel saint Julien ist ein afz. bei den Rittern, die keine Nachtherberge haben, ganz üblicher scherzhafter Ausdruck für 'im Freien schlafen':

Il a l'ostel saint Juliien. Amadis et Ydoine 3702.

(vgl. Schultz, Höf. Leben I 401). —

Dem hôtel gegenüber steht maison (mansio): eigentlich die Station, wo man bleibt; Ort, wo die Pferde gewechselt werden; dann auch das Haus der Dienstboten, endlich das Haus der Großstadt. Der Begriff der gastlichen Aufnahme liegt nicht darin.

hurter, nfz. heurter (Etymon unbekannt) 'stoßen, anprallen', speziell: beim Turnier.

Ansanble hurtent des escuz
Et des armes et des chevaus. Erec 2202 f.;

weiter auch, vom Ritter gesagt, '(ein Roß) spornen':

Trois fois le heurte, si fait les saus menus. Ronc. p. 54. —

Nfz. übertragen: heurter qn 'jem. vor den Kopf stoßen, bei jem. Anstoß erregen'. —

Davon **hurt** (vgl. dtsch. 'hurtig'), bisweilen une hurte, nfz. heurt, ist ein besonderer Turnierstoß. „Bei der Hurte sucht man den Gegner auch dadurch zu Falle zu bringen, daß man ihn nicht allein mit der Lanze trifft, sondern ihn zugleich mit dem Rosse anrennt" (Schultz, Höf. Leben II 108). — Heute 'Zusammenstoßen von Wagen'.

jambière (Ableitung von jambe 'Bein') der Teil der Rüstung, der zum Schutz der Unterschenkel dient, dtsch. 'Beinschiene' oder 'Beinberge'.

Esperons et jambières et l'aubers endosiés. Prise de Pampelune 3278.

Heute bezeichnet jambière eine Art 'Gamasche', den 'Wadenstrumpf' der Radfahrer. Wir sehen hier an einem besonders krassen Fall, wie „die Wortbedeutung sich immer der jeweiligen Kulturstufe anbequemt" (Hermann Paul, Prinzipien der Sprach-

Digitized by Google

geschichte, § 74). Wir haben in der veränderten Wortbedeutung eine Folge des Wandels in den Kulturverhältnissen vor uns.

joster (juxtare) 'zusammenkommen, sich nähern' > 'sich als Gegner nähern, mit den Lanzen kämpfen, tjosten'.

Die ursprünglich indifferente Bedeutung noch in Rol. 1975 f.:

Rollant apelet sun ami e sun per:
«Sire cumpainz, à mei kar vus justez.»

Daneben schon die Bedeutung 'kämpfen' — Rol. 1191:

Feluns Franceis, hoi justerez as noz.

Während der Blütezeit des Rittertums wird die zweite Bedeutung 'Lanzen brechen, tjostieren' immer häufiger und mehr und mehr zur alleinigen.

Si justera al chevalier. Marie de France, Milun 351.
de turneier ne de juster. Ibd. 408.

Nfz. jouter in derselben Bedeutung:

Il n'était pas permis à un écuyer de jouter contre un chevalier.
Volt., Moeurs 97 (Littré),

oder in übertragenem Sinne: 'sich in einen Kampf einlassen'. —

Ableitung: afz. jouste, nfz. joute 'Lanzenkampf, Tjost':

Dunc li tourneimens s'asembla;
Ki juste quist, tost la trova. Marie de France, Milun 397 f.

Bei der jouste wird, im Unterschied vom Turnier, ausschließlich mit der Lanze gefochten, und zwar muß dieselbe abgestumpft sein (Schultz, Höf. Leben II 107); außerdem kämpft bei der Tjost Mann gegen Mann, im Turnier dagegen Schar gegen Schar.

juïse (judicium) 'Gericht', häufig Bezeichnung für das 'jüngste Gericht':

N'iert mais tels hum desques à l'Deu juïse. Rol. 1733;

ferner für das im Mittelalter übliche 'Gottesurteil' (Ordal) mit kaltem und mit kochendem Wasser, mit glühendem Eisen; im Rittertum für den 'gottesgerichtlichen Zweikampf' (vgl. bataille):

Qu'il m'en let purgier par juise. G. de Dole, Vat. Chr. 1825 f° 94 d.

lance (lancea) die 'Lanze' ist eine im Kampfe sehr wichtige Angriffswaffe. Beim Tjostieren, dem ritterlichen Stechen, wird sie — im Gegensatz zum Turnier — ausschließlich gebraucht (Schultz, Höf. Leben II 107). Der lance de joute oder lance courtoise (s. curteis) fehlt die scharfe Spitze der lance à outrance. Sie dient zum Stoß. Mit ihr wird der Gegner aus dem Sattel gehoben. Ihrer Bedeutung entsprechend spielt sie auch in der Terminologie des Kampfes, die, auf ein Wortgefecht übertragen, sich bis heute teilweise erhalten hat, eine große Rolle.

Digitized by Google

lance aux dames oder lance des dames ist das letzte Lanzenbrechen, das beim Festspiel zu Ehren der Damen veranstaltet wurde.

enfeutrer la lance (s. feutre) oder mettre la lance en arrêt 'die Lanze einlegen'.

courir une lance 'mit eingelegten Lanzen gegeneinander reiten' (von Rittern im Zweikampf).

rompre une lance avec (contre) qn 'eine Lanze mit jem. brechen'; übertragen überhaupt 'mit jem. streiten, disputieren'.

rompre une lance pour qn soviel wie 'se faire le champion, le chevalier de qn' (s. chevalier), 'für jem. eine Lanze einlegen oder brechen'; übertragen: 'für jem. eine Fürbitte, ein gutes Wort einlegen; in einem Disput seine Partei ergreifen, ihn verteidigen'[1]).

baisser la lance vor jem. 'die Lanze fällen', d. h. 'sich besiegt erklären, jem. weichen'; übertragen 'nachgeben'.

être à beau pied sans lance 'aus dem Sattel gehoben, abgeworfen und entwaffnet sein'; übertragen 'in zerrütteten Verhältnissen sich befinden'.

Ähnlich: venir, retourner à beau pied sans lance:

Mme de Chaulnes arriva dimanche, mais savez-vous comment?
à beau pied sans lance, entre onze heures et minuit . . .
Son carosse était demeuré entre deux rochers, à demi-lieue de Vitré.
Sev. 69 (Littré).

lancer (lanceare) 'die Lanze werfen'.

Während die lance in der Zeit der höchsten Blüte des Rittertums, im 13. Jahrh., immer bloß zum Stoß gebraucht und vom Wurfspieß espiet ausdrücklich unterschieden wird, scheint sie früher, und aus dieser ersten Epoche muß unser Wort stammen, auch gegen den Feind geschleudert worden zu sein (vgl. Schultz, Höf. Leben II 24 f.).

lance ist so nur eine der vielen Bezeichnungen für mehr oder minder von einander abweichende Wurfgeschosse, die bei eingehenden Kampfesdarstellungen namentlich aufgezählt werden; dabei zu dem Verbum (lancer) hinzutreten, das in der Hauptsache das 'Werfen' ausdrückt; sich allmählich als Objekte mit ihm verbinden. Eine Stelle, die diese Entwicklung deutlich macht, findet sich im Rolandslied (2152 ff.):

«Li quens Rollanz est de tant grand fiertet,
Ja n'iert vencuz par nul hume carnel;
Lançum à lui; pois, si l'laissum ester.»

1) il (sc. Hugo Wolf) rompt des lances pour Bruckner. Romain Rolland, 'Hugo Wolf'. Revue de Paris, 12e année, 15 mai 1905, page 407.

Digitized by Google

Es heißt also hier zunächst einfach: lançum à lui. Um den Hagel der Geschosse, die auf Roland niedergehen, besonders eindringlich zu schildern, zählt der Dichter nun aber nachträglich einige auf und rückt sie so an das Verb lancer heran, indem er fortfährt:

E il si firent: darz e wigres asez,
Espiez e lances e museraz enpennez. —

Vollständig vollzogen ist die Verbindung in den Versen:

Il lancent lur e lances e espiez,
Wigres e darz, e museraz e atgiers. Rol. 2074 f.

Auf diese Weise geht das Gefühl für den Zusammenhang von lancer und lance langsam verloren. Sobald man sich seiner nicht deutlich mehr bewußt ist, büßt lancer die spezielle Bedeutung „'die Lanze' schleudern" mehr und mehr ein und heißt schließlich 'werfen' überhaupt, sodaß man sagen kann: lancer des bombes, des pierres, übertragen: un regard de mépris contre qn, ses rayons (von der Sonne) u. s. w., u. s. w.

lasser (lassare) 'ermüden; müde werden', z. B. Rol. 871:

Lasserat Carles, si recrerrunt si Franc.

refl. se lasser d'armes 'sich (im ritterlichen Zweikampfe) abmühen', d. h. 'sich messen mit':

Car veü a devant ses lices
un chevalier armé passer,
à cui se viaut d'armes lasser. Erec 3690 ff.

lei (lege), nfz. loi, ist das 'Gesetz'; in speziellem Sinne der 'Komment, Kodex des Ritters, des Vasallen':

Cil ad parlet à lei de bon vassal. Rol. 887.
Li quens Rollanz, quant il s'oït jugier,
Dunc ad parlet à lei de chevalier. Rol. 751 f. —

Dem Ritter untersagen die 'Gesetze' seines Standes z. B. die Heirat mit einer Kaufmannstochter; „es erschien ihm das als eine mésalliance, welche die Reinheit des adligen Blutes verdarb" (Schultz, Höf. Leben I 279 und 479):

Chevaliers fausse molt ses loys,
Quant il prent fille des borgois.
Com erent larghe li enfant,
Quant il ert demi marchéant. Rom. de sept sages 239 ff.

Der Kodex verlangt weiter Feinheit der Gesittung, wie sie sich in der ganzen Lebensführung, besonders aber bei den höfischen Festen, den Turnieren u. s. w. zeigen soll, mit einem Wort: ritterliches Benehmen; vor allem unwandelbare Treue gegen den Lehns-

Digitized by Google

herrn, dem der Vasall durch das hominaticum verpflichtet ist. Roland (1117 ff.) kleidet diese Forderung in die Worte:

Pur sun seignur deit hum suffrir granz mals.
E endurer e forz freiz e granz calz.
Si'n deit hum perdre de'l sanc e de la carn. —

leal (legalis), nfz. loyal, 'gesetzlich', heißt oft geradezu 'treu, zuverlässig', als Prädikat eines Ritters, der der loi entspricht; so wird über Ganelon ausgesagt (Rol. 3764):

S'il fust leials, bien resemblast barun.

Oder: Elidus aveit un seignur
. . . e il leialment le serveit. Marie de France, Eliduc 29 und 32;

und **lealted** 'Legalität', dann 'Treue':

cil est sages e veziëz,
ki leialté tient sun seignur. Marie de France, Eliduc 65 f.

Oder: Barons, dist Karllesmaines, savés que vos commant?
En foi, en loiauté me gardez hui cest camp. Ren. Mont. 424, 27.—

desloiauté 'Treulosigkeit':

Renaus ocist mon pere par grant desloiauté. Ren. Mont. 423, 26.

lice (mlat. liciae, nach Meyer-Lübke, Wb. 5084 *līstja, germ. Weiterbildung von līsta), meist plur., 'Turnierschranken, Kampfplatz':

Car veü a devant ses lices
un chevalier armé passer. Erec 3690 f.

Oder: quar cil de la
Sont ja as lices, grant piece a. Benoît, Roman de Troie 15397 f.

Wie so mancher andere aus dem Rittertum stammende Ausdruck nfz. auch übertragen: Le barreau est une lice ouverte à l'éloquence (Littré). —

entrer en lice 'in die Schranken reiten oder treten'; heute, wie im Deutschen, in übertragenem Sinne. — (Früher auch: entrer dans la lice, vgl. Corneille, Cid IV 5 (V. 1430):

Il suffit qu'une fois il entre dans la lice.).

lige (germ., zu 'Lehen') wird meist vom Lehnsmann gesagt, der seinem Herrn zu unbedingter Gefolgschaft verpflichtet ist: 'lehnspflichtig'. lige hommage ist ein besonders enger Dienstverband. Der homme lige steht dem vassal simple gegenüber.

Tu es ses liges hom. Wace, Roman de Rou, 2e p. 3731, Andresen.

lige aber auch vom 'Lehnsherrn', dem man durch lige hommage verbunden ist. Schon Rol. 2421:

e lur liges seignurs.

Oder: Vers son lige seignor ne doit nuls faire outrage.
Jean Brodel, Sax. XXXVII, Michel. —
comme seigneur souverain et liege
Chron. de S.-Den., Richel. 2813, f° 428b.

Digitized by Google

In bezug auf den seigneur kann lige aus einleuchtenden Gründen die Bedeutung 'frei, souverän' annehmen; während es sonst 'untertänig' heißt, so im weiteren Sinne auch z. B. bei der Übertragung auf das Verhältnis des Ritters zu seiner Dame — man kann mit Wechßler von einer „Feudalisierung der Liebe von Mann und Weib" im Minnesang reden —:

Car je sui vostre liges tous. Jacq. d'Amiens, Art d'amour 521.

Eine solche Verwendung mußte auf die feudale Gesellschaft beschränkt bleiben, ging mit dem Lehnswesen unter.

maisniee (mansion-ata) 'die Hausgenossenschaft, das Gesinde'; im Feudalwesen der 'Hofstaat eines Fürsten, das persönliche Gefolge'. Dazu gehören „Getreue freier Herkunft" (Wechßler, Kulturproblem des Minnesangs I 158).

«Cest chevalier quite clamez
De sa prison par tel covant
Que il soit des or an avant
De ma mesniee et de ma cort.» Erec 1228 ff.

Oder: Dis que chevaliers que serjanz
De sa mesniee et de ses janz
Avuec les somiers anvoia. Erec 1861 ff.

manant (manens), eigentlich 'der Bleibende'. Vulgärlat. sind manentes die inquilini, coloni, die Pächter (s. Du Cange). Im Franz. aber nimmt das Wort bald die allgemeine Bedeutung 'Bauer' an, wobei besonders der Begriff 'seßhaft' betont ist. Vielleicht wird der Bauer mit der Bezeichnung in Gegensatz gestellt zum Ritter, der von Land zu Land zieht, zum chevalier errant.

Nun geht manant zwei Wege. Mit der Bedeutung 'Grundbesitzer, selbständiger Bauer' verbindet sich einmal allmählich der Begriff des Wohlhabenden; so heißt manant auch 'reich':

De petitet t'a mis en grant,
Et de povre t'a fait manant. Wace, Brut 2837 f.

Andererseits nimmt das Wort die heute noch vorkommende Bedeutung 'Bauernlümmel, grober Klotz' an. Diese Verschiebung nach der pejorativen Seite hin mag sich (wie die von vilain 'Bewohner eines Landhauses' > 'bäuerischer, ungebildeter Kerl') wiederum aus den sozialen Verhältnissen im Mittelalter erklären. Der Ritter hat eben sogar für den begüterten Bauer, der doch nichts weiß von abenteuerlichen Unternehmungen, Kampf und Ehre, der geruhsam dahinlebt, selbst ohne an der höfischen Bildung teilzuhaben, nur tiefe Verachtung.

mater (Ableitung von pers. māt 'tot' als Ausdruck beim Schachspiel: schach māt 'der König ist tot'; Meyer-Lübke, Wb. 5401)

Digitized by Google

'matt setzen'. Das Schachspiel war eine beliebte Unterhaltung in Ritterkreisen (s. tables). Der im Schachspiel übliche Ausdruck wurde in die Terminologie des Kampfes aufgenommen, und so heißt mater 'überwinden, besiegen':

Se trois Rollant, ne lerrai que ne l'mat. Rol. 893.

Oder: Se ne l'voz ranz recreant et maté
Faitez moi pendre et au vent encroer.
Amis et Amiles 762; vgl 1584.

mentir (mentiri) 'lügen'. mentir sa fei 'die Treue brechen' (vgl. guarder).

fei ist das gegebene Wort, der Treuschwur des Lehnsmannes. 'Den Schwur lügen' ist gleichbedeutend mit 'die Treue brechen'. Mit dem Rittertum ging der Ausdruck mentir sa fei unter.

Il boissa le roi Charle et sa foi lui mentit. Ronc. 192.

Lungement ai servi le rei,
ne li vueil pas mentir ma fei. Marie de France, Lanval 273f.

Vgl. auch: que cil sa fiance ne mente. Cligés 3182.

merci (mercede) heißt in den frühen Belegen durchgehends 'Mitleid, Gnade'; vgl. etwa Eulalia-Sequenz 27: Qued auuisset de nos Christus mercit; Saint Alexis 185: e tuit li prient que d'els aiet merci; Rol. 2383: Cleimet sa culpe, si priet Deu mercit.

Daneben tritt die Bedeutung 'Dank'. Vgl. Ronc. 172: Sire, dist-ele, grant merci vous en rent.

Die Bedeutungsverschiebung 'Gnade' > 'Dank' erklärt sich im Lehnswesen. mercede ist Ablativ des Mittels, der Art und Weise: 'tua mercede, durch deine Gnade erhalte ich das Lehen', sagte der Vasall beim Empfang des Lehens zum Herrn. Vgl. die Inschrift 'merci' auf dem Siegel des Conon de Béthune, das die Belehnungsformalität darstellt: Schultz, Höf. Leben I 515 (Fig. 109).

Diese Höflichkeitswendungen wie vostre merci (durch Eure Gnade ist es geschehen; ich verdanke es Eurer Güte) sind sehr häufig; sie werden (nach Meyer-Lübke, Rom. et. Wb. 5517) zur Dankesformel überhaupt ('Dank sei Euch').

«Biaus sire», fet il, «bien veigniez!
Se o moi herbergier deigniez,
Vez l'ostel aparellié ci.»
Erec respont: «Vostre merci! . . .» Erec 387ff.

Ebenso wie vostre merci : la vostre merci; z. B.:

«Le cheval, l'espee et la lance,
Tot vos presterai sanz dotance. . . .»
«La vostre merci, biaus douz sire!. . .» Erec 621f.; 624. —

Digitized by Google

(La) vostre merci kann sogar zu ganz formelhaftem, bedeutungsleerem 'gnädigst, gefälligst, mit Verlaub' herabsinken, z. B. Löwenritter 1999ff.:

'dame', fet il, 'vostre merci,
quant vostre sire m'assailli,
quel tort oi je de moi deffandre?'
(Vgl. Erec 1267, 3163, 4111, 4371.) —

Folgendes Beispiel zeigt den Übergang von 'durch Eure Gnade' > 'Dank sei Euch': Sire, fist le preudomme, vous me faites grant honneur, la vostre merci. ('durch Eure Gnade' oder 'das / dafür' danke ich Euch') Joinv. 216. —

Daneben geht eine Entwicklung, ähnlich der von honur 'Ehre' > 'Ehrengabe, Lehen', von merci 'Gnade' > 'Gnadenbereich' (Pirson, Merowing. und Karol. Form. Nr. 16, Confirmatio de omni corpore facultatis monasterii: mercedis nostrae augmentum); das ist andererseits so viel wie 'Gewaltbereich, Gewalt':

Venuz est a vostre merci. Erec 1194.

meslee (mĭscŭlata), nfz. mêlée, eigentlich 'das Gemisch, Gemenge', in der Zeit des Rittertums ist die Bedeutung verengt: 'Kampfgedränge, Handgemenge':

Grant fu l'estor et fiere la meslée. Ronc. 137;

endlich sogar 'ritterlicher Einzelkampf':

Le chevalier par ire apele.
«Vassaus!» fet il, «tot de novel
a la bataille vos rapel.
Trop avons fet grant reposee,
Recomançomes la meslee!» Erec 927 ff. —

Ebenso das Verb mesler 'mischen; in Streit verwickeln'; refl. à 'sich einlassen, kämpfen mit'.

monter (montare) 'steigen, besteigen', ursprünglich fast stets mit einem Objekt verbunden; mindestens ergibt es sich aus dem Vorhergehenden, z. B. Rol. 89; 92:

Dis blanches mules fist amener Marsilies, . . .
cil sunt montet qui le message firent.

Oder: Puis rest monte sur le gascun (= cheval gascon).
Gormond et Isembart 285.

Les chaceors [fet] aparellier.
Ja sont tuit monté, si s'an vont. Erec 74 f.

Für den Ritter, der immer zu Pferde auszieht, ist es selbstverständlich, daß das Objekt des Besteigens das Pferd ist, so kann monter von Beispielen wie dem vorigen oder dem ersten aus, wo

Digitized by Google

das Objekt nicht unmittelbar beim Verb steht, zum subjektiven Verb werden (vgl. dtsch. 'sich setzen auf' — 'aufsitzen'), z. B. Wace, Roman de Rou 10077:

Li reis monta e tuit monterent

(der König stieg zu Pferde, und alle folgten seinem Beispiel), ohne daß ein Objekt sich aus dem Vorhergehenden ergänzen ließe.

Oder: comanda a munter sa gent. Marie de France, Guigemar 854. — muntant 'beritten':

quatorze chevaliers muntanz. Marie de France, Eliduc 155. —

Aus dem ritterlichen Sprachgebrauch rührt auch die Redensart: Monter sur ses grands chevaux 'sich aufs hohe Pferd setzen' her. Sie beruht auf dem Gegensatz von destrier und palefroi (resp. sumier, runcin). Auf dem Marsch wurde das kleinere Reisepferd benutzt, während das stärkere, hohe Streitroß erst unmittelbar vor dem Kampfe bestiegen wurde. Es ist vom plur. auszugehen, etwa 'das Reitergeschwader, das Korps der Ritter steigt auf seine Schlachtrosse'. Heute wird die Wendung mißverstanden; auf einen einzelnen bezogen ist sie sinnwidrig (deutsch korrekter: 'sich aufs hohe Pferd [= sing.] setzen'). Ohne Prahlen mit der eigenen Tüchtigkeit geht es vor dem Kampfe nicht ab; so erklärt es sich, daß sich mit dem Ausdruck die Bedeutung 'sich brüsten' verbindet. —

Es sei noch die Verbindung monter à la brèche 'die Bresche ersteigen, vor den Riß treten' erwähnt.

naffrer (Ableitung von fränk. narwa 'Narbe', norm. nafre, prov. nafra 'Wunde'; Meyer-Lübke, Wb. 5830), nfz. navrer, das afz. ganz gewöhnliche Wort für 'im Kampf verwunden':

E Olivier ki est à mort naffrez. Rol. 1990.
Ceat novele estoit alee
A Guivret le petit contee,
Qu'uns chevaliers d'armes navrez
Jert morz an la forest trovez. Erec 4941 ff.

navrer ist bis ins moderne Französisch bewahrt geblieben, doch nur in übertragenem Sinne: 'großen Schmerz verursachen, das Herz zerreißen'. j'en ai le cœur navré, j'en suis navré 'das Herz blutet mir dabei'.

ostage (Ableitung von hŏspes) nfz. otage, zeigt deutlich, wie ein Wort beim Übergang aus der Gemeinsprache in die Terminologie einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht seine Bedeutung schließlich vollständig ändern kann, doch ohne daß ein Glied in der Kette, die die Entwicklung bildet, fehlte. — Wir haben, wie Tobler wahr-

Digitized by Google

scheinlich gemacht hat, von afz. (h)oste auszugehen, das — wie schon klassisch lat. hospes — 'Gast' und 'Gastwirt' bedeutet. —

Das Suffix -age dient häufig zur Bezeichnung von Abgaben, z. B. in péage 'Brückenzoll', avalage 'Abgabe für eine Talfahrt', avenage 'Haferzins' u. s. w.; so ostage 'Bezahlung des Gastwirtes'; allgemein 'Bezahlung'; dann 'Garantie, Pfand'. Nun wird das Wort zu einem Terminus im Ritterwesen: das Pfand- oder Bürgschaftgeben spielt hier eine große Rolle. Oft handelt es sich um einen Platz, eine Stadt, die als garantie eines Vertrags gegeben wird; bei allen möglichen Gelegenheiten, z. B. im Krieg oder beim Zweikampf, aber um Persönlichkeiten, so daß es bis zur Bedeutung 'Geisel', die fast zur einzigen wird, nur noch ein Schritt ist. — 'Geisel' schon in Rol. 57:

De noz ostages ferat trenchier les testes. —

(Die von Diez aufgestellte Etymologie *obsidiaticus 'Geiselschaft' ist nach Meyer-Lübke, Rom. et. Wb. 4197 „schwierig, weil Weiterbildungen auf -aticus zu Standesbezeichnungen in römischer Zeit nicht vorkommen, und auch nicht nötig, da die Begriffsverschiebung, wie sie in ostage vorliegt, mittelalterlicher Rechtsauffassung entspricht".)

outre, ursprünglich, wie lat. ultra, '(dar)über (hinaus); jenseits', wird als Art Interjektion nach dem ritterlichen Kampf üblich, ein 'Siegesruf über einen Gefallenen'. Als Roland den Neffen des Marsilius, Aelrot, erschlagen hat, ruft er aus:

«Ultre, culverz! Carles n'est mie fols,
Ne traïsun unkes amer ne volt . . .» Rol. 1207 f. —

Die ursprüngliche Bedeutung: Rol. 2236 (ultre ses cumpaignuns). — Ableitungen: outrage 'Siegesruf': dire outrage 'den Siegesruf ausstoßen', dann 'jem. als Besiegten behandeln', d. h. 'beleidigen' (Meyer-Lübke, rom. et. Wb. 9038). So kommt outrage zur Bedeutung 'Beleidigung, Schimpf'.

Der im Kampf Bezwungene ist ganz der Willkür des Siegers ausgesetzt. Wird ihm bloß der Schimpf angetan, überwunden zu sein, so kann er noch vom Glücke sagen; oft wird er aufs grausamste gequält, ja verstümmelt (vgl. Schultz, Höf. Leben II 258 ff.). —

outrer (afz.) 'besiegen, überwinden'.

Uns chevaliers vaillanz et preuz, . . .,
outré m'a d'armes et conquis. Erec 1189, 1192.

outrer la bataille 'die Schlacht siegreich auskämpfen, gewinnen'. — outrer nfz. nur noch für 'übertreiben, übermäßig anstrengen'.

Digitized by Google

palefroi (paravĕrēdus 'Nebenpferd') das 'Paradepferd'; ehemals im Rittertum ist es das 'Reisepferd' und wird streng geschieden vom destrier 'Streitroß', das erst unmittelbar vor der Schlacht bestiegen wird.

Laissent les muls e tuz les palefreiz,
Et destriers muntent, si chevalchent estreit. Rol. 1000 f.

palefroi dient ferner in jener Epoche zur Bezeichnung für das 'Reitpferd der Damen'.

pas (pāssus) 'Schritt' wird im Mittelalter, meist in der Verbindung pas d'armes, zur Bezeichnung einer Art Turnier verwandt, bei dem ein Paß oder ein Weg oder dgl. verteidigt wurde (s. Littré). Dieser Gebrauch von pas läßt sich vielleicht mit dem von dtsch. 'Gang' beim Fechten z. B. vergleichen. pas wäre also zunächst der einzelne Gang und erst später das ganze Kampfspiel.

A grant richoise l'espousa,
Et molt grant joie en demena;
Quinze jors a li pas (sc. d'armes) duré. Lai de Melion. —

ouvrir le pas = 'das Turnier (später fig. den Tanz) eröffnen'.

On regarda que on bailleroit aux gens d'armes deux capitaines, lesquels ouvriroient le pas. Froiss. II, III 53.

Schließlich wird die Redensart verallgemeinert, dringt aus der ritterlichen Terminologie in den Sprachschatz weiterer Kreise und bedeutet 'eine Diskussion beginnen'.

peestre (pedester), nfz. piètre, eigentlich der 'Fußgänger'.

Wiederum begreift es sich, daß vom Standpunkt des Ritters aus das Wort die Bedeutung 'armseliger, elender Mensch' annehmen kann. Diese Entwicklung geht parallel der von vilain 'Bewohner eines Landhauses' > 'ungebildeter Kerl' und der von manant 'Bauer' > 'grober Klotz'.

poindre (pŭngĕre) 'stechen' > 'spornen, die Sporen geben (= das Pferd stechen)' > 'dahinsprengen, galoppieren'.

Wir werden ins ritterliche Milieu verwiesen; Bauern haben beim Reiten keine Sporen! —

Puint le cheval. Rol. 3547.
Point le cheval par les costez. Gormond et Isembart 119.

Zunächst ist das Objekt noch angegeben. Der Übergang zum intransitiven Verbum ist angebahnt in einem Beispiel wie dem folgenden:

Le cheval brochet, si vient puignant vers lui. Rol. 2055.

brochet und puignant sind hier synonym. le cheval gehört als Objekt zu beiden. poindre entwickelt sich dann zum Incoha-

Digitized by Google

tivum. Es wird schon in dem puignant das Anfangen der Wirkung des brocher gesehen, das Galoppieren. Die Beziehung, die eigentlich zwischen poignant und le cheval besteht, wird nicht mehr deutlich empfunden Die nächste Etappe in der Entwicklung stellt etwa ein Beispiel dar wie:

E il ala mult tost poignant
La ou il sout le rei gisant. Wace, Roman de Rou 10139 f.

Daß als Objekt in dem Milieu nur le cheval in Frage kommt, ist diesem Dichter selbstverständlich. Er kann es daher auslassen. Wir sahen bereits bei monter, daß in demselben Werk auch bei diesem Verb das Objekt des Besteigens, le cheval, fehlt:

Li reis monta et tuit monterent. Roman de Rou 10077. —

(Vgl. esperoner). —

poindre verselbständigt sich so völlig, der Übergang zum subjektiven Verb 'sprengen, galoppieren' ist vollzogen:

Et Henris prist l'arc en sa main
A l'ostel poinst a un vilain. Wace, Roman de Rou 10109 f.

Oder: Milun le vit si cuntenir,
si bien puindre e si bien ferir. Marie de France, Milun 409 f.

Als subst. heißt poindre 'Anritt, Zusammenstoß zweier Gegner zum Kampf':

Adonc estoit costume et us
Que dui chevalier a un poindre
Ne devoient a un seul joindre (sich vereinigen, um zu kämpfen; angreifen).
Erec 2826 ff.

porter (portare) 'tragen'; als Ausdruck der besonders durch die Turniere aufgekommenen Heraldik 'ein Wappen [im Schilde] führen':

Adonc passa avant le chevalier qui portoit le cueur enfergié. Perceforest CXXII,

dans son écu ist dabei, als selbstverständlich, fortgefallen. — Vgl. Li romans de Berte aus grans piés CXXXI:

A cinq labiaus de gueule l'ainsnés fils le porta.

le kann hier sinngemäß nur ein écu vertreten, das sich aber im Vorhergehenden nicht findet. Das le steht also eigentlich beziehungslos wie in l'emporter sur qn, le disputer à qn, le céder à qn. — s. auch die beiden letzten Verse von CXXXI. —

porter in anderen Wendungen aus dem Rittertum:
porter le pris e la valur 'den (Kampf)preis davontragen';
porter fei '(die) Treue (des Lehnsmannes) erweisen, halten';
porter honur 'Ehre erweisen'.
Beispiele enthalten die Lais der Marie de France.

Digitized by Google

pris (prĕtiu) 'Kaufpreis, wirtschaftlicher Wert' > 'Kampfpreis, Ehrenpreis' > 'Ehre, Ruhm'.

Vgl. dtsch. Preis = 1. 'Kŏstenpunkt'; 2. 'Auszeichnung'; 3. 'Ruhm'.

Die Bedeutung 'Kaufpreis' ist schon lateinisch. Zur Zeit der ritterlichen Kampfspiele bedeutet pris dann 'Ehrenpreis':

Si que de tuz le pris aveient. Marie de France, Chaitivel 116.

'Den Kampfpreis erringen' ist gleichbedeutend mit 'Ruhm, Ehre erlangen':

En Flandres vait pur sun pris querre. Marie de France, Guigemar 51. —

entrer en pris 'zu Ehren gelangen'.

sei metre en greignur pris 'sich größeren Ruhm verschaffen':

S'il ne se met en greignur pris. Marie de France, Milun 309. —

Bei der Weiterentwicklung ist die ursprüngliche Bedeutung schließlich vollständig aufgegeben: rendre pris à a. 'Ehre erweisen' > 'jem. huldigen'.

quintaine (Ableitung von quīntus, begrifflich nicht geklärt), eine Stechpuppe aus Holz mit Panzer und Schild auf Pfählen, die dem gegen diesen fingierten Gegner heransprengenden jungen Ritter zur Übung im Gedrauch der Lanze dient (vgl. Schultz, Höf. Leben I 130).

Quintaine font dresser en un bel pré fleuri. Berte CVIII.

Oder: Quittaines fist drecier, et joustes y faisoit,
Et donnoit un bel pris celui qui mieulx joustoit. Guescl. 214. —

In späterer Zeit, nach dem Untergang des Rittertums, wird quintaine zu einem Ausdruck der Manege, bezeichnet einen 'Holz- oder Strohmann' oder auch einen Pfahl, gegen den mit der Lanze angelaufen wird oder auf den Wurfspieße geschleudert werden; in übertragenem Sinne endlich überhaupt 'Zielscheibe'.

Où demeurent nos femmes et nos enfans?
nous les laissons pour servir de quintaines à la barbarie de nos ennemis.
d'Aubigné, Hist. I 140.

raençon, reançon (redemptione 'Loskaufung'), nfz. rançon, das vom Sieger festgesetzte 'Lösegeld', mit dem die in der Schlacht gefangenen Ritter sich loskaufen und für dessen richtige Auszahlung sich Geiseln verbürgen. [Das Wort drang ins Germ. als rentsone: Lanzelet I 47077.] Vgl. Schultz, Höf. Leben II 261 f.

Donerent li prisons ostages,
Fils è nevoz de lor lignages
Por lor raëncons aquiter,
Ke il lor avoit fet jurer. Roman de Rou 16365 ff.

Digitized by Google

Selbstverständlich ist die Summe, die für einen gefangenen König erlegt werden muß, ganz besonders hoch. Daher: rançon d'un roi; später übertragen: Il a payé cette terre six cent mille francs, c'est la rançon d'un roi (Littré).

mettre à rançon heißt 'jem. Lösegeld auferlegen'; da das bisweilen ein Deckwort für 'brandschatzen' gewesen sein mag, in weiterem Sinne aber auch 'ausplündern': Des pirates du Nord vinrent vous mettre à rançon, et vous prirent la province qu'on nomme depuis Normandie. Voltaire, Facéties, Disc. aux Velches (Littré). —

Neben dem durchs Rittertum bewahrt gebliebenen, organischen rançon steht, ursprünglich ein Wort der Kirchensprache, der Latinismus rédemption:

Il chantad e prophetizad de l'incarnatiun nostre Seignur et de la nostre redemptiun. Rois, p. 210 (Littré);

anfänglich in der Bedeutung 'Erlösung', später ebenfalls 'Loskaufung der Gefangenen'.

recet (rĕcĕptum 'Zufluchtsort') 'Schutz, Deckung (Schlupfwinkel)':

An la forest cort recet prandre. Erec 2892;

allmählich wird es zur Bezeichnung für ein 'Obdach', eine 'Unterkunft' und schließlich, in der ritterlichen Terminologie, für einen 'festen Herrensitz', eine 'Burg', die eben für einen Ritter einen Zufluchtsort darstellt.

Chevauchié ont jusqu'a la nuit;
Que vile ne recet ne virent. Erec 3086 f.

Oder:

Et j'ai ci pres un mien recet,
N'i a pas huit liues ne set. Erec 3901 f.

recreire (recredere) ist einer der beim ritterlichen Kampfe üblichen Ausdrücke für 'sich für besiegt erklären':

N'en recrerrai pur nul hume mortel. Rol. 3908;

ebenso refl. soi recroire:

Dist Pinabels: «Tierris, kar te recrei.» Rol. 3892.

recreant ist mithin der im Kampf unterlegene Ritter, der sich für besiegt erklärt:

Se li Saisnes i est recreans et vaincus. Chev. au cygne 3241.

Vgl. auch die Wendung soi clamer recreant (s. clamer).

faire oder rendre recreant qn = 'jem. zur Unterwerfung zwingen':

Se nel voz rant recreant et maté,
faitez moi pendre et au vent encroer. Amis et Amiles 762 f.

'jem. zwingen, sich für besiegt zu erklären' ist nach den Anschauungen jener Zeit identisch mit: 'ihn sein Unrecht eingestehen' oder 'ihn eine Behauptung widerrufen machen' u. dgl.

Digitized by Google

J'apel de mortel traïson
Le duc; se il le va noiant,
Jou l'en ferai là recreant. Roman du Conte de Poitiers 1095 ff.

Demnach: se recreire = 'sein Unrecht bekennen; etwas widerrufen'. — recreant kann nun leicht eine pejorative Bedeutung annehmen («Ja bons vassals nen iert vifs recreüz», sagt Erzbischof Turpin! Rol. 2088). Es heißt 'schlapp, kampfesmüde' (Erec 2555: 'Recreant vos apelent tuit' vom Verliegen), ja geradezu 'feige'. — Das Verb recreire seinerseits bekommt die Bedeutung 'mutlos, kampfesmüde, verzagt werden, erschlaffen', dann 'müde werden' überhaupt.

In derselben Bedeutung wie recreant wird auch das part. passé recreü verwandt; es ist eins der afz. ziemlich häufigen part. perf. pass. mit aktivem Sinne (vgl. osé 'kühn'; mescreü = einer, der das Unrichtige glaubt; renié = einer, der (den Glauben) verleugnet, abtrünnig; u. s. w.), bezeichnet also einen, der erschlafft, sich ergibt, sich für besiegt erklärt:

Miles li escrie: «Merci par amor Dé!
Je me rant recréüs, gardés, ne m'ociez.» Parise la Duchesse 585;

dann 'müde' und auch 'feige':

Por un si vil chevalier et si recreuz com vos estes. Lancelot, ms. Fribourg f° 13 c. —

Nur recru hat sich bis ins Nfz. hinein bewahrt, in der Bedeutung 'abgemattet'; die übrigen Formen sind mit dem Rittertum untergegangen.

relever (rĕlĕvāre) 'aufheben'; z. B. im ritterlichen Sprachgebrauch: relever le gant (s. d.). Als Terminus des Lehnswesens ist relever üblich in der Verbindung relever le fief de qn 'das (durch den Tod eines Vasallen erledigte) Lehen von dem seigneur erwerben'. Es ist möglich, daß die oben genannte Redensart relever le gant ausschlaggebend gewesen ist für die Wahl des Verbs in der zweiten Wendung. Denn Lehen wurden oft mit hingeworfenem Handschuh übergeben (s. gant), so daß hierbei 'den Handschuh nehmen' identisch ist mit 'das Lehen nehmen' (incohativ).

Einfaches relever de qn für 'bei jemandem zu Lehen gehen, jemandem lehnbar sein' (durativ) ist wohl eine Verkürzung von relever le fief de qn. — So noch in der modernen Sprache — natürlich in weiterem Sinne, da die Institution des Lehnswesens untergegangen ist — relever de qn für 'von jem. abhangen, jemandem unterstellt sein'.

Digitized by Google

renc (pl. les rens; germ. hring).

Die allgemeine Bedeutung ist 'Reihe':

Si·s mist en reng dedevant ses genuilz. Rol. 2192.

Beim (gottes)gerichtlichen Kampf: die Schranken in 'Ring'-form; dann der 'Raum innerhalb der Schranken, Plan':

El renc se met encuntre lui,
ensemble justerent amdui. Marie de France, Milun 413f.

Endlich: 'Ring, Bankreihen der Zuschauer':

talenz li (= la reine) prend qu'ele i envoit
les rens cerchier, tant qu'an le truisse. Karrenritter 5850f.

Oder: Li turneiemenz cumença,
Li reng crurent, mult espessa. Marie de France, Chaitivel 111f.

reprendre (rĕprēhĕndĕre) 'zurücknehmen'; als Terminus des Lehnswesens heißt reprendre sa terre de aucun 'sein Land jemandes Lehnshoheit unterstellen und von ihm als Lehen zurücknehmen, empfangen':

Aprés fist un mout grant savoir,
Que del roi sa terre reprist. Erec 6544f.

retenir (retĕnīre).

Das ursprünglich indifferente retenir 'zurückhalten' (vgl. Saint Alexis 99: tant en retient dont son cors puet guarir) nimmt zur Zeit des Rittertums verschiedene spezielle Bedeutungen an: 'das Schlachtfeld behaupten; (sich) tapfer halten':

Seignurs baruns, el camp vus retenez. Rol. 1176. —

Dann: in freundlichem Sinne: 1. '(gastlich) aufnehmen'; 2. 'in seinen Dienst nehmen':

Plusurs bons chevaliers retint. Marie de France, Milun 381,

ein Ausdruck der Ministerialität; auch des Minnedienstes, auf den die Formen des Lehnsdienstes bekanntlich übergingen. Man kann, wie wir schon bei lige sahen, geradezu von einer Feudalisierung des Minnewesens sprechen.

Mhd. entsprechend: an sich nemen.

In feindlichem Sinne: 'als Gefangenen zurückbehalten, gefangen nehmen':

lur cunestable a retenu
e vint e noef des altres pris
e mulz nafrez e mulz ocis. Marie de France, Eliduc 250ff.

reter (reputare). Wir müssen von der schon vulgärlateinischen Bedeutung 'beschuldigen' ausgehen.

Das erste Beispiel Godefroys: Cil qui est redté et testemoniet de deleauté (Lois de Guill. XLV, Schmid, Die Gesetze der Angelsachsen, p. 348).

Digitized by Google

Vom 'beschuldigen' ist es nicht weit bis 'zum Vorwurf anrechnen, tadeln, schmähen':

Quant Bordelois s'oirent si blasmer,
Lor drois signor de traison reter . . . Les Loh., ms. Montp. f° 173b.

'Schmähen' ist aber im Rittertum gleichbedeutend mit 'zum Kampf herausfordern'; denn eine Beleidigung darf von einem Ritter nur mit den Waffen gerächt werden (vgl. Schultz, Höf. Leben II 128). Vgl. calumnia 'Verleumdung' > chalonge 'Beleidigung' — 'Herausforderung'.

rivière (rīparia, Ableitung von rīpa 'Ufer'), afz. zunächst (chasse de) rivière: die in der ritterlichen Gesellschaft beliebte 'Jagd auf Fluß- und Sumpfvögel', insbesondere 'Falkenbeize in der Niederung' (afz. rivoyer 'auf Flußvögel jagen').

Aspre mestier et dur a en chevalerie;
Plus soef ert assez riviere et venerie. Roman de Rou, ms. p. 121 (Littré).
Et puis, une autre journée,
Sera la chasse cornée;
Une autre, en rivière yray. E. Desch. Poésies, ms. f° 200 (Littré).

rivière ist also ursprünglich der 'Jagdbezirk am Flußufer' (von hier geht das deutsche 'Revier' aus); dann 'Flußufer, Strand, Gelände, Niederung':

Fuiant s'an vont par la riviere. Erec 3045;

endlich der 'Wasserlauf, Fluß' selbst.

saisir (germ. satian 'setzen') 'setzen' > 'in Besitz nehmen'. (saisine 'die Besitzergreifung'). Der Bedeutungswandel findet seine Erklärung im Lehnswesen.

saisir ist im Feudalwesen der terminus technicus sowohl für 'einsetzen in ein Lehen, in Besitz setzen' (vom Standpunkt des Lehnsherrn aus); als auch (vom Standpunkt des Lehnsmannes aus) für 'eingesetzt werden', afz. häufig reflexiv: soi saisir. 'Te sacio', sagt der Lehnsherr; der Vasall erwidert: 'me sacio' = ich setze mich ein (passivisch gedacht), ich nehme in Besitz. Die Verallgemeinerung der Bedeutung geht von der Auffassung des Lehnsmannes aus.

Schon vulgärlat. sacire = 'in Besitz nehmen', vgl. eine Urkunde aus dem 7. Jahrh.: Pirson, Merowingische und Karolingische Formulare, Nr. 29: ... et ipsa terra ad proprietate sacire [volui] et non potui...

Die Bedeutung 'einsetzen, in Besitz setzen' vom Standpunkt des Lehnsherrn aus aber noch im Rol. 3213:

Ne il n'en (sc. de la terre, du fief) fut ne vestuz ne saisiz.

Ebenso z. B. in Garin le Loherain 4651 f.:

Digitized by Google

. . . tos les marchiés de Mès quite a tenir;
il n'en a nul, ne il n'en est saisis.

Oder aktivisch: ai vestu et sazi (1254, Saint-Sauveur près la Rochelle, A. Vienne). —

Entsprechend liegt die Doppelbedeutung auch bei dessaisir vor: dessaisir qn de qch 'jem. einer Sache entsetzen, etw. dem Besitze jemandes entziehen':

Quant aucun dessaisit autre d'aucune chose, et celui qui a esté dessaisi viaut recouvrer sa saisine. Ass. de J. 103 (Littré).

se dessaisir de qch 'sich einer Sache begeben, etwas abtreten, aufgeben'; fig. 'aus den Händen geben': Urkunde vom Jahr 1282 (B. de Broussillon, Cartulaire de Saint-Victeur au Mans. p. 142 sq. — s. Schwan-Behrens, Gram. des afz. III S. 84 f.): Et se dessesit le dit Robin en dreit, par devant nous, de la dite terre et des appartenances.

saut (saltu) 'Sprung der Hengste' (noch heute).

et li chevaus fist un grant saut. Crestien de Troyes, Perceval 4583.

de prins saut 'sofort'; eigentlich 'beim ersten Ansturm'. Die Wendung kann aus dem Rittertum stammen.

seignur, sire (senior) ist Bezeichnung und ehrende Anrede des 'Lehnsherrn' geworden gegenüber dem Lehnsmann (hom). Lat. dominus ist nur als Titelwort in Frankreich ['dan', z. B. danz Alexis u. s. w., vgl. die vielen Beispiele bei Godefroy] und Italien erhalten, sonst mit dem Feudalwesen im ganzen romanischen Gebiet im 7. Jahrh. durch senior ersetzt worden. Erster Beleg in Frankreich in einer merowingischen Urkunde des 7. Jahrh. ('Si aliquis contra regis volontate egerit, securitatae, cui eum persequi iusserit'. Vgl. Pirson, Merowingische und Karolingische Formulare, Nr. 23): per nostra ordinatione una cum consilio seniorum fidelium nostrorum.

In jener frühen Zeit mag die ursprüngliche Bedeutung 'der ältere' noch empfunden worden sein (vgl. mit dem senior, seigneur das deutsche 'Aldermann', engl. alderman), da die großen Lehen, die nicht aufgeteilt werden sollten, dem ältesten Sohn als Erbteil zufielen.

In Frankreich ist seigneur nur masc. subst.: le seigneur (ihm steht als Herrin die 'dame' gegenüber), während man in Spanien mia señor bildete. In Spanien ist die Bedeutung also verblaßt. Das spricht dafür, daß sie nicht von den Goten ausgegangen ist. Sie muß von den Franken oder aus dem Osten stammen. (senior = Wiedergabe von πρεσβύτερος?) Im Osten würde sie ver-

Digitized by Google

ständlich aus der Patrociniumsbewegung. Vgl. die Rezension von Dr. Lewald: Zulueta, De patrociniis vicorum in Vinogradoffs Oxford Studies in Social and Legal History Vol. I No. II (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Roman. Abteilung, 32. Band, 1911). — Die Entscheidung haben die Rechtshistoriker zu treffen.

Dem Lehnsmann mußte das Leben seines Gebieters beneidenswert erscheinen. So kommt estre seignur 'Lehnsherr sein' zu der Verwendung im Sinne von 'herrlich leben'. Vgl. dtsch. 'ein Herrenleben führen'.

serjant (serviens, 'dienend') 'Fußsoldat, Reisiger'; jeder nicht ritterbürtige Krieger, gleichgültig ob dienstpflichtig oder nur angeworben (Schultz, Höf. Leben II 170).

Der serjant wird immer streng vom chevalier geschieden:

Li chevalier et li serjant
Et les dames corent aprés
Et les puceles a eslés. Erec 790ff.

table r(e)onde (tabula rotunda), zunächst die 'Tafelrunde des Königs Artus'. Schon sprachlich wird — durch den Zusatz ronde — darauf hingewiesen, daß der runde Tisch etwas Außergewöhnliches ist. Das findet seine Erklärung darin, daß die an den Turnier- und Hoffesten üblichen Gastlichkeiten, die oft im Freien abgehalten werden, der großen Zahl der Gäste wegen unmöglich sind bei rundem Tisch; sie fordern die lange Tafel (lever la table vom Wegstellen der Tischtafel; mettre les tables vom Aufschlagen der Tische:

Errament sont les tables mises. Percev. 36609.)

Nur in kleinen Kreisen zog man den runden Tisch dem langen vor: um nicht einige Ritter durch Ehrenplätze auszeichnen, andere dadurch zurücksetzen zu müssen (Prinzip der Gleichheit). Wir erfahren es in den Versen:

Por les nobles barons qu'il ot
Dont cascuns mieldre estre quidot . . .
Fist Artus la Roonde Table . . .
Nuls d'als ne se pooient vanter
Qu'il seist plus halt que son per:
Tuit estoient assis moiain. Wace, Brut 9994ff. Ler. de Lincy. —

Table ronde bezeichnet dann eine 'ritterliche Belustigung', eine 'Art Turnier', wobei die Ritter die Namen der Helden des Artus annahmen (vgl. Schultz, Höf. Leben II 99).

Digitized by Google

Il ont fait crier en l'ost une table reonde . . .
Li Romains ont crié une table reonde dehors Constantinoble.
Les sept sages de Rome, Ars. 3354.
N'est en nul lieu lons ses demours,
Car ne set pres ne loins tournois,
Ronde table, ne esbanois,
Qu'il n'i voist pour querre aventure. Couci 3746 Crapelet.

Bis ins moderne Französisch hat sich die Wendung erhalten: Chevaliers de la table ronde als scherzhafte Bezeichnung derer, die gern lange tafeln.

Wahrscheinlich geht in ihrer Entstehung auch die Redensart: Il se tient mieux à table qu'à cheval in die Zeit des Rittertums zurück.

tables heißen die vier Teile des tablier (Spieltisches) beim Trick-track, Schach, Dame-, Mühlespiel. Diese Brettspiele waren eine vornehme Unterhaltung zur Ritterzeit:

Après disner se jouent as eschés et as dés. Doon p. 245.

Vgl. Schultz, Höf. Leben I 413 ff.

tables bezeichnet in der alten Sprache endlich das Trick-trackspiel selbst:

Sur palies blancs siédent cil chevalier,
As tables juent pur els esbaneier,
E as eschas li plus saive e li vieill. Rol. 110 ff.
Et ce fu fait le deluns devant le sainte Katheline à l'uis Huon Fauke, la on jouait as taules. Nov. 1255, Chirog., Arch. Tournai.

terre wie im Lat. (vgl. terra marique) 'Land, Erde' im Gegensatz zum Wasser, Meer; dann 'Land' = Reich:

Pris ai Valterne e la tere de Pine. Rol. 199;

endlich im Feudalwesen 'Besitztum, Lehen':

«Jo vus durrai or e argent asez,
Teres e fieus tant cum vus en vuldrez.» Rol. 75 f.

Oder: Li reis le curut enbracier; . . .
Tute sa terre li rendi. Marie de France, Bisclavret 300, 303.

tournoyer, eine Erweiterung von tourner (tŏrnāre) 'wenden, drehen', hat im Rittertum die Bedeutung 'tournieren', bisweilen allgemeiner 'kämpfen', angenommen, die indes mit den Waffenspielen unterging (tournoyer heißt heute 'sich [im Kreise herum] drehen').

Ne a tornoiemant n'aloit,
N'avoit mes soing de tornoiier. Erec 2436 f.
J'irai as paiens tornoier. Partenopeus 2071. —

Davon tournoi das 'Turnier', eine französische Erfindung, seit Mitte des 11. Jahrh. in Brauch; eine Waffenübung, bei der die

Digitized by Google

Ritter ihre Kräfte maßen. Schar kämpft gegen Schar. Es werden nicht, wie bei der Tjost (s. jouste), nur die Lanzen, sondern auch die Schwerter benutzt. (Vgl. Schultz, Höf. Leben II 113.)

mout i ot jostes e torneiz. Benoît, Roman de Troie 15193. —

Nfz. auch übertragen: tournoi de paroles 'Redekampf'; oder: tournoi d'échecs. —

Afz. ebenfalls tournoiement 'Turnier':

Chascuns a l'endemain s'atent
d'estre al mortel torneiement. Benoît, Roman de Troie 19257 f.
Cil chevalier novelement
Fu venus d'ung tournoiement,
Où il ot faite pour s'amie
Mainte jouste et mainte envaïe. Roman de la rose 1190 ff. —

Wie tournoyer heißt auch tournoi heute nur 'Drehen, Wirbeln' und 'Drehkrankheit' der Schafe.

vassal (vassallus, gallisch) bedeutet nicht von vornherein 'Gefolgsmann', nicht ursprünglich 'Lehensmann' (wie home), sondern ganz allgemein 'ritterlicher Krieger' (vgl. Wechßler, Kulturproblem des Minnesangs I 151).

So bezeichnet vassal als adj. alle ritterlichen Tugenden, wird im Rolandslied (3579) sogar zur Charakterisierung Karls des Großen verwandt: Mult est vassals Carles de France dulce; und vasselage (ursprünglich: 'Stand des Ritters') ist Bezeichnung für 'ritterliche Tüchtigkeit' geworden:

Rollanz est pruz e Oliviers est sages:
Ambedui unt merveillus vasselage. Rol. 1093 f. —

Die Bedeutung 'Lehensmann' erklärt sich aus der immer mehr gefestigten Machtstellung der Fürsten, der seniores, und dem daraus sich herleitenden Bestreben, auch die Eigentümer ursprünglich freien Landes sich dienstbar zu machen.

vavasor (vassus vassōrum), nfz. vavasseur, ist der 'Unterlehensmann, Hintersasse', ein niederer Vasall.

ventail (ventaculum, deverbal; vgl. soupirail 'Luftloch'), in der alten Sprache meist ventaille (< ventacula: der plur. als fem. sing. gefaßt).

Der Ritter trug unter dem Helm, sich diesem einfügend, eine Kappe, Haube (das Hersenier, fz. coife). Sie deckte Nacken und Haupt: Stirn und auch Wangen; Kinn und untere Hälfte des Gesichts blieben als Atmungsöffnung frei — erst wenn Gefahr drohte, wurde ein ziemlich breiter Panzerstreifen, der sonst lose am Hersenier hing, auch über diese Teile gebunden, und auf den Zipfel

Digitized by Google

des Herseniers ging die Bezeichnung ventaille über. Man löste die ventaille, wenn man wieder freier atmen wollte:

Il fist a mervelles grant caut
Et la calours tant li cousta,
Que de son chief son elme osta
Et sa ventalle aussi, por voir,
Deslaça por vent recevoir. Perceval 43154ff. —

Vgl. Schultz, Höf. Leben II 43ff.

vestir (vestire) 'bekleiden, ausstatten' > 'investieren, belehnen' (investir nfz.). Die Belehnung (s. auch homage) geschah, ähnlich wie die Ritterweihe (vgl. adober), unter gewissen Zeremonien, zu denen auch die Überreichung eines bestimmten Kleidungsstückes gehört haben mag; jedenfalls wurde der Belehnte häufig mit Handschuh, Stab, Ring, Schwert oder Fahne (im Roman de Guillaume au courtnez heißt es:

par une blanche anseigne li fu fiez rendus.)

ausgestattet.

Ne il n'en (sc.: de la terre) fut ne vestuz ne saisiz. Rol. 3213. —

Ebenso ist revestir ein Terminus des Lehnswesens ('mit etwas belehnen': revêtir un vassal de sa terre).

desvestir 'entkleiden — devestieren'; se desvestir de qch 'sich einer Sache begeben, etwas abtreten', genau entsprechend dem se dessaisir (s. saisir):

S'est dessesis et desvestu'
de quanques il avoit el monde.

Bernier, La housse partie, Bartsch-Wiese, Chrestomathie, pièce 58, 180f.

Oder in einer Urkunde von 1244: E. Philipon, Les parlers du duché de Bourgogne aux XIIIe et XIVe siècles (Romania XXXIX 1910, p. 484 sq. — Schwan-Behrens, Gram. des afz. III S. 54):

Et de ces choses nos suemes nos desvetue.

vilain (villānus) eigentlich 'Bewohner eines Landhauses, Bauer (als adj. 'bäuerisch'):

A l'ostel poinst a un vilain. Wace, Roman de Rou 10110. —

Wenn das Wort zur Bedeutung 'Mensch niedriger Herkunft; ungeschickt, ungebildet (Gegensatz von courtois), gemein' kommt, so hat das seinen Grund in den sozialen Verhältnissen zur Ritterzeit. Vom Standpunkt des Ritters aus war der Bauer etwas Untergeordnetes; und „eine vilenie zu begehen, war eines gebildeten Menschen im höchsten Grade unwürdig" (Schultz, Höf. Leben I 120).

Bei dieser Bedeutungsverschlechterung von vilain ist auch der Einfluß von vil (< lat. vīlis) 'gering, gemein' wirksam. —

Digitized by Google

Daß der Junker nicht vilain sein darf, sagt uns indirekt Marie de France, Lanval 176f.:

Suz ciel nen ot plus bel dancel;
N'esteit mie fols ne vileins.

visière (Ableitung von afz. vis < vīsus 'Gesicht') früher: das 'Visier, Helmgitter', der vordere Teil des Helmes, der herabgelassen und aufgeschlagen wurde (daher lever, baisser sa visière); heute: 'Mützenschirm'. —

Escuiers pot avoir, quand il se combat, capel de fer à visiere et les autres armes que noz avons dites. Beaum. LXI, 43. —

Besonders in der Verbindung: rompre en visière à qn = 'rompre sa lance dans la visière de son adversaire' (Littré). Heute in übertragener Bedeutung: 'jem. vor den Kopf stoßen, jemandem Trotz bieten, seine Meinung rund heraus-, Grobheiten ins Gesicht sagen': Je n'y puis plus tenir; j'enrage; et mon dessein Est de rompre en visière à tout le genre humain. Molière, Mis. I_1 (Littré). —

porter le poignard à la visière, dem Sinne nach etwa: dem überwundenen Gegner 'den Dolch an die Kehle setzen', um ihn zu töten oder zur Ergebung zu zwingen. Auch übertragen, z. B.:

Vous me croyez abattu, vous me portez le poignard à la visière.
P. L. Cour. Conversat. chez Mme. d'Albany, Lettres, t. II, p. 210 (Littré). —

Übertragen gebraucht ist visière ferner in: avoir la visière courte für 'wenig Einsicht besitzen'.

voler (vŏlāre) ist ein Ausdruck der Falkenbeize, die „der wahrhaft fashionable Sport für Herren wie für Damen war" (Schultz, Höf. Leben I 368). Vgl. faucon. Man beizte meist auf Geflügel. Das Wort heißt afz. nur 'fliegen', doch nimmt es in der Sprache der Jäger ein inneres Objekt zu sich, das den Inhalt des Fliegens angibt, z. B. voler une perdrix 'auf ein Rebhuhn losfliegen' (vom Falken). Die Entwicklung ist dann: 'auf einen Vogel losfliegen', 'ihn fangen', 'stehlen'; die letzte Bedeutung erst im 16. Jahrh. — Vgl. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der roman. Sprachwissenschaft, § 70; Meyer-Lübke, Wb. 9431.

Inhaltsübersicht.

Lehnswesen.

seigneur Lehnsherr; estre seigneur Lehnsherr sein; herrlich leben.
dame Lehnsdame.
hom(m)e Mensch; der durch das homage gebundene (hochgestellte) Lehnsmann.
fiable zuverlässig; pl. Lehnsmannen.
vassal ursprünglich: ritterlicher Krieger; Lehnsmann, Gefolgsmann.

Digitized by Google

vavassor der niedere Vasall, Hintersasse.
lige lehnspflichtig, untertänig; in bezug auf den seigneur: souverän.
femme Weib; Lehnsfrau.
homage das dem seigneur geleistete Treuversprechen; Belehnung.
fealté Treue; Lehnstreue; Lehnseid.
fiance 1. Vertrauen des Lehnsherrn, 2. Treuversprechen des Vasallen, Lehnseid.
foi Treue; Treuschwur.
mentir sa fei den Schwur lügen, die Treue brechen.
felonie Treulosigkeit; Bruch der Lehnstreue.
terre Erde; Reich; Besitztum, Lehen.
honur Ehre — Ehrengabe, Lehen, Besitz.
gant der Handschuh bei der Belehnung.
merci Gnade > Dank — Gnadenbereich, Gewalt.
(la) vostre merci mit Verlaub.
vestir bekleiden, ausstatten; belehnen.
revestir mit etwas belehnen.
desvestir entkleiden; se desvestir de qch sich einer Sache begeben, etw. abtreten.
chaser mit einem Lehen ausstatten.
saisir 1. einsetzen in ein Lehen (vom Standpunkt des Lehnsherrn aus);
2. eingesetzt werden, in Besitz nehmen (vom Standpunkt des Lehnsmannes aus); häufig refl. soi saisir. Verallgemeinerung der Bedeutung von der Auffassung des Lehnsmannes aus.
dessaisir qn de qch jem. einer Sache entsetzen; se dessaisir de qch sich einer Sache begeben; fig.: aus den Händen geben.
retenir zurückhalten; in seinen Dienst nehmen.
relever (s. d.) le fief de qn das (durch den Tod eines Vasallen erledigte) Lehen von dem seigneur erwerben.
relever de qn bei jem. zu Lehen gehen; heute: von jem. abhangen.
reprendre zurücknehmen; — sa terre de aucun (sein Land jemandes Lehnshoheit unterstellen und von ihm) als Lehen zurücknehmen.
estage Station; Aufenthalt beim Lehnsherrn.
estagier Bewohner; der an das estage gebundene Lehnsmann.
maisniee Hausgenossenschaft; Gesinde; Hofstaat, persönliches Gefolge des seigneur.
danger Herrschaftsgebiet > Gefahr.
ban Aufgebot; Aufruf des seigneur zur Heeresfolge.
banlieue Gerichtsbezirk des seigneur; Weichbild der Stadt.

Rittertum.

Soziale Schichten.

chevalier Ritter. chevalier errant fahrender Ritter > irrender Ritter.
dame Edelfrau.
bachelier Edelknabe, tapferer Krieger.
escuyer Schildknappe, -träger.
garçon Knabe; Diener des Ritters: Knappe.
serjant Fußsoldat, Reisiger; im Gegensatz zum chevalier.
manant der Bleibende, Bauer; grober Klotz; im Gegensatz zum chevalier errant.

Digitized by Google

vilain Bauer, Landhausbewohner; Mensch niedriger Herkunft } im Gegensatz zum
peestre, nfz. piètre, Fußgänger; elender Mensch } chevalier.

Burg.

hôtel, prov. ostal, in Südfrankreich: Ritterschloß; Gasthaus, Villa.
recet Schutz, Schlupfwinkel; Obdach; fester Herrensitz, Burg.
escuerie Knappenstube; Pferdestall; Scheune.

Bildung; höfisches Benehmen.

afaitier herrichten; (fein aus)bilden.
cort Hof; Benehmen bei Hofe; Hofhalt, Gefolge.
courteisie Anstand, gute Sitte, höfisches Benehmen.
courteis höfisch, höfisch gebildet, höflich.
bien [mal] faire (s. d.) [un]ritterlich handeln.
barnage Gesamtheit der Barone; Heldenmut des Barons, ritterliche Art.
chevalerie Stand der Ritter; Rittertum, Ritterlichkeit.
lei Gesetz; Komment des Ritters.
leal gesetzlich; treu, zuverlässig.
lealted Legalität; Treue.
adestrer (einen Höhergestellten) auf die Rechte nehmen; begleiten.

Minnedienst.

fiance Treuschwur; Liebesschwur.
druerie Freundschaft, Liebe; Freundschafts-, Liebesbeweis, -geschenk.
enseigne Abzeichen; Freundschafts-, Liebespfand
entreseigne Abzeichen; Geschenk der Geliebten.
tenir estage (s. estage) stand-, treu aushalten.
manger à la même écuelle s. écuelle.

Ritterweihe.

chausser les éperons (s. esperun) die Sporen anlegen, d. h. zum Ritter machen.
adouber ausrüsten; zum Ritter schlagen.
colée, daneben seltener acolée, Schlag auf den Hals; Ritterschlag.

Das Rüsten des Ritters (Waffen, Geräte).

acesmer schmücken; sich rüsten.
desarmer nach dem Kampf entwaffnen; nfz. übertragen: jem. entwaffnen, beruhigen.
conroi Vorbereitung; ritterliche Ausrüstung; Gefolge.
arme(s) Waffe; Waffenspiel; Wappen. (Sable; gueule: Termini der Heraldik.)
porter tragen; le porter ein Wappen im Schilde führen (Heraldik);
porter in anderen Wendungen aus dem Rittertum.
esperun Sporn.
jambière Beinschiene; heute: Gamasche, Wadenstrumpf der Radfahrer.
chauce Strümpfe, Beinschienen; Beinkleider.
chaucier die chauces anziehen; überhaupt 'anlegen'.
herneis Gerät; Rüstung des Ritters (Harnasch).
coler Halsbinde bei der ritterlichen Ausrüstung; nfz. Halsband.
ventail(le) Zipfel des Herseniers.
visière Visier, Helmgitter; heute: Mützenschirm.

Digitized by Google

visière in Verbindungen aus dem Rittertum.
gant (Fehde)handschuh.
destrier Streitroß.
palefroi Reisepferd; heute: Paradepferd.
estrier Steigbügel.
escu Schild; plur. oft 'Wappen'.
enarmes 'an den Waffen'; Querriemen des Schildes.
lance Lanze; lance de joute (courtoise) Stoßwaffe.
fautre Filz; mit Filz gefütterte Sattelvertiefung.
bannière Fahne; um das Banner gescharte Abteilung Vasallen.
cognoissance Erkennungszeichen, bunter Wimpel; Wappen.
enseigne Abzeichen, Fahne; Leute um das Fähnlein: Heerhaufen; Feldgeschrei.
entreseigne Abzeichen.
guimple Kopfputz, Schleier; langes Fähnchen; heute: Brustschleier der Nonnen; Busentuch der Damen.
engin List; Kriegsmaschine.

Kurzweil der Ritter.

1. Brettspiele.

mater mattsetzen (beim Schachspiel); im Zweikampf überwinden.
tables die vier Teile des tablier (Spieltisches) beim Tricktrack, Schach; das Tricktrackspiel selbst (die Brettspiele, eine vornehme Unterhaltung zur Ritterzeit).

2. Jagd.

chaceo(u)r Jäger; Jagdroß.
battue Treiben; Streifzug, Razzia.
brisées Zweige zur Bezeichnung der Wildfährte; Fußtapfen.
curée Jägerrecht, Anteil der Hunde an der Beute; Mahlzeit.
chasse de rivière (s. rivière) Jagd auf Fluß- und Sumpfvögel, Falkenbeize in der Niederung. — rivière Jagdbezirk am Flußufer (Revier); Flußufer, Niederung; endlich: der Fluß selbst.
faucon in ursprünglich der Falkenbeize angehörigen Redewendungen.
béjaune junger Vogel mit noch gelbem Schnabel; Neuling.
voler Falkenbeize: fliegen, auf ein Rebhuhn losfliegen, fangen; stehlen.

3. Turnier. a) Die Herausforderung.

reter beschuldigen; tadeln, schmähen; zum Kampf herausfordern.
chalonge Verleumdung, Beleidigung; Herausforderung zum Kampf.
chalongier schmähen; herausfordern; in Anspruch nehmen.
desfier dem andern mißtrauen; ihn (damit) herausfordern.
desfiance Herausforderung, Kampfesansage.
enviaille Einladung: Forderung zum Zweikampf, Herausforderung.
gant der Handschuh als Pfand bei der Herausforderung zum Zweikampf; Fehdehandschuh.

b) Das Waffenspiel.

ajoster zusammenkommen; refl. sich zum Tjost anschicken.
joster zusammenkommen; tjosten.
jouste Lanzenkampf, Tjost.
tournoyer turnieren; kämpfen.
tournoi Turnier (auch tournoiement), tournoi de paroles Redekampf. — tournoi heute: Drehen; Drehkrankheit der Schafe.

Digitized by Google

lice(s) Turnierschranken, Kampfplatz.
behourder mit 'Hürden', Schranken umgeben; Turnierplatz umzäunen; buhurdieren.
behourt Lanzenbrechen, Buhurt; Lanze, Waffe bei diesem Spiel.
cembel Signalglocke (vor dem Waffenspiel); Waffenspiel.
arme(s) Waffe; Waffenspiel.
pas (d'armes) Art Turnier; ouvrir le pas das Turnier, heute: eine Diskussion eröffnen.
table r(e)onde Tafelrunde des Königs Artus; ritterliche Belustigung, Art Turnier.
escremir fechten (Leibesübung); nfz. disputieren, streiten.
estor Sturm; Angriff; Kampfgang beim Turnier.
hurter stoßen, anprallen, speziell beim Turnier; ein Roß spornen.
hurt ein besonderer Turnierstoß.
lancer die Lanze schleudern; werfen überhaupt.
quintaine Stechpuppe; heute: Strohmann; Zielscheibe.
pris Kaufpreis; Kampfpreis; Ehre.

(Gottesgerichtlicher) Zweikampf.

aventure Vorkommnis; (böses) Abenteuer, Gefahr.
bataille Fechtübungen der Gladiatoren; (gerichtlicher) Zweikampf.
juise Gericht; Gottesurteil; gottesgerichtlicher Zweikampf.
renc Reihe; Schranke in Ringform; Raum innerhalb der Schranken, Plan; Bankreihe der Zuschauer.
champ (clos) (abgesteckter) Kampfplatz beim gottesgerichtlichen Zweikampf.
champ-cheü im gottesgerichtlichen Zweikampf unterlegen; schuldig.
chanpir (innerhalb der Schranken) kämpfen.
guarder schützen; — le champ den Kampfplatz bewachen.
gardes Kampfwärter (s. guarder).
encontre (feindliche) Begegnung; Kampf, Waffengang.
lasser ermüden; se lasser d'armes sich im ritterlichen Zweikampf abmühen, sich messen mit.
lance in ursprünglich dem Zweikampf angehörigen Redewendungen.
mater matt setzen (beim Schachspiel); im Zweikampf überwinden.
outre jenseits; Interjektion nach dem ritterlichen Kampf, Siegesruf über einen Gefallenen. Ableitung: outrage Siegesruf; Beleidigung, Schimpf.
outrer besiegen; nfz. übermäßig anstrengen.
clamer (nach dem Zweikampf) Unterwerfung fordern.
reclamer (s. clamer) seinerseits fordern (vom Besiegten); Gnade erflehen.
soi clamer (s. d.) outré (recreant) im Zweikampf sich als besiegt erklären.
recreire sich für besiegt erklären; kampfesmüde werden.
se recreire sein Unrecht bekennen.
recreant, recreü schlapp, feige.
fiancier geloben; [prison] sich (nach dem Kampf) für gefangen erklären.
gehir Ja-sagen, sich-schuldig-bekennen des besiegten Ritters; gestehen.
ge(h)ine (nfz. gêne) erzwungenes Eingeständnis; Verlegenheit.

Schlacht — Friede.

assembler zusammenkommen; angreifen.
escrier anschreien; Feldgeschrei rufen.
monter (Pferd) besteigen; aufsitzen.

Digitized by Google

monter sur ses grands chevaux 'sich aufs hohe Pferd setzen' — sich brüsten.
esperoner spornen; reiten.
poindre stechen; spornen; dahinsprengen, galoppieren.
poindre, subst., Anritt, Zusammenstoß zum Kampf.
saut Sprung der Hengste; de prins saut beim ersten Ansturm; sofort.
bataille Fechtübungen der Gladiatoren; Schlacht.
estor Sturm; Angriff, Handgemenge.
meslee Gemisch; Kampfgedränge, Handgemenge.
naffrer im Kampf verwunden; nfz. großen Schmerz verursachen.
faillir fehlen; (seinen Hieb) verfehlen.
retenir zurückhalten; das Schlachtfeld behaupten, (sich) tapfer halten; gefangen nehmen.
ostage Bezahlung des Gastwirts; Bezahlung, Garantie, Pfand; Geisel.
raençon Lösegeld. mettre à rançon Lösegeld auferlegen, ausplündern. — Daneben der Latinismus rédemption: Wort der Kirchensprache.

apaisier den Kampf zum Frieden bringen; refl. sich aussöhnen; sich begnügen.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des Irrealis in Italien.

Von
Wilhelm Esser.

Abkürzungen und Literaturangaben:

Batt. = *Testi Dialettali Italiani in trascrizione fonetica pubblicati da* Carlo Battisti. *Parte prima = Beihefte zur Zeitschrift für rom. Philologie*, Heft 49, 1914.

B. I. = H. Blase, *Geschichte des Irrealis im Lateinischen*, Erlangen 1888.

Biond. = Biondelli, *Saggio sui dialetti galloitalici*, Milano 1853.

Caix, *Or.* = Napoleone Caix, *Le origini della lingua poetica italiana = Pubblicazioni del R. Ist. di studi superiori pratici e di perfezionamento in Firenze. Sez. di Filos. e Filol., vol.* 2, *disp.* 6, Firenze 1880.

Gam. = E. Gamillscheg, *Studien zur Vorgeschichte einer rom. Tempuslehre = S.B.W.A.* Bd. 172, Wien 1913.

M.-L. *R. Gr.* = W. Meyer-Lübke, *Grammatik der rom. Spr.*, Bd. 1—4, Leipzig 1890—1902.

It. Gr. = *Italienische Grammatik*, Leipzig 1890.

Einf. = *Einführung in das Studium der rom. Sprachwissenschaft*, 3. Auflage, Heidelberg 1920.

Mon. = Monaci, Ernesto, *Crestomazia Italiana dei primi secoli*, Città di Castello, 1912.

Thielm. = Ph. Thielmann, *Habere mit dem Infinitiv und die Entstehung des rom. Futurums = Arch. f. lat. Lexicographie*, Bd. 2, 48—89; 157—202.

W. = St. Wędkiewicz, *Materialien zu einer Syntax der Italienischen Bedingungssätze = Beihefte zur Zschr. f. rom. Phil.*, Heft 31, 1911.

Die übrigen Quellen werden an Ort und Stelle nachgewiesen.

Es sei an dieser Stelle auf die detaillierte Karte hingewiesen, die dem Original der vorliegenden Arbeit auf der Universitätsbibliothek Bonn und der Staatsbibliothek Berlin beigegeben ist und ein vollständiges Ortsregister enthält.

Inhalt.

Seite

1. Kap.: Theoretische Vorbemerkungen 268
2. Kap.: Die organischen Irrealformen des Lat. im Italienischen 270
3. Kap.: Die Umschreibungen des Irrealis in Italien:
A. Ansätze im Lat. 281
B. Verhältnis von *DARE HABUI* zu *DARE HABEBAM* im Ital.:
I. Die it. Entsprechungen für *DARE HABUI* 284
II. *DARE HABEBAM* und seine Fortsetzungen 291
III. Die gemischte Flexion 309
4. Kap.: I. Die Irrealformen der Emilia 312
II. Zur *-rr-*Frage 313
Nachtrag 314

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Theoretische Vorbemerkungen.

Während bei Untersuchungen über lautliche und flexivische Dinge, über Aufgaben der Wortbildungs- und Bedeutungslehre die vergleichende Betrachtung innerhalb einer engeren Verwandtschaftsgruppe meist vollkommen genügt, empfiehlt es sich bei Gegenständen der Syntax dem Blick keine allzuengen Grenzen zu ziehen. Führt doch die Beziehungslehre am unmittelbarsten zum Geist einer Sprache hin, und die inneren Sprachformen lassen in verwandten und z. T. auch in unverwandten Sprachen beträchtliche Übereinstimmungen erkennen, die in „der relativen Einheitlichkeit der menschlichen Logik begründet" sind, wie Spitzer (*Aufs. zur rom. Syntax u. Stilistik*, Halle 1918, S. 176, Anm. 1) sich ausgedrückt und für das Futurum in einer Tabelle erläutert hat. Damit steht in engstem Zusammenhang, daß „die selbständige Wiederholung oder Entstehung syntaktischer Wendungen etwas oft begegnendes ist" (vgl. *Einf.* S. 210; daselbst ist beim Hinweis auf Beispiele „S. 177" zu bessern in: S. 77). Daher ist eine kurze Beschäftigung mit der Theorie der Irrealität am Platze. Sie soll die allgemeine Einstellung geben, mit der wir den historischen Aufgaben der Kondizionalisfragen nähertreten.

Als der primitive Mensch sich der zeitlichen Folge der ihn umgebenden Erscheinungen bewußt wurde, als er ferner in ihrem chaotischen Wirbel einen gewissen Rhythmus empfinden lernte, d. h. bestimmte Ereignisse stets in gleicher Reihenfolge eintreten sah, waren in seinem Denken die ersten Voraussetzungen zur Erkenntnis der Kausalität gegeben. Zunächst — und wer weiß wie lange? — standen die ideell miteinander verbundenen Vorstellungen in der Sprache asyndetisch nebeneinander (vgl. H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 5. Aufl., Halle 1920, § 101). Erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, jener folgenschweren Einsicht in der hypothetischen und kausalen Periode einen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Es ist nötig, auf diese Inkongruenz von Denken und Sprechen hinzuweisen. Sütterlin (*Das Wesen der sprachlichen Gebilde*, Heidelberg 1902, S. 172) sagt: „Daß die Sprache aus dem Denken nur einen Ausschnitt gibt und von einer festen Linie nur einzelne Punkte verzeichnet, ist ohne Zweifel nicht so unrichtig, und die Gedankenflut lebhafter Geister scheint eine solche Auffassung zu bestätigen. Ähnlich steht es schon in der Kindersprache . . . es fehlt den Kleinen oft nur an Worten, nicht an den Vorstellungen." Diesem

Digitized by Google

Ausdrucksmangel begegnen wir bei der irrealen Periode auf Schritt und Tritt. Ursprünglich erstreckte sich der Bedingungssatz naturgemäß auf den realen Fall, zu dem der potentiale Gedanke eine nahestehende Variante bildet. Eine wesentliche Steigerung des Abstraktionsvermögens äußerte sich erst, als man dazu kam, eine unwirkliche oder gar unmögliche Voraussetzung anzunehmen und daraus Schlüsse zu ziehen. Bei einem derartigen imaginären Verfahren liegt auch ein ursächlicher Zusammenhang vor, jedoch nur in dem denkenden Individuum; das Schlüsseziehen vollzieht sich in ihm logisch einwandfrei, die irreale Denkform ist eine Tatsache, der irreale Inhalt kann es nie sein, und das Bewußtsein der Nichtwirklichkeit ist dabei dem Denkenden oder Sprechenden deutlich.

Wie kommt nun die Irrealität derartiger Vorstellungen in der Sprache zum Ausdruck? Da nach dem Gesagten der irreale Gedanke einer jüngeren Periode im Geistesleben des vorgeschichtlichen Menschen angehört, kann es schon von vornherein kaum zweifelhaft sein, daß in manchen Fällen eine besondere irreale Form gar nicht vorhanden ist. Es tritt dann meist das Praeteritum indicativi auf. So verwendet z. B. das Griechische das Impf. ind. für die Gegenwart, den Aor. ind. für die Vergangenheit; das Altarmenische wählt das Impf., das Slavische setzt ursprünglich den Aor. ind. für die Vergangenheit, u. s. w. Außerhalb des Idg. bietet das Hebräische ähnliches, doch kennt es eine besondere irr. Konjunktion. Solche Sprachen ohne eigene Irrealform unterschieben also in gewissen Fällen einer bis zu einem bestimmten Zeitpunkte nur zeitlich-wirklich verstandenen Ausdrucksweise den Sinn der Nichtwirklichkeit. Ein geläufiger Erfahrungssatz wird auf einen einzelnen Fall bezogen, in dem die Voraussetzung nicht eingetreten ist. Da dies dem Hörer aus der Situation klar ist, stellt er augenblicklich die Irrealität der vom Sprecher gezogenen Folgerung fest, ohne daß sich in den sprachlichen Mitteln etwas zu ändern brauchte. Daß in den meisten Fällen ein Präteritum diesen modalen Unterton erhält, liegt lediglich daran, daß in der Vergangenheit das Nichteingetretensein eines Geschehens am evidentesten einleuchtet, wesentlich ist jedoch der gewählte Zeitpunkt nicht, wie z. B. *Vulg. Joh.* 8,55 zeigt: *si dixero quia non scio eum, ero similis vobis, mendax. sed scio eum.* Überdies haben wir reichlich Gelegenheit zu beobachten, wie die irreal empfundenen Praeterita sehr leicht zeitlose Modalformen werden, eine Folge des meist affektischen Charakters irrealer Sätze, wie Meyer-Lübke, *R. Gr.* III § 686, betont hat.

Digitized by Google

Andere Sprachen benutzen — psychologisch gesehen — sekundäre Irrealformen: das Got. z. B. den Opt. prät., das Lat., Kelt., Mhd. und Neuschwedische das Prät. konj. Nichtidg. ist beispielsweise der ungarische Kond.-Stamm mit einem alten Konj.-Infix gebildet. Wieder andere Sprachen kennen Umschreibungen, so das Urrom., das Nhd. und das Neuenglische. Es ist aber zu beachten, daß auch hier — wenigstens in einzelnen Fällen — der irr. Sinn in die Wirklichkeitsformen hineinempfunden werden kann; zum Mhd. vgl. die Beispiele bei H. Paul, *Mhd. Gr.*, Halle 1918, § 360. Im literarischen Nhd. sind Belege selten, hier genüge einer aus Gleim, „An die Kriegsmuse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf“:

„Hochgelobt sei . . . o Gott!
Daß du auf unsern ebnen Siegesweg
Ein Olmütz stelletest und einen Held,
Der wie ein braver Mann sich wehrete,
In seine hohen Wäll' und Mauern gabst.
Denn gabst du es in unsre Hand, so war
Kein Weg vor uns als nach dem stolzen Wien;
So hätten wir . . .“.

Wohl aber ist in rheinischen Mundarten das Prät. ind. als Irrealis recht oft zu hören.

Zweites Kapitel.

Die organischen Irrealformen des Lateinischen im Italienischen.

Das Lat. verwendet im Irrealsatz meist den Konj. praet. Nur in gewissen Fällen kann auch das Praet. ind. die Nichtwirklichkeit ausdrücken. Da nun Vising (*Frz. Stud.* 5) für das Span., Ptg. und It. eine Reihe irreal gebrauchter Praeterita anführt, könnte man vermuten, es bestehe hier zwischen dem Lat. und Rom. ein Zusammenhang, und Vising hat das für das Ptg. — freilich ohne historische Begründung — behauptet (a. a. O. S. 73). Für das It. gilt eine solche Annahme jedenfalls nicht. Ganz abgesehen davon, daß die spätlat. Texte keine Stützen dafür bieten, muß betont werden, daß sich die it. Beispiele von den Lat. wesentlich unterscheiden. Zunächst kommt das Impf. ind. in Betracht. Es ist schon sehr früh im lat. Bedingungssatz praesentisch-potential geworden (Gam. § 25), die ait. Beispiele hingegen zeigen deutlich die Zeitstufe der Vergangenheit. Wędkiewicz, der das It. in dieser Beziehung ausführlich behandelt, stellt dies ausdrücklich fest (S. 100), er zeigt, daß der Gebrauch bei den modalen Zeitwörtern beginnt (S. 90) und bis heute recht beliebt

Digitized by Google

ist (S. 93). Eine direkte Fortsetzung des Lat. besteht hier also nicht. Für die Erklärung der Erscheinung kommen daher die oben gemachten Feststellungen allgemein-psychologischer Natur in Frage: es handelt sich um den Verzicht auf besonderen Ausdruck des irrealen Gedankens. Aber falls mich mein Sprachgefühl nicht täuscht, glaube ich doch zu bemerken, daß das Praet. ind. sich in der späteren Zeit neben den futurischen Umschreibungen besonders kräftig ausnimmt und damit zur stilistischen Variante des Kondizionalis werden kann; in dem Zitat aus Gleim ist das z. B. sicher der Fall.

Was das Auftreten des Impf. ind. im Irrealsatz angeht, so lasse ich dazu noch einige mundartliche Ergänzungen folgen. Beliebt ist diese Art sich auszudrücken vor allem im Süden, z. T. auch in Mittelitalien. Schon die alten Texte zeigen sie hier häufiger; vgl.:

Graziani (*Arch. stor. it.* 16,1):

S. 502: . . . andaro per robare certa mela; et si non fusse uno ragazzo che ce era dentro, la toglievano;

S. 534: tolseno el castello, et curseno al Borghetto et avverlo, excepto la torre; et si non fusse el succurso, la tenevano;

S. 596: aquistavano una mala fama, si non fusse Nello.

Matarazzo (*Arch. stor. it.* 16,2):

S. 16: se non fosse stato il perfetto cavallo . . ., remaneva morto sieme cum li altri;

S. 66: si questo ragazzo non fosse stato, a viva forza conveniva che el soffocasse;

S. 66: si questo modo non avesse tenuto el conte B., li Taliani restavano perdente;

S. 164: si lui poteva intrare cum quelli cavalli, avria fatto a li Fulignati qualche mal gioco.

Hist. Rom. Fragm. (Muratori, *Ant. It.*, vol. III.):

Spalte 485: se quesso non facea, Roma non habbera potuto rejere tanto (= si non egisset . . . non sufficisset);

„ 331: como non te temperasti da tio furore? La mea vittoria era doppia (= duplicem victoriam reportassem);

„ 527: se io . . . havessi cavaicato . . ., in quessa terra entrava senza contradizione;

„ 543: se le ultime scale passava, era campato (= si praetergredi potuisset, salvus abisset).

Lauda dei disciplinati di Urbino (Mon. 146; 7,41 f.):

Fo crucifixo corporalmente — ed io taupina nella mia mente
Fui tormentata si duramente — ke lo murire era placente.

Boezio di Rainaldo (Muratori, a. a. O. vol. 6):

Strophe 350: se vui non venavate, tutti erevano tristi;

Antonio di Boezio (Muratori, a. a. O.):

Strophe 481: se illu avesse fatta la mendetta colla soa persona accorta, e reformatu lu bonu statu, Aquila era resorta, . . . et illu la sua fama abera conservata;

Digitized by Google

Strophe 762: ma se illu in Aquila avesse remannata, perche li era manifesto che a noi era levata, e da noi veniali bene recomparata, et illu la sua fama abera conservata;

Strophe 811: ma se quella cima illo avesse potuto avere, per tutto il monno illo si facea assai temere; ma la cima era si forte, non se potea avere.

In der kurzen Probe aus der neapolitanischen Volkskomödie bei Carl Macht (*Der neap. Dial., Programm* Hof 1877/78): *si non aveva . . ., non sarria venuto.*

Heute ist das praeteritale Impf. ind. als Irrealis die Regel in Calabrien. Dazu sagt Scalfari, *Sonetti Calabresi*, Monteleone 1897, Anm. zu I 12: „*il calabr. nelle proposizioni ipotetiche di tempo presente usa tanto nella protasi quanto nell' apodosi il presente del condizionale, essendovi raro il congiuntivo, come nelle proposizioni ipotetiche di tempo passato usa l'imperfetto dell' indicativo: es.: si averia dinari, viaggeria; si avia dinari, viaggiava*". Anderswo ist dann aber doch eine sekundäre Verschiebung in die Sphäre der Gegenwart eingetreten, so vor allem im Südosten, wo der Typus „*se avevo, davo*" ein geographisches Kontinuum und damit eine genetische Einheit bildet (vgl. W. S. 112). Daß der Süden der Halbinsel sehr zum indikativischen Irrealis neigt, zeigt sich auch darin, daß er das Kondizionale in dem von einem Verbum dicendi abhängigen Satze erheblich seltener verwendet als das übrige Italien. Dies erhellt aus nachstehender Übersicht, die auf Grund der dialektischen Wiedergabe von *Bocc. Dec.* I 9 *(ma detto le fu . . . che la fatica si perderebbe)* bei Papanti, *I parlari italiani in Certaldo.* Livorno 1875, zusammengestellt ist.

Nr.	Landschaft oder Provinz	Belege für: Kond.	Impf.
1	Piemont	36	17
2	Lombardei	22	13
3	Venezien	84	7
4	Emilia	36	12
5	Toscana	30	2
6	Umbrien	9	—
7	Dalmazien u. Istrien	13	—
8	Corsica u. Sardinien	5	4
9	Rom	10	3
10	Marken	25	8
11	Abruzzen u. Molise	10	8
12	Campanien	14	10
13	Capitanata u. Basilicata	7	3
14	Calabrien	2	10
15	Apulien	1	20
16	Sizilien	9	25

Digitized by Google

Setzt man die Frequenz des Kondizionalis = 1, so beträgt die des Impf. im Norden (Nr. 1—4 der Tabelle) ein Drittel, im nördl. Mittelitalien (Nr. 5—8) nicht einmal ein Zehntel, im südl. Mittelitalien (Nr. 9—12) jedoch bereits die Hälfte und endlich in Unteritalien (Nr. 13—16) mehr als das Vierfache.

Ungleich seltener als das Impf. ind. begegnet im It. das Pf. ind. in irrealer Funktion. Wędkiewicz gibt (S. 66 § 19) ein Beispiel aus dem Sardischen vom Typus „si + Pf. ind. — Pf. ind.". An anderer Stelle (S. 89 § 25) bringt er „einige Fälle, wo das Pf. mit modaler Funktion aufzutreten scheint", aber er glaubt, daß im Nachsatz eine wirkliche Tatsache festgestellt werde. Zunächst ist zu sagen, daß das Beispiel aus Leopardi *(Tramonto della luna)* nicht hierhin gehört. Der Satz: „*Troppo felice e lieta nostra misera sorte parve lassù, se il giovanile stato, dove ogni ben di mille pene è frutto, durasse tutto della vita il corso*" will sagen: „Es schien den Himmlischen, daß das Menschenlos zu schön sein würde, wenn die Jugend kein Ende nähme". Das Pf. „*parve*" hat also keinerlei Beziehung zu der irrealen Bedingung. In dem Zitat aus Ariost (*Orl. fur.* 32, 43): „*se concesso m'avessero i dei ch'io fossi morta quando t'era grata, morte non fu giammai tanto beata*" ist es unmöglich in der „Apodosis ein wirkliches Factum konstatiert" zu sehen, da das Pf. erst Realität gewinnen könnte, wenn die Sprecherin gestorben wäre. Auch in diesem Falle halte ich die im allgemeinen Teil gegebene Erklärung des Praet. ind. als Irrealis für angebracht, jedoch vermag ich nicht zu sagen, warum sich gerade hier das Pf. findet und anderswo nicht.

Das Plusquamperfekt in irr. Funktion ist im Gegensatz zum Pf. und Impf. aus dem Lat. ererbt. Über die Art seines Auftretens und seine Entwicklung brauche ich nicht zu sprechen, da dies von andern schon oft und ausgiebig getan worden ist; vgl. besonders: M.-L. *R. Gr.* II § 309; *It. Gr.* § 405; H. Blase, *Plusquampf.*; Caix, *Or.* §§ 226, 227; Gaspary, *Die six. Dichterschule*, Berlin 1878, Bd. IV: *Die Sprache;* Gam. (passim); W. § 23. Daher sollen im folgenden nur die Beziehungen des Plusqu. ind. zum lat. Impf. konj. zur Sprache kommen, vgl. unten S. 278 ff.

Nunmehr fragt es sich, was von den konjunktivischen Irrealformen des Lat. auf it. Boden geblieben sei, und zwar handelt es sich an erster Stelle um den Typus „*si haberem, darem*" mit dem Impf. konj. in beiden Teilen. Während man früher den baldigen vollständigen Untergang des Impf. konj. annahm, hat Gamillscheg ausgeführt, daß es sich der Form nach in weitem Umfange noch bis

Digitized by Google

ins Rom. hinein gehalten habe, nämlich zumeist als Potentialis oder auch als Jussivus, dagegen findet er ihn getreu der alten Bedeutung der Nichtwirklichkeit freilich nur im Sardischen. Gam. sagt darüber (38): „Während der Konj. impf. im Finalsatz auch in Süditalien bis um das Jahr 1000 erhalten gewesen sein dürfte, hat das Sardische allein in der älteren Zeit diese Form auch als Irrealis bewahrt ... später dehnt sich die Gebrauchssphäre aus und erscheint bald nach jedem kondizionalen *si*." In der Tat steht heute noch das Impf. konj. im sard. Bedingungsnebensatz, und *diere* aus lat. *darem* ist auch im Nachsatz noch möglich (Hofmann, *Die log. u. camp. ma.*, Diss. Marburg 1885, S. 135; W. § 19, S. 66). Daß aber Sardinien „allein" diesen Irrealis beibehalten habe, kann ich nicht anerkennen. Zwar ist, wie Gam. (§ 202) geltend macht, „schon im 3. Jhd. n. Chr. und vom Sard. abgesehen gemeinromanisch ... der Potentialis futuri und der Konj. impf. zusammengefallen", darum muß aber nicht notwendigerweise die irreale Bedeutung untergegangen sein. Daß eine Form mehreren Funktionen dient ist keineswegs unerhört. Es geschieht dies einmal, wo eine Grundbedeutung sich differenziert (vgl. z. B. das lat. Plusqu. ind. im It., oder die Hilfsverben), sondern auch beim Synkretismus. Wenn zwei ursprünglich getrennte Systeme formell ineinander aufgehen, bleiben in dem neuen Schema die primären Wendungen im syntaktischen Gebrauch wenigstens eine Zeitlang bestehen (vgl. z. B. lat. Konj. (= idg. Konj. + Opt.) fungiert als Wunschmodus wie auch als eigentlicher Konj.). Zu einem Vergleich lädt die Homonymität ein, die ebensowenig zum Untergang eines der konkurrierenden Begriffe führen muß. Es kann also nicht befremden, wenn sich neben dem potentialen Impf. konj. auch noch das irreale findet. Stets liegt die Nichtwirklichkeit vor in einem Relativsatz, dem eine Negation vorangeht. Gam. selbst führt Beispiele an (in § 208): *Cod. Cav.* IV S. 17, A. 1003: *et dum causa ista divulgata fuit, nemo erat qui talia facere voleret. Cod. Cav.* IV S. 59, A. 1005: *dum illut per plures diebus dibulgavimus, nemo invenimus qui illut tollere boleret;* und andere Belege mehr. Für das It. nennt Gam. zwei Stellen aus den Gedichten Bologneser Notare (§ 226). Vielleicht noch hierhin: Boezio, Str. 785: *non era chi guardarelu*, und ganz ähnlich Str. 786: *che non era chi guardareli*, und Antonio di Boezio, Str. 504: *ma delli proventi che fe, vi vollio recontare — che mai intrata per comune non fu chi ne toccare.* Aber Meyer-Lübke hält (laut mündlicher Mitteilung) die Fälle für unsicher und vergleicht sie mit frz. „*je ne sais que faire*". Andererseits fehlt es nun nicht an Anhaltspunkten,

Digitized by Google

daß das Impf. konj. auch in der hypothetischen Periode bleiben konnte. In einem von G. Ferri (*Studi rom.* II S. 141 ff.) herausgegebenen lat. Text des 12. Jhd. liest man: *plura huiusmodi subinferrem exempla, nisi prolixitatis fastidium devitare,* und ähnlich in Finalsätzen „*scribere, ascribere*" für *scriberem, ascriberem.* Will man in dieser dreimaligen Schreibung, der freilich die korrekt-lateinische zur Seite steht, mit dem Herausgeber Volkstümliches sehen, so wäre damit ein später Beleg für irr. Impf. konj. gewonnen. Diese Annahme kann an Wahrscheinlichkeit nur gewinnen, wenn die it. Texte analoge Fälle aufzuweisen haben:

Giacomo da Lentino (Mon. 26 V 22 ff.):

ben m'aucideria
e non viveria
e ste tormente.
ca pur penare
e disiare
giammai non fare
mia diletanza.

Fare = *faceret,* nicht wie Mon. S. 621 registriert, 1. Person. Vielleicht faßt man nun auch „*morire*" in VII 7: *dunque morire' eo?* nicht als *morirei,* sondern als *morirem.*

Cielo dal Camo (Mon. 46, 121 ff.):

se tu nel mare gititi donna cortese e fina,
dereto mi ti misera per tutta la marina;
poi c'anegaseti, trobareti a la rina.

Dante da Maiano (*Son.* „*La fior d'amor*"):

s'eo troveria — di mia disia — pietate,
piu in dignitate — alzate — me tenire,
che s'io avire — dovire — lo'mperiato.

Rinaldo d'Aquino (Mon. 41 II letzte Strophe):

se llo sollazzo non avesse
se non da voi lo sembiante
com parlamento sguardare
la gran gioia quando volesse;
perche pato pene tante
ch'io no le poria contare;
Né di null'ommo che sia
la mia volglia non diria,
dovesse morire penando.

Die Interpunktion bei Mon. ist mir nicht klar. Ich halte „*perchè* bis *diria*" für einen begründenden Einschub, und da der Dichter, dessen Gegenstand seine erfolglose Liebe ist, in der vorletzten Strophe abschließt:

Digitized by Google

quell'è lo foco d'amore,
ch'arde lo fino amadore
quando e' non à sollaccio,

also: „die unerwiderte Liebe wird zur Qual", so verstehe ich den Rest folgendermaßen:

„Wenn ich nicht (wenigstens) diesen Trost hätte:
wenn ich nicht Euer Antlitz . . . betrachtete,
so oft ich diese große Freude wollte,
— — — — Einschub — — — —
dann müßte ich vor Leid sterben."

In diesen Beispielen kann ich nicht, wie z. T. Gam. (§ 220), einen potentialen Gebrauch des Impf. konj. sehen, vielmehr stehen schon rein äußerlich „*viveria*" und „*fare*", „*misera*" und „*trobareti*", „*s'eo troveria*" und „*s'io . . . dovire*" auf derselben Stufe. Dazu kommt dann weiter nördlich in den *aquilinischen Lauden*, die Percopo (*Giorn. stor. d. lett. it.*, vol. VIIff.) veröffentlicht hat, 2. *dibiri* als unabhängiger Iussivus, also gleich tosc. *dovresti: Lauda del vivo el del morto* (a. a. O. vol. VIII, Nr. XXI):

Che stay (co)sì plino de paura? . . .
Dibiriti ralegrare.

Das Impf. konj. ist formell erkenntlich an dem umgelauteten geschlossenen e der Mittelsilbe, die also den Ton trägt. Ein nachtoniges e wäre geblieben, vgl. z. B. *abera, aberano, volzera* u. s. w. in den Chroniken (passim), und die große Konsequenz der altaquilinischen Umlautserscheinungen betont Mussafia in seiner Ausgabe der *Katharinenlegende* (*S. B. W. A. phil.-hist. Kl.*, Bd. 110 S. 357 f.). Gleichfalls aus Aquila stammt 2. *romperi*, das zweimal bei Nicolo Ciminello zu finden ist. Wichtig sind vor allem noch ein paar moderne Formen aus den Texten bei Papanti, alle in einwandfrei irrealer Funktion:

Castrovillari (Cal. Cit.): 1. *faceru;* 3. *averi.* Das -u der 1. ist sekundär, das -i der 3. zeigt deutlich, daß kein Plusqu. vorliegt (im Gegensatz zu Gam. § 247).

Calitri (Princ. Ult.): 2. *tuollërè.* Diphthong und die Bemerkung: „*ë = eu francese*" verraten die Grundlage *TOLLERES.*

Castelli (Abr. Ult. I): 1. *vulèr.* Wegen des ausl. -e und des betonten -a- gehört vielleicht hierhin

Celle di S. Vito (Cap.): 1. *dunare*, doch ist zu beachten, daß der Ort südfrz. Kolonie ist (vgl. *Einf.* S. 231; Morosi, *Arch. glott.* XII s. 33 ff.).

Digitized by Google

Diese Belege zeigen, daß das irr. Impf. konj. trotz des relativ frühen Zusammenfalls mit dem Potentialis an manchen Punkten Mittel- und Süditaliens geblieben ist und restartig noch heute erscheint, und zwar bezeichnenderweise nicht in den literarischen Zentren, von wo seine mächtigsten Konkurrenten ausgingen.

Nun bieten sich, wie ich glaube, noch zwei indirekte Stützen für meine Ansicht: erstens die Beziehungen des Impf. konj. zum it. Pf. konj., zweitens die Beziehungen des Impf. konj. zum lat. Plusqu. ind. Als nämlich der lat. Typus *SI HABUISSEM, DEDISSEM* infolge der Tempusverschiebung präsentisch wurde, machte er dem Impf. konj. den Rang streitig. Das sieht man einmal daran, daß in den Gegenden der Romania, die ihre Tempora bewahrt haben, also im Sard. und Vegliotischen, das lat. Impf. konj. vorläufig weiterlebt. Dann sind auch die Verhältnisse in Italien in hohem Maße geeignet, diese Abhängigkeit zu veranschaulichen. Dort erscheint das praes. Plusqu. konj., das von Afrika seinen Ausgang nahm, am frühesten auf dem benachbarten Sizilien. „Schon die ältesten Urkunden" zeigen es im Finalsatz, „aber dem Festlande sind solche Formen noch lange fremd" (Gam. § 212), vielmehr begegnet hier der erste verschobene Konj. plusqu. erst im Jahre 1009 (Gam. § 201). Die Bewegung beginnt bei den Modalverben, und in Campanien ist dieses Anfangsstadium noch in lat. Texten des 10. Jhd. rein ausgeprägt. Im *Alexanderroman* des Archipresbyters Leo (hgg. von F. Pfister, *Samml. mlt. Texte*, Heft 6, Heidelberg 1913) steht praesentisches „*fuisset*": 60, 12; 100, 7; 105, 15; „*debuisset*": 81, 7; „*potuissent*": 93, 30. Der *Liber de Mirakulis* des Joh. Monachus (hgg. von M. Huber, *Slg. mlt. Texte*, Heft 7, Heid. 1913) kennt sogar nur „*fuisset*" für die Gegenwart, und zwar sehr häufig (29mal) mit nur zwei Ausnahmen: 84, 11 *cum excitatus essem*; 86, 7 *cum essem appensus*. Johannes schließt sich offenbar eng an die *Vulgata* an, die ebenfalls nur „*fuissem*" gebraucht: *Matth.* 28, 11; *Marc.* 5, 18, 26; *Luc.* 7, 10; 22, 56; 23, 47, 53; 24, 12; *Joh.* 1, 24, 40; 3, 24; 5, 10, 13; 11, 39, 44; 12, 1; 20, 12. (Auffallend ist übrigens in der Ausgabe von E. Nestle, Stuttgart 1914: *Luc.* 19, 23 *quare non dedisti pecuniam . . ., ut ego . . . exegissem illam?* Das Gr. hat: κἀγὼ . . . ἂν αὐτὸ ἔπραξα, die Sinnparallele *Matth.* 25, 27: *et ego . . . recepissem*. Daher wird man auch in der Stelle bei *Luc.* die Variante des *Sinaiticus* „*et*" für „*ut*" einsetzen). Ähnliches bieten verschiedene „*Kleine Texte zum Alexanderroman*" (hgg. von Pfister, *Slg. vulgärlat. Texte*, Heft 4,

Digitized by Google

Heid. 1910): „*fuisset*“ 13, 4; IV 31; „*habuissem*“ IV 23; „*voluissem*“ IV 24, 29, 30; „*debuisset*“ IV 28; „*potuissem*“ I 3, 11; endlich sehr deutlich II 6: *cum ei non sufficeret ... neque se voluisset nominari ...* Allerdings ist zu beachten, daß die „kleinen Texte“ noch nicht genauer lokalisiert sind, und daß man infolge öfteren Auftretens von *DEBERE* + Inf. und wegen des sehr häufigen *ipse* in starker Abschwächung an Sardinien denken könnte. Da die Tempusverschiebung, wie man sieht, nur langsam nach Norden vordringt, wird man mit Recht präteritale -ss-Formen besonders lange im nördlichen Mittelitalien vermuten. Die Bestätigung hierfür bringen z. B. die umbrischen Chronisten noch im 15./16. Jhd.:

Graziani (a. a. O.):

S. 271: si non fusse che . . . era, non saria stato;
S. 542: si non fusse el conte, lo averiano amazzato.

Dazu vgl. die S. 271 angeführten Sätze von den SS. 502, 534, 596.

Matarazzo (a. a. O.):

S. 234: si non fusse che a quello erano vicini, tutte era prese;
S. 206: più ne seriano morte se non fusse el signor Paulo Ursino che non volse ...

Dann *Hist. Rom. Fragm.* (a. a. O.):

Spalte 321 D: da vero che in quesso campo non fuorano benuti . . . se non fossi, cha . . . (= certe non potuissent, nisi pepigissent);
„ 343 C: se grado si trovasse aicuno maiure, anco l'abbera desiderato (= si superfuissent . . . peroptasset);
„ 265 E: se non fosse che Sciarra lo portao in groppa, li Romani lo harebbero muorto.

Der Konj. impf. und der Konj. plusqu. verhalten sich also ähnlich zueinander wie die Komponenten einer mathematischen Funktion: der Untergang des ersten ist vom Grade der Tempusverschiebung des zweiten abhängig, mit anderen Worten: die Art der Erhaltung des irr. Impf. konj. ist darin begründet, daß der präsentische *-ss-*Konjunktivus auf Sardinien gar nicht, in Mittel- und Süditalien erst spät und auf Sizilien sehr früh auftritt.

Kann man also einerseits den Zusammenfall des Impf. konj. mit dem Potentialis überhaupt nicht, und andererseits die Verschiebung des *-ss-*Konj. nur in geringstem Maße als Ursachen für die Zurückdrängung des Typus *SI HABEREM, DAREM* ansehen, so glaube ich in dem irrealen Plusqu. ind. dagegen einen viel wirksameren Konkurrenten nachweisen zu können. Nach dem oben gesagten möchte ich für die ältere Zeit ein Fortleben des irr. Impf. konj. in größerem Umfange für sicher halten. Erst als das Plusqu.

Digitized by Google

ind. zum irr. Präs. geworden war — wahrscheinlich infolge der Ausdehnung von *habeo factum*, also im 5. oder 6. Jhd. (Gam. § 242; *Einf.* § 212) — stand einer Verschmelzung der beiden Kategorien nichts mehr im Wege. Begrifflich waren sie ja identisch, formell fielen 2. *CANTARES* und *CANTARAS, FINIRES* und *FINIRAS* gänzlich zusammen, und die restlichen Formen der beiden Paradigmen standen einander so nahe, daß das Impf. konj. vom Plusqu. ind. absorbiert werden konnte, ohne daß sich daraus für letzteres morphologische Umgestaltungen ergeben hätten: die klangärmere Endung des Impf. konj., die überdies mit dem Inf. assonierte, wurde von der klangvolleren, eindeutigen des Plusqu. im eigentlichen Sinne des Wortes übertönt, d. h. also: *AMAREM* wurde ohne weiteres von *AMARAM* verdrängt, oder besser überwuchert. Daß dieser Synkretismus tatsächlich zustande gekommen ist, zeigen die Wirkungen, die der Konj. impf. in der II. Konjugation auf das gleichbedeutende Plusqu. ausübte. Hier lagen die Dinge ganz anders: den Infinitiven auf *-ére* und *-ère* (tonlos), und damit auch den Imperfekten des Konjunktivs, standen in den allermeisten Fällen starke Pf. und Plusqu. zur Seite, man denke an „*habbera, poctera, pottera, volzera, vuolzera, voizera, dolzera, balzera, arsera, misera, mosera, nacquera* u. a., die sich von den zugehörigen Impf. konj. im Stamm und z. T. auch in der Tonstelle unterschieden. Ob in der II. Konjug. jemals ein Plusqu. auf *-ẹ́ra* bestanden hat, muß äußerst zweifelhaft bleiben. Um so auffallender ist daher, daß gerade die Endung *-ẹ́ra* in der alten Lyrik nicht nur III. *-ira*, sondern z. T. auch I. *-ara* nach sich gezogen hat, wofür Caix, *Or.* § 226, zahlreiche Belege beigebracht hat. Diese Tatsachen scheinen durchaus gegen das Prinzip der syntaktischen Häufigkeit zu verstoßen. An provenzalischen Einfluß kann man auch nicht gut denken. Zwar hat der Südfranzose schon früh die Typen „*cantara; vendeira*“ nach dem Pf. zu „*cantera, vendera*“ umgeformt (Schultz-Gora, *Apr. Elementarb.*, Heid. 1911), aber einmal sieht man nicht ein, warum das It. auch *-ira* zu *-era* habe werden lassen, wo das Prov. *-ira* bewahrt, und weiterhin bleibt dann unerklärt, warum heute in Calabrien der Typus „*amerra*“ besteht. Diese Schwierigkeiten sind nun, wie ich annehme, behoben, wenn man den Tonvokal des kalabresischen Typus dem Einfluß des lat. Impf. konj. zuschreibt. Ich nehme also zunächst innerhalb der II. Konjug. eine Kontamination *hàbueram* + *habérem* > *abéra* an. So wäre in II die Endung *-éra* zustande gekommen, die zu I *-àra* und III *-ira* besser paßte als II Impf. *-ére* oder II Plusqu. *-èra*. Von II

Digitized by Google

aus könnte sich dann, besonders unter dem Druck der vielen Modalverben, die neue Endung *-éra* auf die beiden anderen Konjug. ausgedehnt haben.

Für diese Erklärung, die bei der angenommenen Verschmelzung von Impf. konj. und Plusqu. ind. die Sonderstellung der II. Konjug. berücksichtigt und damit zugleich die kalabresischen Formen auf ihre Grundlagen zurückführt, sprechen meines Erachtens noch einige Formen, welche die neue Endung *-éra* am Präsensstamm aufweisen. Caix, *Or.* § 227, nennt für Accumoli (Abr. Ult. II): *facera, dicera*; für Campobasso (Molise): 1. *vuléra.* Dazu vgl.: *Fiore di Virtù* (hgg. von Ulrich, *Zschr. f. R. Phil.* XIX S. 238): 3. *facera;* Cielo dal Camo (Mon. 46, 53): 1. *fara-*; Dante, *Div. Com. Par.* XXXI 93: *satisfara (soddisfara);* Iacopone da Todi (Mon. 147 III 90): 6. *stàran.* Bei *fara* erinnert man sich an das S. 275 angeführte „*fare*". Ganz besonders ist endlich „*fora*" zu nennen. Meist erscheint es mit geschlossenem -o-, das der lat. Grundlage *FUERAM* entspricht, aber daneben stehen Formen, deren Tonvokal auf offenes -o- weist: Das *Mare amoroso* (abr.) hat *fuora,* die *Hist. Rom. Fragm.* bieten 3. *fuora,* 6. *fuorano*; Nannucci zitiert südliches *fuera,* und im Sizilianischen erscheint *fora,* während man nach den Lautregeln *fura* erwartet, das nur einmal, in der *Vita di S. Onofrio* (*Arch. stor. it.* XXXIV) zu lesen ist. Da Kupsch (*Formenlehre des alt- und neusiz. Dial.*, Bonn 1913) vom frühen Untergang des Impf. konj. überzeugt ist, hält er trotz des offenen -o- am Plusqu. allein fest. Ich sehe in diesen Formen *FUERAM* + *FOREM*, also wie in den anderen Fällen eine formelle Beeinflussung des irrealen Plusqu. ind. durch das funktionell identische Impf. konj.

Hier sei nun noch mit wenigen Worten auf die Schicksale des verschobenen Konj. plusqu. eingegangen. Zunächst ist nachzutragen, daß der Weg über Sizilien nicht der einzige ist, auf dem er in Italien eindrang: er ist auch von Frankreich aus um die Wende des 9. und 10. Jhd. nach Oberitalien gekommen und weiter südlich gewandert, bis er mit dem süditalienisch-sizilianischen Strom zusammenstieß (Gam. § 215). Schon bald aber entstanden im Zentrum der Halbinsel Neubildungen, die ihn wenigstens aus dem irrealen Nachsatz so gut wie vollständig verdrängten. Als irr. Praes. ist er nur geblieben im irr. Wunsch und fast überall im bedingenden Satz. Der nichtwirkliche Hauptsatz kennt ihn heute infolge der konzentrischen Ausdehnung der Umschreibungen nur noch an der Peripherie des it. Sprachgebietes, und zwar

Digitized by Google

a) im Norden: in der it. Schweiz, in Tirol und in Istrien;

b) im Süden sehr häufig auf Sizilien, inselartig in der Terra di Bari und in Calabrien. Hier weisen denn auch die alten Texte entsprechendes auf. Zum Norden vgl. W. S. 68 ff. Im Süden finde ich das S. 275 angeführte Beispiel aus Rinaldo d'Aquino (Mon. 41 II 49 ff.); ferner vgl. Giacomo da Lentino (Mon. 26 V 38):

ora potess'eo,
o amore meo,
come Romeo
venire ascoso
e disioso.
con voi mi vedesse
non mi partisse
dal vostro dolzore.

Siz. Chroniken (*Coll. di opere ined. o rare,* vol. X) S. 119:

crediti vui chi eu mi fussi missu a fari . . . si eu
non havissi pensatu . . . ?

Cielo dal Camo (Mon. 46, 36):

k'eo me ne pentesse? davanti foss'io aucisa,
ca nulla bona femina per me fosse ripresa.

Bocc. *Dec.* III 10:

morta foss'io avanti
che io t'avessi in tal cosa provata.

Einige weitere Belege bei W. (S. 69), der sie als Wunschsätze interpretieren möchte. Das ist aber sicher nicht bei allen möglich, und es scheint mir zwangloser, sie als Mittelglieder zwischen der ait. Entwicklung und dem heutigen Auftreten anzusehen.

Insgesamt ist also von den konjuktivischen Irrealformen des Lat. auf der Appenninenhalbinsel zwar nicht viel geblieben, aber immerhin mehr als man bislang annehmen mochte.

Drittes Kapitel.

Die Umschreibungen des Irrealis in Italien.

A. Ansätze im Lateinischen.

Die im vorigen Kapitel behandelten organischen Irrealformen sind schon im Lat. und vollends im Rom. zum größten Teil durch Umschreibungen ersetzt worden, vor allem im nichtwirklichen Nachsatz. Sind der Arten dieser Neubildungen auch verschiedene, so stimmen sie doch alle darin überein, daß sie zunächst das Futurum vom Standpunkte der Vergangenheit zum Ausdruck bringen (vgl. Tobler, *Verm. Beitr.* II S. 136 ff.). Der Zukunftsbegriff ist jedesmal

Digitized by Google

in der syntaktischen Fügung, der irreale Modus in der präteritalen Gestalt des Verbums enthalten. Auf den letzten Punkt hat schon Meyer-Lübke (*R. Gr.* III § 687) mit allem Nachdruck hingewiesen. Die neuen Konstruktionen verraten also eine Verdeutlichungstendenz in irrealen Dingen, indem sie zwischen nur präterialen und präsentisch-futurischen Wendungen unterscheiden, und darin liegt z. T. ihre Überlegenheit gegenüber den älteren Ausdrucksmitteln begründet.

Für das It. kommt, wie für den größten Teil der übrigen Romania, vor allem die Verbindung *Inf.* + *HABERE* in Betracht, nur mit dem bemerkenswerten Unterschiede, daß in Italien das Hilfsverbum in zwei Gestalten, als Pf. und Impf., auftritt, dem dann später die Typen „*darei*" und „*daria*" zu entsprechen scheinen. Thielmann stellt das Nebeneinander dieser Formen fest und leitet davon die it. Erscheinungen ab (a. a. O. S. 196). Gam. kommt (§ 30) zu dem Ergebnis, „daß der tosc. Typus *cantarei* zu dem Typus der übrigen Romania *cantaria* sich verhält wie *cantavissem* zu *cantarem*, d. h. *cantarei* und *cantaria* sind nicht begrifflich gleichwertig, sondern sind ursprünglich in der Zeitstufe geschieden; auch in Mittelitalien werden sie ursprünglich nebeneinander bestanden haben, ersteres als irr. Praet., letzteres als irr. Praesentis. Erst sekundär, wohl nicht vor dem 10. Jhd. werden die beiden Formeln gleichwertig und verschmolzen." Ferner nimmt Gam. an, *DARE HABEBAM* sei über ganz Italien verbreitet gewesen (§ 253) und die Erhaltung von *CANTARE HABUI* lediglich in Mittelitalien erkläre sich daraus, daß „als irr. Praet. auf demselben Gebiet, auf dem *CANTARE HABUI* unterging, *CANTARAM* eintrat, d. h. das Auftreten des letzteren ließ die erste Formel nicht zur Ausbildung kommen" (§ 31).

Um gleich die eigene Stellung vorwegzunehmen, so glaube ich Grund zu der Annahme zu haben, Gam. habe die Bedeutung von *DARE HABEBAM* zu hoch angeschlagen, dagegen die Verbreitung von *DARE HABUI* unterschätzt. Ich möchte das Verhältnis der beiden Typen eher umkehren.

Schon das Lat. spricht zugunsten von *DARE HABUI*. Zunächst verbreitet sich die in Afrika zuerst erscheinende Neubildung allerdings in der Form *DARE HABEBAM*. Ihre Einführung in die Literatur scheint besonders durch die theologischen Kreise gefördert worden zu sein, aber noch im 5. Jhd. hat die Formel „ihr bisher erobertes Gebiet, das südliche Gallien und das nördliche Italien, in keiner Weise erweitert" (Thielmann S. 193). Nun tritt schon im 6. Jhd. bei den it. Schriftstellern *DARE HABUI* auf, und zwar un-

Digitized by Google

gleich öfter als *Inf.* + *Impf. von habere.* Diese hochwichtige Tatsache begründet Thielmann (S. 190f.) damit, daß *Inf.* + *habere* an die Stelle des Irrealis praet. *DATURUS FUI* getreten sei, während der Westen die ältere Formel *DATURUS ERAM* bewahrt und entsprechend durch *DARE HABEBAM* ersetzt haben. Gam. schließt sich dem an (§ 27). Prinzipiell liegt hier wohl keine Schwierigkeit vor (vgl. *Einf.* § 19), und vereinzelte Belege für *DARE HABUI* außerhalb Italiens erklären sich leicht. Da nämlich einerseits *DATURUS ERAM* und *DATURUS FUI* sich schon bei Livius die Wage halten und andererseits die Verkehrszusammenhänge im römischen Reich bis zum Einbruch der Germanen im wesentlichen fortbestanden haben, konnte die Bevorzugung des Pf. stellenweise auch im Norden und Westen der Romania Fuß fassen. Volkstümlich wurde *DARE HABUI* aber nur in Italien, weil hier als Vorgänger *DATURUS FUI* geläufig war. Da nun *Inf.* + *Pf.* von *habere* (nach der Interpretation Gamillschegs § 30) anfangs nur präterital auftritt, wäre es — was die Bedeutung angeht — wohl denkbar, daß *DARE HABEBAM* daneben als irr. Pr. fungiert habe. Ein solcher Zustand könnte rund bis ins 9. Jhd. gedauert haben, denn die Belege für präteritales *DARE HABUI* reichen bis ins 8. Jhd., und für präsentische Verwendung finde ich zwei campanische Beispiele im 10. Jhd. bei Joh. Monachus, *Lib. de Mir.*, 86, 29: *ego si patricius fuissem* (= *essem;* vgl. oben S. 277), *facies vestras habui videre aliquando?* 88, 30: *si ego preissem in hac hora, habui pro te deprecari.* Auf dieser Entwicklungsstufe wären nun *DARE HABUI* und *DARE HABEBAM* begrifflich zusammengefallen. Sieht man aber von den Möglichkeiten, die *HABUI* und *HABEBAM* sich gegenseitig boten, ab, dann ist die jahrhundertelange parallele Existenz der beiden Ausdrücke weit weniger leicht denkbar. Wenn nämlich *DARE HABUI* mit *DATURUS FUI* ein Kontinuum bildete, mithin eine italienische Angelegenheit darstellte, dann mußte ein von außen kommendes *DARE HABEBAM* den it. Neigungen widerstreben, und daß es schon im 6. Jhd. an Häufigkeit weit unterlegen war, spricht dafür. Dazu kommt nun ferner, daß ausgedehnte Gebiete auch begrifflich für das Impf. keinen günstigen Boden bieten konnten, so besonders Unteritalien. Hier war *CANTARAM* um die Wende des 5. und 6. Jhd. praesentisch geworden (vgl. oben S. 279); als nun im Laufe des 6. Jhd. *DARE HABUI* auftrat, konnte es vermöge seiner präteritalen Bedeutung leichter Aufnahme finden als *DARE HABEBAM*, dessen Funktion ja schon in einer alten und weit verbreiteten Form vorlag: Im Süden, oder genauer gesagt, auf dem Plusqu.-Gebiet,

Digitized by Google

also nördlich bis nach Rom, Umbrien und in die Marken hinein, war kein Bedürfnis für einen Irr. praes. vorhanden. Hier wäre demnach in größerem Umfange nur *DARE HABUI* zu erwarten. Nun entwickelte sich aber neben dem präsentischen *CANTARAM* — gerade um die Zeit des Auftretens von *CANTARE HABUI* — im Zusammenhang mit der Pf.-Umschreibung ein Irr. praet. *HABUERAM CANTATUM*, der den konkurrierenden Typus *DARE HABUI* gewissermaßen *in statu nascendi* erstickte. Zu diesem Vorgange mag noch beigetragen haben, daß dem Süden großenteils die parallele Formel *CANTARE HABEO* fehlte (vgl. Gam. § 232). In Oberitalien findet Gam. (262), daß die Ausbreitung des *habui*-Typus „schon in sehr alter Zeit" und „wohl noch mit präteritaler Bedeutung" erfolgt ist, das wäre nach unseren Belegen vor dem 10. Jhd. Da nun seit dem 9. Jhd. im Norden der präs. *-ss*-Konj. einzudringen begann (vgl. S. 280), konnte auch hier die damals noch präteritale Struktur willkommener sein als *DARE HABEBAM*, das allerdings schon im 5. Jhd. aufgetreten war. Für das engere Mittelitalien, Toscana und nächste Umgebung, sind solch ungleiche Existenzbedingungen für Pf. und Impf. nicht nachweisbar, käme also nur der erwähnte Zusammenhang zwischen *DATURUS FUI* und *DARE HABUI* in Betracht. Diese Erwägungen lassen es also schon vom Standpunkte des Lat. aus als gerechtfertigt erscheinen, an einer allgemein-italienischen Einführung des Typus *DARE HABEBAM* zu zweifeln und an seiner Stelle *DARE HABUI* zu vermuten.

B. Verhältnis von *DARE HABUI* zu *DARE HABEBAM* im Italienischen.

Im folgenden soll nun untersucht werden, ob und wie weit das Romanische obige Erwartungen zur Gewißheit erheben kann. Dabei behandle ich das Material in drei Gruppen, und zwar erstens die it. Entsprechungen für *DARE HABUI*, zweitens *DARE HABEBAM* und seine Fortsetzungen und endlich die „gemischte Flexion".

I.

Die it. Entsprechungen für *DARE HABUI*.

Beginnen wir im Norden, so gehört *DARE HABUI* vor allem dem Lombardisch-Venezianischen an. Die alten und neuen Denkmäler zeigen es z. B. in:

Cremona (Patecchio, ca. 1221): 3. *-ave*, *-af*;
Lodi (Uguccione, ca. 1270): 1. *-ave*; 3. *-ave*;
Mailand (Barsegapè, ca. 1274): 3. *-ave*; 4. *-avem*; 6. *-aven*;

Digitized by Google

Piacenza (*Margarethenleg.*, 13. Jhd.): 1. *-avi*; 3. *-ave, -avo*;
Bergamo (Anfang des 14. Jhd.; E. Lorck, *Ab. Sprachdenkm.*, Halle, 1893): 1. *-ave*; 3. *-ave*;
Crema (1712; Biond., S. 158): 3. *-av*;
Brescia (1820; Biond., S. 166): 3. *-af*.

Dann im Nordosten:

Padua (*Lamento della sposa padovana*, 13. Jhd.): 1. *-ave*; 3. *-ave*; 6. (= 3.) *-ave*; (Mon. S. 385).
Mantua (Belcalzer, ca. 1309; hgg. von Cian, *Giorn. stor. d. lett. it.* vol. 40): 3. *-ave, -af*;
Venedig, so häufig, daß sich einzelne Proben erübrigen.

Endlich zeigt die Emilia, wenn auch seltener, ältestes *-ave*,

Bologna (Fava, ca. 1229): 1. *-avi, -ave*; 3. *-ave*; 6. *-aveno*;
Modena (*Laudario dei battuti*, 14. Jhd., hgg. von Bertoni, *Beih. z. Zschr. f. R. Phil.* Nr. 40): 3. *-ave*.

Im Westen hat dann noch Asti vereinzeltes „*vorravy*“ (vgl. Giacomino, *La lingua dell' Alione, Arch. glott. it.* vol. XV, S. 403 ff.).

Neben *-avi, -ave* finden sich nun z. T. auch andere Formen ein, aber stets in einer Weise, daß sie sich als jüngere Bildungen oder Eindringlinge verraten, wie weiter unten (unter Ziffer II dieses Kap. und im Kap. 4) dargetan werden soll. In den meisten Fällen tritt die Entsprechung für *DARE HABUI* allein auf und erweist sich somit durchaus als der älteste für uns erreichbare Typus.

Wichtig ist dann vor allen Dingen, daß dieser Typus ganz entsprechend volkstümlich entwickelt ist: er zeigt die jeweils zu erwartenden Lautveränderungen, also in den genannten Orten vor allem die Vermeidung der Doppelkonsonanz (vgl. M.-L., *It. Gr.* § 455). Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die Tatsache, daß die mit Attraktion des *-u-* gebildeten Pf. des Nordens (vgl. M.-L., *R. Gr.* II § 280) im Kondizionalis wiederkehren. Meyer-Lübke zitiert (a. a. O. § 323): alt: *Parl. Strox.* 3. *parove*; 6. *serovun*;
neu: Sulzberg mit *-öi*,
Nonsberg mit *-uei*, aus *-o* (= *habui*) + *io*.

Man vgl. ferner:

Tueno (Tirol):	1. *daruoi, 'mpareruoi*;	(bei	Pap.)
Revo „ :	1. *reghialeruei*;	„	„
Moèna „ :	3. *xaroe*;	„	„
Cles „ :	3. *farôo*;	„	„
Livigno (Bormio):	1. *regalaroi*;	„	„

Digitized by Google

Poschiavo: 1. *darovi*; 3. *perdarov*; (bei Pap.)
1. *daròj*; 3. *garòf* „ Batt.
Roveredo (Ticino): 3. *serof*; „ „ .

Einen weiteren Hinweis auf den volkstümlichen Charakter der *habui*-Vertreter sehe ich darin, daß sie da, wo Inf. und Hilfsverbum noch getrennt erscheinen, allein gebraucht werden, und zwar recht häufig, z. B.:

Parafrasi del „Neminem laedi" (hgg. von W. Förster, *Arch. glott. it.* VII 1 ff.):

arauan circundar e far;
harauan seccar e bruxar;

Bonvesin (vgl. Mussafia, *S. B. W. A.* 1861/1862):

ben sope . . ., ke tu havissi perire;
eo saveva . . ., ke tu havissi peccar . . . e serissi . . .;
s'ella volesse . . ., have fa;
se . . . no fosse . . ., no have esse;
se . . . fosse stao, . . . el have aver atudhao;
nu havem fa . . ., se l cor . . . volesse sta;
se l cor fisse . . ., le membre no haven fa ree ovre;

Margarethenleg. (hgg. von B. Wiese, Halle 1890, S. C, Nr. 53); *Sposa padovana* (Mon. S. 385):

no ave desplaxer, s'ella volesse . . .;

Giacomino da Verona (hgg. von Mussafia, *S. B. W. A.* 1864):

e'm'avi metro (G 24);
el m'ave plasser (B 102);
el no avo vgnir (C 147);
no t'avo dar (E 184);
avo perir (F 174);
s'avo partir.

Im Gegensatz dazu ist bei den vielen Formen vom Typus *„daria"* nirgendwo eine Spur der alten syntaktischen Wendung zu erkennen.

Ebenfalls in zweifellos erbwörtlicher Entwicklung stellt sich dann der Typus *DARE HABUI* weiter südlich, in der Toscana dar. Auch hier weist der Kondizionalis die Assonanz mit dem Pf. auf: als älteste Form kommt das noch unerklärte *HEBUI* in Betracht (M.-L., *R. Gr.* § 280; *It. Gr.* § 455). Meist ist die auf analogischem Wege entstandene Form *ębbi* mit offenem *ę* eingetreten. Der geschlossene Vokal besteht aber noch heute in Pf. und Kond. in Lucca (*Arch. glott. it.* XII 161 ff.), Gombitelli, Sillano (*Arch. glott. it.* XIII) und vermutlich auch anderswo. An den genannten Orten läßt sich auch beobachten, wie der häufige Übergang von *hebui* zu den schwachen Pf. im Kond. parallele Verschiebungen hervorruft. Vom

Digitized by Google

Florentinisch-Senesischen breitet sich *-ei* für *-ebbi* in der 1. Pers. konzentrisch aus.

Nun sind aber die *-ebbi*-Formen nicht auf dem ganzen Gebiet ihres Auftretens gleich alt, vielmehr haben sie sich, da sie der Schriftsprache angehören, z. T. weit verbreitet. Auf direktem geographischem Wege sind sie ins Umbrisch-Aretinische gedrungen, vgl.:

Città di Castello:	1. *argalaribbi*; 3. *seribbi*;	(Pap.)
Perugia:	1. *pregheribbe*; 3. *armettaribbe*;	„
Assisi:	1. *vorrêbbe*;	„
Orvieto:	1. *priegariebbe, pagariebbe*; 3. *buttariebbe*;	„
Spoleto:	1. *vorrebbe, perdonerebbe*; 3. *averebbe*;	„
S. Sepolcro:	1. *vorrebi, darebi*; 3. *parrebe*;	„
Arezzo:	1. *daribb*;	„
Castiglion fior.:	1. *darribbi*;	„
Cortona:	3. *aribbe*;	„

An diesen Orten finden sich nun vereinzelte Spuren eines *-i*-Umlautes, und Meyer-Lübke hat ihn für das Altperuginische belegt (*It. Gr.* § 32), es könnte also an und für sich *HEBUI* zu *ibbi* geworden sein. Bei dieser Annahme wäre aber auffällig, daß der Umlaut sich nur im Kond. mit Konsequenz durchgesetzt habe und daß die erste Pers. nirgendwo von der zweiten geschieden bleibt. Überdies weist der Diphthong in Orvieto auf offenes *-e-* (vgl. *tiempo, tierra, duonna, tuorto* u. s. w.), und vor allem bieten die alten Texte als Pf. von *HABERE* in:

Gubbio (*Lauda*, 13. Jhd., Mon.): 6. *àver*;

Perugia (Graziani, 15. Jhd.): 3. *avve*; 6. *avvero*.
(Daneben etwas seltener schon *ebbe*, jedoch ist *avve* die einheimische Form, vgl. *sappe* und die Zusammensetzung *aravve* = *riebbe*, eine Bildung wie *artolse, arvenne* u. s. w. Bei Matarazzo hat das tosc. Pf. schon die Mehrheit.)

Corciano (*Cod. vat.* 4834, ca. 1400; hgg. von A. D'Ancona e E. Monaci, *per le noxze Meyer-Blackburne*, Imola 1880): 3. *avve*.

Heute noch bei Pap. in:

Arezzo:	3. *avve*;
Castiglion fior.:	3. *abbe*;
Cortona:	3. *avve*.

Zu einer Ausbreitung des Typus „*darei*" nach Norden vgl. Kap. III.

Digitized by Google

Nicht anders steht es im Südosten. Auch hier erscheint im Pf. *ębbi* (mit geschlossenem *-ę-*), daneben z. T. *abbe, appe*, (M.-L., *It. Gr.* § 455), im Kond. der Typus „*darebbi*“. Zur Kritik der einzelnen Formen lasse ich eine nach Pap. hergestellte Tabelle zum Verhalten der gedeckten Vokale folgen:

Tonvok. ged.:	-è-			-ò-			-e-				-o-	
Ausl. vok.:	a	-i	-u	-e	-i	-u	-a	-e	-i	-u	-i	-e
Cerignola (Cap.)	e	iê			uô	uô	e	i	i	i		
Canosa di Puglia (Bari)	e	i	i			u	e	e		i		
Andria „	e		ië				e			i		
Trani „	e		ie			uo	e	e		i		
Bisceglie „	e		ei			au				i		
Molfetta „		ie	ie	uo	uo	uo	e	e	i	i		
Terlizzi „	e	ie				uo	e	e	i	i		
Ruvo di Puglia „	e		i							i		
Bitonto „			ië	ou	uë	uě	e		i	i		
Modugno „	e					uè	e			i		
Bari „	e	iè			uè		e		i	i		
Altamura „	e	ié	ié	o	ué		e		i	i	u	
Cisternino „	e	ie		o	uo	uo	e		i			
Ostuni (Otranto)	e	iè	iè		uè	uè	e	i		i		
Brindisi „	e	ie	ie	o	ue	ue	e	i		i		
Martina Franca „	e		i	o	u	u	e	i	i	i		
Massafra „	e	ie	ie	o		ue	e		i	i		o
Lecce „			ie	o		ue				i		
Copertino „	e	ie		o		ue	e			i		

Das nicht zu Belegende ist übergangen, zu Putignano (Bari) vgl. M.-L., *It. Gr.* § 33.

Die Übersicht zeigt zur Evidenz, daß Diphthong und Umlaut an Ausl. *-i, -u* gebunden sind (M.-L., *It. Gr.* § 45), letzterer kann im äußersten Südosten auch bei *-e* eintreten. Danach erwartet man für *ebbi* mit geschl. *e* überall, für *ebbe* stellenweise: *ibbi*, dagegen für *ebbi* mit off. *-e* überall: *iebbi*, für *ebbe*: keine Veränderung. Da nun das Pf. in Lecce: *ippi*, Tarent: *avibbi* tatsächlich *HEBUI* mit geschl. *e* postuliert, so ist bei erscheinendem Diphthong tosc. *ębbi* als Grundlage zu fordern, z. B. in:

Digitized by Google

Cerignola: 1. *putarriebbe*;
Bitonto: 3. *darebbe*, erst nach der Diphthongierung aufgenommen;
Cisternino: 1. *fariegge*;
Ostuni: 3. *sarebbe*.

Bei dem vorliegenden Material nicht eindeutig, aber wohl hier anzuschließen sind noch:

Canosa di Puglia: 3. *perdrèb*;
Andria: 3. *sarrebbë*, *avrebbë*.

Daß diese Formen jung sind, kann nach dem S. 284 Gesagten nicht befremden. (Wenn in weit entlegenen Hafenstädten, Fiume: 1. *potrei* (im irr. Nebensatz); Ragusa: 1. *cederei*; 3. *sarebbe*, junge tosc. Formen erscheinen, so bedarf das keines weiteren Kommentars.)

Altes *DARE HABUI* ist aber dann wieder in den Abruzzen und Marken anzunehmen:

Offida (Ascoli-Piceno): 1. *cedarrié*;
3. *sprecarrié*;
Ascoli: 1. *denerië*, *velarrië*;
3. *sprecarië*;
Chieti (Abr. Cit.): 1. *regalarrè*;
3. *sprecarrè*;
Bucchianico (Abr. Cit.): 1. *arrigalarrè*;
Lanciano „ „ : 1. *rigalaré*;
Gessopalena „ „ : 3. *spricarrië* (alle bei Pap.).

Für die letzte Form wird in einer Note die Erklärung gegeben: „*sincope di sprecarebb'*“, aber die folgende Übersicht zeigt, daß *ebbi* weder mit geschlossenem noch mit offenem *e* die Grundlage sein kann, wie der Tonvokal verrät:

Tonvok. ged.:	-è-			-ò-			-e-			
Ausl. vok.:	-a	-i	-u	-e	-i	-u	-a	-e	-i	-u
Offida (Ascoli)	e		ié		uo		e	e		i
Ascoli „	e	ié	ié		uo	uo	e	e		i
Teramo (Abr. Ult. I)	e	i						i		e
Città S. Angelo (Abr. Ult. I)	e						e			e
Chieti (Abr. Cit.)	e	i			u		e	e		e
Bucchianico „ „	e							e	i	e
Lanciano „ „	e	i				o	e			e
Gessopalena „ „	e	ie			uo	o	e	ie		i
Villa S. Maria „ „	e	ie	ie		uo	uo	e	ie		i
Cannosa Sannita „ „	e	i	ie	o		uo	e	e		i

Digitized by Google

Außerdem bliebe unklar, warum *-bbi* geschwunden sein sollte. Diese abruzzesischen Formen stimmen vielmehr abermals zum Pf. von *habere*, das hier, ähnlich wie in der Toscana an einigen Punkten, schwach geworden ist, in den Abruzzen nur in viel größerem Umfange: Chieti: *avè, tenè* u. s. w.; Lanciano: *avè, putè*; Bucchianico: *facè*; Atessa: *avè, putè, facè*; Offida: *aviè* u. s. w.; Ascoli: *aviè* u. s. w. Auf Grund dieser Übereinstimmung ist klar, daß die Verbindung *DARE HABUI* schon bestanden haben muß, bevor *habui* zu den schwachen Pf. überging, wofür Mussafia (*S. B. W. A.* Bd. 110 Heft II S. 368) vielleicht ein erstes Beispiel bietet (*Kath.*, 14. Jhd.).

Sehr bedeutsam sind endlich die Reste von *DARE HABUI* im Altsardischen. Delius (*Der sardin. Dial. d. 13. Jhd.*, Bonn 1868) nennt „*arun bider*", und Meyer-Lübke (*Zur Kenntnis des Alllogudoresischen = S. B. W. A.* 1902) deutet zum ersten Male „*arun poter*" als Entsprechung des it. „*potrebbero*". Vor allem hat dann P. E. Guarnerio (*Rom. Forsch.* XXII S. 217—222, und *L'antico campidanese dei secoli XI—XIII secondo le antiche carte volgari dell' Archivio Arcivescovile di Cagliari*, Perugia 1906, S. 224ff.) im Campidanesischen des 11.—13. Jhd. und im Logudoresischen des 15. Jhd. eine Reihe Beispiele vom Typus „*edi fairi*" beigebracht, deren hohe Altertümlichkeit daraus erhellt, daß die vorliegende Gestalt des Pf. von *habere* nach Guarnerios eingehender Begründung eine längere Periode analogischer Umgestaltungen voraussetzt.

Fassen wir kurz die wesentlichen Züge der Formel *Inf.* + *Pf. von habere* zusammen, wie sie sich aus dem Romanischen ergeben, so werden wir sagen: *DARE HABUI* ist in Norditalien und in der Emilia die älteste, auf Sardinien sogar die einzige Kondizionalisumschreibung mit *habere*. Da diese Umschreibung schon früh und dazu auf einem relativ großen Gebiet auftritt, vor allem aber, weil sie überall in den genannten Gegenden sowie in der Toscana, im südlichen Teil der Marken und in den Abruzzen in einer den lokalen Laut- und Formenentwicklungen gemäßen Gestalt erscheint, muß sie an diesen Orten bereits vor der dialektischen Differenzierung bestanden haben, oder anders ausgedrückt: die Grundlage der Formen „*daravi, darovi, darei, darebbi*" u. s. w. ist jeweils in der Zeit etwa vom 6. bis 9. Jhd. als bodenständig anzunehmen, d. h. in einer Periode, deren lat. Texte den Typus *DARE HABUI*, wie wir sahen, als herrschend erweisen. Man kann mit einem Worte *DARE HABUI* als „uritalienisch" bezeichnen.

Digitized by Google

II.

DARE HABEBAM und seine Fortsetzungen im Italienischen.

Die meistverbreitete Endung, die mit *habebam* in Zusammenhang steht, liegt in dem Typus „*daria*" vor. Er findet sich nahezu überall auf it. Boden und fast zu allen Zeiten, aber er verrät sich an vielen Orten als jung. Denn angenommen, die *ia*-Formen seien so alt wie der Typus *DARE HABUI*, dann wäre zu erwarten, daß die Lautgruppe *-ebam* im Impf. von *habere* und im Kond. vollkommen gleichmäßig entwickelt erscheine, nicht anders wie die Formen „*darei, daravi, darovi*" u. s. w. jedesmal zu dem zugehörigen Pf. von *habere* stimmen. In Wirklichkeit aber stehen sich Impf. II und *ia*-Kond. sehr oft formell fern. Ich gebe eine Liste der Abweichungen:

Ort und Provinz:	Impf. II.:	Belegt bei:
Erba (Como)	*avéven, faséven, faséva;*	Pap.
Missagliola (Como)	*perdeva, fasévan;*	„
Mailand	*aveva, aveven, podeva;*	„
Mortara (Pavia)	„	„
Tirano (Sondrio)	*gaveva;*	„
Trento (Tirol)	„	Zucc. Orl.
Riva	*aveva;*	Pap.
Moèna (Tirol)	*avea;*	„
Mezzolombardo (Tirol)	*ghiaveva;*	„
Fondo „	„	„
Corredo „	*eva, podeva, sosteneva;*	„
Cles „	*ghieva;*	„
Borgo „	*gaveva, podeva, toleva;*	„
Baselga „	*gheva, aveva, podeva;*	„
Arco „	*aèa, gaèa, podèa;*	„
Verona	*avcva* u. s. w., *ave t* u. s. w.;	„
Malcèsine (Verona)	„	„
Poggio Rusco (Mantua)	*avevan;*	„
Mantua	*aveva, avea, podeva, toleva;*	„
Meledo (Vicenza)	*ghea, podea, disea, tolea;*	„
Schio „	*fasea, podeva;*	„
Bassano „	„ *tolea, riseveva;*	„
Lonigo „	„ *podea, gavea;*	„
Vicenza	*cadeva, parea, condusca;*	„
Ceneselli (Rovigo)	*gaveva;*	„
Brara „	„	„
Castel Guglielmo „	„ *podeva;*	„
Crespino „	*gheva;*	„
Loréo „	„	„

Digitized by Google

Ort und Provinz:	Impf. II.:	Belegt bei:
Adria (Rovigo)	*gavea, ghea, parea, podeva;*	Pap.
Ariano „	*fasea, toleva;*	„
Badia „	*gavea, podea, faseva;*	„
Lendinara „	*gaveva* u. s. w.	„
Poleselle „	*eva, faseva;*	„
Rovigo	*avéa, voléa, podéa, faseva;*	„
Villatora (Padua)	*gaea;*	„
Cittadella „	*gavea, façeva;*	„
Piove „	„ *voleva;*	„
Padua	„ *aveva* u. s. w.;	„
Castelfranco (Treviso)	*podea, savea, volea;*	„
Treviso	„	„
Oderzo (Treviso)	„ *gavea;*	„
Dolo (Venedig)	„	„
Cavarzere „	*faseva;*	„
Scorcè „	*podeva, cometeva;*	„
Malamocco „	*gaveva;*	„
Venedig	„ *façeva, gavea, podea;*	„
Pordenone (Udine)	„ *doveva, pareva;*	„
Ferrara	*aveva, faseva;*	„
Comacchio (Ferrara)	„	„
Rimini (Forlì)	„	Biond.
Cesena „	„	Pap.
Forlì	„	„
Savignano (Modena)	*aviven;*	„
Triest (Istrien)	*gaveva* u. s. w.;	„
Pisino „	„ „	„
Cherso „	„ „	„
Albona „	„ „	„
Capodistria „	„ „	„
Zara (Dalmazien)	„ „	„
Città-Vecchia „	„ „	„
Spalato „	„ „	„
Sebenico „	„ „	„
San Marino	*aveva, susteneva, piuveva;*	Zucc. Orl.
Pesaro	„ *pioveva;*	„
Sant' Agata Feltria (Pesaro)	„ *duleva, susteneva;*	Pap.
Urbanìa „	*êva, vlêva;*	„
Urbino „	*even* „	„
Ancona	*aveva, avea, faceva, podeva;*	„
Arcevia (Ancona)	*facea;*	„
Jesi „	*avea, dicea, potea;*	„
Loreto „	*avera, voleva, faceva;*	„
Monte Marciano (Ancona)	„ *cumteven, facean;*	„
Osimo „	*volea, dicea;*	„

Digitized by Google

Ort und Provinz:	Impf. II.:	Belegt bei:
Sinigallia (Ancona)	*avea;*	Pap.
Rieti (Umbrien)	*aea;*	„
Perugia „	*volcva, facevon;*	„
Costacciaro „	*eva, facevano, dicevano;*	„
Assisi „	*podeva;*	„
Cortona (Arezzo)	*avevo, avevi, aea, heo, eono, pioveva;*	Zucc. Orl.
Arcidosso (Grosseto)	*faceva;*	Pap.
Santa Fiora „	*aveva, avea, potea;*	„
Palombara (Rom)	„	„
San Vito „	*ea, eeno, ficea;*	„
Anagni „	*eva, eveno, faceva, teneva;*	„
Zagarolo „	*avea, potea, faceano;*	„
Albano „	*teneva, faceva, facevano;*	„
Ariccia „	*sapea;*	„
Alatrio „	*evene, poteva, metteva* u. s. w.;	„
Guarcino „	*puteva, pareva;*	„
Veroli „	*poteva, defenneva, facevano;*	„
Rom	*aveva;*	„
Aquila (Abr. Ult. II)	*dovea, fecea, feceano;*	„
Solmona „	*aveva, perdeva, puteva;*	„
Teramo (Abr. Ult. I)	„ *faceva;*	„
Villa Santa Maria (Abr. Cit.)	*facova, teneva;*	„
Canosa „	*avèva;*	„
Larino (Molise)	*aveve, perdev';*	„
Montenero „	*facèvine;*	„
Limosano „	*poteva, evano;*	„
Arpino (Terra di Lavoro)	*sapéva, tenéva, facéva;*	„
Sora „	*avea, petèva, facévene;*	„
Formia „	*aveva, poteva* u. s. w.;	„
Pietramelara „	„ „ „	„
Nola „	*avevano* „ „	„
Sessa Aurunca „	*perdeva, teneva, putea;*	„
Sant' Elia Fiume Rapido (Terra di Lavoro)	*potèva, facévan';*	„
Pomigliano d' Arco (Neapel)	*puteva, faceva;*	„
Neapel	*-eva, evano;*	„
Benevent	*eveno, faceva, -evano;*	„
Cerreto Sannita (Benevent)	„ „	„
Morcone „	„ *-evene;*	„
S. Bartolomeo „	„	„
Baselice „	„	„
Ariano di Puglia (Princ. Ult.)	*eva, puteva, facevanu;*	„
Avellino „	*poteva, faceva, averino;*	„
Mercogliano „	*eva, sapeva, vedeva* u. s. w.;	„
Sturno „	*perdeva, avevano* „	„

Digitized by Google

Ort und Provinz:	Impf. II.:	Belegt bei:
Montecalvo Irpino (Princ. Ult.)	(*soûffreva* = analogice zum impf. II)	Pap.
Ravello „	*aveva, poteva; offennevano;*	„
Salerno (Princ. Cit.)	„	„
Filetta „	*poteva, faceva;*	„
S. Giovanni Rotondo (Capitanata)	*avea, susteneva;*	„
Foggia „	*avevä, tenevä, 2. tiniv;*	„
Lesina „	*vuleva, faceva;*	„
Lucera „	*aveva;*	„
Matera (Basilicata)	*avev, facev, pitev;*	„
Melfi „	*faceva, sceva* (= *ci* + *aveva;*)	„
Ferrandine „	*perdeva;*	„
Tarent (Terra di Otranto)	*avève, avèvini, vulève;*	„

Besonders deutlich werden diese Unterschiede bei starker Veränderung der Vokale:

Vasto (Abr.): 3. *avriё*, aber: *avèive* = *aveva* (Salvioni, *Riv. Abr.* XXVII, 565 ff.);

Pratola Peligna (Abr. Ult.): 1. *rialarrèje, sprecarrèje*, aber: *èva, faceve, -evene* (Pap.);

Cerignola (Cap.): 1. *farrii*, 3. *ricavarrii*, aber: *facâive* (Pap.);

Altamura (Terra di Bari): 1. *rejalarì*, aber: *tenàje, faciàje* (Pap.); vgl.: *affaise* = *offesa*; *faice* = *fece*;

Trani „ „ „ : 1. *farìe*, aber: *tenaeve* (Pap.);

Terlizzi „ „ „ : 1. *darìe*, aber: *faciàia, riciviàia, tenàia* (Pap.); vgl.: *taico* = *tecum*;

Canosa „ „ „ : 1. *dunarroje*, aber: *avêve, tenêve* (Pap.);

Campobasso (Molise): 1. *avarria, ularria*, aber: *avèja, putèja* (Pap.);

Agnone „ : 1. *cedarroja*, aber: *facevan, perdoiva, oiva, arcevoiva* (Pap.);

Palena (Abr. Cit.): 1. *rurria*, 3. *avria*, aber: *avaive, faciaive, avevene, vulevene* (Pap.);

Città Sant' Angelo (Abr. Ult. I): 1. *argalarrì*, 3. *spricarrì, sarrì, avarrì* (vgl. *signirì*), aber: *putèje, ammettèje, dicèjen* (Pap.);

Teramo (Abr. Ult. I): 1. *argalarrì*, aber: *aveva, faceve* (Pap.).

Nun ist es allerdings möglich, daß hier und da *-v-* sekundär ist, wie z. B. in Teramo (vgl. M.-L. im *Grundriſs* I, 2. Aufl., S. 687, § 88); aber die Wiederherstellung des *-eva* setzt dann *-ea*, nicht *-ia* voraus; also bleibt die Abweichung bestehen.

Digitized by Google

Es ergibt sich demnach ein recht umfangreiches Gebiet für den jungen *ia*-Kond. Dabei darf das Prädikat „jung" zunächst nur auf die äußere Form bezogen werden, während für das Vorhandensein oder Fehlen eines alten *DARE HABEBAM* vorläufig nichts entschieden ist. Nun muß es aber bedeutsam auffallen, daß der Typus „*daria*" mit abweichendem Impf. II gerade da auftritt, wo sehr alte Ausdrucksweisen zu finden sind, nämlich im Norden neben *DARE HABUI* (vgl. S. 284 ff.), im Süden im Bereich des Plusqu. ind. (vgl. S. 273), und deshalb könnte man vermuten, nicht nur die Form des Typus „*daria*" sei hier jung, sondern die gesamte Verbindung Inf. + *-ebam* habe nicht bestanden. Diese Annahme bestätigt sich, da sich noch an manchen Orten das relativ späte Auftreten der *-ia*-Formen in historisch erreichbarer Zeit verfolgen läßt. Zu den Belegen hierfür, die ich jetzt bringe, stelle ich auch das Impf. II, um dessen Abstand vom *ia*-Kond. auch innerhalb der einzelnen Texte zu konstatieren. Gehen wir abermals von Norden nach Süden, so begegnet junges *-ia* im Alomb. nur selten, so bei Uguccione (Lodi) neben altem *-ave*; Impf. II nur *-ea*. Ähnlich bei Bonvesin: kond. *-ave, ia*; Impf. von *habere*: 2. *havivi*; 3. *haveva, -ea*; 6. *harivano* (vgl. Mussafia in *S. B. W. A.* 1868). Die *Margarethenlegende* (Piacenza) hat kond. *-avi* u. s. w. *-ia*; Impf. II (in 8 Hss.!) nur *-eva, -ea* und (nicht so oft) *-iva*; vgl. modernes „*pudiva*" bei Batt. S. 158. Dementsprechend ist *-ia* auch heute im Lomb. wenig häufig, vgl. den Anfang der Tabelle S. 291, nur Mailand flektiert es neben „*daress*" ganz durch (M.-L. im *Grdr.* S. 691, § 97).

Deutlicher sind die Verhältnisse im Nordosten. Von den aven. Texten kennt der älteste, *Panfilo* (12. Jhd.), den *ia*-Kond. überhaupt nicht. Erst in den *Exempla* (Anf. d. 14. Jhd.) tritt *-ia* auf, und zwar nur halb so oft als *-ave* und wohlgemerkt nur in der 3. Person. Das nebenstehende Impf. II endet auf *-eva, -ea*. Die *Cronica imp.* gebraucht wieder nur *-ave, Paolino* zeigt das Verhältnis: 3. *-ave*: *-ia* = 7:1, und auch der tosco-venetianische *Bestiarius* (hgg. von Goldstaub und Wendriner, Halle 1892) hat *-ia* lediglich neben 3. *-ave*, während das Impf. II meist mit *-eva* fernsteht (nur je einmal „*avea, aria*" sonst „*aveva*"; vgl. a. a. O. S. 478). In der Folge hat dann *-ia* an Raum gewonnen, indem es auch in die anderen Personen eindrang, vermutlich durch Vermittlung der volkstümlichen Poesie, vgl. vom Jahre 1741 1. *voria* (Malamani, *La Musa popolare veneziana del settecento = Giorn. stor. d. lett. it.* vol. XII, S. 109 ff.) oder 1. *donaria, abandonaria* bei Bernoni, *Canti popolari veneziani*, Venezia 1872; (zitiert nach der Besprechung in *Rom.* II, S. 366 ff.). Bei G. Bernoni,

Digitized by Google

Fiabe e novelle popolari veneziane, Ven. 1873, zeigt die Prosa die Häufigkeiten: 1. *-ave*:*-ia* = 9:2 und: 3. *-ave*:*-ia* = 7:2; daselbst *-ia* im Reim:

Se i gali no cantasse,
Se le campane no sonasse,
Mi con ti me ne staria;
Fa la nana, vita mia.

In Padua findet sich die Flexion 1. *-ave*, 2. *-issi*, 3. *-ave* im 13. Jhd. in der *Sposa padovana*, später bei Lovarini, *Antichi testi di letteratura Pavana* (= *Scelta di curiosità letterarie inedite o rare,* Disp. 248, Bologna 1894), in Texten von 1400, 1470 und 1509. Erst zu Anfang des 16. Jhd., in den *Tre mariazi da Padova*, begegnen 1. *averia*; 3. *voria, poria.* In Mantua setzt Belcalzer (hgg. von Cian im *Giorn. stor. d. lett. it.* vol. XL, 1902) zu Beginn des 14. Jhd. 3. *-ave, -af*, und Biond. verzeichnet aus der 2. Hälfte des 18. Jhd. 3. *staria*, Impf. *-eva.* Bei Giacomino da Verona verhält sich *-ave* zu *-ia* noch wie 9:4, heute ist *-ia* herrschend.

Auch in der Emilia ist der Typus „*daria*" flüchtig aufgetreten, so z. B. in der Lyrik des 13. Jhd. im *Detto dei villani* (Mon. S. 445): 3. *daria*, woneben die üblichen bodenständigen Formen stehen.

Während so in Oberitalien das späte Auftreten der *ia*-Formen und ihr stetiges Abweichen vom Impf. II sowohl in den alten Texten als auch in den heutigen Mundarten nicht auf einen lat. Typus *DARE HABEBAM* zurückweisen können, sind die Erkenntnisbedingungen im Süden z. T. weniger günstig, da hier einmal nicht so viele Texte zur Verfügung stehen und dann, weil *-ia* meist schon in den ältesten Texten begegnet. Allerdings ist in diesen das Plusqu. zunächst die häufigste Form. Sichere Anhaltspunkte bieten das Altrömische und das Altaquilinische. Rom zeigt im 13. Jhd. das Plusqu. (*Miracole,* Mon.), im 14. Jhd. (*Hist. Rom. Fragm.*) bei der 1. und 4. Person daneben *-ia, -iano.* Könnte nun auch das Fehlen der *ia*-Formen in den *Mir.* auf Zufall beruhen, so vergleiche man andererseits das Impf. II:

Miracole: *-ea* 5 mal; *-eano* 4 mal;

Liber Historiarum:

	Hs. A:	Hs. L:
3. *-ea*	16 mal	19 mal
6. *-eano*	3 „	4 „

also in 42 Fällen der Nexus *-ea*;

Hist. Rom. Fragm., Spalte 1—30 des Abdruckes bei Muratori (*-ia* kommt in dem Text überhaupt nicht vor!):

Digitized by Google

2. *-evi* 2mal;
3. *-eva* 45 „ *-ea* 61mal;
6. *-evano* 27 „ *-eano* 13 „ ,

also: *-eva* : *-ea* fast wie 1 : 1.

Lauda (15. Jhd.; hgg. von E. Monaci, *Rendiconti d. R. Ac. D. Lincei*, Febr. 1892):

2. *-evi*, 1mal;
3. *-ea*, 9 „ .

Der *ia*-Kond. hat also in Rom keinen Anklang an das Impf. von *habere*. In Aquila stehen zusammen:

Katharinenlegende (ca. 1330):

Kond.:	Impf. II:
1. *fora*; *-ia*	—
2. *-i'*;	*-ivi*;
3. *àbera*; *-ia*;	*-ea*;
6. *-iano*;	*-eano*;

Boezio di Rainaldo: Impf. *-eva, -ea* : *-ia* = 4 : 1.

Auch bei ihm findet sich der auffällige Unterschied: 2. Kond. *-ii* (*serrii*), aber Impf. *-ivi* (vgl. die kurz vorher angeführten röm. Formen und 2. *avivi* in den Lauden, die Pèrcopo veröffentlicht hat). Da nun heute noch das aquilinische Impf. *-ea* lautet (Pap.), hat man durchaus den Eindruck, daß die *ia*-Formen Fremdlinge sind. Es muß nun noch betont werden, daß der *ia*-Kond. nur in bestimmten Personen erscheint, wie in Norditalien, nämlich meist in der ersten und dritten. Auch das weist darauf hin, daß sie jung sind, da nämlich in der syntaktisch seltenen 2. und 5. Pers. die alten Plusqu. fast ausnahmslose Regel bilden, und zwar nicht nur in Rom und in Aquila.

Bevor nun die Herkunft des jungen *-ia* zur Sprache kommt, soll ein wirklich altes und folglich den Lautregeln unterworfenes *DARE HABEBAM* aufgezeigt werden, wie es im Nordwesten begegnet. In einer zum Tosc. stimmenden Gestalt findet es sich da, wo *-e-* und *-v-* zwischen Vokalen bleiben:

Toirano (Genua): 1. *dareva*; 3. *perdereva*; (Pap.)
San Remo (Porto Maurizio): 1. *fareva*; 3. *sareva*; vgl. *aveva*; „
Porto Maurizio: 1. *regalerevo*; vgl. *aveva, perdeva*; „
Ventimiglia (P. M.): 1. *dareva*; 3. *perdereva*; „
Taggia (P. M.): 1. *rimettereva*; 3. *perdereva*; vgl. *faxevano*; „
Ormea (Cuneo): 1. *rmetreva*; 3. *avreva*; vgl. *aveva*; 6. *arèveo*, vgl. *fascevco*; „

Digitized by Google

Bobbio (Pavia): 1. *dareva*; vgl. *eva*; 1. *armettrava*; vgl. *ava* (= *aveva*);

Wo das geschlossene *-é-* zu *-ei-* wird, erscheint der Diphthong in Impf. und Kond.:

Finalborgo (Genua): 1. *regalereiva*; vgl. *perdeiva*; *Guffreido*; *vorrei*; *porrei*; (Pap.)

Sassello (Gen.): 1. *dareiva*; 3. *sareiva*; vgl. *eiva*; *dixeiva*; *faxeiva*; „

Bistagnio (Alessandria): 3. *sarèiva*; vgl. *vrèia* = *voleva*; (Biond.)

Castellazzo Gamondio (Al.): 3. *auréiva*; vgl. *vuréiva* = *voleva*; „

Novi Ligure (Al.): 1. *regalreiva*; vgl. *aveiva*; u. s. w.; (Pap.)

Carpeneto (Al.): 1. *rigalreiva*; vgl. *peiva* = *poteva*; „

Valenza (Al.): 1. *regalreiva*; 3. *perdereiva*; vgl. *reiro* = *vero*; „

Fresconara (Al.): 1. *arniunsiarreiva*; 3. *sareiva*; vgl. *podeiva*; *aurei*; „

Stella (Gen.): 1. *regalereira*; 3. *perdereiva*; vgl. *aveiva*; *preisa*; „

Dazu wirkt der Schwund des *-r-* zwischen Vokalen in:

Savona (Gen.): 1. *cediciva*; 3. *rimettieiva* < *cede-eiva*, *rimette-eiva* < *cedereva*, *rimettereva*; vgl. *aveiva*; *doveiva*; *riçeveivan*; *ea* = *era*; *alloa* = *allora*; „

Genua: 1. *faeivo*; *voricivo*; *saeivo*; vgl. *aveiva*; *offeisa*; *ea*; *ean*; *alloa*; *voentea*; „

Chiavari (Gen.): 1. *diciivo*; vgl. *Goffreido*; *breiga*; *avei*; *scignoa*; *povea*; *voentea*; *allôa*; *êa*; „

Gavi (Al.) synkopiert vor dem Schwund des *-r-*; daher: 1. *regalreira*, aber 3. *saeiva*; vgl. *aveivan*; *pueiva*; *Guffrei*; *impaî*; *ea*; *coonna*; *voentea*; *sevei*; *signua*; „

Weiter westlich, im geographischen Zusammenhang mit Südfrankreich, ist das *-v-* gefallen in:

Locana (Canavese): 3. *sarea*; vgl. *avéa*; *voléa*; (Biond.).

Meist erscheint *-ia* im Kond. und im Impf., nämlich in den genannten Provv. Cuneo und Turin, sowie z. B. in Nizza, Sospello und Mentone, also bis in die Provence hinein. Dieses *-ia* ist auf direktem Wege in Novara eingedrungen, wo nun die Impf. natürlich abweichen:

Palazzo Canavese (Turin): *eja*; *feja*;

Pettinengo (Novara): *jeio*; *feio*;

Biella „ : *eia*;

Vercelli „ : *podiva*; *viviva*;

Desana „ : *aviva*;

Digitized by Google

Varallo (Novara): 1. Kond. *regalareia*; vgl. *meia*, aber *gheva*; (alle bei Pap.).

Schon die alten Texte zeigen entsprechendes:

Rime genovesi (ca. 1300): 1. *-eia*; 3. *-eia*; 4. *-eiano*; vgl. Flechia im *Arch. glott. it.* vol. X, 141 ff.

Laudi appartenenti a Carmagnola (= *Scelta di Curiosità letterarie*, disp. 238): 1. *eiva*.

In Asti ist noch im 16. Jhd. *-eiva* die Regel, vgl. *Arch. glott. it.* XV, 403 ff. Wenn neben diesen zweifellos volkstümlichen Formen *-ia* erscheint, so zeigt das, daß auch das soeben beschriebene Gebiet mit *-ia* in Kond. und Impf. ursprünglich ein EBAM-Gebiet ist, und der Typus „*daria*" seiner äußeren Form nach vom Westen her eingedrungen ist; vgl. dazu noch in der *Laude aus Chieri* (Mon. S. 450; 13. Jhd.) *saria, doveria* u. s. w. neben *vedeva, disseva, respondeven*. Übrigens zeigen auch die *Canti popolari monferrini* (hgg. von D. Comparetti und A. d'Ancona, Torino-Firenze 1870) nur die diphthongierten Formen: 1. und 3. *-eiva*; 6. *-eivo*, niemals *-ia*.

Für den Nordwesten ergibt sich also altes *DARE HABEBAM* im Anschluß an Frankreich in den Provv. Turin, Cuneo, Genua und Alessandria, das in volkstümlicher Gestalt heute nur mehr in Genua und Alessandria, in den alten Texten auch noch weiter westlich erscheint, das aber in Cuneo und Turin von prov. *-ia* überlagert ist, wie dies denn auch im Südwesten von Novara erscheint.

Nun hat Gam. (§ 253) auch im Nordosten Italiens ein *-ebam* vermutet: „Ursprünglich scheint auch der Typus des Altbellunesischen zu sein, *temaree* wie *-ée* im Impf. ... Auch die im Lomb.-Ven. auftretenden *ia*-Formen neben dem *habui*-Typus dürften einheimisch sein." Den letzten Satz halte ich auf Grund der ganz konsequenten Abweichungen der *ia*-Formen vom Impf. und wegen ihres späten Auftretens für nicht stichhaltig. Hier soll nun bewiesen werden, daß die bell. Formen mit einem alten Impf. nichts zu tun haben, vielmehr Ergebnisse analogischer Umgestaltungen sind. Diese Veränderungen nahmen ihren Ausgang vom Impf. II, das in den hier in Frage kommenden Gegenden das Impf. I nach sich zog, wie z. B. in Chioggia, S. Donà di Piave, Sacile, Montebelluna, Vittorio, Agordo, Piève d'Alpago, Piai, Corbolone sul Livenza u. s. w. Auf einer weiteren Stufe der analogischen Auswirkungen wurden dann auch die Kond.-Formen auf *-ave* ergriffen und an die *v*-losen Impf. I—III angeglichen. Daher ist der auffallende Parallelismus zu er-

Digitized by Google

klären, daß *-v-* überall, wo es in den Impf. I—III bleibt, auch im Kond. erscheint; lauten aber die Impf. *-aa*, *-ea*, *-ia*, so fällt *-v-* auch in *-ave*. Da intervokalisches *-v-* in diesen Gegenden im allgemeinen bestehen bleibt, muß es sich um eine in flexivischen Assoziationen begründete gleichmäßige Behandlung des *-v-* in Konjugationsendungen handeln. Vgl.:

Kond. *-ave;* Impf. I *-ava;* II *-eva;* III *-iva;* in:	Kond. *-ae;* Impf. I *-aa;* II *-ea;* III *-ia;* in:
Venedig	S. Donà die Piave
Pellestrina	Burano
Malamocco	Chioggia
Murano	Sacile
Giudecca	Montebelluna
Pordenone	Vittorio
Pieve di Cadore	Agordo
Corbola	Pieve d'Alpago
Bottrighe	Vòdo
Papozze	Adria
	Piai
	Corbolone sul Livenza
	Mel

Abweichungen von dieser auffälligen Regel konnten nicht festgestellt werden, denn es verschlägt nichts, wenn in Auronzo, Cavazuccherina und Grignano neben dem *v*-losen Kond. und Impf. auch noch die alten, volleren Formen vorkommen. Porto Tolle aber, dessen Kond. auf *-ave* auslautet, während seine Impf. das *-v-* entbehren, ist noch nicht gefolgt, oder es kommt als junge Siedlung auf angeschwemmtem Lande (seit ca. 1600) nicht für organisch Gewordenes in Betracht. Werden diese engen Beziehungen der Flexionsendungen untereinander nun noch inniger, so werden auf einer weiteren Stufe auch noch die Tonvokale ausgeglichen:

wie *-àva* zu *-èa*,
so *-ave* zu *-èe*,

d. h. es entstehen die Formen, die Gam. als mit dem Impf. gebildet ansieht:

Belluno: 1. *cederée*; 3. *perderée*; vgl. *fea, sfoghea, manchea, avea*;
Vezzano: 1. *donaree*; 3. *traree*; vgl. *menea, costumea, rezevea, sfoghea*;
Feltre: 3. *averèe*; vgl. *bastèa, podea, ea*.

Digitized by Google

Daß diese Darstellung der Verhältnisse richtig ist, geht nun noch unzweifelhaft daraus hervor, daß die Angleichung des Tonvokals nicht sprungweise erfolgte, sondern in ihrem allmählichen Übergang für uns noch erkennbar ist. In Asolo (Treviso) gibt der Text bei Pap. im Kond. 3. *varee* ausdrücklich mit offenem Tonvokal, der sich wohl zu den Impf. I *ciapea, vindichea* stellt, dagegen von dem geschlossenen *-é-* der Impf. II absticht; vgl. *metéa, véa, oléa.* Ähnliche Qualitätsverschiedenheit besteht in Rocca d'Agordo: *soportèa, sfoghèa* wie *tornèda* u. s. w. mit offenem, aber *avéa* wie *podéi* mit geschlossenem *-e-* zu sprechen. Auch der Text von Feltre meint wahrscheinlich etwas Derartiges, wenn er *averèe* und *bastèa* mit Gravis schreibt, *podea* dagegen nicht. Sonst ist entweder die Orthographie der Proben ungenau, oder älteres *-ëa* bereits ganz an Impf. II *-éa* assimiliert. Diese Entwicklung zeigt deutlich, daß die Kond.-Formen auf *-ee* mit dem ven. *-ave* identisch sind, ganz abgesehen davon, daß (wenigstens bei Pap.) das Impf. von *habere* jedesmal abweicht. Das einzige Impf. II auf *-é* finde ich in Padola (Belluno), wo aber der Kond. wiederum in anderer Gestalt erscheint. Hier denke ich mir die assoziativen Verschiebungen folgendermaßen:

	Impf. II	Impf. I	Kond.
I. Stufe:	*-ea*	*-ava*	*-ave*
II. Stufe:	*-ea*	*-aa*	*-ae*
III. Stufe:	*-ee*	*-aa*	*-aa,*

also Angleichung des auslautenden Vokals an den betonten, wie sie die Formen des Textes zeigen: Kond. 1. *doneràa*; 3. *avaràa*; Impf. II *avé* aus **avée.*

Damit wäre vorläufig altes *DARE HABEBAM* auf den äußersten Nordwesten beschränkt, wo es sich an die südfranzösische Formel anschließt, wie denn auch die später dort auftretenden *ia*-Formen offensichtlich aus der Provence eingedrungen sind. Da nun ferner diejenigen Gebiete behandelt sind, die sich mit Sicherheit dem einen oder anderen Typus zuweisen lassen, erhebt sich zunächst die Frage nach der Herkunft des jungen *ia*-Kond. im Lomb.-Ven. und in Mittel- und Süditalien. Die Antwort bleibt dieselbe wie für den Nordwesten: *-ia* besteht auf Grund des prov. Einflusses, und zwar ist es in die letztgenannten Gegenden auf literarischem Wege eingeführt worden. Einmal stimmt nämlich die äußere Form zur provenzalischen, und dann tritt junges *-ia* in Italien zu einer Zeit auf, in der die Provenzalen für das Land vor-

Digitized by Google

bildlich waren. Schon seit Ende des 12. Jhd. und vielleicht noch früher finden wir die Troubadours in Oberitalien und in der Emilia an den Fürstenhöfen, wo sie italienischen Damen huldigen und z. T. in it. Sprache dichten, wie umgekehrt das Provenzalische von den Italienern als das lyrische Idiom schlechthin angesehen und verwendet wurde. Ganz erheblich wurde dann die Zahl der Südfranzosen in der 1. Hälfte des 13. Jhd., als diese infolge der kulturfeindlichen Verfolgungen von Rom aus landflüchtig werden mußten. Sie blieben einflußreich etwa bis zum Ende des 13. Jhd., in dem die ital. Poesie immer mehr an inhaltlicher wie formeller Eigenart gewann. Da nun, wie wir sahen, das junge *-ia* stellenweise erst im Laufe des 13. Jhd. und vielfach noch später auftrat, ist es nicht verfehlt, wenn man es mit so vielen anderen Provenzalismen auf die eben angedeuteten kulturellen Beziehungen zu Südfrankreich zurückführt. (Dazu vgl. Gaspary, *Gesch. d. it. Lit.* I, S. 51ff.) Es hat also dieser junge *ia*-Kond. einen durchaus literarischen Charakter. Von den geistigen Zentren aus drang er dann mehr und mehr ins Volk ein, zunächst von den Höfen zur Bürgerschaft, zu den unteren Schichten der Stadtbevölkerungen erst in zweiter Linie und zuletzt aufs Land. Eine hübsche Illustration hierzu bieten:

Pordenone (Udine):
- a) dialetto della borghesia:
  1. *buteria*; 3. *anderia*;
- b) dialetto contadinesco:
  1. *donerave*; 3. *faress*;
- c) dialetto degli artieri:
  1. *donerave*; 3. *gavarave*; (Pap.).

Adria (Rovigo):
- a) dialetto del ceto civile:
  1. *daria*;
- b) dialetto della plebe di città:
  1. *voria*; 3. *anderia*;
- c) dialetto del contado:
  1. *darae*; (Pap.).

Nicht anders steht es mit dem *ia*-Kond. des Südens, obgleich ihm meist ein Impf. *-ia* zur Seite steht, nämlich in Sizilien, Calabrien, in der Basilicata und bis in die Provinz Principato Ulteriore hinein. Daß aber solche Übereinstimmung nicht notwendigerweise auf altes *-ebam* schließen läßt, haben wir schon im Nordwesten gesehen, vielmehr können auch die Impf. nach dem fremden Muster umgestaltet

Digitized by Google

sein. Das lag gerade im Süden, der geschl. *-é-* zu *i* wandelte (M.-L. *It. Gr.* § 26), besonders nahe, und ein Impf. *-iva* konnte um so leichter von *-ia* verdrängt werden, als gerade im Süden der prov. Einfluß am nachhaltigsten gewirkt hat (vgl. Gaspary a. a. O., und d'Ancona im Vorwort zu Mandalari, *Canti del popolo Reggino*, Napoli 1881 weist als bedeutendstes Element des calabr. Volksgesanges das siz. Lied nach). So kommt es, daß Impf. *-ia* in dem eben angegebenen Umfang erscheint, während *-iva* sich nur an einigen Punkten gehalten hat und da bedeutsam vom Kond. *-ia* sich abhebt, vor allem in der Prov. Calabria Ulteriore I, z. B. in: Mélito di Porto Salvo, Paracorio, Calanna, Palmi, Gerace, Rosali, Bagaladi, Sinopoli, Reggio (bei Pap. oder Mandalari belegt). In Siz. erscheint *-v-* in Syracus, Gualtièri Sicaminò, Vallelunga. Hin und wieder kennen aber auch die genannten Orte ein Impf. II auf *-ia* (vgl. M.-L. im *Grdr.* I, S. 687 § 88). Also aus Gründen allgemeiner Art wie auch auf Grund formeller Anhaltspunkte sind auch die südlichen *ia*-Formen dem Prov. zuzuschreiben. Dazu stimmt dann, daß sich gerade dort der *-ss-*Konj. in größerem Umfange als Irr. gehalten hat.

An das provenzalisch-sizilianische *-ia* schließt sich dasjenige der Toscana an, wenigstens in Florenz und Siena, wo abermals die Impf. mit *-eva, -ea* abweichen. Zwar stehen auch hier die Vertreter von *DARE HABUI* und *DARE HABEBAM* schon in der ältesten Zeit nebeneinander, jedoch zeigt sich bald ein auffallender Unterschied in ihrer Verwendung, je nachdem es sich um gebundene oder ungebundene Rede handelt. Aus der Prosa verschwinden die *ia*-Formen schon im Laufe des. 13 Jhd., die Dichtung behält sie z. T. bis heute bei. Der Grund dafür ist in der metrischen Technik gegeben. Das Nebeneinander der *ei-* und der *ia*-Reihe bot dem Verskünstler in gewissen Fällen größere Möglichkeiten zum Versbau, nämlich überall da, wo entweder der Reim einen bestimmten Ausklang wünschenswert machte, oder aber die erforderliche Silbenzahl zwischen kürzeren und längeren Formen gleicher Funktion die Wahl ließ. So paßte z. B. zu einem Ausgang „*lei*" ein Kond. „*sarei*", dagegen reimte auf „*mia*" eine 1. oder 3. „*saria*", oder wenn letzteres im Vers zu kurz war, bot sich „*sarebbe*" als bequemer Ersatz. Trotzdem läßt sich nun auch in der Poesie eine wesentliche Abnahme des *ia*-Kond. feststellen, und zwar vor allem bei metrisch indifferenten Formen. Das ist beispielsweise der Fall, wenn im Reim nur Kond.-Formen miteinander gebunden werden, also ein Ersatz von „*darei*" durch „*daria*" — und umgekehrt — das Reimschema

Digitized by Google

nicht durchbrechen würde, oder auch innerhalb des Verses, wo es gleich gilt, ob die Formen „*sarei*“, „*saremmo*“ oder „*saria, sariano*“ gesetzt werden, da sie dieselbe Zählung ergeben. Metrisch indifferent können endlich die 3. und 6. Person werden, wenn vokalischer Anlaut folgt: *sarebb'* = *saria*; *sarebber'* = *sariano*, wobei nun allerdings bei den *ia*-Formen ein Hiatus eintritt. Ist der auch nicht eben häufig, so doch möglich, vgl. z. B. Dante, *Div. Com. Inf.* XVI 42:

Nel mondo su dovria esser gradita.

Die nun folgende Übersicht zum Auftreten von *-ei* und *-ia* im Tosc. gibt in Zahlen die Häufigkeit der Belege. Dabei sind die Fälle, in denen die gewählten Formen metrischen Rücksichten zu verdanken sein könnten, wo sie sich also nicht ersetzen lassen, durch Sperrdruck gekennzeichnet.

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Jacopo Mostacci (Pisa)	ia 1	—	—	—	—	—
Tiberti Galiziano „	ia 1	—	—	—	—	—
Folacchiero Folcacchieri (Siena)	ia 1	—	—	—	—	—
Bondie Dietaiuti (Fir.)	ia 3	—	—	—	—	—
Guglielmo Beroardi „	ei 1	—	—	—	—	—
Brunetto Latini „	ei 5 ia 3	esti 2	ebbe 4 ia 7 ebbe 1	—	—	ebono 1
Rustico Filippi „	ei 1 ia 1	—	ebbe 2 ia 2	—	este 1	—
Pallamidesse „	—	—	ia 1	—	—	eboro 1
Chiaro Davanzati „	ei 1 ia 1 ia 2	esti 1	—	—	—	iano 3
Monte Andrea „	ia 1	—	ebbe 2 ia 3	—	—	—
La Compiuta „	ia 1	—	—	—	—	—
Maestro Torrigiano „	ia 1	—	ia 2	—	—	—
Bonagiunta Orbiciani (Lucca)	ia 3 ea 1	—	—	—	este 1	—
Maestro Francesco (Fir.)	ia 1	—	—	—	—	—
Cecco Angiolieri (Siena)	ei 16 ia 1 ia 1	esti 1	ebbe 2 ebbe 2 ia 3	—	—	—
Guido Cavalcanti (Fir.)	ia 1	esti 1	ebbe 1	—	—	—
Dante Alighieri „	ei 41 ia 1	esti 11	ia 48 ia 1 ebbe 38 ebbe 22	emmo 2	este 5	ebero 9 ian 10 ian 2 ebber 1

Digitized by Google

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Cino da Pistoia	ei 1	—	ebbe 1	—	—	—
Lapo Gianni dal Ricevuto	ia 1	—	—	—	—	—
Fazio degli Uberti	—	—	ebbe 1	—	—	ieno 1
Francesco Petrarca	ei 33 ia 3	esti 4	ebbe 3 ebbe 12 ia 20	—	—	ian 14
Giovanni Boccaccio	ei 28	esti 7	ebbe 9 ebbe 8 ia 19 ia 1	—	—	ien 4 ebbon 3
Franco Sacchetti	ei 3	—	ebbe 1	—	—	—
Andrea del Basso	ei 1	esti 2	ia 1	—	—	—
Lorenzo de' Medici	—	—	ebbe 1 ia 2	—	—	—
Cariteo di Napoli	ei 3	esti 1	ebbe 2	—	—	—
Angiolo Poliziano	ei 6	—	ebbe 1	—	—	—
Lodovico Ariosto	ei 2	—	ia 1	—	—	ian 1
Celio Magno	ei 3	—	ebbe 1	—	—	—
Torquato Tasso	ei 1	—	ebbe 3	—	—	ebbero 1 ian 1
Gabriele Chiabrera	ei 1	—	ebbe 1 ebbe 2 ia 2	—	—	—
Francesco Redi	ei 1	—	ebbe 1	—	—	ian 1
Alessandro Guidi	—	esti 1	ebbe 3 ebbe 1 ia 4	—	—	ian 5
Ippolito Pindemonte	ei 5	esti 1	ia 2	—	—	—
Vincenzo Monti	ei 1	esti 1	ebbe 2	—	—	—
Alessandro Manzoni	—	—	ebbe 1 ia 2	—	—	—
Giovita Scalvini	ia 1	esti 2	—	—	—	—
Giacomo Leopardi	ei 1	—	ebbe 1 ia 2	—	—	—

(Die Belege stammen aus Mon., *Crestomazia*; Carducci, *Primavera e fiore della lirica italiana*, Firenze 1903; B. Wiese, *Ait. Elementarbuch*, Heidelberg 1904. Besonders wurden durchgesehen für Latini: *Tesoretto e Favolello*, hgg. von B. Wiese (= *Bibl. Rom.* 94; 95); für Dante: *Com. edix.* G. A. Scartazzini, Milano 1899, und *Vita Nova*, hgg. von F. Beck (= *Bibl. Rom.* 40); für Petrarca: *Canzoniere*, hgg. von G. Gröber (= *Bibl. Rom.* 12—15), und *Trionfi*, hgg. von

Digitized by Google

C. Appel, Halle 1901; für Boccaccio: *Ninfale Fiesolano*, hgg. von B. Wiese, Heidelberg 1913.)

Die Übersicht lehrt, daß die älteren Dichter weitaus am meisten den *ia*-Kond. verwenden, woneben *-ei* selten bleibt. Ein Umschwung tritt erst bei den großen Florentinern ein. In den Fällen doppelter Möglichkeit verhält sich *-ei* zu *-ia*:

bei Dante wie 13 zu 1,
bei Petrarca wie 15 zu 1 und
bei Boccaccio wie 39 zu 1.

Man kann nicht bezweifeln, daß die Bevorzugung der *habui*-Formen eine bewußte ist. Es sei dabei an das relativ gute Urteil Dantes in sprachlichen Dingen erinnert und darauf hingewiesen, daß sein Lehrer Brunetto schon recht häufig eine mit dem Pf. gebildete Form wählt. Dieses Prinzip der metrisch bedingten Verteilung ist dann richtunggebend bis heute; die Ausnahmen sind geradezu verschwindend gering. Ein gleiches gilt für Siena, das schon ca. 1330 im Versinneren nur 1. *-ei* und 3. *-ebbe* kennt, *-ia* dagegen nur bei Reimzwang, z. B.:

Maria : *sarria*; *Maria* : *avaria*; *Maria* : *morria* (in den *Laudi drammatiche dei disciplinati di Siena*, hgg., *Giorn. stor. d. lett. it.* II, S. 275 ff.), oder mit Rücksicht auf die Silbenzahl:

Non ti saria la libertà hor tolta

(in den *Stanze e sonetto sulla guerra di Siena 1554* = *Giorn. stor. d. lett. it.* VII, S. 393). Die *Novellette Giocose nel linguaggio e carattere del basso popolo livornese* von G. L. Fiori (Pisa 1856) kennen nur einmal *-ia*, und zwar aus demselben Grunde der Unersetzlichkeit:

vesta seria facenda, a te commessa.

Außer diesen spärlichen Resten hat *-ia* nur noch in der Korrespondenz der Renaissance ausgedehntere Verwendung gefunden, so in den Briefen des Baptista Garinus, Janus Pencharus (beide zitiert bei Luzio Renier, *Commedie classiche in Ferrara nel 1499* = *Giorn.* XI, S. 177 ff.), Guibaldo Bonarelli (*Giorn.* XVII), Ercole Gonzaga, Forno, Bembo, Cardinale da Bibbiena (alle in *Giorn.* VIII), Camillo Capilupo, Hatri und Isabella d'Este (*Giorn.* XL). Mit diesem Brauch haben moderne *ia*-Formen im volkstümlichen Brief nichts zu tun. Die Sammlungen von L. Spitzer (*Die Umschreibungen des Begriffes „Hunger" im Ital.*, Halle 1920; *It. Kriegsgefangenenbriefe*, Bonn 1921)

Digitized by Google

weisen die *-ei*-Formen etwa 5mal öfter auf als *-ia*, das meist nur da erscheint, wo auch der Dialekt es aufzuweisen hat, besonders in Oberitalien:

Cuneo:	Umschreib.	S.	217;
Mailand:	„	„	177;
Busto Arsizio:	Kgf.-Br.	„	212;
Trient:	„	„	181;
Vigo di Fassa:	„	„	163;
Padua:	Umschreib.	„	217;
Venedig:	Kgf.-Br.	„	26; 27;
Triest:	„	„	34; 138; 161;
Capodistria:	„	„	109;
Umago:	„	„	71; 293;
Fiume:	„	„	156;
Oria (Lecce):	Umschreib.	„	21.

Dieser Gegensatz in gebildetem und volkstümlichem Briefstil gibt abermals den ausgesprochen literarischen Charakter des Typus „*daria*" kund.

Neben den mittelit. *ia*-Kond. erscheinen Formen auf *-ea*, die nun allerdings dem Impf. näherzustehen scheinen. Belege für das Alttosc. gibt Caix, *Or.* § 229. Im Florentinischen dürfte *-ea* nicht bodenständig sein. Es wäre nämlich nicht einzusehen, aus welchem Grunde Dante, der sich dem als fremd empfundenen *-ia* gegenüber so reserviert verhielt, eine einheimische Form so gänzlich vermieden habe, wogegen er beim Impf. nur zu *-eva, -ea* nicht *-ia* greift. Ähnliche Verhältnisse finden sich weiter östlich auf einem schmalen Streifen bis zur Adria. Im Altaretinischen gehen *-ea, -ia* in Kond. und Impf. nebeneinander her (vgl. z. B. A. Michel, *Die Sprache der Compositione del mondo des Ristoro d'Arezzo*, Diss. Halle 1905, und Caix, *Or.* § 220), und in Cortona bietet der „*codice di flagellanti*" (hgg. von R. Renier, *Giorn.* XI, S. 109 ff.): Impf. 3. *avia, sapea*. Nicht anders in Umbrien und in den Marken:

Bestiario Moralizzato (hgg. von E. Monaci, *Rendic. d. R. Ac. D. Lincei*, vol. V, 1889): 1. *daria*; 3. *sirea, vorea*;

Lauda di San Sepolcro (14. Jhd.): 1. *vorria, colkaria, vorea*; 3. *seria, porria, aucideria*;

Laudi di Borgo S. Sepolcro (hgg. von Bettazzi, *Giorn.* XVIII, S. 242 ff.): 1. *vorea, vorria*; 3. *poterea, porria*;

Digitized by Google

Interessant sind die Bindungen im Reim:

Bestiario: *-ea* : *ia*;

Lauda di S. Sepolcro: *-ea* : *-ia* (2mal);

Laudi di Borgo S. Sepolcro: *-ea* : *ia* : *eia*; vgl. *sapeimo, feice, voleite, inteise, defeisa* u. s. w.; ebenso: *Lauda di S. Sepolcro*: *-ia* : *-eia* (2mal); Città di Castello: Impf. *avéa, vedeia avia* (Bianco Bianchi, *Il dialetto e la etnografia di Città di Castello*, Città di C. 1888).

Ritmo volgare sulla legenda di Sant' Alessio (*Rend. d. R. Ac. d. Linc.*, vol. XVI 1907): Impf. *-ea* : *-ia*;

Lauda di Urbino (Mon. 146 VII): *-ea* : *-ia*;

Man sieht, daß die Buchstabengruppe *-ea* als *-ia* zu sprechen ist, daß sie also eine historische Schreibung darstellt — wenigstens im Impf. Der Wandel *-ea* > *-ia* ist wohl lautlicher Natur, da die Formen mit *-ei-* auf geschlossene Aussprache des lat. *-é-* deuten, doch mag auch der Einfluß der *-ire*-Verben mit im Spiele sein (vgl. Caix, *Or.* § 220). Wie dem auch sei, jedenfalls läßt es sich im Kond. nicht mit Sicherheit entscheiden, ob nun die *ea*-Formen dem Impf. parallel entwickelt sind, oder ob man darin etwa eine auf Grund des Impf. entstandene umgekehrte Schreibung für prov. *-ia* sehen darf. Immerhin läßt sich zugunsten der zweiten Möglichkeit anführen, daß die älteste Form *-eva* wohl im Impf. begegnet, nie im Kond., daß ferner *-ia* im Kond. häufiger ist als Impf. (z. B. Città di Castello: Kond. nur *-ia*; Impf. II *-eva, -eia, -ia*) und endlich, daß in Umbrien und in den Marken die alten Plusqu. sich bis ins 14. bzw. 15. Jhd. hinein gehalten haben (vgl. Corciano: *cod. vat.* 4834, 14/15. Jhd., hgg. von A. D'Ancona und E. Monaci, *noxze Meyer-Blackburne*, Imola 1880: 2. *andare*; *Pianto delle Marie*, hgg. von C. Salvioni, *Rend. d. R. Ac. d. Linc.* vol. VIII, 1900: 1. *negara*), weshalb man kaum eine sehr alte Konkurrenz von Seiten einer umschreibenden Neubildung voraussetzen kann. Solche Gründe besitzen aber nur einen größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeitswert, so daß für diese Gegenden die Existenz eines lat. *DARE HABEBAM* vorläufig weder ganz von der Hand zu weisen, noch als gesichert anzunehmen ist.

Demnach ergibt sich für altes *DARE HABUI*: ganz Oberitalien mit Ausschluß von Piemont und Genua, die Emilia,

Digitized by Google

die Toscana, Sardinien und ein Teil der Abruzzen, dagegen für altes *DARE HABEBAM* nur der äußerste Nordwesten und vielleicht ein kleiner Teil Mittelitaliens. Nachweislich junges *-ia* konnte fast auf dem gesamten it. Sprachgebiet festgestellt werden, besonders deutlich in Rom und Aquila, im südlichen Unteritalien und auf Sizilien und höchstwahrscheinlich in der westlichen Toscana. Damit wäre eine wesentliche Einschränkung des Typus *DARE HABEBAM* zugunsten des anderen, *DARE HABUI*, geboten. Einen weiteren Beweis für diese Anschauung finde ich im Folgenden.

III.

Die „gemischte Flexion" im Italienischen.

Dieser von Meyer-Lübke, *R. Gr.* II, § 322, gebrauchte Ausdruck meint eine Vermengung von Formen der *ei*-Reihe mit denen des *ia*-Kond. vom Typus:

1. daria;
2. daresti;
3. daria;
4. daremmo, dariamo;
5. dareste;
6. dariano.

Diese Verteilung ist der gesamten Appenninenhalbinsel eigen und außerordentlich konstant. Gam. (a. a. O. § 259) meint, tosc. *-esti* sei zunächst in die 2. Person eingeführt worden und habe wohl die 5. *-este* nach sich gezogen. Die ältesten Beispiele findet er in den aquilinischen Reimchroniken; als Grund der Einführung der tosc. Formen gibt er an, man habe die „ganz aus dem Konjugationsschema herausfallende Form der 2. *-i*" ersetzen wollen. Gam. sieht also die Pf.-Bestandteile der gem. Flexion als die sekundären Elemente an. Soll aber die hier vertretene Ansicht zu recht bestehen, so muß sich auch in der gem. Flexion *-esti* und *-este* als älteste Komponente nachweisen lassen. Und in der Tat ist das möglich. Zunächst bleibt die Gamillschegsche Begründung dunkel; denn wenn er die Flexion „*-ia, -i, -ia*" als uneinheitlich ansieht, so kann man wohl unmöglich in „*-ia, -esti, -ia*" einen Ausgleich entdecken. Übrigens bieten gerade die umbrischen Chronisten 2. *-i, -ii* (je einmal), die, wie S. 297 nachgewiesen, dem Impf. II fernstehen, also durchaus nicht alt sind. Vor allem aber verstößt die Annahme Gamillschegs ganz und gar

Digitized by Google

gegen das Prinzip der syntaktischen Häufigkeit. Die 2. und 5. Person sind die seltensten, die 3. und 6. die häufigsten, in der Mitte stehen die 1. und 4. (vgl. z. B. *Einf.* S. 99, oder die Tabelle S. 304/305). Deshalb ist es absolut undenkbar, daß das Tosc. gerade in den seltensten Personen einen so weitgehenden Einfluß geübt haben soll, und wirklich beweisen unsere Belege das Gegenteil. Schon bei den Nachweisungen des jungen *-ia* wurde verschiedentlich darauf hingewiesen, daß es zunächst nur in der 3. und 1. Person erscheint, so daß also in der 2. und 5. vorläufig die älteren Formen bleiben. So hält sich z. B. im Süden das lat. Impf. Konj. und Plusqu. Ind. in der 2. (und 5.) am längsten:

Aquila:	2. *dibiry* (2mal, vgl. S. 276);
	2. *romperi* („ , vgl. S. 276);
Corciano:	2. *andare* (S. 308);
Calitri:	2. *tuollërë* (S. 276);
Hist. Rom. Fragm.:	1. Plusqu. (4mal), *-ia* (3mal);
	2. nur: *potieri, creseri*;
	3. Plusqu. u. s. w.;
Antonio di Boezio:	1. Plusqu. (1mal), *-ia* (6mal);
	2. nur: *aberi* (3mal);
	3. Plusqu. (19mal), *-ia* (33mal);
	4. Plusqu. (2mal);
	6. Plusqu. (2mal), *-iano* (8mal);

In Norditalien bleibt ganz entsprechend 2. *-esti*, 5. *-este* als nachweislich ältere Form, die ebenso wie das Plusqu. sicher vor *DARE HABEBAM* existierte. Darum ist insgesamt bei der gemischten Flexion der dem Pf. entstammende Teil als der primäre anzusehen, während *-ia* von der prov. Lyrik her in die syntaktisch häufigsten Personen eindrang. Somit zeigen auch die Verhältnisse bei der gem. Flexion den Altersunterschied zwischen *DARE HABUI* und *DARE HABEBAM* deutlich auf.

Es ist nun noch von Wichtigkeit, darauf hinzuweisen, daß das Vorhandensein der „gemischten Flexion" auf weiten Gebieten einen Zusammenhang zwischen den *habui*-Gegenden vermuten läßt, ja, wenn man diese Vorstellung ins Extreme steigern wollte, ergäbe sich für *DARE HABUI* ein geographisches Kontinuum von der Südspitze Siziliens bis nach Frankreich hinein. Aber an manchen Stellen ist erst das fertige Paradigma *-ia, esti, -ia* als geschlossenes Ganze eingeführt worden, so besonders im Süden. In Sizilien haben die

Digitized by Google

geläufigen *-ss*-Konjunktive dabei die 2. und 5. zum „*daress*"-Typus umgestaltet, während die Pf. mit *-esti* u. s. w. fern bleiben. So auch auf einem Teil des südlichen Festlandes. Die Frage, wo nun lat. *DARE HABUI* nach Süden abzugrenzen sei, ist schwer zu beantworten. Auf Grund der lat. Belegstellen bei Joh. Monachus und der alt- und neuromanischen *habui*-Gebiete möchte ich eine ungefähre Linie Abruzzen—Campanien annehmen.

Vergleicht man nun die Ergebnisse des Romanischen mit denen des Lateinischen, so ist zu sagen, daß sie gut zusammen stimmen. Infolgedessen nehme ich für das Auftreten der Umschreibungen in Italien folgende Entwicklung an. Die eigentlich italienische Kondizionalumschreibung ist *DARE HABUI,* das sich an *DATURUS FUI* anschloß und im 6. Jhd. in Italien herrschend war. Es ist dann schnell nach Norden vorgedrungen und hat in vorliterarischer Zeit, ja vor der mundartlichen Differenzierung vom Südfuße der Alpen bis in die Abruzzen und nach Campanien hineingereicht und auch auf Sardinien Fuß gefaßt. *DARE HABEBAM* dagegen, eine mehr afrikanisch-westromanische Bildung, steht nur im italienischen Nordwesten im unmittelbaren Anschluß an die Provence, aber kaum in geographischer Isolierung in Mittelitalien. Dagegen dringen früher oder später mit der südfrz. Lyrik junge *ia*-Formen über die Seealpen und Sizilien in die Halbinsel ein, wie sie z. T. die Plusqu., z. T. die *habui*-Vertreter mehr oder weniger verdrängen. Meist gelingt es ihnen nur, sich in den syntaktisch häufigsten Personen festzusetzen, so daß der Typus der „gem. Flexion" ein Zeuge für altes *DARE HABUI* ist, allerdings nicht im Süden, der die ganze Flexion fertig übernahm. Will man also mit Rücksicht auf die *ea*-Formen des Zentrums altes *DARE HABEBAM* auch nicht fallen lassen, so besteht wenigstens die Notwendigkeit, die Gamillschegsche Auffassung des Verhältnisses von *DARE HABUI* zu *DARE HABEBAM* umzukehren. Ich möchte also vorschlagen, sein S. 282 mitgeteiltes Ergebnis: „*cantarei* und *cantaria* . . . werden ursprünglich auch in Mittelitalien nebeneinander bestanden haben" umändernd zu gestalten wie folgt: Allenfalls in einem kleinen Teile Mittelitaliens haben *DARE HABUI* und *DARE HABEBAM* schon in lat. Zeit als Kondizionalumschreibungen gedient, im allgemeinen aber ist *DARE HABUI* die spezifisch italienische Irrealumschreibung.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

I. Die Irrealformen der Emilia.

Auf S. 285 waren in der Emilia, und zwar in Bologna und Modena, alte *ave*-Formen erwähnt worden, die das älteste Emilianische zum Ven. stellen. Es scheint nun aber schon früh zwischen dem nördl. *-avi* und dem tosc. *-ebbi* eine Übergangsform *-evvi* gegeben zu haben. Bereits im 13. Jhd. sind in Bologna die Kond.-Formen auf *-eve* recht häufig, z. B. im *Detto dei villani* (Mon. S. 445) und bei Fava. In Modena kennt sie der *Laudario dei battuti* im 14. Jhd. Zu Ende des 13. Jhd. verwendet sie Bonvesin in Mailand (vgl. Pf. *heve*), im 14. Jhd. begegnet *-ev* in Bergamo. Noch später treten die Formen auf in:

Piacenza: 3. *porăv* (1630; Biond. S. 433);
Crema: 1. *-év* (1712; Biond. S. 158);
Pavia: 1. *tgnarév*, *căntarév* (1790; Biond. S. 442).

Endlich ist *-ev* häufig in den *Canzoni popolari comasche* (hgg. von G. B. Bolza, Wien 1867), und auch Biond. bringt für Como: 3. *arêv*. Auffallend ist dabei, daß die *ev*-Formen auf einem so langen und schmalen Streifen vom Comersee bis zur Adria hin auftreten, während sie doch wohl nur in der Emilia bodenständig sind, wo sie am frühesten und heute am häufigsten zu finden sind und wohin sie auch ihrer äußeren Form nach allein passen. Das erklärt sich offenbar so: die em. *ev*-Formen sind in historischer Zeit längs der Via Emilia nach Nordwesten gewandert, so daß die von der Hauptverkehrsstraße nicht berührten Punkte es noch von allen Seiten mit älteren Typen umgeben. Es mag hier übrigens eine Illustration dazu vorliegen, auf welchem Wege viel früher der Typus *DARE HABUI* so weit nach Norden vordringen konnte.

In der Emilia selbst ist der Typus „*darev*" z. T. wieder durch tosc. „*darei*" verdrängt worden, das nach den emilianischen Auslautgesetzen zumeist mit oxytoniertem *-é* erscheint. Nur die Schreibung *-ée* in Pavullo, Fiorano Moden. (Modena), Carpi (Mod.), Brescello (Reggio) und Novellara (Reggio) scheint das alte *-i* noch wiederzugeben. Auch weist auf die tosc. Herkunft der Endung *-é* der Umstand hin, daß das tosc. *-ei* mit dem *-é* der Provv. Bologna, Modena und Reggio in direktem geographischem Zusammenhang steht, während es nach allen anderen Seiten hin durch eine 1. *-ebbi* eingeschlossen ist.

Digitized by Google

Einer Herleitung der Formen etwa aus *-ev* stände die Tatsache im Wege, daß in der Emilia kein Beispiel für den Schwund eines auslautenden *-v* beizubringen ist.

II. Zur *-rr-*Frage.

Die noch ungeklärte Verdoppelung des Infinitiv-*r* im Fut. und Kond. des Südens soll hier nicht erschöpfend behandelt werden. Nur eine Tatsache soll näher ausgeführt werden, die für eine Lösung der *-rr-*Frage den Weg weist. Es zeigt sich nämlich, daß die Gemination zuerst bei den einsilbigen Verbalstämmen eintritt, in den alten Texten (nach Mon.) vor allem in Aquila. Der Verfasser der *Katharinenleg.* schreibt „*contaragia, dicerai*", aber „*farria, darremo*". Nicht so konsequent ist Boezio, läßt aber doch die gleiche Tendenz erkennen:

einsilbig:	*darrò,*	14 mal;	*serà,*	4 mal;
mehrsilbig:	*piacerà,*	10 „	*mandaragio,*	34 „ .

Ohne jede Ausnahme verteilen dann die aquilinischen Lauden (hgg. von Pèrcopo) das *-rr-* auf die einsilbigen, das einfache *-r-* auf die mehrsilbigen Stämme. In Campanien ist zu verzeichnen „*serrà*" neben „*deranno*" in den *Statuti di Maddaloni* (13. Jhd.; Mon.), in Neapel „*derrimo*" neben „*diremo*", auch schon „*trovarrite*" in *Loyse di Rosa* (15. Jhd.). Sonst bieten die Texte des südl. Festlandes nichts. Erst auf Sizilien steht wieder *-rr-* in „*sarrò*" im *Volgarizzamento di S. Marco* (13. Jhd.), „*dirrai*" neben „*dirai*" in der *Profetia* (Mon.). Konsequenter wird die „Regel" in den Chroniken durchgeführt: die *Conquesta* hat neben 20 Verdoppelungen in einsilbigen Stämmen nur 2 Unterlassungen der Gemination, das *Ribellamentu* neben 109 Fällen mit *-rr-* nur 4 mit einfachem. Die Erscheinung geht also von zwei räumlich getrennten Gebieten aus, Abruzzen und Sizilien, die *-rr-* schon im 13. Jhd. kennen. Etwas später folgen Campanien mit Neapel, der Rest des Südens erst heute. Dabei tritt *-rr-* regelmäßig zunächst nur bei einsilbigen Stämmen auf und ergreift erst langsam auch die übrigen Verben.

Digitized by Google

Nachtrag.

Nach Abschluß der vorliegenden Arbeit wurde mir durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Hofrat Prof. Dr. Meyer-Lübke zugänglich: Gerhard Rolfs, *Das rom. habeo-Fut. und Kondizionalis, Estratto dell'Archivum Romanicum,* Vol. VI, Nr. 1 (1922), Florenz. Da Rolfs sich (§ 30) an Gam. anschließt, beziehen sich meine Einwände gegen den letzteren auch auf jenen, so daß ich eine besondere Auseinandersetzung mit Rolfs nicht als unumgänglich ansehe. Hervorgehoben sei nur ein weiterer Zug für den literarischen Charakter des Typus „*daria*" (§ 34; S. 140 oben) und ein neues Postulat für irreales „*si haberem — darem*" (§ 34; S. 139 unten).

Digitized by Google

705
R7o
MAR 11 1926

ROMANISCHE FORSCHUNGEN

ORGAN

FÜR ROMANISCHE SPRACHEN, VOLKS- UND MITTELLATEIN

BEGRÜNDET VON PROF. DR. KARL VOLLMÖLLER

HERAUSGEGEBEN

VON

RUDOLF ZENKER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK.

XXXIX. Band, 3. Heft.

Inhalt.

	Seite
Fahrenheim, Wolfgang, Das Naturgefühl in Honoré d'Urfés Astrée . .	315—432
Zenker, Rudolf, Die Chanson d'Isembart und Joseph Bédiers Epentheorie	433—480

(Ausgegeben im Dezember 1925.)

GEDRUCKT MIT UNTERSTÜTZUNG DER NOTGEMEINSCHAFT DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT.

ERLANGEN.

Verlag von Junge & Sohn.

1925.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Naturgefühl in Honoré d'Urfés Astrée[1]).

Von

Wolfgang Fahrenheim.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Einleitung (D'Urfés Leben und Werke)	318
2.	Die älteren Urteile über das Naturgefühl in der *Astrée*	325
3.	D'Urfés Weltbild	327
4.	Die Natur in Gleichnis und Metapher	329
5.	Die Naturbeseelung	337
6.	Die Einsamkeit	343
7.	Tages- und Jahreszeiten	352
8.	D'Urfés Landschaften	362
9.	Die Fernsicht in der *Astrée*	374
10.	Das Gebirge	384
11.	Das Meer	397
12.	Das Wasser	405
13.	Der Wald	407
14.	Der Garten	412
15.	Der Spaziergang	418
16.	Gesicht und Gehör	420
17.	Ergebnisse der Untersuchung	428

Verzeichnis der benutzten Literatur.

Ch. Banti, *L'Amynthas du Tasse et l'Astrée d'H. d'Urfé. Paris 1895.*

A. Biese, *Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888.*

A. Biese, *Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie. Leipzig 1896.*

A. Biese, *Zur Literatur der Geschichte und der Ästhetik des Naturgefühls. II. Das Naturgefühl im Mittelalter und in der Neuzeit. Ztschr. f. vgl. Literaturgesch. Neue Folge Bd. XI, S. 211ff.*

1) Das Thema wurde bereits behandelt durch Herrn cand. phil. Hermann Flöricke aus Magdeburg, der auf Grund seiner Arbeit im Jahre 1913 in der philosophischen Fakultät der Universität Rostock promovierte. Herr Flöricke ist aber im Jahre 1918 gestorben, ohne seine Dissertation dem Druck übergeben zu haben; auf eine Anfrage bei den Hinterbliebenen wegen des Manuskriptes erfolgte keine Antwort. Die vorliegende Arbeit, gleichfalls Rostocker Dissertation (1924) — als solche aber nicht im Druck — ist von der des Herrn Flöricke gänzlich unabhängig.

Digitized by Google

N. Bonafous, *Etudes sur l'Astrée et sur H. d'Urfé. Paris 1846.*
Le Breton, *Le roman au XVIIe siècle. Paris 1890.*
Joh. Buls, *Das Naturgefühl bei Saint-Amand. Diss. Rostock 1913.*
J. Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien. 11. Aufl., besorgt von L. Geiger. Leipzig 1913.*
Dubois-Reymond, *Rousseau und Friedrich II.* In: *Deutsche Rundschau 1879 (XIX)* S. 257 ff.
Ehrenreich, *Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen. Leipzig 1910.*
E. Fährmann, *J.-J. Rousseaus Naturanschauung. Progr. Plauen i. V. 1899.*
J. v. Falke, *Der Garten, seine Kunst und Kunstgeschichte. Stuttgart 1899.*
P. Falkenberg, *Der Garten und seine Entwicklung. Rostocker Rektorats-Rede. 1899.*
W. Fischer, *Honoré d'Urfé's Sireine and the Diana of Montemajor. Modern Language Notes 28 (1913) p. 166—169.*
O. Flake, *Der französische Roman und die Novelle. Leipzig 1912.*
L. Friedländer, *Darstellungen aus d. Sittengesch. Roms. Leipz.[8] 1910. II. Teil. S. 191—274.*
W. Friedländer, *Claude Lorrain. Berlin 1921.*
W. Ganzenmüller, *Das Naturgefühl im Mittelalter. Leipzig 1914.*
A. Gazier, *Le sentiment de la nature avant J.-J. Rousseau.* In: *Revue d'Histoire littéraire de la France* I, 700 ss. *Paris 1894.*
B. Germa, *L'Astrée d'H. d'Urfé. Toulouse et Paris 1904.*
J. Gramm, *Die ideale Landschaft, ihre Entstehung u. Entwicklung. Freiburg 1912* (besprochen v. M. Semrau in der *Ztschr. f. Ästhetik* 1913 p. 653—655).
A. Grisebach, *Der Garten, eine Geschichte seiner künstlerischen Gestaltung. Leipzig 1910.*
J. Haas, *Über die Anfänge der Naturschilderung im franz. Roman (Rousseau, Bernardin de St.-Pierre. Chateaubriand), Ztschr. f. franz. Sprache u. Lit. XXVI,* S. 1 ff. *Berlin 1904.*
H. Hauvette, *Littérature italienne.[2] Paris 1910.*
R. Hennig, *Die Entwicklung des Naturgefühls, Schriften der Gesellschaft f. psychol. Forschung. Samlung IV, Heft 17, Leipzig 1912.*
A. v. Humboldt, *Kosmos. Stuttgart 1847.*
F. Kammerer, *Studien zur Geschichte des Landschaftsgefühls im 18. Jahrhundert. Berlin 1909.*
Klatt, *Über Landschaftsschilderung. Ztschr. f. Ästh. XVI.* 1921 S. 18—34.
H. Koerting, *Geschichte des franz. Romans im 17. Jahrh. Leipzig* 1885—87.
M. Kuttner, *Das Naturgefühl der Altfranzosen u. sein Einfluß auf ihre Dichtung. Diss. Berlin* 1889.
A. Lang, *Custom and Myth. London 1910.*
G. Lanson, *Histoire de la litt. française[11]. Paris 1909.*
Derselbe, *Choix de lettres du 17 e siècle[10]. Paris 1913.*
A. Lefranc, *Le roman français au XVIIe siècle. Revue des Cours et Conférences 25. 26.*
L. de Loménie, *Etudes sur la litt. romanesque en France I. Le Roman jusqu'à l'Astrée. Revue des deux mondes XII. 1857. II. L'Astrée et le roman pastoral. Revue des deux mondes XVI. 1858.*

Digitized by Google

F. Lotheißen, *Gesch. der franz. Literatur im 17. Jahrh.*[2] *Wien 1897.*
Malte-Brun, *La France illustrée III (Loire). Paris 1882.*
H. Marcus, *Landschaft und Seele. Ztschr. f. Ästhet.* XVI 1921, S. 201—209.
Derselbe, *Zur ästhet. Wesensbestimmung der Landschaft. Ztschr. f. Ästhet. IX. 1914.*
J. Marsan, *La pastorale dramatique en France à la fin du 16e et au commencement du 17e siècle. Paris 1905.*
D. Mornet, *Le sentiment de la nature en France de J.-J. Rousseau à Bernardin de St.-Pierre. Paris 1907.*
Derselbe, *Le Romantisme en France au XVIIIe siècle. Paris 1912.*
R. Pagenstecher, *Über das landschaftliche Relief bei den Griechen. Heidelberg 1919.*
Derselbe, *Die Landschaft in d. Malerei des Altertums. Neue Jahrb. für das klassische Altertum.* 1921 S. 271 ff.
A. Pischinger, *Der Vogelsang bei den griech. Dichtern des klass. Altertums. Progr. Eichstätt* 1901.
F. Ratzel, *Über Naturschilderung. 3. Aufl. (Volksausg.) München-Berlin* 1911.
O. C. Reure, *La vie et les oeuvres d'Honoré d'Urfé. Paris* 1910.
C. Reynier, *Le roman sentimental avant l'Astrée. Paris* 1908.
E. Rohde, *Der griechische Roman*[3]. *Leipzig* 1914.
E. Rundstroem, *Das Naturgefühl Rousseaus im Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte des Naturgefühls überhaupt. Diss. Königsberg* 1907.
Samter, *Die Religion der Griechen. Leipzig* 1914.
F. Stroloke, *Das Tönende in der Natur bei den franz. Romantikern. Diss. Königsberg* 1911.
F. van Tieghem, *La littérature européenne au XVIIIe siècle. Groningen* 1920.
P. Toldo, *George Sand et ses romans. Ztschr. f. franz. Spr. u. Lit.* XLVI. 1920.
Vigné, *Le sentiment de la nature au XVIIe siècle. Mercure de France* VII. 1920.
J. Voigt, *Das Naturgefühl in der Literatur der franz. Renaissance. Berlin* 1898. *(Berl. Beiträge zur germ. u. rom. Philologie* XV. *Roman. Abt.* Nr. 8.)
E. Werner, *Die Darstellung des Empfindungslebens in der Astrée des H. d'Urfé. Diss. Würzburg* 1920.

Ich benutzte die Ausgabe der *Astrée*, die sich auf der Universitäts-Bibliothek in Göttingen befindet:

Ire	*Partie*	*Paris* 1612.	843	Seiten.
IIe	„	„ 1610.	892	„ .
IIIe	„	„ 1631.	1221	„ .
IVe	„	„ 1627.	1343	„ .
(Ve	„)	*La Conclusion et dernière partie d'Astrée par le Sr. Baro. Paris 1632.*	985	Seiten.

Von Textausgaben nenne ich nur folgende:

Dante Alighieri, *La divina Commedia, comm. da Scartazzini. Milano 1911.*
Francesco Petrarca, *Rerum vulgarium fragmenta. Bibl. romanica 12—15.*
Ronsard, *Les Amours commentées par Marc Antoine de Muret. Nouvelle Edition publiée d'après le texte de 1578 par Hugues Vaganay. Paris 1910.*
Sannazaro, *Arcadia, ed. Michele Scherillo. Torino 1888.*

Digitized by Google

Einleitung.

Bevor ich das Thema selbst in Angriff nehme, dürfte es sich empfehlen, über das Leben und die Werke *Honoré d'Urfés,* dieses einst so gefeierten Dichters, in Kürze zu orientieren. Wenn wir uns über das Naturgefühl eines Autors ins klare kommen wollen, so ist es gewiß wünschenswert zu erfahren, wo sich sein Leben abgespielt hat, welche Gegenden ihm aus persönlichem Augenschein bekannt waren und möglicherweise bei seinen Schilderungen vorgeschwebt haben. Meine Darstellung gründet sich im wesentlichen auf das treffliche Werk von C. C. Reure.

Honoré d'Urfés Leben.

Honoré d'Urfé wurde im Jahre 1567 [1]) während eines Besuches seiner Mutter bei ihrem Bruder in Marseille geboren. Seine eigentliche Heimat war das Forez, eine Ebene, welche ein Nebenflüßchen der Loire — der Lignon — in zahlreichen Windungen durchfließt. Das fruchtbare Ländchen wird umrahmt von einer langen Kette von Hügeln und niedrigen Bergen, über die weithin sichtbar zwei Bergspitzen sich erheben, der Mont d'Uzore und der Mont Verdun.

Hier im Forez besaß die Familie d'Urfé ein Schloß, *le Château de la Bastie,* das freilich mehr einer eleganten Renaissance-Villa als einem alten Herren-Schlosse glich. Von hier aus kann der Blick weithin schweifen über das Land, dem Honoré in seinem großen Roman, der *Astrée,* ein so schönes Denkmal gesetzt hat.

C'est le pays de l'Astrée, arrosé par le Lignon qui court dans des vallons tantôt ouverts et tantôt resserrés, ou serpente en rase campagne. Des prairies, de plantureux froments, de bouquets de bois, des clochers qui cherchent les hauteurs, de jolies coteaux adossés aux montagnes du Forez. Le Mont d'Uzore et Mont Verdun ressemblent à d'énormes écueils solitaires jetés au-dessus de la plaine. Il est facile, l'Astrée à la main, de suivre les nonchalentes promenades des personnages du roman, qui cheminent à petits pas de Chalain au couvent des vierges de Bonlieu, de Boën au Pont de la Bouteresse, descendant quelquefois jusqu'à Feurs [2]).

Die Urgeschichte der Familie ist recht dunkel. Urfé selbst glaubte, seine Familie sei aus Schwaben eingewandert. Er schreibt in der Préface zum I. Teil: *ce pays (le Forez) où ceux dont je suis descendu, depuis leur sortie de Suobe, ont vécu si honorablement par tant de siècles.* In das Licht der Geschichte tritt das Haus Urfé erst im

1) Nicht 1568, wie *de Loménie* p. 625 schreibt. Der Tag der Geburt steht nicht fest, nur der Tag der Taufe: der 11. Februar. Da gewöhnlich am Tage der Geburt oder am folgenden Tage getauft wurde, wird der Dichter wohl am 10. oder 11. Februar geboren sein.

2) Reure p. 3.

Digitized by Google

15. Jahrhundert. Im Jahre 1410 wurde *Guichard d'Urfé* zum *bailli* des Forez ernannt, ein Amt, das in der Familie erblich geworden ist.

Jacques d'Urfé, Kammerherr Heinrichs III., heiratete 1554 Renée von Savoyen aus dem erlauchten Geschlechte der *Lascari.* Dieser Ehe entsprossen 12 Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter. Der zweitjüngste Knabe erhielt in der Taufe den Namen *Honoré.*

Aus der Liebe, mit der Honoré sein Heimatland in seinem großen Roman schildert, darf man entnehmen, daß er im Forez eine sehr glückliche Kindheit verlebt hat. Für seine Entwicklung sind die Jahre, die er in dem kulturell hochstehenden Kreise seiner Familie verlebte, von größter Bedeutung gewesen. Hier erwarb er sich auch, angeregt durch die erlesenen Kunstschätze, die die Familie gesammelt hatte, jenes sichere Urteil in Kunstfragen, das an so manchen Stellen der *Astrée* hervortritt, und das in dieser Zeit, wo etwas wie Kunstkritik in Frankreich noch nicht existierte, doppelt bemerkenswert ist.

Kaum 13 Jahre alt, trat Honoré in den Malteser Orden ein. Mit 16 Jahren war er schon längere Zeit Schüler der berühmten Jesuitenschule zu Tournon. Der Lehrplan dieser Schule umfaßte, mit Ausnahme der Lehre vom Recht und der Medizin, alle Gebiete des damaligen Wissens. Vor allen Dingen wurde Gewicht darauf gelegt, daß die Schüler mit der antiken Philosophie sowie mit der antiken, der italienischen und der spanischen Dichtung wohl vertraut wurden. Hier erwarb sich Honoré eine feine geistige Bildung und die ungewöhnlichen Kenntnisse, die er später in seinen Werken so ausgiebig verwendet hat. Nach dem Zeugnis des Bischofs von Belly, Camus, *il était fort versé en la philosophie et en l'histoire; il avait les Mathématiques en un haut point, avec la cognoissance des langues latine, grecque, italienne, espagnole et allemande* [1]).

Mit 17 Jahren hat Honoré Tournon verlassen und ist zurückgekehrt nach La Bastie, wo er in der wundervollen Bibliothek, welche die literarisch von jeher interessierte Familie angelegt hatte, seine Bildung erweiterte und vertiefte.

La Bibliothèque de la Bastie était bien telle qu'on la conçoit chez un homme du monde qui aime les lettres, et qui cherche dans les livres tantôt un enseignement, tantôt un délassement. Peu de livres de théologie pure et peu de livres latins; mais de la morale usuelle, de l'histoire, des chroniques en prose et en vers, de la politique, des armoriaux, des traductions d'auteurs grecs, latins et italiens . . .[2])

1) *Esprit du B. François de Sales* VI, 119.

2) Reure p. 13/14.

Digitized by Google

Aber Honoré sollte nicht lange der Muße pflegen: die Wirren der Liga brachen aus. Das Forez gehörte zur Liga, und Honoré zählte bald zu ihren eifrigsten und ausdauerndsten Verfechtern[1]). Tapfer und klug, bekam er wichtige militärische Posten, mußte aber bald einsehen, daß er für eine verlorene Sache kämpfte. Nach manchen Wechselfällen — er wurde zeitweise in Feurs gefangen gesetzt — befreit, durch einen Freund verraten und wieder gefangen, wandte er nach seiner Freilassung Frankreich den Rücken und ging ins Bugey, in das Land des Herzogs von Savoyen, wo er in schriftstellerischen Arbeiten das bittere Ende seiner kriegerischen Erlebnisse zu vergessen suchte.

Hier im Bugey, das den spitzen Winkel ausfüllt, den die Rhone zwischen Genf und Lyon bildet, in der Nähe von Virieu le Grand, kaufte er sich ein ganz bescheidenes Schlößchen mit Namen *Senoil* oder *Senoy*[2]). Hier, in der Einsamkeit des Jura-Gebirges, verbrachte er die nächsten Jahre seines Lebens, ganz mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Gelegentlich nur führte ihn eine Reise nach Virieu le Grand, nach Chambéry, nach Turin und nach Mailand.

Einmal hatte d'Urfé auch Gelegenheit, seine militärischen Erfahrungen im Dienst des Herzogs von Savoyen zu verwerten. Durch die kleine „*expédition de la Maurienne*“[3]) lernte d'Urfé — das ist für die vorliegende Arbeit von Interesse — die Alpen zwischen der Isère und dem Arc auf das genaueste kennen.

Das Verhältnis d'Urfés zu dem Herzog wurde immer vertrauter. Dieser fand mehr und mehr Gefallen an dem geistreichen und gebildeten Franzosen. Er ernannte ihn zum *chambellan ordinaire, capitaine des gardes et de cent chevaux-légers, colonel général de sa cavalerie et infanterie française.* Diese Gunstbezeugungen hatten freilich den Nachteil, den Dichter, der in den Augen Heinrichs IV. schon ein halber Savoyarde war, dem Hofe noch mehr zu entfremden. Doch wurde diese Spannung durch die Aussöhnung Savoyens mit Frankreich gelöst, und d'Urfé war bald ein in Paris und Turin gleich gern gesehener Gast.

Im Jahre 1600 kehrte er nach Frankreich zurück und heiratete seine Schwägerin, *Diane de Châteaumorand,* die durch den Übertritt

1) Im Gegensatz zu seinem älteren Bruder Anne d'Urfé, der in das Lager der Royalisten übertrat, als Heinrich IV. sich zum katholischen Glauben bekannte.

2) Das Haus ist nicht erhalten.

3) Reure p. 69.

Digitized by Google

Anne d'Urfés in den geistlichen Stand nach geltendem Recht verwitwet war.

Von dem mit Urfé befreundeten Advokaten Patru[1]) wurde erzählt, Honoré hätte sich in Diane, die Braut seines Bruders Anne, verliebt. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, hätte sein Vater ihn nach Malta geschickt; aber diese Kur wäre vergeblich gewesen. Er hätte Diane — jetzt die Frau seines Bruders — weiter geliebt und sie schließlich nach Auflösung der Ehe durch den Papst geheiratet.

Nach Bonafous[2]) wäre der größte Teil dieser Geschichte Dichtung. Wie aus einem Datum, das Patru angibt, hervorgeht, war Honoré 8 Jahre alt, als sein Bruder heiratete; von Liebe kann also noch nicht gut die Rede sein. Außerdem hört man von einer Reise nach Malta sonst nichts. Das einzig Sichere ist Honorés Vermählung mit Diane.

Reure ist nicht so skeptisch wie Bonafous. Er glaubt, daß der im 17. Jahrhundert angenommenen Tradition ein wahrer Kern zugrunde liegt. Patru, den er für eine durchaus glaubwürdige Persönlichkeit hält, hat nach Reures Ansicht nur die Daten verwechselt. Nicht 1575, sondern 1585 muß es heißen. Als Honoré 1585 mit 18 Jahren Tournon verließ, hat er die 24jährige, strahlend schöne Frau seines Bruders kennengelernt. In dem natürlich nahen Verkehr stand das Herz des Jünglings bald in Flammen. Blieb Honoré auch stets in den durch die Sitte und durch die Stellung Dianens gegebenen Grenzen, so hielt man doch eine Reise für angebracht.

Für die Reise nach Malta spricht:

1. Das Zeugnis Patrus.
2. Die Tatsache, daß der Dichter uns in seiner *'Sireine'* die genaue Beschreibung einer Abreise nach Malta gibt.
3. In der *Astrée* I, 4 beschließt *Alcippe,* der Vater *Céladons,* um diesen von der Liebe zu Astrée zu heilen, ihn zu verheiraten mit *Malthée,* der Tochter des *Florelle.* Sollte dieser seltsame Name ohne Absicht erfunden worden sein?

Gegen die Reise nach Malta spricht nicht, daß man von einer solchen Reise nichts weiter hört. Man hatte damals keinen Grund, sich um die Schicksale des gänzlich unbekannten Honoré zu kümmern.

1) Patru, *Eclaircissements sur l'histoire de l'Astrée,* in seinen *Oeuvres diverses 2 vols. Paris 1696—1700.*

2) Bonafous p. 34 ff.

Digitized by Google

Im Jahre 1599 wurde die Ehe Annes für null und nichtig erklärt, und Honoré konnte seine Schwägerin heiraten. Am 15. Februar 1600 *'contrat de mariage fut passé entre puissant seigneur Honoré d'Urfé . . . et puissante dame Diane de Châteaumorand'* [1]).

Diane war eine glänzende Erscheinung. Loys Papon sagte von ihr [2]): *'une perle de son temps, en élégance de perfections désirables aux dames d'honneur, et fluide éloquence, aux discours de toute vertu'.*

Honoré hat also nicht — wie der Klatsch behauptete — geheiratet, um seiner Familie die reichen Besitzungen der *Châteaumorand* zu sichern. Als der Jüngling Tournon verließ, hat ihn eine tiefe Neigung zu Diane erfaßt. Der *'Sireine'*, äußerlich eine Umdichtung der *Diana* des *Montemayor*, ist nichts als die Geschichte seiner jungen Liebe, der er dann in der *Astrée* das schönste Denkmal gesetzt hat. Als Honoré seinem väterlichen Freunde Etienne Pasquier den ersten Teil der *Astrée* schickte, schrieb er ihm:

cette bergère que je vous envoie n'est véritablement que l'histoire de ma jeunesse, sous la personne de qui j'ai représenté les diverses passions ou plutôt folies qui m'ont tourmenté l'espace de cinq ou six ans.

Und Pasquier, der mit den Gefühlen des Freundes vertraut war, antwortete:

Quoi! vous n'avez donc pas voulu par vos mains me faire part de votre beau livre d'Astrée craignant que je vous visse rougir, pour être l'histoire de vos jeunes amours que vous appelez folies? . . . Je vois un Céladon qui êtes vou mêmes . . .

Dem breiten Publikum gegenüber verschweigt d'Urfé allerdings, daß persönliche Erlebnisse dem Roman zugrunde liegen. Er war zu sehr Weltmann, um seine tiefsten Gefühle offen zu zeigen. Er gesteht nichts, er leugnet nichts und hat so über sein Werk jenen pikant-geheimnisvollen Schleier gebreitet, der die Neugierde der Leser immer wieder angestachelt hat.

Das junge Paar bezog zunächst das Schloß *Châteaumorand,* das auf der Grenze des Forez und des Bourbonnais liegt. Reure, der das Schloß und die Umgebung als Kind dieses Landes besonders gut kennt, beschreibt es folgendermaßen [3]):

Malgré la mutilation qu'il a subie au dix-huitième siècle, Châteaumorand est toujours une des plus belles habitations du Forez; mais il ne faut pas le séparer de son magnifique jardin. Au pied du bastion plein de verdure et de fleurs sur lequel est bâti le château, une vaste pelouse, des groupes d'arbres disposés avec art, un bois de vieux tilleuls, une longue avenue de marroniers, un étang, presque un lac, où les arbres viennent baigner leur feuillage.

1) Reure p. 99.

2) Reure, *Les emblèmes d'Anne d'Urfé,* p. 31, zitiert nach Reure p. 114.

3) Reure p. 110/111.

Digitized by Google

Der Aufenthalt dort wurde zu Beginn des Jahres unterbrochen durch eine Reise nach dem berühmten Wallfahrtsort Loretto, nahe Ancona, an der Küste des Adriatischen Meeres.

Im Jahre 1607 treffen wir den Dichter mit seiner Frau in Paris, wo er die Veröffentlichung des I. Teiles der *Astrée* überwachte. Den Winter 1607/08 verlebten die Gatten in Châteaumorand, und kehrten im Februar 1608 wieder nach Paris zurück, um dort zwei Jahre zu bleiben. Wir erfahren nicht, in welchen Kreisen d'Urfé dort verkehrte; bekannt ist nur, daß der allgewaltige Malherbe, als er d'Urfé in einem schöngeistigen Kreise traf, diesem mit erfrischender Offenheit seine mäßigen Verse vorwarf [1]).

Es ist anzunehmen, daß d'Urfé im Jahre 1610, als das Publikum sich auf den II. Teil der *Astrée* stürzte, ein gern gesehener Gast in den Kreisen der Hauptstadt gewesen ist, *qui se piquaient de culture.* Dafür spricht auch der Umstand, daß er in dieser Zeit von dem ersten Porträtmaler, van Dyck, gemalt wurde.

1611 reiste d'Urfé im Auftrage der Regentin Maria dei Medici nach Turin, um mit dem Herzog von Savoyen zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit überschritt er zweimal die Alpen.

Im Jahre 1614 trennte der Dichter sich von seiner Gattin. Das anfangs sehr herzliche Verhältnis war allmählich kühler geworden — hauptsächlich durch die Schuld Dianes, deren ungleiche, launische Gemütsart den Umgang mit ihr erschwerten. Es kam hinzu, daß die im Verhältnis zu Honoré sehr reiche Diane gelegentlich taktlos genug war, ihren Gatten dies fühlen zu lassen. Außerdem war die Ehe kinderlos.

Alles dies bestimmte Honoré, sich von seiner Frau zu trennen [2]). Doch sagt Reure [3]): *ce fut une séparation à l'amiable, sans scandale et sans éclat, honnête selon les idées du siècle.*

Honoré zog sich zurück nach *Virieu le Grand.* Reure schreibt über das Land [4]):

Le pays, en son ensemble, est plus pittoresque que riant; l'aspect en est sévère et même triste; rien qui ressemble moins aux calmes horizons et aux rives du Lignon. Mais Urfé a cent fois promené ses rêveries le long de l'Arène, à la Cras, sur les hautes pentes des alpages; on a cru reconnaître, dans une source voisine de Virieu, la fontaine des Aliziers, où Diane et Sireine se font leurs adieux et se promettent un éternel amour.

1) *Segraisiana, La Haye,* 1722 in-12 p. 145. Zitiert nach Reure p. 138.
2) Geschieden konnte die Ehe nach kanonischem Recht nicht werden.
3) p. 171.
4) p. 174.

Digitized by Google

Während der letzten Jahre seines Lebens hielt d'Urfé — nun eine europäische Berühmtheit — sich vom Hofe und von Paris fern. Besonders gern weilte er in Virieu und in Turin; daneben sind Reisen ins Forez und nach Châteaumorand so häufig, daß man eine Aussöhnung mit seiner Frau annehmen muß.

Kurz vor seinem Tode griff Honoré d'Urfé — gleich seinem Helden Céladon ein wahrer *chevalier sans peur et sans reproche* — auf des Königs Ruf noch einmal zu den Waffen. Frankreich, Piemont und die Republik Venedig hatten sich vereinigt, um die Spanier aus dem Veltlin zu vertreiben, einem Tal, das die Adda kurz vor ihrem Eintritt in den Comer See bildet [1]).

In dem kurzen Feldzug hat d'Urfé eine glänzende Rolle gespielt. Bald nach Beendigung dieses Feldzuges, im Jahre 1625, wurde der Dichter lungenkrank. Er ließ sich nach Villefranche bei Nizza bringen, wo er bald starb. Bei der Trauerfeier, die in Turin abgehalten wurde, rief ihm ein italienischer Chronist folgende schöne Worte nach [2]):

Passo all'altro mondo, in Villa franca, Onorato d'Urfé, morto di malattia, e grandemente pianto da tutti, si per la sua grande bontà di vita, come per l'acutezza dell'ingegno e notizia delle belle lettere, e talenti manifestati da lui nell'Astrea, che molti leggono con grande soddisfazione. Il di lui corpo fu portato a Torino a seppelire.

Seine sterblichen Überreste wurden dann ins Forez gebracht. Er bekam seine letzte Ruhestätte an den Ufern des Lignon, den er so sehr geliebt hatte.

Die *Astrée* erschien in den Jahren 1607—1628.

1607 erschien in *Paris* bei *Toussaint du Bray* der I. Teil des Romans *'les douze livres d'Astrée'* ohne Autornamen, der aber allgemein bekannt war [3]).

1610 erschien die 2. Auflage des I. Teils und der II. Teil mit dem Namen des Verfassers. Der Erfolg scheint groß gewesen zu sein; denn schon im Jahre

1) Uns Deutschen sind die damaligen Verhältnisse im Veltlin besonders bekannt aus der schönen Novelle *'Jürg Jenatsch'* von C. F. Meyer.

2) Gioffredo, *Storia delle Alpi maritime*, in: *Monumenta historiae patriae. Scriptores.* Turin 1839, in-f. col. 1836. *Cf. Lettres de Peirex aux frères Dupuy. Paris 1888 fl°. 7 vols in-4°* VI, p. 200 *(lettre du 15 juin 1625)*, zitiert nach Reure p. 352.

3) Koerting (S. 82) und Junker, Französische Literatur 1912 (S. 302) geben irrtümlicherweise das Jahr 1610 als Erscheinungsjahr des I. Teils an.

Digitized by Google

1612 erschien der 1. Band einer Ausgabe *L'Astrée divisée en 3 parties.* Aber der 3. Band erschien nicht. D'Urfé vertröstete den Verleger und versprach baldige Lieferung des III. Teils. Daraufhin erschien

1616/17 eine Neuauflage *en 3 parties.* Aber wieder wartete alle Welt vergeblich auf den III. Teil. Endlich, auf das Erscheinen eines Raubdruckes hin,

1619 kam der III. Teil heraus.

Von dem IV. Teil erschienen 1624 zunächst 5 Bücher, die d'Urfé aber wieder einziehen ließ. Nach d'Urfés Tode veröffentlichte sein Sekretär Baro 1627 den so gut wie sicher von d'Urfé selbst verfaßten vollständigen IV. Teil und schrieb (1628) selbst einen V. Teil als *conclusion 'composée sur les vrais mémoires de feu Mre Honoré d'Urfé'*, wie der Titel sagt.

Die älteren Urteile über das Naturgefühl in der Astrée.

Die Frage nach dem Naturgefühl in der *Astrée* harrt — wie aus der folgenden Zusammenstellung hervorgeht — noch der Lösung.

Bonafous (1846) findet in der *Astrée* warmes Naturgefühl (p. 22):

D'Urfé se plaît à décrire avec un enthousiasme qui ne peut s'expliquer que par la vivacité des premières impressions de l'enfance ces rives fortunées, ces collines ondoyantes, ces forêts silencieuses qui furent le théâtre de ses premiers jeux. Il était déjà sur le déclin de sa vie et il s'était volontairement exilé loin de la France, lorsqu'il écrivait ces belles descriptions du Forez avec toute la fraîcheur d'une imagination naissante et ce je ne sais quoi de vrai et de senti que l'on ne trouve que dans les tableaux de ceux qui peignent d'après nature. p. 26: Si H. d'Urfé a si bien décrit les beautés de la nature, c'est que les premières impressions de sa vie avaient laissé de profondes traces dans ses souvenirs et formé pour ainsi dire son âme aux douces émotions de la vie pastorale.

De Loménie (1858) rühmt die Naturschilderungen d'Urfés besonders begeistert, p. 600:

Au point de vue . . . des tableaux de la nature . . . l'ouvrage nous présente un progrès très remarquable. p. 473: On a souvent remarqué et avec raison que les descriptions de la nature n'étaient pas le beau côté de la litt. française au 17e siècle. Ce n'est que très accessoirement, très superficiellement que quelques prosateurs et quelques poètes de cette époque s'inspirent des beaux aspects, des grands spectacles de la terre et des cieux, mais si ce genre d'inspiration n'a pas été plus répandu alors, ce n'est pas la faute de d'Urfé, car dès le début du siècle, il a montré le parti qu'on en pouvait tirer. — Si d'Urfé n'était qu'un paysagiste exacte, quoique

Digitized by Google

ce mérite ne se rencontre guère avant lui dans notre littérature, il n'y aurait peut-être pas lieu d'insister beaucoup sur ce point; à ce mérite l'auteur de l'Astrée en joint un autre, plus rare encore de son temps et que le 19e siècle a quelquefois revendiqué comme lui appartenant exclusivement: il a peint la nature non seulement avec vérité mais avec émotion.

p. 480: Rappelons au moins que c'est à d'Urfé qu'appartient l'honneur d'avoir introduit dans le roman le sentiment de la nature.

Lotheissen [1]) (1884) sagt I, S. 133: „wie nüchtern klingt es, wenn d'Urfé fern von seiner Heimat den Roman beginnt: —" oder III, S. 371:

H. d'Urfé lebte fern von seiner Heimat und dachte ihrer mit Sehnsucht; aber aus seiner Beschreibung hört man keinen Ton der Klage oder sehnsüchtiger Stimmung. Er spricht einfach, in schön abgerundeten Sätzen, aber nüchtern.

H. Koerting (1887) setzt sich S. 34 mit Victor Cousin auseinander:

Victor Cousin (*La société française* II, 301. 1873) behauptet, das 17. Jahrh. habe Naturgefühl besessen. Allein die Landschaftsschilderungen in den Romanen und der ganze Hirtenroman, die er als Beispiele aufführt, können eher das Gegenteil dartun. — Der Pastoralroman stellt die idyllische Staffage in den Vordergrund und gibt als Szenerie immer nur die nämliche süßliche Gartenlandschaft mit dem rauschenden Bache oder der Quelle, grünen Wiesen und einigen Büschen und Bäumen. Wahres Naturgefühl erzeugt liebevolle Detailmalerei; diese aber fehlt dem Roman des 17. Jahrhunderts vollständig.

Biese (*Entwicklung des Naturgefühls,* 1888) spricht von d'Urfé nur kurz S. 246:

H. d'Urfé schreibt seine berühmte, vielübersetzte Astraea; aber diese Hirten sind keine Menschen [2]), und die Landschaft selbst ist keine Natur.

André le Breton (1890) handelt S. 1—30 von der *Astrée,* erwähnt aber das Naturgefühl nicht.

A. Gazier (1894) schreibt p. 70 ff.:

Les bergeries d'un d'Urfé et les plates imitations qui en ont été faites déplaisent aux lecteurs délicats; on ne voulait plus lire ces auteurs

‚Qui dans leur cabinet assis au pied des hêtres Faisaient dire aux échos des sottises champêtres' [3]).

Fährmann (1899) S. 57:

Die Entwicklungsstufe Rousseaus wird ersichtlich, wenn man rückwärts schauend ihn vergleicht . . . mit d'Urfé, dessen vorgeblich treue, auffallend genaue, lokale und individuelle Landschaft allem Anschein nach nur sein Landsmann Laprade entdecken konnte.

---

1) Bespr. von Biese in d. *Ztschr. f. vergleich. Literaturgesch.* 11 (1897) S. 215.
2) Vgl. dagegen die Arbeit von Werner.
3) Nach Boileau, Satire IX, 259/260.

Digitized by Google

Germa (1904) schreibt p. 190:

D'Urfé aime l'imitation exacte de la nature dans ses plus petits détails ce qui suppose l'observation personnelle et directe, une étude consciencieuse du sujet.

Haas (1904) bemerkt, daß er d'Urfés Roman nicht gelesen hat, glaubt sich aber gleichwohl zu folgendem Urteil berechtigt (S. 1): „Vor der Nouvelle Héloïse existiert die Naturschilderung im französischen Roman nicht".

Marsan (1905) sagt p. 273:

Il célèbre son pays de Forez, les eaux claires du Lignon qui s'attardent parmi les prairies coupées de saulaies et de bosquets de chênes; le grand rocher de Montverdun dominant la plaine.

Rundstroem (1907) S. 20 findet in den Naturschilderungen der *Astrée* nichts als Nachbildungen.

Reure (1910) beschränkt sich darauf festzustellen, daß in der *Astrée* wahres Naturgefühl zum Ausdruck kommt, p. 184:

D'Urfé avec ce sens de la nature qui lui fait une place à part entre nos écrivains du 17e siècle.

p. 256:

D'Ufré a peint la nature avec sincérité et avec exactitude; chose assez rare et qui le sera plus encore sous Louis XIV.

Auf derselben Seite:

Ce pays (le Forez) qui lui avait laissé d'ineffaçables souvenirs, Urfé l'a décrit non seulement avec justesse, mais avec l'émotion d'un homme qui a laissé là sur cette terre ignorée ce qu'il y a eu de plus doux dans sa vie.

O. Flake (1912) handelt von d'Urfé nur kurz. Er sagt S. 44:

In der Liebe des hochadeligen, gebildeten d'Urfé zu seiner Heimat, dem Forez mit den Wassern des Lignon, die er zum Schauplatz seiner Schäferdichtung macht, spiegelt sich etwas von seinem lyrischen Charakter wieder, aus ihr entsteht der Roman organisch und erlangt dadurch nicht zum wenigsten seine Macht über die Leser.

Hennig (1912) erwähnt in seiner zusammenfassenden Arbeit d'Urfé nicht. — Auch in der ganz oberflächlichen Spezialstudie von Vigné (1920) wird d'Urfé übergangen.

D'Urfés Weltbild.

Von der Welt als Ganzem spricht d'Urfé nur an wenigen Stellen. Der Dichter stellt sich in der *Astrée* auf den Boden der von der Kirche gebilligten Anschauung, daß die Erde als Mittelpunkt der Weltschöpfung anzusehen ist. Das geht hervor aus den ersten vier Versen der *Monde d'amour* betitelten, recht frostigen Stanzen.

Digitized by Google

II, 476:

> Amour, grand artisan, a fait un autre monde.
> La terre, c'est ma foi, qui n'a nul mouvement,
> Et comme l'Univers sur la terre se fonde,
> Ma foi de ce beau Monde est le sûr fondement[1]).

Diese Welt ist von Gott, dem gallischen Gott (Tautates), erschaffen: (III, 362): *Le grand Tautates, qui par amour a fait tout cet Univers.* Diese Liebe des Schöpfers offenbart sich dem Dichter aus der Herrlichkeit alles Geschaffenen; wie könnte diese Welt so schön sein, wäre sie nicht von Gott aus Liebe zu seinen Geschöpfen, ihnen allen zur Freude erschaffen worden?

Heidnische Anschauungen trägt d'Urfé vor, wenn er von dem Tempel spricht, der allein des Tautates würdig ist: IV, 378:

(Les Romains ont fait bâtir des temples) mais nos Druides nous enseignent que la Majesté du grand Tautates est si grande, que l'Univers seul est le Temple digne de sa grandeur, . . . et cela est cause que tous nos sacrifices sont faits dans les boccages sacrés, et non point sous autre toit que celui des cieux[2]).

---

1) Es ist wahrscheinlich, daß diese Verse auch die Anschauung d'Urfés wiedergeben. Die Lehre des Kopernikus (1473—1543) hatte sich nicht durchsetzen können. Galilei wäre wegen derselben Lehre noch 1632 beinahe der Inquisition verfallen. St. Amand steht auf demselben Standpunkt wie d'Urfé. In seinem *Moïse sauvé*, I, 101, heißt es:

> *O Terre bienheureuse! encor que la nature*
> *Jadis de l'Univers ordonnant la structure,*
> *Par un decret occulte aux humains jugements*
> *T'ait mise le plus bas de tous les elemens.*

2) Daß hier der Dichter durchaus im Einklang mit seinen eigenen Gefühlen spricht, zeigt ein Vergleich mit der schönen *Prière du matin*, einer Perle seiner religiösen Dichtungen:

> *I. Grand principe de tout, soleil dont les lumières*
> *Vont donnant la clarté au grand flambeau du jour,*
> *De tes divins rayons désille mes paupières,*
> *Et me rends éclairé des feux de ton amour.*
>
> *II. Esprit saint et sacré, dont les divines flammes*
> *Dissipent les erreurs dont nous sommes couverts,*
> *Donne jour à nos yeux et l'amour à nos âmes,*
> *Pour chanter la grandeur du Roi de l'Univers.*
>
> *III. Grand Dieu! que les effets de tes faits sont étranges!*
> *La terre t'appartient, ouvrage de tes mains,*
> *Et ce palais d'Azur, la retraite des Anges,*
> *Fut bâti de tes doigts pour le bien des humains.*

Digitized by Google

Hierhin gehört auch das Gebet des Flaminen IV, 1095:

O Père très grand . . . Esprit, gardien et créateur du monde, Destin dont l'ordre des choses dépend: Nature qui produit tout, Providence qui pourvoit tout, Univers qui est partout.

Das Gefühl für die großartige Erhabenheit des festen Gesetzen gehorchenden Universums kommt hier schön zum Ausdruck.

Auch aus den preziösen Worten V, 701, *les doux regards que le Soleil envoie, quand il est amoureux de la Terre*, geht das Gefühl des Dichters für die Schönheit dieser Erde hervor.

D'Urfé besaß ein ausgesprochen religiös gestimmtes Naturgefühl; das zeigen deutlich seine religiösen Dichtungen, vor allem die Nachahmungen der Psalmen. Man kann aber nicht sagen, daß religiöses Naturgefühl in der *Astrée* irgendwie eine Rolle spielte, dazu stehen die angeführten Stellen in dem großen Roman zu vereinzelt.

Die Natur in Gleichnis und Metapher.

Entsprechend der Neigung der Menschen, abstrakt Gedachtes in plastisch Geschautes umzusetzen, d. h. in Bildern zu denken, ist das Gleichnis immer ein besonderer Schmuck der dichterischen Sprache gewesen.

Was bezweckt der Dichter mit dem Gleichnis? Er will das weniger Sinnfällige durch ein Bild sinnfälliger machen, er will eine Vorstellung durch eine andere ihr ähnliche, dem Hörer oder Leser bekanntere, verstärken. Um dies zu erreichen, kommt es darauf an, daß erstens Dinge zur Vergleichung herangezogen werden, die dem Leser so vertraut sind, daß der beabsichtigte Eindruck sich ohne weiteres einstellt, zweitens daß der Künstler Bildkraft und Phantasie genug besitzt, den zum Vergleich herangezogenen Gegenstand lebendig und eindrucksvoll hinzustellen. Auch die ästhetische Seite des Gleichnisses muß der Künstler bedenken. Wenn in

IV. Ôte donc de nos yeux ce bandeau d'ignorance
Qui entretient la nuit de notre aveuglement,
Et comme le soleil à paraître commence,
Ce soit pour t'adorer et craindre seulement.

Zitiert nach Reure p. 58.

Die Paraphrasen *sur divers psaumes* finden sich als Anhang mit eigener Seitenzahl in einer Ausgabe des *Sireine, Paris 1618 chez Jean Micard.* Einige dieser Dichtungen wird man finden in den *Oeuvres poétiques choisies d'H. d'Urfé par* G. Michaut, Paris 1909. Die meisten Gedichte dieses Bandes sind der *Astrée* entnommen.

Digitized by Google

Chrestiens *Cligés* 1032 eine Dame von der Liebe sagt: *Qu'or an sai plus que bués d'arer,* so ist das geschmacklos.

Plastisch muß der Vergleich sein. Das kann er nur sein, wenn der Dichter das zum Vergleich herangezogene Bild sich seelisch völlig zu eigen gemacht hat. Ist das nicht der Fall, wird das Gleichnis matt, ohne Überzeugungskraft bleiben. So darf man sagen: wählt der Dichter zum Vergleich Bilder aus der Natur und malt er sie uns getreu und lebensvoll, so zeigt er dadurch Naturgefühl. Was vom Gleichnis gilt, gilt in vielleicht noch höherem Grade für die Metapher. „Erst in ihr spricht sich die ganze Tiefe der Naturempfindung, deren der Mensch fähig ist, aus“ [1]).

Große Dichter haben durch treffende Gleichnisse und Metaphern die Kraft ihrer Sprache aufs höchste gesteigert. Welche Fülle wundervollster Bilder steigt vor uns auf beim Klange der Namen Homer, Dante, Shakespeare, Goethe!

Die Zeugnisse für die Fähigkeit Homers, die Natur zu beobachten, „finden sich zumeist in Gleichnissen“ [2]).

Nicht anders ist es bei Shakespeare. Treten wir an die Gleichnisse der *Astrée* heran, in der Erwartung, in ihnen vor allem d'Urfés Naturgefühl, wenn solches überhaupt vorhanden ist, lebendig zu finden, so werden wir recht enttäuscht. Der Grund liegt darin, daß die großen Dichter gerade durch die Kraft ihrer Gleichnisse den kleineren Geistern eine Gefahr geworden sind; diese begnügten sich oft damit, die plastischen Bilder der Großen zu kopieren. So wurde, was bei dem einen lebensvolles Bild gewesen war, bei dem Nachahmer allmählich zur leblosen Floskel, zur Schablone.

Unter den Großen ist besonders Petrarca in seinen Bildern viel nachgeahmt worden. Läßt der Meister das Unlebendige mancher Bilder durch seine herrliche musikalische Kunst vergessen, bei den Nachahmern werden dieselben Vergleiche, des Zaubers der melodiegetränkten Verse Petrarcas entbehrend, oft unerträglich. Leider gilt das auch für Honoré d'Urfé. Doch müssen wir, um gerecht zu sein, gleich sagen, daß die meisten Gleichnisse dieser Art sich im V. Teil finden und wohl auf Rechnung Baros zu setzen sind.

Daß der Geliebte mit der Sonne verglichen wird, mag noch hingehen, wenngleich Petrarca nur die Geliebte, Laura, mit der

1) Kuttner, p. 23. Aristoteles, *Poet.* 2. cap. 22.
2) Georg Finsler, *Homer*[2] 1914, p. 73.

Digitized by Google

Sonne vergleicht [1]); aber die Metapher wirkt doch allzukühn und ist wenig geschmackvoll, wenn Astrée V, 51 sagt:

ce qui me désespère c'est que depuis que mon soleil s'est jeté dans l'onde, il n'en est jamais sorti.

Wörtlich Petrarca entnommen ist der Vergleich V, 157:

L'éclat de toute cette puissance meurt devant nos armes, comme on voit disparaître la clarté d'une petite étoile à l'arrivée du Soleil [2]).

V, 241 heißt es:

comme il commençait de baiser sur les lèvres de Silviane les roses qu'Amour lui présentait alors sans épines.

Oder V, 429:

les fleurs que la Nature avait mises sur ton visage.

Dasselbe Bild finden wir 16 Seiten später V, 445:

les roses mourants sur ton visage.

Der Vergleich des Busens mit einer Lilie wird ausgeführt in einer Villanelle V, 448. Der bei Petrarca so häufige Vergleich der Augen mit der Sonne [3]) findet sich preziös gewandt V, 836:

les yeux d'Astrée étaient riants et si clairs qu'ils pouvaient être mis en comparaison avec cet Astre, qui donne le jour et la vie à l'univers [4]).

Der einzige Vergleich im V. Teil, der seinen Zweck erfüllt, scheint mir folgender, allerdings sehr naheliegender zu sein: V, 656:

Olimbre partit sur l'entrée de la nuit, mais à peine eut-il été une heure ou deux en chemin, (er kreuzte auf dem Mittelmeer) qu'il commença de découvrir le port, et peu à peu à distinguer quelques petites lumières semblables aux étoiles du Firmament, qui lui firent juger qu'il n'était pas beaucoup éloigné de la ville.

Die ersten vier Teile schneiden besser ab. Zwar sind sie von konventionellen Vergleichen nicht frei; so heißt es z. B. ganz à la Petrarca in dem Sonett III, 1017 von der schlafenden Geliebten:

---

1) *Sest.* I. Strophe 3 (Ausg. der *Bibl. Rom.* Nr. 22, p. 34. Son. 74 [Nr. 95]).

2) Son. 182 (Nr. 218):

Col suo bel viso sol dell' altre fare
Quel che fa'l di delle minori stelle.

Dasselbe Bild gebraucht auch Poliziano in seinen *Rispetti spicciolati* X. (Ausg. v. Carducci p. 236):

Così spegne costei tutte le belle,
Come'l lume del sol tutte le stelle.

3) Canz. III, 3 Str. Canz. VII. Son. 84. Son. 194. 195.

4) Vgl. Sannazaro p. 296:

Le rose non han più quel color vivido
Poi que'l mio sol nascose i raggi lucidi.

Digitized by Google

Ils étaient pris d'un sommeil otieux
Ces deux soleils, et clos sous la paupière;
Mais leurs rayons avaient trop de lumière
Pour ne ravir et n'éblouir mes yeux.

Die spitzfindige Auseinandersetzung III, 978 scheint mir jeden Gefühles zu entbehren:

c'est le propre du Soleil de commencer et de limiter les jours, et vous êtes le soleil de tous ces rivages . . . Quand le soleil ne se voit plus, c'est la nuit . . . car, mon âme ni mes yeux ne reconnaissant point d'autre soleil qui leur éclaire que votre beauté et vos perfections, il est certain que tant que je ne serai point privé de cette lumière et de ce soleil, il n'y aura point de nuit pour moi . . .

Überschwänglich heißt es in der lüsternen Szene[1]) III, 939:

jamais la neige n'égala la blancheur du tetin, jaimais pomme ne se vit plus belle dans les vergers d'amour.

Hierher gehört das Gedicht IV, 464, das poetisch die Natur in Beziehung setzt zu einem Schäfer und einer Schäferin:

I. Arbres qui toujours vers
Dédaignez les hivers,
Comme vous est mon coeur
En méprisant toute extrême rigueur.

II. Rocher d'éternité
A jamais arrêté,
Filinte est comme toi
Dans les lienx d'une éternelle foi.

III. Neiges de qui les eaux
S'écoulent en ruisseaux,
Pressé de mes malheurs,
Mon coeur aussi s'écoule tout en pleurs.

IV. Et vous sommets chenus,
Jusqu'au ciel parvenus,
Vous êtes bien plus bas
Que les desseins de mon coeur ne sont pas.

V. Glaçons qui résistez
Aux soleils des étés,
Avec plus de froideurs,
Delphine encor s'oppose à mes ardeurs.

---

1) Szenen der Art, wie diese, wo der als Mädchen verkleidete Celadon die Geliebte im Bett bewundert, sind in d'Urfés Roman völlig Ausnahme. D'Urfé wollte bessernd wirken und ist immer darauf bedacht, „die Gesetze echter, natürlicher Sittlichkeit in Ehren zu halten", H. Koerting p. 110: *la vertu la plus sévère règne aux bords du Lignon.* Reure, *préface.*

Digitized by Google

VI. Désert qui ne produits
Jamais herbes ni fruits,
Delphine à qui la sert
Est tout de même un stérile désert.

VII. Et bref en quelques lieux
Que je tourne les yeux,
Partout je n'apperçois
Que le portrait de Delphine et moi. (Sic — lies: de moi).

Wenn auch für unser Gefühl der Vergleich etwas weit durchgeführt wird (Strophe 6!), so muß man doch sagen, daß die der Natur des Hochgebirges entnommenen Vergleichspunkte voll dichterischer Schönheit sind. Ist es nicht ein eigenartiger, reizvoller Gedanke, die Treue der Schäferin zu vergleichen mit den wie für die Ewigkeit aufgetürmten Felsen, oder seine Pläne höher fliegen zu lassen als die himmelan ragenden Berggipfel! Auch wenn der Dichter die Gletscher, die selbst den Strahlen der Sommer-Sonne widerstehen, mit der Kälte des Mädchens vergleicht, so ist das außerordentlich anschaulich. Überhaupt darf man sagen, daß diese Vergleiche Zeugnis davon ablegen, daß der Dichter ein offenes Auge für die Natur und ihre Erscheinungen hat.

Der *'chenus'* zugrunde liegende Vergleich[1]) mit Haaren findet sich auch sonst. Vor allem wird das Laub der Bäume gern mit Haaren verglichen. I, 136:

un boccage . . . dont les cheveux n'ayant jamais été tondus par le fet (sic), à cause que le bois est dédié à Diane.

II, 171:

les crins aigus de ces plantes hautaines.

Es finden sich auch sonst Vergleiche, die eigene Beobachtung verraten und wenig landläufig sind. So heißt es — freilich etwas hausbacken — I, 17:

tout ainsi que la pierre qui roule continuellement, ne se revêtit jamais de mousse, mais plus d'ordure et de salleté, de même votre légerté se peut bien acquérir de la honte, mais non jamais de l'amour.

Ganz poetisch wird der immer mehr anwachsende Schmerz der Schäferin verglichen mit einer Lawine. III, 309:

comme la neige en roulant sur d'autre s'amoncelle et s'agrandit.

Wunderschön scheint mir aber folgender Vergleich zu sein. II, 626:

1) Der uns ungewohnte Vergleich war schon im Altertum gebräuchlich, vgl. Salvianus, *De gubernatione dei* 7,2: *regio crinita messibus.* Cassiodor, *Var.* XI. 14.

Digitized by Google

Le plaisir qui se lit en mon visage (sagt Celadon) est comme ces soleils d'hiver qui se lèvent tard et se couchent à bonne heure, et qui à la vérité apportent bien le jour, mais avec de si épaisses nuées que la clarté ni la chaleur ne s'en voit ni s'en ressent guère.

Die schwermütige Stimmung wird durch dies schöne, einen echten Dichter verratende Bild vortrefflich gesteigert.

Auffallend oft und ausschließlich in den ersten vier Teilen (!) finden sich Vergleiche mit fließendem Wasser. Sehr schön wird der Wechsel aller Dinge mit dem dahineilenden Wasser verglichen. IV, 64:

de fortune (Diana) s'en alla sur le même endroit du rivage de Lignon, où l'accident de Céladon était advenu, . . . Après s'y être donc assise, et que sans dire mot elle eut longuement tenu l'oeil sur le courant de la rivière, sans faire autre action qui donnât connaissance de vie, que celle de respirer. En fin, revenant comme d'une profonde létargie, et jetant un grand soupir: 'Ainsi, dit-elle, vont courant dans le sein de l'oubli toutes les choses mortelles!' Et là s'étant tue quelque temps, après elle reprenait ainsi: 'O que celui-là était bien véritable, qui disait que jamais une même personne ne passa deux fois une même rivière[1]), puisque non seulement depuis que je suis sur ce rivage, l'eau que je vois couler n'est pas la même qui coulait quand je suis arrivée, mais hélas! ni moi-même, je ne suis pas la même Diane que j'étais, quand je suis venue ici.'

Die melancholische Stimmung Dianas wird hier durch den philosophisch durchgeführten Vergleich sehr anschaulich gemacht. Ich finde hier ein schönes, wenn auch etwas sentimentales Seelengemälde und werde durchaus nicht[2]) an den kalten philosophischen Stil der *Epîtres morales* erinnert.

Konventionell wird derselbe Vergleich I, 98 durchgeführt:

Il est vrai que c'est d'eux (des yeux), dont naissent tous les jours
Aux moindres de leurs traits quelques nouveaux amours.
Mais à quoi sert cela, si comme de sa source
L'eau soudain qu'elle y naît, incontinent s'enfuit?
De même aussi l'Amour d'une soudaine course
S'enfuit loin des yeux, quoiqu'il en soit produit.

---

1) Man wird bei dem Ausdruck an Goethe erinnert. In dem Gedicht 'Dauer und Wechsel' (Hempel-Ausg. I, 77) heißt es:

Gleich mit jedem Regengusse
Ändert sich dein holdes Tal,
Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweiten Mal.

Letzten Endes gehen beide Fassungen wohl zurück auf Heraklit. „In denselben Fluß können wir nicht zum zweitenmal hinabsteigen, weil er inzwischen ein anderer geworden ist." Deußen, *Philos. der Griechen.* Leipzig 1911. S. 97.

2) Wie Werner p. 39, 40.

Digitized by Google

Breit, mit mehreren hübschen Vergleichspunkten wird I, 342 das Bild ausgeführt:

I. Cette source éternelle,
Qui ne finit jamais,
Mais qui se renouvelle
Par des flots plus épais,
Ressemble à ces ennuis dont le regret m'oppresse:
Car comme elle sans cesse
D'une source féconde au malheur que je sens,
Ils s'en vont renaissant.

II. Puis d'une longue course,
Tout ainsi que ces flots
Vont éloignant leur source,
Sans prendre nul repos,
Moi par divers travaux, par mainte et mainte peine,
Comme parmi l'areine
Se froissant à grands coups, l'onde s'en va courant,
Mon mal je vais pleurant.

III. Et comme vagabonde
Murmurant elle fuit,
Quand l'onde dessur l'onde
A long flot elle bruit;
De même en me plaignant de ma triste aventure,
Contre Amour je murmure:
Mais que me vaut cela, puisqu'il faut qu'à la fin
Je suive mon destin?

Das Gedicht II, 499 klingt reichlich preziös und mutet mehr wie ein technisches Kunststück an:

Céladon se compare à la rivière de Lignon.

I. Rivière que j'accrois couché parmi ces fleurs,
Je considère en toi ma triste ressemblance,
De deux sources tu prends en même temps naissance,
Et mes yeux ne sont rien que deux sources de pleurs.

II. Tu n'as point tant de flots que je sens de malheurs,
Si tu cours sans dessein, je sers sans espérance,
En des sommets hautains, ta source se commence,
D'orgueilleuses beautés procèdent mes douleurs.

Nicht sehr tiefes, aber ansprechendes Naturgefühl enthält der Vergleich der Schönheit eines jungen Mädchens mit der noch nicht erschlossenen Rose III, 103 [1]):

1) Freilich darf man hier nicht an Ronsards kleines Meisterwerk denken, doch kommt es uns hier ja nicht auf die poetische Fassung, sondern auf das sich in dem Gedicht offenbarende Naturgefühl an.

Digitized by Google

Aussi j'aime la beauté
Qui comme nouvelle rose,
Sous les rayons de l'été,
N'est encore bien éclose.

Aus der Pflanzenwelt zieht d'Urfé noch den Efeu gern zum Vergleich heran; einmal in herkömmlicher Weise III, 1171:

Faites comme le lierre
L'ormeau de son bras enserre,
Qu'elle soit jusqu'au trépas
En mes bras[1]).

In ganz anderer Weise wendet der Dichter dieses Gleichnis vom Efeu in den Versen I, 401 an: *Sur une trop prompte morte:*

Comme à son arbre étant serré
Du tronc mort n'est point séparé
L'heureux lierre,
Pour le moins me fût-il permis,
Vif auprès d'elle d'être mis
Dessous la pierre!

Der merkwürdig gesuchte und abstruse Gedanke wird durch den Vergleich treffend wiedergegeben.

Den Vergleich mit dem zitternden Laube II, 810 finden wir schon im Altfranzösischen[2]).

Zum Schluß sei zitiert die 1. Strophe einer Stanze IV, 876: *Sur le déplaisir d'un départ:*

Le bonheur des amants d'une aile trop légère
S'enfuit d'eux aussitôt qu'il a commencement,
Semblable à la clarté du foudre messagère,
Dont la vie et la mort se font dans un moment.

Einen ganz kurzen Augenblick mit dem Aufleuchten eines Blitzes zu vergleichen, ist uralter Brauch. Dichterisch besonders schön empfunden scheint mir der 1. Teil der Strophe zu sein: wie ein leichtbeschwingter Vogel entflieht das Glück der Liebe. Ähnlich III, 14 der Beginn eines Sonetts: *Mon coeur t'élevant d'un vol trop téméraire*[3]).

1) Der Vergleich mit dem Efeu findet sich bei Petrarca; in der französischen Literatur zuerst bei Ronsard. „Der Efeu umschlingt brünstig den Stamm der Eiche und scheint ihn zu küssen." (Voigt, p. 28.) Ebenso Du Bellay I, 123 Efeu-Ulme. Bemerkenswert ist, daß d'Urfé die Form *ormeau* — junge Ulme, Rüster, gebraucht; er setzt damit den jungen Baum in Vergleich zu der jungen Schäferin.

2) *Mon cuer tranble plus que une feuille* (*La Passion de J.-Christ*). Oder Elie de St. Gilles 2037: *Se li tranble li cors con fuelle de lorier.*

3) Die gleiche Metapher finden wir auch in dem bekannten Lied aus Carmen: Ja, die Liebe hat bunte Flügel, solch einen Vogel fängt man schwer.

Digitized by Google

Mit dieser schönen Metapher schließe dieser Abschnitt, in dem wir neben vielen erborgten, vielen reizlosen Bildern auch manches Bild gefunden haben, das in seiner einfachen, wahren Art von dem Naturgefühl d'Urfés Zeugnis ablegt.

Die Naturbeseelung.

Wird schon im Gleichnis und besonders in der Metapher die Natur zu dem Menschen in Beziehung gesetzt, so geschieht dies in noch höherem Maße in der Naturbeseelung. Der Mensch begnügt sich nicht mehr damit, Eigenschaften eines Tieres, einer Blume mit einer menschlichen Eigenschaft zu vergleichen, sondern er geht dazu über, der außermenschlichen Natur eine menschliche Seele beizulegen. Diesen Schritt haben die Menschen erst spät, erst als Kulturmenschen getan.

Freilich ist die Beseelung der belebten, wie unbelebten Natur (man denke an Mythus und Märchen) allen Menschen von niederer Kultur geläufig. Daß das Kind dem Balken, an dem es sich den Kopf gestoßen hat, einen Schlag versetzt, um sich zu rächen, ist eine bekannte Erscheinung. Das Kind fühlt in diesem Augenblick in dem Balken eine Seele, einen Willen, der ihm schaden will. Es betrachtet ihn, wenn es ihn schlägt, als seinesgleichen und behandelt ihn dementsprechend. Der Naturmensch beseelt die Natur wie das Kind. Er „stellt sich nicht vor", daß sie belebt ist, sondern er betrachtet die Dinge, von denen ihm irgendeine Kraft auszugehen scheint, als den Sitz einer Seele. Die Naturbeseelung geht in diesem Falle nicht von dem Menschen als Subjekt aus, sondern die Außenwelt wirkt so mächtig auf ihn ein, daß er überall feindliche oder freundliche Wesen sich unter der Maske der Dinge gegenübertreten sieht; er ist deshalb selbst als Objekt diesen Mächten gegenübergestellt. Die Griechen empfanden ähnlich. Jeder Berg, jeder Bach, jede Höhle war ihnen der Sitz einer Seele, einer Gottheit, mächtiger als sie, deren Gunst sie durch Gebet und Opfer zu erringen suchten[1]).

Von dieser Einstellung zur Natur bis zu der des Dichters, wenn er sagt:

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu —

1) Vgl. Samter p. 3 ff. Ehrenreich p. 65 ff. A. Lang, *Fetishism. and the infinite*, p. 212—242.

Digitized by Google

ist ein weiter Weg. Hier geht die Beseelung vom Subjekt aus. Nicht Kräfte der Natur sind es, die der Mensch wirken fühlt, nein, er verleiht den Dingen für Augenblicke eine Seele, sei es zum poetischen Spiel, sei es aus dem Bedürfnis eines übervollen Herzens heraus, sich mitzuteilen.

Ohne geistige Reife und das Gefühl der Unabhängigkeit der Natur gegenüber ist das, was wir unter Naturbeseelung verstehen, nicht möglich; der Mensch muß sich als Herr fühlen. Die Natur ist nicht mehr die Gottheit, der man nur in Anbetung nahen darf, sie ist zum teilnehmenden Freund geworden, der uns erzählt und unser Jubeln und Klagen anhört. Nie wäre ein primitiver Mensch auf den Gedanken gekommen, eine Geschichte niederzuschreiben: „Was mir der Wald erzählte". Auch der Gedanke, der Natur eine an Freud' und Leid teilnehmende Seele zu geben, konnte erst dem auf hoher geistiger Stufe stehenden freien Individuum einfallen. Daher finden wir in primitiven Zeiten und auch im Mittelalter, das die freie Persönlichkeit noch nicht kannte, diese moderne Naturbeseelung nicht.

In Italien wurde der moderne Mensch geboren. Dort zuerst „erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches" [1].

„Die Italiener sind die frühesten unter den Modernen, welche die Gestalt der Landschaft als etwas mehr oder weniger Schönes wahrgenommen und genossen haben." [2])

Da lernte der Mensch, in eine ganze Landschaft wie in ihre einzelnen Teile eine Seele einzufühlen; „sie hat zwar keine Seele, ... aber sie weist eine individuelle Mischung allgemeiner Eigenschaften auf; ... so könnte sie — lautet die unbewußte Logik der ästhetischen Einfühlung — wie das Individuum eine Seele haben [3])."

Ist so geistige Kultur für die dichterische Naturbeseelung unerläßliche Vorbedingung, so führt doch ein allzu einseitig auf Ausbildung des Geistes gerichtetes Gesellschaftsideal gleichzeitig von der Natur weg. Der Ruf nach dem geistig freien Individuum löst dieses aus dem Kreise der Natur heraus und bringt es zur ihr in Gegensatz.

1) Burckhardt, I, p. 145.
2) Ib. II, p. 16.
3) H. Marcus, *Ztschr. f. Aesthetik*, IX. Bd. 1. Heft 1914, p. 109/110.

Digitized by Google

Die Neigung der Dichter, die Natur zu beseelen, nimmt in dem Maße, wie sie sich von der Natur entfernen, zu.

Wer hier geltend machen wollte, daß diese moderne Naturbeseelung des Kulturmenschen im Munde von kulturarmen Schäfern etwas Ungereimtes sei, der sei darauf aufmerksam gemacht, daß wir es bei Sannazaro, Tasso und d'Urfé so wenig wie bei Vergil mit wirklichen Schäfern zu tun haben. D'Urfé betont das ausdrücklich III, 992:

les bergers de cette contrée ne sont pas bergers par nécessité, et pour être contraints de garder leurs troupeaux, mais pour avoir choisi cette sorte de vie, afin de vivre avec plus de repos et tranquillité, et d'effet ils sont parents et alliés à la plus grande part des Chevaliers, et des Druides de nos états.

Und I, 195:

prendrez-vous plaisir d'ouir discourir un jeune berger, qui n'a rien de villageois que le nom et l'habit?

Wie die Sprache nichts Urwüchsiges hat, sondern zierlich und geleckt ist, wie man sie von einem höfisch gebildeten Manne erwartete, so deutet die stereotype Naturbeseelung nicht darauf hin, daß die Menschen in besonders innigem Einklang mit der Natur leben; sie ist vielmehr ein Zeichen dafür, daß man sich eines gewissen Entfremdetseins von der Natur schmerzlich bewußt ist und glaubt, den Abstand so überbrücken zu können.

Ob dies Gefühl bei d'Urfé bestimmend war, oder ob er einfach seine Vorbilder nachahmte, ist schwer zu entscheiden. Eins ist sicher: je mächtiger in einem Dichter echtes Naturgefühl ist, desto mehr wird er sich vor übertriebener Naturbeseelung hüten. Hier ist wieder ein Vergleich der ersten vier Teile mit dem V. Teil lehrreich. 16 Beispielen in den ersten vier Teilen zusammengenommen, stehen allein im V. Teil 33 Beispiele gegenüber.

Wer nicht viel Eigenes zu sagen hat, wird sich enger an die Vorbilder anschließen. Ist die Naturbeseelung bei Baro häufig, so verwendet er sie immerhin noch sparsam im Vergleich mit Italienern wie Petrarca, Sannazaro, Poliziano und Tasso. Umgekehrt ist es bei d'Urfé vielleicht erlaubt, einen Schluß *ex silentio* zu ziehen und zu sagen, daß ihn sein Naturgefühl von übertriebenem Gebrauch solcher Mätzchen zurückhielt, zumal wir auch qualitativ einen Unterschied zwischen Teil I—IV und Teil V werden feststellen können.

Die Beseelung der Natur als schaffender Kraft ist nicht allzu häufig. Von Gott ist sie eingesetzt, um alles hervorzubringen. 'Mutter Natur' nennt d'Urfé sie jedoch nirgends. IV, 1095:

Digitized by Google

O Père très grand . . . Créateur du monde, Destin dont l'ordre des choses dépend: Nature qui produits tout, Providence qui pourvoit tout, Univers qui est partout.

Überall spürt man ihr Wirken: II, 494:

on dirait que la Nature a pris plaisir d'embellir ce lieu.

V, 82:

une grotte que la Nature et l'Art avaient creusé dans le rocher.

V, 600:

un petit gazon que la Nature avait couvert d'un peu de mousse.

Sie liegt allem Wechsel zugrunde III, 21:

La Nature en changeant se rend belle là-bas.

Von dem schönen Forez heißt es IV, 474:

et la Nature, à tant de graces, n'ayant pas voulu être avare de ce qui pourrait embellir le lieu, y a fait sourdre des fontaines.

V, 83:

ces bois en tout temps aimés de la nature.

Ganz farblos heißt es V, 397:

la première horreur que me présenta la Nature parmi des bois.

In einer Vilanelle V, 448 lesen wir:

Quelques beautés que la Nature
Donne à la naissance des fleurs
Et quelques aimables couleurs
Dont elle imite la peinture, (!!)
Rien n'est beau comme les lis
Qui sont au sein de Phillis.

Pantheistische Gedanken finden sich an mancher der zitierten Stellen, so III, 362; IV, 1095; IV, 378.

Beseelung der Sonne finden wir im V. Teile 5 mal; doch läßt der preziös gedrechselte Gedanke eigentlich nirgends Naturgefühl durchschimmern. V, 54:

Astrée s'alla remettre auprès de ses compagnes, où elle reçut insensiblement le Sommeil, qui ne la quitta qu'après que les premiers rayons du Soleil (jaloux des contentements que ce Dieu goûtait, enfermé dans les plus beaux yeux du monde) entrèrent dans la chambre pour l'en faire sortir.

Ähnlich geistreichelnd heißt es V, 184:

ils se firent de si grandes caresses, qu'il semble que le Soleil en voulut être témoin, puisqu'en ce moment il commença de dorer les montagnes de la clarté de ses rayons.

Ganz preziös V, 246:

ils furent enfermés dans une tour, dont les cachots étaient si horribles, que le Soleil même eût eu honte d'en approcher.

Digitized by Google

Ähnlich V, 374:

mon dessein était . . . d'aller après cela finir mes jours en quelque solitude, où le Soleil même eut honte de me visiter.

Nicht übel dagegen bemerkt d'Urfé von der Sonne I, 373:

la curiosité du Soleil est si grande qu'encore entre les diverses feuilles il trouve passage à quelques-uns de ses rayons.

D'Urfé erreicht seinen Zweck; man sieht, wie einzelne Sonnenstrahlen durch das Laubdach blinzeln.

Auch dem Zephir wird eine Seele beigelegt in dem schönen Sonnett II, 172:

I. Doux Zéphir que je vois errer folatrement
Entre les crins aigus de ces plantes hautaines,
Et qui pillant des fleurs les plus douces halcines
Avec ce beau larcin vas tout l'air parfumant.

II. Si jamais la pitié te donna mouvement,
Oublie en ma faveur ici tes douces peines:
Et t'en va dans le sein de ces heureuses plaines,
Où mon malheur retient tout mon contentement.

Im V. Teile wird der Zephir wiederholt bemüht. V, 181:

(elle se mit) dans son antre que les Zéphirs avaient appris à visiter depuis qu'elle y avait soupiré ses peines.

V, 582:

les Zéphirs se disposent à soupirer ma disgrace.

Trocken klingt V, 709:

les Zéphirs qui seront mes confidents.

V, 448:

Zéphire envieux de mon aise,
Ne soupire plus que pour eux,
Et dans son transport amoureux
Il va disant quand il les baise,
Amour, que j'aime les lis
Qui sont au sein de Phillis.

Auch hier wirkt die einfache, dichterisch schöne Ausdrucksweise d'Urfés viel stärker als die kalten, modischen Wendungen Baros.

Diese Beispiele mögen genügen; man wird deren mehr finden in Stellen, die an anderen Orten besprochen werden. Nur zwei Stellen seien hier noch mitgeteilt, weil in ihnen alte primitive Naturbeseelung anklingt. Beide handeln von geheimnisvollen Kräften, die in der Natur wirksam sind. V, 409 wird der alte, damals noch weitverbreitete Glaube an die Kraft der Sterne erwähnt: *un misérable, sur qui les Astres ont versé toutes leurs mauvaises influences.* Sehr viel poetischer und origineller ist die Erzählung von dem Zauberkraut,

Digitized by Google

das tief im Walde wächst und die Kraft hat, die Menschen in die Irre zu führen. II, 320:

et lors s'enfonçant davantage dans le bois, il (Silvandre) perdit tellement toute connaissance du chemin qu'il fut contraint d'avouer qu'il ne savait plus où il était. Cela procédait d'une herbe sur laquelle il avait marché que ceux de la contrée nomment l'herbe de fourvoiement parce qu'elle fait égarer et perdre le chemin depuis qu'on a mis pied dessus[1]).

Sehr häufig wird der beseelten Natur eine passive Rolle zugewiesen: sie wird von den Menschen zur Vertrauten ihrer Gefühle gemacht. Da die Menschen ihre Zuflucht nur in Augenblicken besonders gesteigerten Gefühlslebens zur Natur zu nehmen pflegen, und da von großen Leidenschaften hauptsächlich die Liebe die treibende Kraft der Handlungen in der *Astrée* ist, so beschränkt sich dieser innige Verkehr mit der Natur vorzüglich auf die Liebenden. Diese beichten den Bäumen und Flüssen ihre Leiden und Freuden und suchen Trost und Mitgefühl in der Natur.

Aus der Fülle der Beispiele seien einige besonders kennzeichnende herausgegriffen.

Der Liebende kann sich oft gar nicht genug tun, alle möglichen Teile der Natur anzurufen, so IV, 201 *rochers . . . glaçons . . . sources!* V, 83 *rochers . . . eaux . . . bois!* Und die Natur ist mitleidiger als die Geliebte: V, 83:

Si je dis aux rochers que ton humeur farouche
Se plaît en mes douleurs,
Touchés par les soupirs qui sortent de ma bouche,
Ils me donnent des pleurs . . .
Ces eaux qui dans l'horreur de mille précipices
Roulent incessamment,
S'arrêtent à ma voix pour ouir les supplices
— — — — — — — — — — — — —
Et ces bois en tout temps aimés de la Nature
Ne me refusent pas
Quelques fruits, d'où prenant un peu de nourritture
J'éloigne mon trépas[2]).

1) Wir haben es hier mit einem alten Märchenmotiv zu tun. Das „Farnkraut" heißt im Thüringerwalde „Irrkraut" . . . „Wenn man, ohne es zu sehen, darüber schreitet, so macht es irre und wirre, und man kennt weder Weg noch Steg mehr, selbst wenn man auf den bekanntesten Stellen des Waldes ist. Um das Irregehen zu verhüten oder aufzuheben, muß der Wanderer sich niedersetzen und die Schuhe wechseln, oder wenn es ein Frauenzimmer ist, die Schürze abbinden und umgedreht anbinden, alsdann weiß man wieder den rechten Weg." Jacob Grimm, *Deutsche Mythologie*[4], Göttingen 1844. Bd. II., S. 1161.

2) Wie wirksam bei der Anrede an die Natur das Beispiel der italienischen Dichter gewesen ist, geht aus dieser Zusammenstellung hervor:

Digitized by Google

II, 625:

Belle onde de Lignon! . . . Campagnes!
Forêts solitaires! . . . Echo! . . . Air rempli de soupirs!

Den Blumen der Geliebten gelten folgende Verse III, 312:

Belles fleurs que le Ciel de tant de grace honore
Qu'heureuses vous serez en un si beau séjour!
Vous mourrez, il est vrai, mais sur l'autel d'Amour
Autel où tous les coeurs voudraient mourir encore.

Weitere Beispiele wird man im folgenden Abschnitt über die Einsamkeit finden, der sich mit diesem so eng berührt, daß es nicht möglich ist, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen.

Die Einsamkeit.

Biese sagt in seinem schönen Buch über die Entwicklung des Naturgefühls p. 149: „Liebe zur Einsamkeit und Sinn für Naturschönheit bedingen oder steigern sich immer gegenseitig." Dieser Satz ist so allgemein ausgesprochen nicht richtig. Es ist hier wohl zu unterscheiden, ob ein Mensch sich in die Einsamkeit der Natur flüchtet, um, von Menschen ungestört, die Natur in ihrer Schönheit zu genießen, oder ob es nur ein negatives Gefühl, der Haß auf die Gesellschaft, ist, das ihn der Natur in die Arme treibt. Im ersten

---

Petrarca, *Canz.* VIII (No. 71) *o poggi, o valli, o fiume, o selve, o campi!*
Son. 190 (Nr. 226) *verdi rive, fiorite ombrose piagge.*
Canz. II. 28 (Nr. 356) *monti, valli, paludi e mari e fiume.*
Trionfo d'Am. III, 114. *Fonti, fiumi, montagne, boschi e sassi.*
Sannazaro, *Arcadia* p. 68. *monti, selve, fontane, piagge e sassi.*
do. p. 228. *O dolce primavera, o fior novelli*
O aure, o arbuscelli, o fresche herbette,
O piaggie benedecte, o colli o monti,
O valli, o fiumi, o fonti, o verdi rive.

Tasso, *Aminta* IV, 2 am Ende:
Piagge, addio! addio, selve! e fiumi, addio!
Ger. lib. VI, Str. 103:
E secretari del suo amore antico
Fea i muti campi e quel silenzio amico.

Poliziano, *La Favola di Orfeo.* Ausg. von Carducci p. 99. *Udite, selve, mie dolci parole!*
do. *Rime varie* III. *Monti valli antri colli . . . verdi campagne, ombrosi e folti boschi!*

Digitized by Google

Fall ist der Hang zur Einsamkeit ohne Zweifel gegründet auf ein starkes Naturgefühl, im zweiten braucht dies keineswegs der Fall zu sein [1])

Seit Petrarca war die Flucht in die Einsamkeit Mode geworden. Dieser seiner Zeit merkwürdig vorangeeilte, man darf sagen fast schon ganz moderne Mensch war seit den Tagen des Altertums der erste gewesen, der in der Einsamkeit der Natur den Frieden suchte, den er inmitten der Menschen nicht finden konnte. „Er ist seit den Tagen des Hellenismus der erste Mensch, der mit vollem Bewußtsein den Reiz der Einsamkeit empfindet." (Biese, *Die Entwicklung des Naturgefühls* S. 147.) *'Il a le besoin de fuir la société des hommes et de se réfugier dans la solitude.'* (Hauvette p. 136.) „Der Naturgenuß war für Petrarca der erwünschteste Begleiter jeder geistigen Beschäftigung; auf der Verflechtung beider beruht sein gelehrtes Anachoretenleben in Vaucluse und anderswo, seine periodische Flucht aus Zeit und Welt." (Burckhardt II, 19.) In seinen *Epist. famil.* VII (Ausg. von *Fracassetti*) lesen wir *vol.* I, p. 367: *Interea utinam scire posses, quanta cum voluptate solivagus ac liber, inter montes et nemora, inter fontes et flumina, inter libros et maximorum hominum ingenia respiro* [2]).

In seinem *Canzoniere* bricht die Freude an der Einsamkeit wieder und wieder durch. Berühmt ist ja die 17. Canzone des I. Buches (Nr. 129):

Di pensier in pensier, di monte in monte
Mi guida Amor; ch'ogni segnato calle
Provo contrario alla tranquilla vita.
Se'n solitaria piaggia, rivo o fonte,
Se'n fra duo poggi siede ombrosa valle
Ivi s'acqueta l'alma sbigottita . . .

Bezeichnend beginnt Son. 221 (Nr. 259):

Cercato ho sempre solitaria vita;
Le rive il sanno e le campagne e i boschi [3]).

---

1) Alceste, der starke Anwandlungen fühlt, *'de fuir dans un désert l'approche des humains'*, *Mis.* v. 143 f., denkt ganz gewiß nicht im mindesten daran, sich so „an den liebenden Busen der Natur zu flüchten", im Anblick der Schönheit der Natur Trost zu finden.

2) Vgl. die Zusammenstellung bei Geiger, *Petrarca* 1874, S. 75, Anm. 5, 266.

3) Vgl. auch Son. 31 (Nr. 39). Son. 28 (Nr. 35). Canz. 1 (23). Canz. 6. Sest. 7 (Nr. 237):

sannolsi i boschi
Che sol vo ricercando giorno e notte.

Digitized by Google

Auf Berge steigt er, auf rauhe Gipfel, die selten eines Menschen Fuß betrat, um allein zu sein mit der Natur und seinem Leid um Laura. Am liebsten aber ist er in der Einsamkeit von Vaucluse *am Ufer der* lieblichen Sorgue. Hier findet er die innigsten Worte[1]).

Ganz neu waren zwar solche Töne nicht. Einige Römer, die Petrarca gründlich kannte, hatten bisweilen den Reiz der Einsamkeit lebendig geschildert[2]), aber die verhältnismäßig wenigen römischen Zitate können doch nicht hingereicht haben, um in dem italienischen Dichter solche Begeisterung zu entzünden. Das Meiste verdankt Petrarca sicher sich selber.

Son. 247 (Nr. 288):

Non è sterpe ni sasso in questi monti
Non ramo o fronda verde in queste piagge
Non fior in queste valli o foglia d'erba . . .
Che non sappian quant'è mia pena acerba.

1) Son. 239 (Nr. 280):

Ne giammai vidi valle aver si spessi
Luoghi da sospirar riposti e fidi . . .
L'acque parlan d'amore e l'ôra e i rami
E gli augeletti e i pesci e i fiori e l'erba.

Son. 116 (Nr. 148):

Non Tesin, Po, Varo, Arno, Adige e Tebro
Eufrate, Tigre, Nilo, Ermo, Indo e Gange . . .
Non edra, abete, pin, faggio o ginebro
Poria'l foco allentar, che'l cor tristo ange,
Quant'un bel rio ch'ad ogni or meco piange
Con l'arboscel che'n rime orno e celebro.

Vgl. auch das schon genannte Son. 247 (Nr. 288). Es sei auch daran erinnert, daß Petrarca in Vaucluse sein großes Werk '*De vita solitaria*' schrieb.

2) So schreibt z. B. Properz in der herrlichen Elegie I, 18:

vos eritis testes, siquos habet arbor amores
fagus et Arcadio pinus amica deo.
Ah quotiens teneras resonant mea verba sub umbras
scribitur et vestris Cynthia corticibus!

Auch Cicero schreibt an Atticus: „In der Einöde der Insel Astura . . . stört mich kein Mensch, und wenn ich mich früh morgens in einem dichten und rauhen Wald verborgen halte, verlasse ich ihn vor Abend nicht. Nächst meinem Atticus ist mir nichts so lieb wie die Einsamkeit; in ihr pflege ich meinen Verkehr mit den Wissenschaften". — Aber freilich würde es verkehrt sein, aus diesen Worten eine positive Liebe zum Wald, eine Empfindung für die Schönheit des einsamen grünen Waldes herauszulesen. Dafür fehlte dem Römer das Organ. Was Cicero den „rauhen" Wald lieb macht, ist doch nur, daß er hier in seinen Meditationen von den Menschen nicht gestört wird.

Digitized by Google

Bei seinen Nachahmern wurde leider, was bei ihm innerstes Erleben gewesen war, oft äußerliche Technik, wie z. B. bei Sannazaro, *Arc.* p. 17, vs. 94—105.

Ben sanno questi boschi quanto yo amola,
Sannolo fiumi, monti, fiere e huomini . . .

Schablonenhaft klingt der Zwiegesang der Schäfer Logisto und Elpyno p. 67, 1—12:

Chi vuole udire y mie suspiri in rime;
Et quanti passi tra la nocte e'l giorno
Spargendo indarno vo per tanti campi
Lega per queste quercie et per li sassi,
Che n'è già piena omay ciaschuna valle.

(Elp.) Pastori, ucel, nè fiera alberga in valle,
Che non conosca il suon de le mie rime;
Nè speluncha o caverna è fra li sassi,
Che non rimbombe al mio continuo pianto.

Von den Franzosen huldigt Ronsard, dem ein gewisses persönliches Naturgefühl nicht abgesprochen werden kann, ausgiebig dem Petrarkismus. Er klagt der Natur sein Leid (VI, 307); auch er liebt besonders einsame Wälder und unzugängliche Felsen. I, 7. (Voigt, S. 21—32). Ihm folgt hierin sein Schüler Jean de la Taille. Von Liebe gequält, sucht er einsame Gegenden auf und läßt die Natur an seinem Liebeskummer teilnehmen.

Auch Maurice Scève hat wie Petrarca eine Vorliebe für einsame, abgeschiedene Orte. (Voigt p. 18.)

In d'Urfés Roman suchen die — meist unglücklich — Liebenden besonders häufig die Einsamkeit auf. Von großem Einfluß war hier sicher die sog. Bel Tenebros-Episode aus dem Modebuch des Jahrhunderts, dem Amadis-Roman.

Freilich ist bei d'Urfé recht oft, entsprechend der großen Rolle, die bei ihm die Gesellschaft gegenüber dem einzelnen Individuum spielt, die Flucht in die Einsamkeit nicht eingegeben von dem Wunsch, der mitfühlenden Natur nahe, sondern von dem Wunsch, der ‚Gesellschaft' fern zu sein, was dann den Hirten dazu bringt, nicht die schöne Natur, sondern in selbstquälerischer Freude am eigenen Leid gerade die unwirtlichsten Gegenden aufzusuchen. Dies Gefühl bricht schon bei Petrarca hier und da durch[1]), in der *Astrée*

1) Petr. Son. 31. (Nr. 39):

Da ora innanzi faticoso od alto
Loco non fia, dove'l voler non s'erga
Per non scontrar chi i miei sensi disperga.

Digitized by Google

finden wir es außerordentlich häufig. Man kann auf d'Urfé anwenden, was Toldo p. 7 — in dieser Einseitigkeit falsch — von Rousseau sagt:

Jean Jacques aime la solitude parce que le contact de la société lui devient pénible; la campagne n'est pas pour lui un lieu de repos, mais plutôt un refuge contre les ennemis . . . Il chérit la nature, mais c'est cette société qui le préoccupe qu'il aime malgré tout, et du fond de ses retraites il lance à la foule des appels et des œuvres. Il fuit ce qui paraît le dédaigner.

Man lese nun die folgenden Stellen der *Astrée,* man wird dasselbe Gefühl in ihnen lebendig finden. I, 334:

Célion demeura 2 ou 3 jours comme un homme perdu qui courait les bois.

I, 336:

il se mit dans le bois et dans les lieux plus cachés où il ne faisait que plaindre son cruel désastre.

I, 342:

le jour ne commençait de poindre que le désolé berger sortant de sa cabane avec son troupeau, le chassa droit à la fontaine.

II, 69:

j'ai raconté mon mal aux bois reculés aux antres sauvages ou bien aux rochers.[1])

Man sucht nicht in der sanften Schönheit der Natur Heilung für das kranke Herz, man steigert im Gegenteil den Schmerz durch den Anblick der schrecklichsten Einöden. Das wird V, 180 deutlich ausgesprochen in einem Lied einer verliebten Schäferin:

Tyrcis, cet ingrat que je sers,
Par un arrêt inévitable
M'a réduite dans ces déserts,
Dont l'horreur m'est insupportable.

Ebenso III, 627:

Loin, bien loin de chacun je m'en irai cacher,
Et ne découvrirai les secrets de mon âme,
Qu'au plus secret rocher.

Son. 28 (Nr. 35). 1—4. Canz. 1 (Nr. 23):
Spirto doglioso, errante (mi rimembra),
Per spelunche deserte e pellegrine. Canz. 17. (Nr. 129)!

1) Daß es sich hierbei durchaus nicht etwa um eine leere literarische Redensart handelt, geht hervor aus folgendem Brief, den d'Urfé nach dem Sturz der Fronde aus Senoy (in der Nähe von Virieu le Grand) an Hugues Fabri schrieb: *Votre lettre est venue me prendre en ma maison de Cenoil (= Senoy) où je prends retraite et repos et contre, quand le veut ma défaillante santé, dans les rochers et bois où je me plais en mes douleurs.*

Digitized by Google

Là parmi les replis des rochers caverneux,
Et les divers détours des antres épineux,
Aux Dieux plus solitaires
Avant que de mourir je dirai mes douleurs,
Et supplierai ces lieux d'être les secrétaires
De mes secrets malheurs.

Sinn für die einsame Größe der Natur findet man hier nicht. IV, 249:

Silvandre qui ne pouvait demeurer longuement parmi des personnes si joyeuses et contentes . . . se sépara de la troupe et s'en alla parmi les bois et les lieux plus reculés plaindre sa misérable fortune.

Es tut ihm weh in seinem Schmerz, frohe, zufriedene Menschen um sich zu sehen, und er flieht in die Einsamkeit. Aber diese Weltflucht ist nicht zu vergleichen mit der eines frommen Einsiedlers, der die Welt mit ihrer Lust flieht, um inmitten der sündlosen Schöpfung dem Schöpfer zu dienen und ihn zu preisen; für diese Gesellschaftsmenschen bedeutet die Flucht in die Einsamkeit eine Art Selbstkasteiung; ihr Herz ist bei der gehaßten und doch so geliebten Gesellschaft, die Natur, mit der sie so gern reden, der sie den Namen der Geliebten zurufen, bleibt ihnen stumm. V, 374:

Mon dessein était . . . d'aller après cela finir mes jours en quelque solitude où le soleil même eut honte de me visiter.

V, 317:

je pars sans autre dessein que de me confiner dans la première horreur que me présente la Nature parmi des bois et des rochers.

Es ist aber wohl zu beachten, daß diese letzten beiden Beispiele dem V. von Baro verfaßten Teil entnommen sind.

Je schrecklicher die Natur, um so besser. Wie weit sind wir von der wahren Liebe zur Einsamkeit, wie sie St. Amand in seinem Gedicht *La Solitude* so schön besungen hat:

O que j'aime la solitude!
Que ces lieux sacrés à la nuit,
Eloignés du monde et du bruit,
Plaisent à mon inquiétude!

Doch finden wir solche Stimmungen und Gedanken auch in der *Astrée*. Die Stanzen V, 733 lassen sich dem Inhalt nach mit St. Amands Gedicht wohl vergleichen.

I. Beaux déserts, chère solitude
A qui je dois ma guérison
Et qui remettez ma raison
Dans sa première quiétude,
Quelques horreurs que je treuve en ces lieux obscurcis
Vous m'êtes bien plus doux que les yeux de Tircis.

Digitized by Google

II. Beaux déserts, chère solitude
Par votre secours seulement
Je m'éloigne si doucement
Des traits de son ingratitude,
Heureuse mille fois si vous pouvez, beaux lieux,
L'ôter à ma pensée aussi bien qu'à mes yeux.

Angesichts der Tatsache, daß sich in diesen Versen ein Naturgefühl offenbart, wie wir es im V. Teil nur selten finden, darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß wir hier ein Gedicht d'Urfés vor uns haben. Die lyrischen Einlagen sind in der *Astrée* so häufig, daß Boileau annahm, sie seien der Grundstock des Romans. So mag auch dies Gedicht in den '*Mémoires*' gestanden haben, nach denen Baro den V. Teil gearbeitet hat.

Der wohltätige Einfluß der Einsamkeit — die, wie schon Boccaccio in seinem Werk *De genealogia Deorum* XV, 11 bemerkt, die Kraft hat *animum mulcere et mentem in se colligere* — wird hier ausdrücklich festgestellt. Freilich ist es auch hier nicht die Großartigkeit der Natur, die die Beruhigung bringt, sondern der Gedanke: alle Schrecken der Natur sind nicht so schrecklich, hart und undankbar wie das Herz meines Schäfers.

Es fehlt aber nicht an Zeugnissen dafür, daß d'Urfé den Reiz der stillen Natur wohl gekannt und herzlich geliebt hat. Seine Schäfer suchen die Natur nicht nur dann auf, wenn sie mit der Gesellschaft zerfallen sind, sondern wir sehen auch, wie sie — der Welt ohne Haß sich verschließend — dem Zauber der stillen Natur beglückt sich hingeben. I, 174:

se plaisant en ses pensées (amoureuses), bien souvent il se retirait seul pour les entretenir; et parce que le jour il ne voulait nous éloigner, quelquefois la nuit, quand il pensait que chacun dormait, il sortait de sa chambre, et s'en allait dans un jardin, où sous quelques arbres il passait une partie du temps en ses considérations.

Hier haben wir eine reine, aufrichtige Freude an der Natur. Der Liebende flüchtet mit dem Geheimnis seiner Liebe in die Einsamkeit der Nacht und läßt in der lieblichen Umgebung von nicht minder lieblichen Gedanken sich umgaukeln.

Das so moderne Gefühl, daß man hinaus muß aus der Enge des Zimmers, wenn die Brust voll Glückes ist, hinaus in die weite Natur, wo man allein in lieber Umgebung seinen Gedanken nachhängen kann, finden wir ausgedrückt III, 1027. Céladon-Alexis hat die geliebte Astrée bei der Toilette belauscht:

Alexis s'en alla à grands pas (wie liebevoll der Dichter auf solche Kleinigkeiten achtet) au petit bois de Coudres où elle pensait être retirée, et pouvait mieux ouir de ses pensées pour se représenter les beautés qu'elle venait de voir.

Digitized by Google

Wie Céladon im Glück, macht es Silvandre im Unglück: IV, 230:

Pressé d'une extrême douleur, il tourna ses pas lentement (!) du côté de la rivière de Lignon.

Daß d'Urfé die Schönheit der Umgebung nicht unwesentlich ist, erhellt aus einer Stelle: I, 74:

Une fois qu'Amasis revenait de ce petit lieu de Montbrison, où la beauté des jardins, et la solitude l'avaient plus longtemps arrêtée qu'elle ne pensait.

Erfreut sich hier eine Nicht-Verliebte an der Schönheit der Natur, so hat der Dichter doch die schönsten Schilderungen dieser Art dem Liebenden *par excellence*, dem in Diana verliebten Silvandre, vorbehalten. Hat der Dichter bei diesem Schäferpaar an sich und an seine Diana gedacht? Wenn man die folgenden tief empfundenen, lebensvollen Schilderungen liest, mag es nicht ganz unglaublich scheinen. II, 111:

Silvandre . . . reprenant son chemin, laissa à main gauche Boulieu, . . . et passa dans un bois si touffu, qu'encores que la Lune fut déjà levée, et qu'elle éclairât, si ne pouvait-il à peine voir le chemin par où il passait. Il est vrai que ses pensées quelquefois lui ôtaient aussi bien la vue que l'épaisseur des arbres, parce que tout ravi en la pensée de Diane, il ne voyait pas même les choses sur lesquelles ses yeux se tournaient. Et de fortune, ayant choppé contre la racine d'un gros arbre, il revint en lui-même, et voulant prendre le chemin de son hameau, parce qu'il s'en était un peu détourné, sans y penser, il parvint en un lieu du bois, où les arbres pour être rares lui laissèrent voir la Lune. Elle avait passé le plein de quelques jours, et ne laissait toutefois d'éclairer, de sorte que le Berger, oubliant tout autre dessein, se jeta à genoux pour l'adorer, parce que la conformité des noms de Diane et d'elle lui demandait d'aimer cet astre sur tous ceux qui paraissaient dans les cieux.

Einige Seiten später (p. 114) heißt es beinahe noch schöner:

La Lune alors, comme si c'eût été pour le convier à demeurer davantage en ce lieu, sembla s'allumer d'une nouvelle clarté, et . . . Silvandre résolut de passer en ce lieu une partie de la nuit, suivant sa coutume: car bien souvent se retirant de toute compagnie, pour le plaisir qu'il avait d'entretenir ses nouvelles pensées, il ne se donnait garde que s'étant le soir égaré dans quelque valon retiré, ou dans quelque bois solitaire, le jour le surprenait avant que la volonté de dormir, rattachant ainsi le soir avec le matin, par ses longues et amoureuses pensées. Se laissant donc à ce coup emporter à ce même dessein, suivant sans peur le sentier, que ses pieds rencontraient par hazard, il s'éloigna tellement de son chemin, qu'après avoir formé mille chimères, il se trouva enfin dans le milieu du bois, sans se reconnaître et quoiqu'à tous les pas il choppât contre quelque chose, si ne se pouvait-il distraire de ses agréables pensées. Tout ce qu'il voyait, et tout ce qui se présentait devant lui, ne servait qu'à l'entretenir en cette imagination. Si . . . il bronchait contre quelque chose: Je trouve bien encore, disait-il, plus de contrariétés à mes désirs. S'il oyait trembler les fueilles des arbres, émues par quelque souffle du vent: ‚Oh! que je tremble bien mieux de crainte, disait-il, quand je suis près d'elle, et que je lui veux dire les véritables passions qu'elle pense être feintes!' Que s'il levait quelquefois les yeux en haut, considérant la Lune, il s'écriait: ‚La Lune au ciel, et ma Diane en terre!'

Digitized by Google

Le lieu solitaire, le silence, et l'agréable lumière de cette nuit, eussent été cause que le berger eût longuement continué, et son promenoir, et le doux entretien de ses pensées, sans que s'étant enfoncé dans le plus épais du bois, il perdit en partie la clarté de la lune qui était empêchée par les branches, et par les fueilles des arbres.

Hierhin gehört auch die Stelle II, 430:

(Silvandre, couché sur le dos) considérait à travers l'épaisseur des arbres les étoiles qui paraissaient, et les diverses chimères qui se forment dans la nue; mais il n'y en avait point tant ni de si diverses, que celles que les discours qu'il venait d'ouir lui mettaient en la pensée.

Man stimmt Reure gerne zu, wenn er ausruft (p. 258):

N'est-ce pas, je le demande, une chose véritablement belle, d'une beauté toute simple, que cette promenade d'un rêveur qui agite sa chimère amoureuse dans la nuit et dans le silence de la nature?

Auch de Loménie weist auf die Bedeutung dieser Szenen hin (p. 473 ff):

L'obscurité des bois, la fraîcheur des eaux, le silence des nuits, la douce clarté de la lune ou des étoiles, lui font éprouver des impressions très vives, il sait les associer avec beaucoup de charme aux divers sentiments qui agitent le coeur de chacun des personnages de l'Astrée . . . Ce rapprochement entre les perplexités de Silvandre et les 'diverses chimères qui se forment dans la nue' ne renferme-t-il déjà comme en germe toute une série d'inspirations analogues, qui de nos jours ont produit de si belles pages en prose ou en vers?

Der Zauber der monddurchglänzten Nacht der Romantik lebt in diesen wundervollen Szenen[1]), in denen Liebe und Natur in schöner Harmonie zusammenklingen. Aber Werner hat durchaus recht, wenn er darauf aufmerksam macht (p. 35), „daß die Anschaulichkeit, mit der gewisse Einzelheiten erzählt sind, bereits auf den Realismus hinweist, der sämtlichen Werken der klassischen Zeit zu eigen ist".

Realismus und Mondscheinromantik wirken zusammen in diesem Dokument lebendigsten Naturgefühls, das im 17. Jahrhundert wohl einzig dasteht. Mir ist kein Werk aus jener Zeit bekannt, in dem die Kunst, die Natur zur Gemütsstimmung des Menschen in Beziehung zu setzen, zu solcher Feinheit gebracht wäre, wie wir sie hier vor uns haben.

Hier ist die Einsamkeit „so recht die Stätte, auf der ein bewußtes Naturgefühl erwächst, denn alle edlen Leidenschaften bilden

1) Diese Silvandre-Szenen haben Schule gemacht. Die Stelle, die Körting I, 371 als schönste Naturschilderung La Calprenède's zitiert, ist so gut wie wörtlich der *Astrée* entlehnt.

Digitized by Google

sich — nach Rousseau — stets in der Einsamkeit." (Biese, *Entw. d. Naturgef.*, S. 20.) „Hier wird sich der Mensch selbst zum Problem, er beginnt, auf das leise Gekräusel seiner Empfindungen zu achten." (ib.)

So etwas kannte die französische Literatur bislang nicht. Dies innige Aufgehen der Seele in der Natur war etwas ganz Neues; es war so neu, daß es zunächst unverstanden und unbeachtet blieb und erst geraume Zeit später ein Echo weckte. Rousseau und Bernardin de St. Pierre traten hierin das Erbe d'Urfés an[1].

Tages- und Jahreszeiten.

Die Nacht, die Freundin der Liebenden, spielt in unserm Roman eine so große Rolle, daß eine zusammenfassende Betrachtung angebracht erscheint.

Im XVI. Jahrh. war man sich — nach Voigt (p. 12. 13) — in Frankreich nur in geringem Grade der Schönheit der Nacht, des gestirnten Himmels bewußt, in Italien aber haben die Dichter die im milden Mondschein erstrahlende Nacht seit den Tagen Petrarcas gern und schön gefeiert.

Besonders berühmt wurde ein Vers aus Petrarcas 7. Sestine (No. 237): *Per lo dolce silenzio della notte.* Wir finden diese Wendung wieder in Sannazaros *Arcadia* p. 32: *Il lume de la luna era si chiaro, che non altramente che se giorno stato fusse ne mostrava il camino. Et cossi — andavamo per lo silentio de la serena nocte.*

Allbekannt ist die unvergleichlich schöne Strophe aus Tassos *Ger. lib.* VI, Str. 103:

Era la notte, e il suo stellato velo
Chiaro spiegava e senza nube alcuna
E già spargea rai luminosi e gelo
Di vive perle la sorgente Luna.
L'innamorata donna iva col cielo
Le sue fiamme sfogando ad una ad una;
E secretari del suo amore antico
Fea i muti campi e quel silenzio amico.

Wie d'Urfé überhaupt von der Dichtung der Italiener stärkste Anregungen empfing, so weckten sie in ihm auch den Sinn für den

1) Es stimmt also nicht, was Haas p. 3 sagt: „Von einer künstlerischen Verwertung der Natur in ihrer Beziehung zum menschlichen Gemüte ist vor der Nouvelle Héloïse keine Rede." Vgl. hierzu auch Germa, p. 276.

Digitized by Google

holden Zauber der Mondnacht. Freilich nur für diese. Daß man einseitig nur die vom Monde erleuchtete Nacht schätzte, darf nicht wundernehmen. Man lebte noch nicht im Zeitalter der Elektrizität, glänzend gebauter Landstraßen, eines gut organisierten Sicherheitsdienstes. Wie später beim Gebirge gilt hier der Satz, daß ohne persönliches Sicherheitsgefühl ästhetischer Genuß nur in sehr beschränkter Weise möglich ist[1]).

So sind für d'Urfé die Beziehungen „schöne Nacht" und „Mondnacht" gleichbedeutend. Das Mondlicht wird stereotype Beigabe der Nacht, was zur Folge hat, daß man in vielen Fällen den Ausdruck innigen Naturgefühls vermißt.

I, 174:

Elle le vit asseoir sous quelques arbres (à la lueur de la lune), et tendant les yeux contre le ciel, ouit qu'il disait fort haut:

Ainsi ma Diane surpasse,
En beauté les autres beautés
Comme de nuit la lune efface,
De clarté les autres clartés.

Schön heißt es II, 112:

Bel astre flamboyant, qui dans un ciel serain éclairez de la nuit le visage effroyable.

Das an sich schreckliche Antlitz der Nacht wird durch das Mondlicht in eine heitere Schönheit verwandelt.

III, 218:

La lune ayant percé les nuages plus épais, éclaira plus belle que je ne l'avais jamais vue.

III, 928:

La lune éclairait de sorte qu'il semblait qu'à dessein elle eût emprunté plus de feu pour cette nuit qu'elle n'avait accoutumé, si bien que sa clarté et sa fraîcheur rendait ce lieu si agréable, que Daphnide ne le pouvait assez louer.

V, 51:

La Lune était fort claire, ce qui fut cause qu'Astrée s'étant éveillée un peu après le milieu de la nuit, et ne pouvant se rendormir, . . . s'en alla à la fenêtre pour se divertir.

Hier finden wir einmal die ausdrückliche Betonung der rein ästhetischen Freude an der Mondnacht. Der Mond lockt

1) Im Felde, wo man wieder inniger mit der Natur lebte, konnte man sich von der Wahrheit dieses Satzes nur zu oft überzeugen. Wie oft wünschte man auf schwierigem Gelände den Mond herbei, wie wenig Sinn hatte man für die Schönheit der sternklaren Nacht, wenn man in jedem Augenblick Gefahr lief, in einen Granattrichter zu fallen.

Digitized by Google

Astrée ans Fenster, und sie genießt bewußt das wundervolle Schauspiel.

Daß d'Urfé, wenn er es für nötig hält, sehr wohl imstande ist, eine Nachtszene bis ins Kleine zu malen, beweisen die herrlichen Bilder, die wir im vorigen Abschnitt besprochen haben.

Wie sehr die Poesie der Nacht in ihm lebt, zeigt auch ein Satz aus der Vorrede zum dritten Teil: *les belles Dryades se plaisent à danser au clair de la Lune parmi les prés.* Hier klingt schon jene romantische Stimmung an, die wir in den Bildern Schwinds wiederfinden.

Besondere Erwähnung verdient eine Stelle aus dem von Baro verfaßten V. Teil (V. 569); Natur und Stimmung des Helden sind hier in wundervollen Einklang gebracht. Auch diese besonders innig empfundene Stelle knüpft sich an die von d'Urfé mit besonderer Liebe gezeichnete Person Silvandres, so daß der Gedanke nicht fern liegt, daß wir hier eine Stelle aus den *'Mémoires'* d'Urfés vor uns haben. Wieder weckt der Mond in ihm Gedanken an die geliebte Diana. Hier wird des Mondes gedacht als des Freundes aller Liebenden, der auf seiner Wanderung um die Welt Zeuge der süßesten Geheimnisse wird:

Silvandre s'étant perdu bien avant dans le bois, et s'y voyant surpris par l'obscurité de la nuit, se résolut à n'en partir point, et à jouir de la fraîcheur des champs, bien qu'elle fut incapable d'alléger en aucune sorte la flamme qui le consumait: pour cet effet il s'assit en terre, et s'étant appuyé contre un arbre, il n'y eut accident de sa vie que sa mémoire ne lui représentât . . . Mais quand il vit paraître la Lune, . . . prenant cet Astre pour témoin de ses malheurs: 'Belle Cynthie, s'écria-t-il, qui par la clarté de ta lumière, sembles disputer contre de ton frère le prix de la beauté: grand flambeau qui faisant le tour du monde, prends plaisir à lui donner un nouveau jour, clair Astre qui découvres les plus doux secrets qu'Amour enseigne dans les écoles, dis-moi par pitié, si jamais tu as oui de plus justes plaintes que celles que je fais maintenant . . . agréable flambeau, belle Lune, ne me verras-tu jamais content? Telle, ce me semble, étais-tu cette même nuit que je me sauvai de la maison d'Abariel . . .'

Unwillkürlich fallen einem hier die Verse ein, die Urfés großer Zeitgenosse Shakespeare im *'Merchant of Venice'* V, I Lorenzo sprechen läßt:

The moon shines bright; in such a night as this [1]).

1) Mit großer Befriedigung sehe ich, daß Werner (p. 45) ebenfalls an diese Worte Shakespeares erinnert worden ist. Ehe ich dessen Buch gelesen hatte, war mir die Ähnlichkeit aufgefallen, und ich konnte nun mit Freude feststellen, daß diese Ideenverbindung nicht zufällig ist, sondern sich aus der Ähnlichkeit der dichterischen Stimmung zwanglos ergibt.

Digitized by Google

Die Stellen, in denen d'Urfé lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkt aus in dem Mond nichts weiter als einen willkommenen Beleuchtungskörper sieht wie III, 751; IV, 753; V, 18 etc., übergehe ich.

Es ist hier vielleicht der Ort, die Beschreibung eines Gemäldes einzuschieben, einer Nachtlandschaft, die uns zeigt, mit welcher Genauigkeit d'Urfé die Natur beobachtet hat. Dem modernen Leser wird auffallen, wie frei von jeglicher Sentimentalität diese Schilderung ist. Man darf darin keinen Mangel an Gefühl sehen, es war eben vor Rousseau nicht Brauch, die eigenen Gefühle immer in den Vordergrund zu stellen. I, 374:

Voici une nuit fort bien représentée; voyez comme sous l'obscur de ses ombres, ces montagnes paraissent en sorte qu'elles se montrent un peu . . . Prenez garde comme ces étoiles semblent tremousser, voyez comme ces autres sont si bien disposées que l'on les peut reconnaître. Voilà la grande Ourse, voyez comme le judicieux ouvrier, encore qu'elle ait vingt-sept étoiles, toutefois n'en représente clairement que douze, et de ces douze encore n'y en fait-il que sept bien éclatantes. Voyez la petite Ourse, et considérez que d'autant que jamais ses sept étoiles ne se cachent, encore qu'il y ait une de la troisième grandeur et quatre de la quatrième, toutefois il nous fait les voir toutes, observant leur proportion. Voilà le Dragon . . . voici la couronne d'Ariadne qui a bien ses huit étoiles, mais il n'y en a que six qui soient bien voyantes, et encore voici une qui est la plus reluisante de toutes . . . Mais que ces nuages sont bien représentés, qui en quelques lieux couvrent le ciel avec épaisseur, en d'autres seulement comme une légère fumée, et ailleurs point du tout et selon qu'ils sont plus ou moins élevés, ils sont plus ou moins claires.

Nicht nur die verschiedenen Sternbilder und die Lichtstärken der einzelnen Sterne sind dem Dichter bekannt, wie fein sind nicht auch seine Bemerkungen über die Wolkenbildung, die er anschaulich zu beschreiben weiß. An dem Anblick des sternbesäten Himmels hatte der Dichter herzliche Freude. Wir treffen II, 430 den verliebten Silvandre, der, auf dem Rücken liegend, sich an dem schönen Bild erfreut. *Silvandre se mit à la renverse et les yeux en haut, il considérait à travers l'épaisseur des arbres les étoiles qui paraissaient et les diverses chimères qui se forment dans la nue.* Oder IV, 386: *Silvandre vit le ciel semé d'étoiles.* Diese Freude am Sternenhimmel ist bemerkenswert, „denn noch im 16. Jhrh. war man sich der Schönheit des gestirnten Himmels nur in geringem Grade bewußt." (Voigt, S. 13). Bei dem Dichter Forcadel finden wir das schöne Bild von dem schwarzen Gewande der Nacht: *cette robe noire, tissue à goutes d'or.* (Stephan Forcadel, *Le chant des Sereines. Lyon* 1544) zit. nach Voigt, S. 13.

Ohne Mond und Sterne hat die Nacht für d'Urfé nichts Verlockendes; sie ist schauerlich, II, 112: *effroyable.* II, 323: *l'horreur*

Digitized by Google

de la nuit leur faisait peur. Auch V, 473: *(j'étais) résolue à surmonter les frayeuers et les horreurs de la nuit.*

Die dunkle Nacht ist keines Menschen Freund, das galt damals noch viel unbedingter als heute. Keinem Dichter konnte es damals einfallen, von der „Schönheit" der von Blitzen erhellten, sturmgepeitschten Nacht zu sprechen. Unheil und Verbrechen gehen um. Glücklich, wer ein sicheres Obdach gefunden hat. Dieses Gefühl, das Shakespeare in den Nachtszenen des Lear und Macbeth so gewaltig lebendig werden läßt, finden wir auch in der *Astrée.* Doch sind düstere Nachtszenen in dem durchweg auf einen heiteren Grundton gestimmten Roman selten. Nur bei ganz tragischen Situationen spiegelt sich das Gefühl der Menschen in der Natur. Ein Beispiel findet sich in dem V. Teil (Baro). Wenn Silvandre geopfert werden soll, kann die Natur nicht teilnahmlos bleiben: die Landschaft verdüstert sich, der Donner rollt, furchtbare Regengüsse prasseln nieder, so daß der Lignon weit über seine Ufer tritt. (V, 934 ff). Doch gelingt diese tragisch-düstere Weise dem Dichter nicht recht; es bleibt alles äußerlich, spielerisch, Theater. Dagegen hat d'Urfé das Unheimliche der dunklen Nacht gelegentlich treffend zu malen gewußt, so z. B. IV, 699; Dorinde wird auf einer Wanderung von der Nacht überrascht:

la nuit me ravit entièrement la clarté du jour. O Dieux! quels effrois, l'horreur du lieu et l'obscurité des ténèbres ne me donnèrent-elles point; le moindre vent qui faisait branler une feuille me faisait fuir en sursaut d'un autre côté, et quelquefois que quelques ronces prises à ma jupe m'arrêtaient, je me figurais que c'étaient des loups ou quelques autres bêtes farouches qui me voulaient dévorer. Quand j'oyais du bruit, ou par le cri de quelque chat-huant, ou de quelque orfraie j'étais transie de frayeur, jamais je n'avais oui faire compte des larves et fantômes qui se rencontrent la nuit, qui ne me revînt en la mémoire.

Wie fein wird hier die Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch wiedergegeben! Die Phantasie wird durch die düstere Umgebung angeregt, alte Eindrücke aus Gespenstererzählungen werden wieder wach und lassen das Unheimliche noch unheimlicher erscheinen. Ganz gruselig geht es zu V, 327. Lucindor irrt nachts in der Einsamkeit umher:

il aperçut sur la main gauche une roue élevée de terre, environ de huit ou neuf pieds, et à trois ou quatre pas de là un corps étendu sur la terre . . . Il lui avait semblé d'ouir rire quelqu'un, mais tout à coup oyant le cri des chouettes et des chats-huants, qui dévoraient ce pauvre cadavre, il connut bien que c'étaient là les rieurs, et que la peur lui avait en quelque sorte offusqué le jugement.

Die charakteristischen Vögel der Nacht im Schäferroman sind sonst die Fledermäuse:

Digitized by Google

Boccaccio, *Ameto* p. 147: *i gai ucelli tacendo . . . davano largo luogo a pipistrelli.*

Sannazaro, *Arc.* p. 164: *gia ognie ucello se era . . . raccolto nel suo albergo, fuora che i vipistrelli.*

Sicher sind mit voller Absicht die *chouettes* und *chats-huants* erwähnt, die mit ihren merkwürdigen Schreien das Unheimliche der Nacht noch erhöhen.

Dieser Schilderung merkwürdig ähnlich ist eine Stelle bei St.-Amand, die ebenfalls in der Häufung des Unheimlichen sich nicht genug tun kann. Entsprechend dem Geräderten in der *Astrée* wird hier der schaurige Charakter der Landschaft durch ein Skelett erhöht; auch hier wird das Geschrei des Nachtvogels einem Lachen verglichen; ich denke an die 7. Strophe aus der *Solitude:*

L'orfraie avec ses cris funèbres,
Mortels augures des destins,
Fait rire et danser les lutins
Dans ces lieux remplis de ténèbres.
Sous un chevron de bois maudit
Y branle le squelette horrible
D'un pauvre amant qui se pendit.

Eine Beeinflussung Saint-Amands durch die *Astrée* erscheint nicht unmöglich. 1628 erschien der V. Teil der *Astrée,* 1629 die erste Gedichtsammlung Saint-Amands.

In solchen Stellen kündigt sich schon leise das romantische Naturempfinden an, das gegenüber den klaren Linien der Klassik das Grenzenlose, Düstere bevorzugt, die Natur mehr in der schaurigen Bewegtheit der Sturmnacht als in der ruhig daliegenden, klar übersichtlichen Landschaft genießt und gerade dem Schrecklichen, Unheimlichen ästhetische Reize abzugewinnen weiß. Später „wächst dann die Lust am Unheimlichen . . . in Verbindung mit der . . . Versenkung in altnordische Ideenwelt zu einem grandiosen Spiel mit überlebtem Aberglauben empor". (Hennig, p. 73). Doch bis dahin ist von der *Astrée* noch ein weiter Weg. Von einem „Naturgefühl, das getragen ist von dem überlegenen Gefühl einer entgeisterten Weltanschauung" — wie es nach Hennig (p. 73) diese romantische Auffassung der Natur voraussetzt —, kann in der *Astrée* noch keine Rede sein. Wir haben hier jene Gruselstimmung vor uns, die dem abendländischen Menschen von jeher bekannt war, und die in unseren Märchen eine so große Rolle spielt.

Auffallend dürftig ist das, was d'Urfé uns vom Übergang der Nacht zum Tage zu sagen hat. Entweder beschränkt er sich darauf,

Digitized by Google

kurz den Tagesanbruch zu vermerken, oder er bringt unlebendige Mythologisierung. IV, 1130: *L'Aurore la messagère du jour.* Auch Baro macht es nicht besser. Von der Sonne heißt es preziös V, 934: *L'Aurore n'eut pas plutôt annoncé le retour de l'Astre qui devait éclairer à ce funeste spectacle.* Oder V, 713: *il ne partait de sa demeure que le soleil n'eut séché les premières larmes de l'Aurore.* Der Gedanke, daß Aurora die Fluren vergoldet, darf keinen Anspruch auf große Originalität machen.

Es verdient Beachtung, daß das Aufleuchten der hohen Berggipfel beim Erscheinen der Sonne, das allmähliche Herabsteigen der Sonnenstrahlen bis zu den Tälern von Baro beobachtet ist. Hier zeigt sich schon im Keime das Wohlgefallen des modernen Menschen an der prachtvollen Lichterscheinung eines Sonnenaufgangs im Hochgebirge, das im Naturgenuß des Hochgebirgstouristen eine so große Rolle spielt. V, 184:

en ce moment (le soleil) commença de dorer les montagnes de la clarté de ses rayons.

V, 556:

Astrée vit naître l'Aurore, et puis ce Soleil, qui dorant la pointe des montagnes, et descendant peu à peu dans la plaine pour la peindre d'une même couleur, semblait se hâter pour découvrir le lieu bienheureux que ces deux beautés choisiraient pour leur retraite.

Recht abgeschmackt heißt es V, 579:

L'Aurore le surprit . . . et comme si elle eut voulu donner des larmes à la disgrace de ce berger, elle lui mouilla le visage de l'humidité de sa rosée.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man solche mythologischen Geziertheiten auf das Konto Baros setzt, da die folgenden Stellen, die aus den drei ersten Teilen entnommen sind, einfacher und anschaulicher gehalten sind. Ich nenne zuerst die Beschreibung eines Gemäldes „Sonnenaufgang", die zwar ein wenig nüchtern gehalten ist, aber gerade deshalb echtem Naturgefühl näher steht als die gesucht kunstvollen, kalten Wendungen Baros. I, 374:

Voici le lever du Soleil, prenez garde à la longueur de ces ombres et comme d'un côté le ciel est encore un peu moins clair . . . ces petits oiseaux, qui semblent en montant chanter et tremousser de l'aile, sont des allouettes qui se vont séchant de la rosée au nouveau soleil: ces oiseaux mal formés, qui d'un vol incertain se vont cachant, sont des chats-huants, qui fuient le soleil.

Wird Aurora genannt, so ist sie entweder mit schönem Vergleich diejenige *qui ouvre les portes du ciel* (III, 5) oder sie wird verglichen mit der Geliebten. II, 36:

Digitized by Google

Quelle Aurore jamais d'un beau jour devancière
Eut le sein plus semé de roses et de lys?
Ou quels nouveaux Soleils de rayons embellis,
Furent jamais si beaux commençant leur carrière?

Der Mittag ist die Zeit der drückenden Schwüle, vor der die Menschen in den Schatten der Bäume oder an eine Kühlung verbreitende Quelle fliehen: I, 189:

un étranger . . . me vit endormie à la fontaine des Sicomores où la fraîcheur de l'ombrage et le doux gazouillement de l'onde m'avaient sur le haut du jour assoupie. Lui que la beauté du lieu avait attiré pour passer l'ardeur du midi . . .[1])

I, 213:

je rencontrai cette bergère et avec elle ce berger, assis à l'ombre d'un rocher, attendant que la chaleur du midi s'abbattit.

II, 160:

parce que le soleil était en sa plus grande force, . . . elles résolurent de s'arrêter à la première fontaine, ou sous le premier bel ombrage qu'elles rencontreraient.

II, 435:

parce que le soleil commençait de passer sa chaleur plus ardente, et qu'il ne s'était mis auprès de cette fontaine que pour jouir du frais que son onde et l'ombrage des arbres voisins y conservaient.

Im V. Teil p. 17 heißt es nur:

à peine le soleil eut marqué la moitié du jour.

Der Verfasser des V. Teils hält sich überhaupt bei der Beschreibung der Tageszeit nicht lange auf. Für den poetischen Zauber der Abendstunden, die den Dichtern unserer Tage — man denke an den II. Akt der Meistersinger! — besonders süße Weisen entlocken, findet er kein Wort: V, 16: *enfin le jour disparut.* V, 17: *à peine le jour disparut,* oder mit geschmacklosem Wortspiel V, 257: *aussitôt que le jour part, Ligonias partit.*

In den ersten Teilen ist der Abend die Zeit der Geselligkeit. Alles eilt, wenn der Tag sich senkt, ins Freie, um im Verein mit frohen Menschen die erquickende Kühle zu genießen. Spricht sich hierin an und für sich kein Naturgefühl aus, so ist doch körperliches Wohlbehagen die Grundbedingung für ästhetisches Genießen, und wir dürfen annehmen, daß d'Urfé die Schönheit des Abends sehr wohl empfand, auch wenn er dies nicht ausdrücklich ausspricht. War der am Mittag Kühlung Suchende darauf bedacht, sich einen schönen Ort zur Rast auszuwählen (s. die eben zitierte

1) Dies sind die Einleitungsworte einer Episode, die genau aus Tassos *Aminta* III, 1 entnommen ist; doch fehlen Hinweise auf die Natur bei Tasso völlig.

Digitized by Google

Stelle I, 189), so werden die Menschen abends ein Gleiches getan haben. Eine schöne Wiese wird bevorzugt. I, 123:

le grand pré où sur le tard on avait accoutumé de s'assembler.

I, 221:

sortie de ce bois, elle verrait un grand pré où sans doute elle apprendrait des nouvelles, car c'était là où tous les soirs chacun s'assemblait, avant que de se retirer.

Im Gegensatz zu Baros trockenen Bemerkungen faßt d'Urfé das Ende des Tages[1]) gern in poetische Bilder. IV, 917:

le soleil avait presque fini son cours et s'en allait cacher le jour dans la mer.

IV, 850:

la nuit commençait à nous dérober le jour.

III, 250 findet sich der schöne Satz:

Quelquefois sur le soir quand le temps était beau, et que le soleil avait perdu sa grande force, je m'allais promener sur les rives du Rhône, . . . et là presque seul j'allais entretenant mes pensées, jusqu'à ce que le jour se cachait sous la terre.

Den Wechsel der Natur in den verschiedenen Jahreszeiten lernen wir so gut wie gar nicht kennen. Im allgemeinen lacht ein ewig blauer Himmel über der heiteren Welt der Schäfer, die — im Gegensatz zu der waffenklirrenden Zeit des Dichters — ihre Tage im süßen *far niente* eines goldenen Zeitalters verbringen. Goldene Zeit mit ewigem Frühling! So hatte es schon ein römischer Dichter geträumt, Ovid, in dessen Metamorphosen I, 107, 108 es heißt:

ver erat aeternum, placidique tepentibus auris
mulcebant zephyri natos sine semine flores.

Und der italienische Dichter Tasso erneuert diesen Gedanken, wenn er in seinem *Aminta* singt (I, 2):

Chor: O bella età de l'oro
— — — — — —
. . . in primavera eterna
C'hora s'accende, e verna
Rise di luce, e di sereno il cielo.

Nicht anders ist es in der *Astrée*. Zu den zahllosen Episoden des Romans, in denen das Hauptthema der Liebe in bunt wechselnden Variationen abgewandelt wird, bildet eine heiter strahlende Landschaft den freundlichen Hintergrund. 'Vom Eise befreit sind

1) Hinweise auf das wundervolle Farbenspiel am Abend, das z. B. Saint-Amand in seinem *Moïse* II, 290, 291 schön schildert, finden sich in unserm Roman nicht.

Digitized by Google

Strom und Bäche', mit diesem Akkord hebt sich der Vorhang über unserm Roman. Der Dichter gibt uns kurz ein Bild des abziehenden Winters, um den Eintritt des Frühlings besonders wirkungsvoll zu machen. Der Lignon ist vom Wasser des schmelzenden Schnees mächtig angeschwollen und rauscht wild dahin. I, 4:

Le dégel avait si fort grossi son cours, que tout glorieux et chargé des dépouilles des ses bords, il descendait impétueusement dans Loire.

I, 7:

Voyez, comme elle (la rivière de Lignon) va impétueusement **là-haut**, outrageant le bord de l'autre côté, qui se rompt et tourne tout court en **ça**.

Man kann nicht sagen, daß dies Bild des abziehenden Winters besonders wirkungsvoll gezeichnet ist. Sonst wird der Winter kaum erwähnt; der Sinn für seine Schönheit war d'Urfé nicht aufgegangen [1]).

Merkwürdigerweise klingt auch das, was der Dichter vom Frühling zu sagen weiß, recht matt. II, 209:

car le printemps étant déjà assez avancé et de fortune s'étant trouvé cette année fort **beau**.

IV, 636:

la rigueur de l'hiver était passée et les arbres commençaient de reprendre leur chevelure.

IV, 575 ist es noch ein wenig kalt:

en ce temps-là les arbres se ressentaient encore de la rigueur du froid d'autant que la saison n'était encore guère avancée.

Alle diese Bemerkungen über den Frühling sind so dürftig, daß man ordentlich erstaunt ist, im V. von Baro verfaßten Teil ein wenn auch preziöses, so doch frisches Frühlingsgedicht zu finden. V, 322:

Enfin ce long hiver a calmé ses orages,
Les Zéphirs du Printemps annoncent le retour,
Les bergers amoureux dansent sous les ombrages
Au chant de mille oiseaux qui se parlent d'amour.

1) D'Urfé war darin ganz ein Kind seiner Zeit (im Gegensatz zu St.-Amand, der den Winter sehr liebte). In der Wertschätzung des Winters ist erst in jüngster Zeit eine Wandlung eingetreten. Man denke daran, wie wenig Poesie noch vor 125 Jahren Haydn in seinen „Jahreszeiten" dem Winter abzugewinnen wußte. Bahnbrechend wirkten vielleicht die frisch empfundenen Winterbilder holländischer Landschaftsmaler (Adriaan van de Venne, van Goyen, Hendrick Avercamp, van der Neer. Kaiser Friedr.-Museum), besonders aber in neuerer Zeit der Ski- und Rodelsport. Wer diese „Eroberung des Winters" genauer verfolgen will, sei besonders auf die vorzüglichen Jahrbücher des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins hingewiesen.

Digitized by Google

Le froid et la pâleur ont quitté nos visages,
Et même les poissons dans l'humide séjour
Admirent les oeillets, qui dessus nos rivages
Naissent quand le Soleil y fait naître le jour.

Ainsi je vois qu'en l'air, sur la terre, et dans l'onde
Les oiseaux, les poissons, et le reste du monde
Tirent quelque plaisir d'un si doux changement:

Moi seul infortuné, je meurs loin de Florice,
Rendez-la moi, grands Dieux, est-ce un trait de justice
Que ma seule douleur dure éternellement?

Die Erntezeit lernen wir nur kennen aus einem Sonnet, überschrieben: *son coeur a plus d'ennuis que les champs de moissons.*

Schön wirkt hier das Bild von dem goldenen Erntesegen und der Vergleich des Erntefeldes mit einem Teppich. III, 946:

Déesse dont la main de son volant armée,
Coupe de nos moissons les épis entassés,
Et puis en gerbe d'or en ton poing ramassés,
Fais voir ce qui te rends des mortels estimée.

Déesse dont la main est tant accoutumée
Aux moissons dont nos champs richement tapissés
Semblent du faix très-grand être presque oppressés,
Peine du Laboureur toutefois bien aimée . . .

Von der für unser Gefühl so stimmungsvollen Zeit des Spätherbstes, wo über der in allen Farben prangenden Natur die Melancholie des Sterbens liegt, gibt uns der Dichter kein Bild; wohl kaum mit Absicht, weil der schwermütige Ton in die heiterfreudige Dichtung nicht paßte, sondern einfach deshalb, weil er — wie seine Zeitgenossen — die „Herbststimmung" noch gar nicht kannte. Voigt trifft wohl das Richtige, wenn er S. 56 sagt: „Man verstand zu jener Zeit noch nicht recht die wehmütige Stimmung, welche im Herbst über der ersterbenden Natur liegt. Man bedauerte wohl, daß der Sommer nicht mehr den Menschen erfreute, war aber nicht fähig, die Seele der herbstlichen Natur im Gefühl zu erfassen." Auch bei dem für die Schönheit der Natur so empfänglichen St.-Amand finden wir kein Herbstgemälde.

D'Urfés Landschaften.

Ist der moderne Mensch auch imstande, die verschiedenartigsten Natureindrücke ästhetisch zu genießen, so wird er doch ganz bestimmte Gegenden, mit denen er innig vertraut geworden ist, besonders lieb gewinnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß z. B. einem Norddeutschen die schwermütige, unaufdringliche Landschaft der

Digitized by Google

norddeutschen Tiefebene ganz besondere Dinge sagt, Dinge, die ein anderer, mag er sich auch an der Schönheit dieser Landschaft freuen, doch nicht empfindet. So geht es auch d'Urfé mit seiner Heimat. Die Gegend, in der die *Astrée* spielt, birgt keine Schönheiten, von denen die Welt spricht. O.-C. Reure, der im Forez zu Hause ist, sagt p. 3:

paysage, il faut le dire, un peu monotone, au-dessous de sa réputation, assez agréable cependant, aux lignes douces, aux horizons reposés.

Bädeker hält sich bei der Besprechung dieses Ländchens nicht auf[1]). J.-J. Rousseau berichtet von einem Ausflug in das Forez, zu dem ihn seine Begeisterung für die *Astrée* verleitet hatte. Er hört von einer Frau, bei der er sich unterwegs nach dem Forez erkundigt,

que c'est un pays de ressources pour les ouvriers et qu'il y a beaucoup de forges Cet éloge calma tout à coup ma curiosité romanesque et je ne jugeais pas à propos d'aller chercher des Dianes et des Silvandres chez un peuple de forgerons (*Conf.* IV).

Und doch, was weiß uns d'Urfé von diesem einfachen Ländchen alles zu sagen! Wie gewinnt sein Ton an Wärme, wenn er auf sein geliebtes Forez und auf den lieblichen Lignon zu sprechen kommt!

Ce morceau de terre, quelle qu'il soit, Urfé l'a embelli des illusions de sa jeunesse et des souvenirs de son cœur. Il lui a donné la vie poétique et une célébrité qui a survécu à la vogue de son roman.... Cent fois, de la terrasse du château qui domine les prairies du Lignon, Urfé s'est rempli les yeux et l'imagination de ces tableaux qu'il ne s'est pas lassé de refaire; il a eu ce don bien rare d'associer pour jamais un coin du monde à son rêve. (Reure, p. 4)[2]).

War der Schauplatz der Schäferdichtungen Tassos und Guarinis eine liebliche, nicht näher bestimmte Gegend gewesen, so verlegt d'Urfé seinen Roman an die Ufer des Lignon, in sein Heimatland. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß hier das Beispiel des Portugiesen Montemayor bestimmend gewesen ist, dessen Roman *Diana* — in Frankreich in zahlreichen Übersetzungen verbreitet[3]) — ein Mode-

1) Bädeker, *Le Sud-Est de la France.* 9e *éd.* Leipzig 1910, p. 55.

2) Malte-Brun bemerkt III, 22: *C'est ... sous l'inspiration des beaux paysages de La Bâtie* (des Schlosses dieses Namens) *qu'il composa cet ouvrage* (die *Astrée*). *Élevé dans un site pittoresque sur les bords du Lignon, au milieu d'un bois qui laisse à peine entrevoir ses tours gothiques, ce château est de tous ceux du Forez celui qui a conservé le plus de restes de son ancienne splendeur.*

3) 1578 wurden die ersten 7 Bücher der *Diana* übersetzt von Colin. Der Rest erschien 1582. Erste vollst. Ausg. 1587. Es folgten dann Neuausgaben 1512, 1603, 1611, 1612, 1613.

Digitized by Google

buch ersten Ranges geworden war. Die *Diana* spielt in Spanien an den Ufern des Ezla.

Den Gedanken, an die Stelle einer konventionellen Hirtenlandschaft eine wirklich vorhandene, genau bekannte Gegend zu setzen, hat d'Urfé freudig aufgegriffen. Spielt sein ‚*Sireine*' — eine Art französischer Umdichtung der *Diana* — wie diese an den Ufern des Ezla, und begibt sich d'Urfé bei diesem seinem ersten größeren literarischen Versuch gleichsam unter den Schutz des großen Portugiesen, so tritt er diesem mit seiner *Astrée* völlig gleichberechtigt gegenüber und setzt an die Stelle der ihm unbekannten spanischen Landschaft getrost sein geliebtes Heimatland.

Nous devons, sagt der Dichter in der Vorrede zum I. Teil der *Astrée, au lieu de notre naissance de le rendre le plus honorable et renommé qu'il nous est possible.* Die Freude an der Heimat, die aus dem Roman d'Urfés so deutlich spricht, ist also nach diesen Worten des Dichters für den Roman durchaus nicht nebensächlich, nein, er unterstreicht ausdrücklich, sie ist eine der Quellen, die sein Werk gespeist haben. Für die Beurteilung von d'Urfés Naturgefühl ist dieser Umstand von größter Bedeutung.

G. Lanson macht in seiner bekannten Literaturgeschichte dieses Hineinsetzen einer pastoralen Phantasiegeschichte in eine wirklich vorhandene Gegend unserm Dichter und seinem Vorbild, Montemayor, zum Vorwurf. Er sagt p. 374:

La pastorale italienne est un rêve poétique; l'idéalisme chimérique des sentiments se déroule dans l'irréalité charmante d'un paysage de fantaisie: avec Montemajor, la pastorale prend pied sur le sol de l'Espagne et mêle des lieux, des noms connus à son impossible action. D'Urfé fait pis: il veut du réel et il épaissit, il alourdit le rêve. De la pastorale arcadienne, il fait un roman historique.

Diese Worte enthalten sicher etwas Wahres. Traum und Wirklichkeit passen schlecht zueinander, und ein feines Stilgefühl kann an diesem Verquicken zweier entgegengesetzter Welten Anstoß nehmen[1]). Doch wird dieser Nachteil, der zudem einem, der das Forez nicht kennt, nicht so zum Bewußtsein kommt, reichlich aufgewogen durch die Fülle schöner Schilderungen, die der Roman enthält. Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir vielmehr durchaus Germa zustimmen, wenn er p. 26 sagt:

L'Astrée est un roman pastoral. Nous voici transportés, non dans une Arcadie imaginaire, mais dans un pays connu et aimé de l'auteur, le Forez .... Plus le

1) Daß trotz Verbindung von Traum und Wirklichkeit ein Kunstwerk ersten Ranges entstehen kann, beweist der bekannte Roman von Selma Lagerlöf: Die Reise des kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen.

Digitized by Google

roman se rapproche de la vérité, plus il nous intéresse. Ne vaut-il pas mieux immortaliser, si l'on peut, par le prestige du génie un pays qui nous est cher que de promener le lecteur dans des régions que personne n'a jamais vues? Avec d'Urfé, le roman pastoral prend pied dans la réalité ce qui est tout avantage.

Die Tatsache, daß d'Urfé durch Montemayor in weitem Maße angeregt wurde, zwingt uns zu fragen, wie es mit dem Naturgefühl des Portugiesen aussieht. Konnte d'Urfé hier von Montemayor etwas lernen? Die Antwort kann nur lauten: Nein! Abgesehen von den wenigen Beschreibungen, die gleich zitiert werden sollen, gibt es Naturgefühl in der ganzen *Diana* eigentlich überhaupt nicht. Um einen Hauch von des Verfassers Geist auf diesem Gebiet zu spüren, höre man folgendes:

Quien pensays que haze crecer la verde yerua desta isla, y acrecentar las aguas que la cerca, sino mis lagrymas,

ruft Belise aus p. 134a[1]); oder p. 60b:

sentandose cabe la fuẽte, cuya agua con la de sus ojos acrescentava.

Das ist der Durchschnitt dessen, was Montemayor an Naturgefühl zu bieten hat. Von der Natur weiß er wenig zu sagen; dagegen beschreibt er uns ausführlich glänzende Bauten, kostbare Waffen, die Kleidung der Damen und ähnliches. Von drei Nymphen heißt es p. 69b:

Venian vestidas de unas ropas blancas labradas por encima de follages de oro, sus cabellos que los rayos del sol escurecian, rebueltos à la cabeça, y tomados con sendos hilos de orientales perlas, con que encima de la crystallina frente se hazia una lazada, y en medio della estava una aguila de oro, que entre las uñas tenia un muy hermoso diamante.

Wahrlich, *il est plus sensible aux splendeurs un peu lourdes du temple de Felicia, à la richesse de garderobe ... qu'à la beauté d'un coucher du soleil* (Marsan p. 113).

Doch hören wir seine ausführlicheren Schilderungen: p. 33a:

En el valeroso y inexpuñable Reyno de los Lusitaños hay dos caudalosos rios, que cansados de regar la mayor parte de nuestra España, no muy lexos el uno de otro entrã en el Mar Oceano: en medio de los quales hay muchas y muy antiguas poblaciones, a causa de la fertilidad de la tierra ser tan grande que el universo no hay otra alguna que se le iguale.

p. 165a:

aviendo ydo quanto media legua por la espessura del bosque, salieron à un muy grande y espacioso llano, en medio de dos caudalosos rios ambos cercados de muy alta y verde arboleda.

Wie kalt und trocken ist dies alles gesagt. Am besten ist noch folgendes Bild p. 326b:

1) *Los siete libros de la Diana de George de Montemayor. Paris* 1611.

Digitized by Google

Yendo una mañana por medio de un bosque, al salir de una assomada que por encima de una alta sierra parecia, vio delante si un verde y amenissimo campo de tanta grandeza, que con la vista, no se le podia alcançar el cabo, el qual doze millas adelante yua à fenecer en la falda de unas montañas que casi no se parecian. Por medio del deleytoso campo corria un caudaloso rio, el qual hazia una ribera muy graciosa, en muchas partes poblada de salzes, y verdes alisos, y otros diversos arboles:

327a:

Y en otras dexava descubiertas las crystalinas aguas, recogiendose à una parte un grande y espacioso arenal que de lexos mas adornava la hermosa ribera. Las miesses que por todo el campo parecian sembradas, muy cerca estavan de dar los deseados frutos, y à esta causa con la fertilidad de la tierra estavan muy crecidos: y meneados de un templado viento, hazian unos verdes claros, y otros obscuros, cosa que à los ojos da muy gran contento.

Die Farbenwirkung der mit verschiedenen Früchten bebauten Felder ist gut beobachtet, aber die vielen stereotypen Wendungen lassen das Gefühl des wirklich Erlebten, mit dem Herzen Empfundenen nicht aufkommen.

Ich habe absichtlich diese drei größeren Schilderungen aus der *Diana* im Wortlaut gebracht, denn gerade durch einen Vergleich wird deutlich, wie großartig d'Urfés Leistung als Landschafter für seine Zeit war. Als Mensch des XX. Jahrhunderts, der gewohnt ist, in jedem Roman mehr oder minder gute Naturschilderungen vorzufinden, verliert man gar zu leicht den Maßstab für die Leistungen der Künstler, die zaghaft und ohne Routine an der Bildung dieses jetzt Besitz weiter Kreise gewordenen Naturgefühls gearbeitet haben.

Gleich zu Beginn der *Astrée* gibt uns d'Urfé ein Bild des Landes (p. 1):

Auprès de l'ancienne ville de Lyon, du côté du Soleil couchant, il y a un pays nommé Forez, qui en sa petitesse contient ce qui est de plus rare au reste des Gaules: car étant divisé en plaines et en montagnes, les unes et les autres sont si fertiles, et situées en un air si tempéré, que la terre y est capable de tout ce que peut désirer le laboureur. Au coeur du pays est le plus beau de la plaine, ceinte comme d'une forte muraille des monts assez voisins, et arrosée du fleuve de Loire, qui prenant sa source assez près de là, passe presque par le milieu, non point encor trop enflé ni orgueilleux, mais doux et paisible. Plusieurs autres ruisseaux en divers lieux le vont baignant de leurs claires ondes: mais l'un des plus beaux est Lignon, qui vagabond en son cours, aussi bien que douteux en sa source, va serpentant par cette plaine depuis les hautes montagnes de Cervières et de Chalmasel, jusqu'à Feurs, où Loire le recevant, et lui faisant perdre son nom propre, l'emporte pour tribut à l'Océan.

Ist auch vielleicht für unser Gefühl der Nützlichkeitsstandpunkt ein wenig stark betont, so sind doch Bonafous' freudig anerkennende

Digitized by Google

Worte[1]) durchaus am Platze. Auch Reure spricht p. 3 von dieser Einleitung:

D'Urfé a commencé l'Astrée par une description de son cher Forez, qui ne manque ni de caractère, ni d'ampleur.

Bei größter Sachlichkeit ist diese Schilderung außerordentlich anschaulich. Mit wenigen, sicheren Strichen gibt uns der Dichter ein Bild der Landschaft; die Einzelheiten ordnen sich glücklich dem Gesamteindruck unter.

Der Lignon ist die Perle der Landschaft, er begleitet mit seinem melodischen Rauschen die bunten Geschichten, die an uns vorüberziehen. Er ist der Vertraute des Dichters. In der wundervollen Vorrede zum dritten Teil ‚*A la rivière de Lignon*' setzt d'Urfé ihm ein schönes Denkmal. Die Erinnerung an die Zeit seiner Jugendliebe, deren Leid und Freud der geliebte Fluß einst geteilt hat, entlockt dem gealterten Dichter Worte voll innigsten Gefühls:

Belle et agréable rivière de Lignon, sur les bords de laquelle j'ai passé si heureusement mon enfance, et la plus tendre partie de ma première jeunesse, quelque paiement que ma plume ait pu te faire, j'avoue que je te suis encore grandement redevable, pour tant de contentements que j'ai reçus le long de ton rivage, à l'ombre de tes arbres fueillis, et à la fraicheur de tes belles eaux, quand l'innocence de mon âge me laissait jouir de moi-même, et me permettait de goûter en repos les bonheurs et les félicités que le Ciel d'une main libérale répandait sur ce bien-heureux pays que tu arroses de tes claires et vives ondes.... Je te voue et te consacre, ô mon cher Lignon, toutes les douces pensées, tous les amoureux soupirs qui, durant une saison si heureuse, ont nourri mon âme de si doux entretiens, qu'à jamais le souvenir en vivra dans mon coeur.... Et si la mémoire de ces choses passées t'est autant agréable que mon âme ne se peut rien imaginer qui lui apporte plus de contentements, je m'assure qu'elles te seront chères et que tu les conserveras curieusement dans tes demeures sacrées pour les enseigner à tes gentilles Nayades qui peut-être prendront plaisir de les raconter quelquefois, la moitié du corps hors de tes fraiches ondes aux belles Dryades et Napées, qui le soir se plaisent à danser au clair de la Lune parmi les prés, qui émaillent ton rivage d'un perpétuel printemps de fleurs.

Dieses Gefühl herzlichster Liebe zu dem kleinen Fluß seiner Heimat, das aus diesen Worten so beredt spricht, begleitet uns durch den ganzen Roman hindurch. Selten vergißt der Dichter, ihm ein liebevolles Beiwort zu geben. *Délectable* ist er ihm vor allem, so II, 160: *ils allaient promenant contremont la douce et délectable*

1) Wie verschieden doch das ästhetische Urteil über dieselbe Sache lauten kann! Reure nennt diese Vorrede p. 101 *une des plus belles pages de l'Astrée*. H. Körting sagt p. 87: „Die Vorreden d'Urfés zeichnen sich durch keine besondere Originalität aus, sondern sind so gedankenarm und dabei so verworren und schwülstig, wie *‚préfaces'* der Zeit überhaupt zu sein pflegten."

Digitized by Google

rivière de Lignon. Ebenso III, 6; IV, 182. Oder er nennt ihn *douce rivière de Lignon* (II, 434, III, 424, IV, 5). IV, 762 heißt es: *bienheureux rivage de Lignon.* III, 855: *agréables rivages de Lignon.* Ebenso II, 167. Die wundervolle Klarheit des Wassers hebt d'Urfé oft hervor. II, 471: *la claire rivière de Lignon.* III, 57:

une agréable colline qu'un bras de la belle rivière de Lignon lavait d'un côté de ses claires ondes.

Er scheint ihm schöner zu sein als alle Flüsse Europas. IV, 252:

sur les bords de ce Lignon que le Ciel a voulu favoriser pardessus tous les autres fleuves de l'Europe.

Der Dichter begnügt sich nun nicht damit, durch derartige *epitheta ornantia* in dem Leser eine allgemeine Vorstellung von der Lieblichkeit dieses Flüßchens zu geben, er sucht vielmehr durch genaue geographische Beschreibungen in dem Leser ganz scharf bestimmte Bilder entstehen zu lassen. So beschreibt er den Lignon, wie er ihn auf einem Gemälde dargestellt findet I, 373 ff.:

Voici votre belle rivière de Lignon; voyez comme elle prend une double source, l'une venant des montagnes de Cervières, et l'autre de celles de Chalmazel, qui viennent se joindre un peu pardessus la marchande ville de Boen. En tout ce paysage est bien fait, et les bords tortueux de cette rivière, avec ces petits aulnes qui la bornent ordinairement!

Ne connaissez vous point ici le bois qui confine ce grand pré...? Il me semble que cette grosse touffe d'arbres à main gauche, ce petit biez qui serpente sur le côté droit, et cette demie lune que fait la rivière en cet endroit, vous le doit bien remettre devant les yeux.

Tortueux nennt d'Urfé hier den Lignon, in vielfältigen Windungen durchfließt er das Forez I, 214:

Sur les bords où Lignon paisiblement serpente.

Der Fluß wird nicht eintönig-stereotyp geschildert. Wir lernen ihn zuerst im Winter kennen, wie er vom Schneewasser hoch angeschwollen, ungebärdig einherrauscht: I, 3, 6. Aber sobald der Frühling eingezogen ist, legt er seine Wildheit ab und fließt sanft durch das schöne Land. II, 625: *toujours impétueux Lignon ne se courrouce.* Wiesen säumen ihn ein; überall findet man schattige Plätzchen an seinen Ufern. II, 151:

les prés dont les rives de Lignon sont presque partout embellies.

II, 649:

les rivages de Lignon ont des ombrages fraiches et si plaisantes qu'il est impossible de s'y ennuyer.

So gibt uns der Dichter im Laufe des Romans von diesem lieblichen Flüßchen ein anschauliches Bild; durch viele charakteristische Einzelheiten prägt es sich unserm Geiste, durch den warmen Ton

Digitized by Google

echten Gefühls, der in allen Beschreibungen mitschwingt, unserm Herzen ein.

Bezeichnend ist, daß im V. Teil der Lignon überhaupt nur dreimal ausführlicher erwähnt wird, und jedesmal sticht der frostige Ton seltsam ab von der Wärme, die uns bislang entgegentrat. Die drei Stellen seien zum Vergleich erwähnt. In der *Préface* zu Teil V heißt es:

Lignon, succédant à l'amitié de son maître et du mien, me redira confidemment les plus doux secrets qui ont été fiés à ses ondes.

Bei der Schilderung eines Gewitters V, 609 zeigt der preziöse, auf Stelzen gehende Ausdruck deutlich, wie wenig das Herz des Verfassers beteiligt ist:

Lignon, qui n'est jamais plus orgueilleux, que lorsqu'il a reçu, comme en dépot, des montagnes voisines, toutes les marques qu'elles ont eües de la colère de l'air, s'enfla si fort en moins de deux heures, par le moyen des nües qui se fondirent en eau, qu'il ... sembla qu'il fut plutôt destiné pour noyer les campagnes, que pour les arroser. Dans cette gloire, par laquelle il prétendait de se faire craindre à Loire même, qui le reçoit tous les jours dans son sein pour le rendre à la mer, qui est sa mère (!!), il ouvrit les bras, ... et enferma dans son humide lit toutes les fleurs qui auparavant étaient nées sur ses rivages.

Mit der dritten Stelle, die den Schluß der ganzen Dichtung bildet, steht es nicht besser. V, 985:

Les bergers et bergères revinrent raconter à Lignon les triomphes qu'ils avaient emportés en la jouissance des faveurs qu'ils avaient si longtemps attendues, dont cette rivière se rendit si savante, qu'il semble encore aujourd'hui que dans son plus doux murmure, elle ne parle d'autre chose que du repos de Céladon, et de la félicité d'Astrée.

Dieselbe Floskel findet sich auch V, 714:

Ce petit ruisseau, qui semblait avoir appris déjà à former parmi le bruit de ses ondes les noms de Tircis et de Cléon.

Die Wärme, die uns in Teil I—IV so schön berührt, fehlt im V. Teil völlig. Diese Beobachtung legt den Gedanken nahe, daß der Plan d'Urfés, nach dem Baro den letzten Teil schrieb, nicht in die Einzelheiten ging, sondern nur den beabsichtigten Fortgang der Erzählung andeutete.

Der Lignon und das Forez gehören zusammen und ergänzen sich zu einem landschaftlichen Bilde *le plus beau de l'Europe*, wie es IV, 709 heißt. Immer befleißigt sich d'Urfé der größten Genauigkeit. Sogar besonders charakteristische Baumgruppen werden erwähnt, so I, 141:

Il se trouva dans la grande plaine de Montverdun, et parce qu'à main gauche il remarqua une touffe d'arbres qui faisaient — ce lui semblait — un assez gracieux ombrage, il y tourna ses pas.

Digitized by Google

An einer anderen Stelle (II, 494f.) gibt d'Urfé uns eine genaue Beschreibung des Montverdun und des Forez mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, wie man sie in dieser Zeit sonst nirgends findet:

Montverdun est un grand rocher qui s'élève en pointe de diamand au milieu de la plaine du côté de Montbrison, entre la rivière de Lignon et la montagne d'Isoure. Que s'il était un peu plus à main droite du côté de Laigneu, les trois pointes de Marcylli (sic), d'Isoure, et de Montverdun feraient un triangle parfait. On dirait que la nature a pris plaisir d'embellir ce lieu sur tous les autres de cette contrée. Car l'ayant élevé dans le sein de cette plaine, si également de tous côtés, il se va estressissant peu à peu et laisse au sommet le juste espace d'un temple qui a été dédié à Tautates .... Mais ce qui est plus admirable c'est que ce grand rocher qui a plus de quatre mille pas de tour quand il commence de s'élever, et de hauteur plus de 400, et au sommet plus de 500, est tout couvert de terre et d'un côté planté de vignes, et de l'autre si plein d'une menue herbe, et si verte que ceux du pays en corrompant son nom, l'ont appelé Montverdun, au lieu de Montvatodun, qui signifiait la montagne et demeure des sacrifices, parce qu'en langage Celte ‚dunum' signifie ‚forteresse', et ‚vates', en celui des Romains ‚sacrificateurs' ... Tout ce rocher, qui pour sa grandeur se peut nommer une montagne, est de nature tellement creux, qu'il semble quand on est dedans, que ce ne soit qu'une voute.

Hier haben wir mehr als reine Genauigkeit; die gelehrten Betrachtungen wirken durchaus nicht nüchtern, wir fühlen, daß das antiquarische Interesse der Liebe zu diesem Lande entquillt. Wir finden ein tiefes Naturgefühl, das auch das Kleinste, scheinbar Nebensächlichste mit dem liebevollen Auge des Künstlers erfaßt. III, 373 wird der Montverdun — mit seiner einprägsamen Form offenbar d e r Berg der Gegend — noch einmal erwähnt:

M. qui est cette petite montagne qui s'élève en pointe de diamant.

Die Gegend wird beherrscht durch die Burg von Marcilly, die IV, 1235 beschrieben wird:

Marcilly est situé de telle sorte que du côté de Montverdun et d'Isoure, il a la plaine, et de Cousans, les montagnes; il est vrai que le château qui est sur l'un des bouts de la ville lui sert de rempart très assuré du côté de la montagne, étant de telle sorte élevé que l'accès de ce côté-là est impossible, car outre que le rocher sur lequel il est assis est escarpé comme une très profonde muraille, encore un torrent qui passe entre la montagne et le château, et qui lui sert de fossé le rend du tout inaccessible. Les avenues de tous les autres endroits sont très belles.

Auch hier sei erwähnt, daß eine Beschreibung des Forez sich im V. Teile nicht findet.

Zur weiteren Umgebung gehört der Mont d'or (nördlich des Cantal). Hier wirkt d'Urfés Beschreibung farblos: II, 412:

C'est un pays extrêmement rude et montueux, chargé presque en tout temps de neiges et de glaçons.

Digitized by Google

Für die Wildheit dieser Berggegend hatte d'Urfé offenbar wenig Verständnis; wir werden auf diese Bemerkung bei Besprechung der Alpen zurückkommen. Mit umso größerer Liebe malt uns der Dichter die lieblichen Niederungen des Rhônetales. Zunächst den Strom selbst. I, 243:

Entre les principales contrées que le Rhône en son cours impétueux va visitant, après avoir reçu l'Arar, l'Isère, la Durance et plusieurs autres rivières, il vient frapper contre les anciens murs de la ville d'Arles ... Ce fleuve très impétueux, qui mine et ronge ses bords ...

I, 244:

ce nouveau cours de Rhône s'est tellement agrandi. qu'il égale les plus grandes rivières, faisant entre eux une île très délectable, et très fertile, et à cause que ce sont les tranchées de C. Marius, le peuple ... l'appelle de son nom Camargue.

Wie beim Rhein sind auch bei der Rhone die Burgen und Städte, die die Ufer schmücken, ein Hauptreiz. III, 151:

le château de Lers ... était situé sur le bord de ce grand fleuve du Rhône.

Unter den Städten ist die schönste Avignon, unserm Dichter geheiligter Boden, geweiht durch den großen Dichter *‚au delà des Alpes'*. Von ihr heißt es III, 167:

Le long de ce grand fleuve du Rhône on trouve un grand nombre de belles villes, qui semblent prendre plaisir de se mirer dans les ondes, ... mais l'une des plus belles et des mieux peuplées, c'est Avignon, à cinq ou six lieux de laquelle du côté de l'orient s'étend une vallée, qui pour être close de trois côtés par de hautes colines et de grands rochers, ... fut nommée Vaucluse, du bout de cette vallée, et sous les pieds de certains grands et épouvantables rochers sous une fontaine merveilleuse, qui donne commencement à la rivière de Sorgues, qui fort peu loin de là se séparant en deux bras, fait comme une petite île, où est située la maison où je devais aller, et qui pour être assise entre ces deux ruisseaux, et environnée de leurs claires ondes, a pris le nom de l'île[1]). Le lieu d'où cette fontaine sort, est à la vérité pour la solitude en quelque sorte vénérable, mais un peu horrible pour les rochers qui y sont tout à l'entour, et pour ce fort peu fréquenté de personnes.

Wie eng für ihn die Sorgue mit dem Andenken Petrarcas verbunden ist, beweisen die schönen Worte, die er an den Gott des Flüßchens richten läßt. III, 220:

Heureux démon de Sorgue, écoute, ce que je te promets. Vingt-neuf siècles gaulois ne seront pas écoulés, que sur tes rives viendra le Cygne Florentin, qui sous l'ombre d'un laurier[2]) chantera si doucement, que ravissant les hommes et les dieux, il rendra à jamais son nom célèbre par tout le monde, et te fera surpasser en honneur tous les fleuves qui, comme toi, se dégorgent dans les mers.

Auch ein Nebenfluß der Rhone, die Saône oder, wie d'Urfé ihn nennt, *l'Arar*, wird kurz charakterisiert. Im Gegensatz zum

1) Heute *l'Isle-sur-Sorgue*. S. Bädeker S. 363.

2) Anspielung auf Laura.

Digitized by Google

impétueux Rhône wird er *paisible* genannt. II, 210 wird sehr hübsch eine Kahnfahrt auf dem Arar geschildert; auch ohne Beschreibung kommt die Freude an der Natur deutlich zum Ausdruck:

Tant que le bateau alla contremont, encore que l'Arar coule si doucement, que bien souvent on ne peut remarquer de quel côté il descend, si est-ce que quelquefois il faisait un peu de bruit contre les aix, et cela fut cause qu'on ne se servit que des instruments... Mais quand on se laissa aller au courant de l'eau, et qu'on n'ouyait plus qu'un petit gazouillis que l'onde faisait contre le bateau... elles chantaient ce qui leur venait en fantaisie.

Am Zusanmenfluß von Rhône und Arar liegt

Lyon, l'ancienne ville, cette superbe cité que le Rhône et l'Arar mouillent de leurs claires eaux (IV, 257).

Eine besondere Sehenswürdigkeit waren die auf einer Insel liegenden [1]) *jardins de l'Athénée*, von denen noch die Rede sein wird.

Marsan findet für d'Urfés Rhonebilder anerkennende Worte p. 273:

Nous suivons Hylas parti des plaines marécageuses da la Camergue pour remonter le cours du Rhône. En une série d'étapes... défilent à nos yeux les ‚bonnes villes' qui se mirent dans les eaux du fleuve, Avignon et la gaieté de ses branles populaires, Vienne où nous apparaît la modeste et mélancolique Cloris, Lyon enfin, la cité des fêtes somptueuses.

Wie d'Urfé selbst sind auch seine Helden Reisende großen Stils; die verschiedensten Gegenden Frankreichs lernen wir in der *Astrée* kennen. Zunächst Paris, II, 669:

j'arrivai en une ville qui s'appelle Paris..., cette ville est assise dans une île si petite que les murailles sont continuellement lavées de la rivière qui l'environne de tous côtés: de sorte que l'on n'y saurait aller que par des ponts.

Auch die Umgebung war d'Urfé nicht unbekannt, er erwähnt III, 1195 den Montmartre:

il leur fit passer le pont, et puis prenant le chemin de Mont de Mars, les mit au derrière da la montagne en un lieu bas [2]).

Eine Beschreibung der Seine findet sich III, 1121:

or ce beau fleuve de la Seine... sert de fossé à cette ville (Paris), la ceignant de ses deux bras, en en faisant une île et délectable et forte, et d'autant qu'il ne ronge ni ne dévore pas ses bords comme Loire: mais coule paisiblement parmi cette grande plaine, qu'il arrose par cent et cent divers détours: son rivage est presque toujours tapissé de belles et diverses fleurs, et peuplé de plusieurs sortes de bêtes aux arbres qui le couvrent au plus chaud de l'été d'un frais et agréable ombrage.

---

1) Vielleicht die heutige *Ile Barbe*. S. Bädeker S. 29.

2) 1589 war der Montmartre noch nicht in die Stadt einbezogen, denn Heinrich von Navarra beschoß von dort das von Liguisten besetzte Paris. Übrigens ist die Ableitung von Mars bekanntlich nicht richtig, *Montmartre* geht zurück auf *Mons martyrum*.

Digitized by Google

Nicht so packend ist die Beschreibung der Garonne. II, 376:

(Damon) parvint sur les rives du fleuve de Garonne, en un lieu où du rivage relevé par quelques rochers on voyait le courant de l'eau, qui d'une extrême furie se venait rompre contre, et la hauteur était telle qu'elle faisait peur.

Es handelt sich offenbar um den Oberlauf des Flusses in den Pyrenäen (hohes Ufer, starke Strömung), da die Garonne im übrigen durch ausgesprochenes Tiefland fließt.

Vom Ausland lernen wir nur Italien ein wenig kennen. Allerdings, wer bei d'Urfé schöne landschaftliche Beschreibungen suchen wollte, würde nicht auf seine Kosten kommen. Die Renaissance hatte den Menschen in den Mittelpunkt der Schöpfung gestellt, und wenn ein Renaissancemensch in ein fremdes Land reiste, so tat er es nicht wie der Reisende unserer Tage, um schöne Landschaften kennen zu lernen, sondern um fremde Menschen und ihre Bräuche zu studieren und seine Kenntnisse zu erweitern. So hatte es Montaigne gehalten, der von Schaffhausen z. B. berichtet, es gäbe dort nichts Besonderes zu sehen, — so machte es auch d'Urfé. In der *Astrée* heißt es, sehr bezeichnend, II, 643:

Approchant... de l'Appenin, je sus qu'il y avait des montagnes qui brûlaient continuellement; afin d'en savoir parler à mon retour je voulus les voir.

Kein Wort wird verloren über die besonderen Schönheiten der italienischen Bergwelt.

Wird ein Reisender nach den Schönheiten eines Landes gefragt, so kommt er gar nicht auf den Gedanken, etwas über die Schönheit der Natur zu sagen. II, 642:

‚Racontez-moi ce que vous vîtes de rare en votre voyage.' Ce serait trop long, car l'Italie est la province la plus belle du monde. Car en ce pays dont je vous parle, il n'y a que les personnes plus viles qui demeurent aux champs, et les autres habitent dans les grandes villes qu'ils nomment ‚cités', où les palais de marbre, et les enrichissures qui surpassent l'imagination étonnent plutôt ceux qui les regardent, qu'ils ne peuvent être assez considérés.

Venedig, eine Stadt, die d'Urfé gut kannte und über die er ein Spezialwerk besaß[1]), lernen wir II, 852 kennen:

Les Vennetes commencèrent de se loger... en un lieu qu'ils nommèrent Rialte, voulant dire, comme je pense, rive haute parce que ce lieu là était plus relevé que les autres.

p. 854:

déjà ces îles ne paraissent plus îles, mais une grande ville rattachée par une infinité de Ponts, et dont les rues n'ont autre pavé que la mer, y étant accouru de toutes parts tant d'artisans, et tant de grands personnnges, que véritablement dès son origine elle se peut dire admirable.

1) *Les Antiquités de la Cité de Venise et d'autres villes d'Italie.*

Digitized by Google

Auf die ersten vier Teile kommen ca. 35 Beschreibungen, im V. Teil finden wir deren zwei, die zudem außerordentlich kümmerlich sind. Von Genf heißt es nur V, 808:

la ville que le lac de Léman baigne de ses eaux limonneuses.

Valence wird erwähnt V, 799:

nous vîmes Valence, où la beauté du lieu nous ayant conviés de séjourner un jour, outre quantité de merveilles (man sieht, was man damals unter ‚Schönheit' verstand!), nous fûmes curieux de voir le tombeau de Tullia, fille de Cicéron.

Diese beiden Beschreibungen stehen hinter denen d'Urfés sehr zurück. D'Urfé weiß durch wenige Striche seinen Städteansichten große Anschaulichkeit zu geben; es stellt sich beim Leser ohne weiteres das gewünschte Bild ein.

Daß das Naturgefühl, die Freude an der Schönheit der Gegend, bei der Beschreibung fremder Länder selten unmittelbar zum Ausdruck kommt, ist bei einem Schriftsteller, der an der Schwelle des 17. Jahrhunderts steht, beinahe selbstverständlich. D'Urfé schrieb für Menschen der Renaissance, d. h. für Menschen, die sich ihrer schöpferischen, göttergleichen Kraft freudig bewußt geworden waren und mehr geneigt waren, die großen Werke der Künstler als die Schönheiten der Natur zu bewundern. Sie wollten lieber hören von Brücken, Kirchen, Palästen, als die Beschreibung eines Sonnenaufgangs lesen. Diese Haltung schließt Freude an der Natur nicht aus, doch kommt diese bei der Beschreibung einer Stadt selten unmittelbar zum Ausdruck, es ist schon bemerkenswert, wenn sie zwischen den Zeilen so deutlich hervortritt wie bei d'Urfé.

Die Fernsicht in der Astrée.

Es hat lange Zeit gedauert, bis es dem Menschen gelang, über die Freude an einzelnen Gegenständen der Natur hinauszugehen und eine aus den verschiedensten Einzelheiten zusammengesetzte Landschaft ästhetisch zu genießen. Es waren die Künstler, die dem Allgemeinempfinden den Weg bahnten. Es steckt ein gutes Stück Wahrheit in dem Paradoxon Oscar Wildes:

Life imitates art far more than Art imitates life. — Things are because we see them, and what we see, and how we see it, depends on the Arts that have influenced us ... At present people see fogs, not because there are fogs, but because poets and painters have taught them the mysterious loveliness of such effects. There may have been fogs for centuries in London ... But no one saw them. They did not exist till Art invented them[1]).

1) *The decay of lying.* Goethe drückt denselben Gedanken anspruchsloser aus in einem Aufsatz über Winckelmann (Hempel-Ausg. Bd. 28, S. 263): „Winckelmann

Digitized by Google

So ging es auch mit der selbständigen, weiten Landschaft. Sie war für die Allgemeinheit erst da, als die Künstler sie gesehen und in Wort oder Farbe geformt hatten.

Welche Rolle spielte die Landschaft in der Kunst des Altertums? Die landschaftlichen Reliefs, von denen Pagenstecher handelt[1]), sind im ganzen von einfachster Art. Ein Baum, ein Tier, eine säugende Löwin (S. 24), Ziege (S. 24 u. 30), in Überschwemmungsland jagende Störche (44), Grotten (48): solche und ähnliche Motive finden wir immer wieder. In einem andern Aufsatz[2]) sagt derselbe Gelehrte: „Der Grieche erblickt in allen Äußerungen der Natur göttliche Kraft. Den Wald und den Berg, den Quell und den Fluß, die Sonne und den Mond ... anthropomorphisiert, vermenschlicht, vergöttlicht er. Jede Erscheinung ist ihm ein Gott, wenn auch nur ein augenblicklicher. Das Gesamtbild der Landschaft zerlegt sich in tausend Einzelheiten ... Das Bild als Ganzes bedeutet ihm nichts, die jedem Gegenstand, jeder Naturstimmung innewohnende Kraft alles."

Dementsprechend finden wir auch in der Dichtung des Altertums Freude an der Fernsicht nicht. „An den zahlreichen trefflichen Naturbeschreibungen, die wir aus dem Altertum haben, vermissen wir durchaus den landschaftlichen Sinn." (Friedländer S. 262.) Dieser ist — nach Burckhardt II, 16 — „immer das Resultat langer, komplizierter Kulturprozesse".

In der mittelalterlichen Kunst spielt die Natur eine nicht geringe Rolle, aber — ib. II, 17 — „es fehlt noch der Blick in die Ferne, die eigentliche Landschaft", diese erwacht mit der Renaissance; doch treten auch in dieser Zeit noch alle landschaftlichen Darstellungen, so schön sie oft sind — man denke an Giorgiones Venus, Tizians und Leonardo da Vincis Meisterwerke — noch zurück hinter der Darstellung des Menschen.

In der Dichtung das gleiche Bild. Die altfranzösische Literatur kennt die zusammenhängende Landschaft nicht. Bei einer schönen

---

wird diese Schönheit in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen".

1) *Ueber das landschaftliche Relief bei den Griechen.*

2) *Die Landschaft in der Malerei des Altertums. Neue Jahrbücher*, 24. Jahrgang, S. 271—288.

Digitized by Google

Aussicht werden wohl Einzelheiten der Landschaft aufgeführt, zu einer Synthese kommt es nicht. Man lese z. B. im *Aiol* 1297:

Par desour un haut tertre en est montes. Et puis si a un val adevale, Il garde davant lui parmi un pre D'autre part une haie en un bos cler.

Diese Schilderung darf noch als ausführlich gelten, im allgemeinen sind die Hinweise auf das Landschaftliche außerordentlich dürftig. „Aus den Gesängen würde niemand erraten, daß dieser dichtende Adel aller Länder tausend hochgelegene, weitschauende Schlösser bewohnte oder besuchte und kannte. Auch in jenen lateinischen Dichtungen der fahrenden Kleriker fehlt noch der Blick in die Ferne, die eigentliche Landschaft“ [1]). Es ist das Verdienst der Italiener, diese für die Kunst entdeckt zu haben. Dante, Petrarca, Aenea Sylvio verdanken wir wundervolle Naturbeschreibungen, denen allerdings eine selbständige Rolle noch nicht zugedacht ist; sie bilden den Hintergrund für den im Mittelpunkt stehenden Menschen.

Die vom Menschen losgelöste, mit eigener Seele ausgestaltete Landschaft schenkt uns erst das 16. und 17. Jahrhundert. Maler germanischen Blutes waren hier bahnbrechend: Deutsche (Dürer, Altdorfer) und vor allem die Holländer. In den Meisterwerken der Ruysdael und des Jan van der Meer van Haarlem treten uns die vollkommensten Muster dieser neuen Kunst entgegen. Unter den französischen Landschaftern sind Nicolas Poussin und Claude Gelée gen. Lorrain zu nennen, der eine ein Normanne, der andere, wie sein Name sagt, ein Lothringer. „Die Landschaft, die auf vielen Gemälden Poussins wie eine Szenerie erscheint, wird für den Meister in seinen späteren Jahren mehr und mehr Selbstzweck.“ (Springer IV, p. 282). Claude Lorrain ist von Anbeginn Landschafter. Ist Poussin der Begründer der ‚heroischen Landschaft', so sind die Landschaften Claudes sehnsüchtig-lyrisch gestimmt. „Was Claude aber von früh Poussin gegenüber auszeichnet, ist seine Behandlung des Lichtes und, damit im Zusammenhang, der Ferne.“ [2]) Dies Irrationale, das Unbegrenzte trennt die Kunst Claude Lorrains von der rationalen französischen Kunst und nähert sie dem mehr subjektiven, germanischen Kunstempfinden [3]).

Der Gedanke, daß den germanischen Völkern der Sinn für die Schönheit der Natur besonders eignet, ist durchaus nicht von der Hand

1) Burckhardt II, 17.
2) W. Friedländer S. 216.
3) Ib. S. 216/17.

Digitized by Google

zu weisen. J.-J. Rousseau, der in der Literatur als erster Meisterleistungen landschaftlicher Schilderung brachte, ist nicht Franzose, sondern ein Sohn der französischen Schweiz, also eines Landes, in dem eine Rassenmischung romanischen und germanischen Blutes stattgefunden hat. Das Jahr 1761, in dem Rousseau seine *Nouvelle Héloïse* veröffentlichte, ist für die Geschichte der Landschaft in der Literatur ein Markstein geworden. Die hochragenden Alpen, der blaue Genfer See, die stillen Waldverstecke von *Clarens* werden mit einer künstlerischen Kraft, mit einer begeisterten und begeisternden Sprache beschrieben, die unerhört war und mächtig wirkte.

Die *Astrée* erscheint in einem für die Entwicklung der Landschaft außerordentlich bedeutungsvollen Jahrhundert. Was wir von Poussin bemerkten, gilt für die ganze Zeit. Im 16. und 17. Jahrhundert rang sich die Landschaft zur Selbständigkeit durch. Es ließe sich — wie es in der Malerei geschehen ist — auch in der Dichtung das Werden der großen Landschaft, des Fernblicks, verfolgen. Um d'Urfé in diese Entwicklung einzureihen, muß es uns genügen, an einem Beispiel die Höhe der Landschaftskunst kurz vor d'Urfé zu zeigen. Wir gewinnen so einen Maßstab, nach dem wir d'Urfés Leistungen auf diesem Gebiet beurteilen können. Bei J. Voigt „Das Naturgefühl in d. Lit. der franz. Renaissance" findet sich nur ein einziger Fernblick erwähnt. Pierre de Brach, ein Mitglied der *Pléiade*[1]), schildert in seiner *Voyage en Gascogne* das Schloß von *Du Bartas*, dann eine schöne Aussicht von *Montfort* aus (zitiert nach Voigt S. 75):

Après être sortis, l'orizon borne-vue
Découvre devant nous une large étendue
D'un divers paysage où notre oeil se déçoit
Par les diversités de ce qu'il apperçoit.
Car des lors tout à coup à nos yeux se présente
Un champ, un tertre, un bois, une ronce, une sente,
Une vigne, un buisson, une montagne, un pré,
Un ruisseau mi-tari par le chaud altéré,
De quelque gentilhomme un château qui voisine
Le ciel en sa hauteur, une basse cassine
D'un pauvre pastoureau: tellement que nos yeux
Errent en divaguant en mille et mille lieux.

Wir fühlen die herzliche Freude des Dichters an der Natur, aber — wie Voigt richtig sagt — seine künstlerische Kraft ist zu

1) Er darf wohl zur *Pléiade* gerechnet werden, wenn er auch nicht zu den berühmten ‚Sieben' gehört.

Digitized by Google

schwach, das angeschaute Bild in seinem einheitlichen Zusammenhang nachzuzeichnen."

Doch nun zu d'Urfé! Bedeutet seine *Astrée* einen Schritt weiter auf dem Entwicklungsweg der Landschaft? Angesichts der eben erwähnten Tatsache, daß sich in Voigts Buch nur ein Fernblick erwähnt findet, ist es schon bemerkenswert, daß die *Astrée* deren mehrere bietet. II, 171 steht der erste:

Cloriant se retirait bien souvent en une maison qu'il avait dans l'enceinte même de la ville, sur le haut de cette montée qui va du côté des Sébusiens. De ce lieu on voit le Rhône d'un côté, et de l'autre l'Arar; et quand on veut étendre la vue, on voit du côté du Rhône la forêt de Mars, dite d'Erieu. Que si les arbres élevés n'empêchaient l'oeil, il n'a y a point de doute qu'il s'étendrait plus de ce côté là que de tout autre. Quand on se tourne vers le temple de Venus, on voit jusqu'aux monts des Ségusiens; quand on regarde l'Arar, on voit jusqu'aux Sequanois, et quand on étend la vue entre le Rhône, et l'Arar, vous voyez jusqu'aux affreuses(!) montagnes des Allobroges par delà la plaine des Sébusiens. Que s'il n'y avait rochers qui s'opposent, on verrait même jusqu'aux Sécusiens: parce qu'outre que le lieu est fort relevé, encore y a-t-il une tour qui est merveilleuse pour sa hauteur, au sommet de laquelle il y a un cabinet ouvert des quatre côtés, afin qu'on puisse plus aisément jouir de la beauté de cette vue. C'était en ce lieu que Clorian se retirait d'ordinaire.

Wir erkennen aus dieser Beschreibung ein Doppeltes. Zunächst: man hatte offenbar an einer weiten Aussicht große Freude. Man hatte einen Turm gebaut, nicht aus praktischen — vielleicht militärischen — Gründen, sondern aus einer rein ästhetischen Freude an der Landschaft heraus: *pour jouir plus aisément de la beauté de cette vue.*

Daß man bei der Anlage von Bauten oder bei der Wahl einer sogenannten *gallerie* ebenfalls großes Gewicht auf einen schönen Blick legte, beweist die Stelle II, 744:

Ils entrèrent donc dedans une belle gallerie qui avait la vue de la plaine d'une côté, et de l'autre des montagnes qui la limitaient, en sorte qu'elle était très agréable.

Auch bei Spaziergängen genoß man gerne ein schönes Landschaftsbild. III, 6:

Céladon s'en alla tout seul dans un petit boccage qui regardait sur la plaine, et d'où se pouvait remarquer presque tout le cours de la délectable rivière de Lignon.

Zweitens: D'Urfé empfindet nicht nur selbst die Schönheit einer Landschaft, er versteht auch, diese Empfindung in anderen zu erwecken. Er beschreibt die Aussicht, die man von der jetzt *colline de Fourvière* genannten Höhe hat und die in der Tat großartig ist[1]). Auf die Einzelheiten der Landschaft geht er nur kurz

1) Bädeker sagt p. 25 von diesem Punkt: *Pour se faire une idée exacte de la situation de Lyon le mieux est de monter sur la colline de Fourvière.*

Digitized by Google

ein, aber es gelingt ihm, in dem Leser den Eindruck größter Weite hervorzurufen durch genaue Angabe der Blickgrenzen. Wie begeistert der Dichter den Reiz der Ferne genießt, geht daraus hervor, daß er wiederholt betont, wie viel weiter man noch sehen könnte, wenn der Blick nicht durch Bäume oder Felsen behindert wäre.

Bedeutender ist schon der Eindruck, den man bei folgender Beschreibung hat. II, 471:

Nous descendîmes la colline de Laignieu et passant la claire rivière de Lignon sur le pont de Trelin, nous vînmes suivant la rivière, jusqu'au pré de la Bouteresse où remontant un peu, et laissant le temple de la Bonne Déesse à main droite, nous vinmes sur un lieu relevé, d'où nous pouvions voir presque tous les détours de Lignon, et les lieux où les Bergers mènent paître leurs troupeaux, même nous y en vîmes, qui pour être trop éloignés, ne purent être reconnus de nous. Et lors que par un petit sentier nous commencions à descendre dans la plaine, Voyez vous, lui dis-je, en la lui montrant du doigt, cette touffe d'arbres, qui est à main droite, et qui s'approche un peu du bord de la rivière, c'est le premier lieu où je vis jamais Astrée.

Neben der großen Genauigkeit, deren sich der Dichter bei der Beschreibung der Örtlichkeit immer wieder befleißigt, ist hier vor allem auch die Beobachtung der Perspektive bemerkenswert. Wir vermissen jedoch ganz die Erwähnung jenes bläulichen Duftes, der die Gegenstände in der Ferne mehr und mehr verhüllt und der uns so stimmungsvoll berührt [1]).

---

1) Wenn Friedländer S. 263 sagt, daß man einen Ausdruck wie ‚blaue Berge', ‚dämmernde Fernen' in der antiken und auch in der modernen Lit. bis zum 18. Jahrhundert vergeblich sucht, so ist das nicht richtig. Saint-Amand schreibt in seinem *Moïse* (1653) III, S. 190 f.:

Les plus proches objets, selon la perspective,
Etaient d'une manière et plus forte et plus vive;
Mais de loin en plus loin la forme s'effaçait,
Et dans le bleu perdu tout s'évanouissait.

In der Malerei finden wir die blaue Ferne natürlich viel früher. Humboldt rühmt im *Kosmos* II, 82 von einem Gemälde des Tizian die Form der Waldbäume und ihre Belaubung, die bergige blaue Ferne, die Abtönung und Beleuchtung des Ganzen Claude Lorrain besaß für die Lichterscheinungen der landschaftlichen Natur ein besonders feines Auge. Wie wichtig die Perspektive ist für den Genuß einer Landschaft, darüber belehrt uns H. Marcus in einem schönen Aufsatz „Landschaft und Seele" (*Zeitschrift für Ästhetik*, Bd. XXVI, 1921, S. 203): „Wenn uns ein Erfolg vorschwebt, den wir bemerken wollen, so beschwingt uns eine ‚Aussicht'. Diese Aussicht besteht aber nicht nur in dem zu ergreifenden Nächsten, sondern hinter dem unmittelbar zu Erreichenden winkt für uns bereits ahnungsvoll eine Kette weiterer, froher Möglichkeiten, Wirkungen, Folgen, wovon jene erste Aussicht, so

Digitized by Google

Bei dem Fernblick III, 370 erreicht d'Urfé große Lebendigkeit durch die Wechselreden zweier Frauen und ihre abwechselnden Beobachtungen. Doch scheint mir hier die Anschaulichkeit ein wenig durch die Überfülle von Details zu leiden. Astrée will Alexis-Céladon von ihrem Zimmer aus den Ort im Walde beschreiben, wo der heilige Mistelzweig gefunden worden ist.

Alexis: 'Il me semble qu'il est si tard, que la grande chaleur peut bien être passée, et que par ainsi nous n'en recevrons pas tant d'incommodité que le plaisir de la belle vue de cette plaine.' Et à ce mot ouvrant la fenêtre, et s'accoudant toutes deux dessus, après avoir jeté les yeux d'un côté et d'autre, Astrée commença de cette sorte: Voyez vous le cours de cette rivière, qui passant contre les murailles de la ville de Boën, semble couper cette plaine presque par le milieu, s'allant rendre au dessous de Feurs dans le sein de Loire, c'est le malheureux[1]) et diffamé Lignon, le long duquel vous pouvez voir notre hameau, vis à vis de Montverdun, qui est cette petite montagne qui s'élève en pointe de diamant, au milieu de la plaine, qui est tout à l'entour. Si vous retirez maintenant votre vue un peu à main gauche, vouz verrez le temple de la bonne déesse..., un peu plus en là, et suivant cette fâcheuse rivière, vous y remarquerez un petit bois, et c'est là où est le chêne bienheureux, qui porte le Guy sacré cette année...' Alexis feignant de ne savoir ce que ce pouvait être, faisait l'étonnée de tout ce que la bergère lui disait, et... faisait semblant de ne pouvoir pas bien remarquer le lieu qu'elle lui voulait montrer... La belle Astrée la tirant un peu vers elle, et avançant la main pour lui faire porter la vue droite au lieu où était ce temple: ‚Voyez vous, lui disait-elle, ce bois qui touche presque le bord de la rivière, portez votre vue un peu plus à main gauche, vous verrez un petit pré qui semble plus vert que les autres... c'est parce que l'herbe n'y est point foulée.'

Mit welcher Liebe und Genauigkeit, mit welcher Lebendigkeit und Anschaulichkeit ist das alles geschrieben! Man fühlt, mit welcher inneren Freude der Dichter die ihm liebe Gegend malt. Nichts Totes! Alles wird lebendig und fügt sich im Leser zwanglos zum Bilde.

---

erfreulich selbst, doch nur die Vorstufe bedeutet. D. h. wir erhalten eine seelische Perspektive. Das Leben der Seele ist perspektivisch. Die Perspektive aber ist die wichtigste, seelenweitendste und beglückendste Form des landschaftlichen Erlebnisses. Man ahnt, während man einen Gipfel ersteigt, bereits die hundert Blicke auf hundert weitere Aussichtspunkte dahinter, auf Gipfel, Täler, Oasen, Schönheiten." S. 208: „In der Landschaft schwebt um die fernen Dinge ein verklärender Duft, der uns nicht ruhen läßt, bis wir diesen Dingen nahe sind. Aber je näher wir den Dingen kommen, desto mehr hören sie auf, ferne Dinge für uns zu sein. Und beim letzten Schritt halten wir die Dinge zwar in der Hand, aber die Ferne und ihr Duft ist ihnen genommen. Ferne und Duft, sie liegen nun auf anderen Dingen, die in einer neuen Distanz dahinter aufgehen. Mithin: nicht die Dinge in der Ferne locken uns, sondern die Ferne an den Dingen lockt uns."

1) *malheureux*, weil er — wie sie glaubt — das Grab Céladons geworden ist.

Digitized by Google

Wohlgelungen ist auch die Schilderung IV, 474:

Non point trop loin de la source de notre gentil Lignon, ils ont une demeure sur les bords de cette rivière, qu'il semble que la Nature se soit plue d'embellir de tout ce qui la pouvait rendre agréable; elle est posée sur une colline qui lui donne une vue, quoique un peu limitée, à cause des autres petites montagnes assez voisines, toutefois si belle, qu'il semble que ceux qui peignent des paysages aient pris le patron sur la situation. Lignon prend son cours au bas de cette côte, que des prés d'un côté et d'autre vont accompagnant presque autant que la vue se peut étendre; les saussaies qui séparent ces prés, et les petits fossés, par lesquels on dérobe les claires eaux de Lignon, semblent autant de petits ruisseaux qui vont abbreuvant ces belles prairies. Tout le penchant de la colline est couvert de l'ombrage de quantité d'arbres disposés en allées, par lesquelles on descend sans incommodité du Soleil, ni de la descente, jusque sur l'agréable rivage de cette claire rivière, que les fleurs presque en tout temps émaillent de cent diverses couleurs; les Rossignols qui semblent avoir choisi ce lieu pour leur demeure ordinaire, le peuplent de telle sorte, qu'on jugerait à ouir les divers chœurs qui se répondent à la voix les uns des autres... et la nature, à tant de graces, n'ayant pas voulu être avare de ce qui pouvait embellir entièrement ce lieu, y a fait sourdre tant de fontaines tout le long de ce penchant, qu'on dirait qu'elles y sont conduites par artifice.

Im Gegensatz zu den Schilderungen älterer Dichter, bei denen der Nützlichkeitsstandpunkt vorherrscht, betont d'Urfé hier ausdrücklich den ästhetischen Gesichtspunkt, sein rein malerisches Wohlgefallen an der lieblichen Gegend. Ganz modern ist es, wenn er bei den *claires eaux de Lignon* den Schein (*semblent!*) von dem Sein, der Wirklichkeit, unterscheidet. Diese Landschaft ist — verglichen mit den Leistungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen — ein kleines Meisterwerk. Mit einfachsten Mitteln malt uns d'Urfé das lieblichste Idyll. Es ist bezeichnend, daß sich die schönsten Beschreibungen im III. und IV. Teil finden. Der II. Teil war 1610 erschienen, der III. folgte nach langer Pause im Jahre 1619. Man sieht, wie der Dichter inzwischen künstlerisch gewachsen war.

Die beiden schönsten Schilderungen haben wir noch nicht gebracht. III, 473 lesen wir:

Le chevalier... se trouva... sur le pont de la Bouteresse, et peu après sur le haut de la plaine qui découvre le château et la grande ville de Marcilly. D'abord le pays lui sembla très agréable: car d'un côté il voyait les fertiles montagnes de Cousant, qui descendant par de petites collines jusque dans la plaine, montrèrent toute leure croupe enrichie de vignobles, et le plus haut de grands bois de haute futaie, qui semblaient avoir été posés là par la sage Nature pour leur servir de cheveux. La plaine après s'allait étendant jusqu'à Montbrison, et suivant toujours ces délectables collines, s'élargissait du côté de Surieu, de Montrond, et de Feurs, avec tant de petits ruisseaux et de divers étangs, que la vue ainsi diversifiée en était beaucoup plus plaisante.

Digitized by Google

Einige wenige Striche und die Landschaft steht lebendig vor unseren Augen: die fruchtbare Ebene, die weinbewachsenen Berge von Cousan, das ganze Panorama beherrscht durch die hochgelegene Burg von Marcilly[1]).

Dieselbe Landschaft schildert uns der Dichter auch IV, 709:

Voyez la rivière qui passe auprès de cette ville, que je vous ai nommé Feurs: c'est Loire: or tournez les yeux un peu à main droite, et voyez comme un peu au dessous de là il y a une petite rivière qui entre dans Loire, prenez garde comme elle vient de ces montagnes voisines, et prend son cours, contre la coutume de presque toutes les autres, du couchant au levant, c'est Lignon que vous demandez. Voyez-vous entre ces deux collines, qui sont comme le pied des plus hautes montagnes, une petite ville, elle s'appelle Boën, et c'est contre ses murailles que Lignon passe, vous pouvez remarquer d'ici une partie de son cours qui va serpentant par cette délectable plaine, comme le plus beau lieu de l'Europe.

Wir haben uns den Standpunkt etwa zu denken in der Gegend des heutigen St. Thurin. Man sieht von dort zur Linken Feurs und die Loire, dann nach rechts hinüber Lignon, Boen und wieder das Lignontal. Man stimmt Reure gerne zu, wenn er schön sagt. p. 256:

Rien ne semble plus beau à Honoré d'Urfé que son Forez, où habitait toujours en imagination l'âme de l'exilé, où toute sa vie il a revécu le rêve de son enfance.... Ce pays qui lui avait laissé d'ineffaçables souvenirs, Urfé l'a décrit non seulement avec justesse, mais avec l'émotion d'un homme qui a laissé là sur cette terre ignorée ce qu'il a de plus doux dans sa vie.

Man erfreut sich gleichermaßen an der künstlerischen Überlegenheit, mit der seine Landschaften gemalt sind, wie an der tiefen Heimatliebe, die aus jeder Zeile beredt zu unserm Herzen spricht. Was er gemalt hat, kam ihm von Herzen, und so haben diese Bilder die Herzen seiner Leser ergriffen und die einfache Schönheit des Lignontales und das Forez über die Grenzen Frankreichs hinaus berühmt gemacht.

So steht d'Urfé als Landschaftsmaler im 17. Jahrhundert einsam da. Selbst der sonst für Schönheit der Natur sehr empfängliche Saint-Amand versteht es nicht, uns eine Gesamtanschauung von einer Landschaft zu geben; „er gibt uns keine Gesamtübersicht, sondern hebt nur Einzelheiten hervor". (Buls 81.)

Welcher Fortschritt, wenn man die oben zitierten Verse Brachs mit einem der letzten Fernblicke d'Urfés vergleicht! Dort eine trockene Aufzählung, hier malerische Anschaulichkeit. Man beachte,

1) Die schöne gotische Burg ist im 19. Jahrhundert wieder hergestellt worden. Vgl. zu dieser ganzen Gegend Bädeker p. 55.

Digitized by Google

wie d'Urfé nie sprunghaft vorgeht, immer leitet er den Blick langsam von einem Punkt zum andern und führt so den Leser — ohne daß dieser sich eines Zwanges bewußt wird — dazu, die Landschaft gewissermaßen aus sich heraus noch einmal zu entwickeln. Eine Landschaft d'Urfés sieht man innerlich ohne Schwierigkeit; man mache den gleichen Versuch bei de Brach: der Unterschied wird einem schlagend bewußt werden[1]).

Es ist sicher kein Zufall, daß wir im V. Teil keinen Fernblick haben. So gut Baro den Ton d'Urfés getroffen hat, in diesem künstlerischen Vermögen, das im 17. Jahrhundert ganz einsam dasteht, war d'Urfé eben genial und unnachahmlich.

Wir dürfen daher auch an dieser Stelle die begründete Vermutung aussprechen, daß die Aufzeichnungen, die *vrais mémoires* d'Urfés, nach denen Baro den V. Teil arbeitete, nur ganz allgemeine Angaben enthielten.

Freilich, eine Einschränkung ist zu machen: genial ist d'Urfé nur in der Art der Schilderung; die Gegend an sich, die er seinen Schilderungen zugrunde legte, war durchaus dem damaligen Geschmack gemäß. Die Landschaft, die Brach beschreibt, ist ja ganz ähnlich. Es ist eben die ‚Ideallandschaft', wie sie seit den Tagen der Antike feststand. Die Schilderung des Ruheplätzchens, die Plato im 5. Kapitel des Phaidros[2]) gibt, könnte genau so in der *Astrée* stehen. Bei Plato wie bei d'Urfé dieselbe Neigung für das Reizende, Anmutige. Beide erfreuen sich am Sanften und lehnen alles Schroffe, Heftige ab. In engster Beziehung steht zum Gefühl für landschaftliche Schönheit das Gefühl der Nützlichkeit. Nirgends wird eine nicht irgendwie nutzbringende Landschaft schön genannt. Ein Fluß — mit schmackhaften Fischen — blühende Felder, um Leben und Linie in das Bild zu bringen, sanft ansteigende Hügel (ja nicht zu hoch, um nicht Gedanken an beschwerliches Steigen aufkommen zu lassen): aus solchen Einzelheiten setzte sich die ‚schöne' Landschaft zusammen. Diese Auffassung ist auch bei d'Urfé durchaus herrschend und ist es geblieben, bis Rousseau mit diesem Ideal gründlich aufräumte. Man höre ihn in der *Nouv. Hél.* VIII, 122:

1) Wer gerne einen Zeitgenossen mit d'Urfé vergleichen möchte, lese den vom 4. Sept. 1622 datierten Brief J. Balzacs an Mr. de la Motte-Aigron, bequem zugänglich in der Sammlung Lansons, *Choix de lettres du 17e siècle.*

2) Vgl. auch Venantius Fortunatus, *Carm.* III, 13 oder Cassiodors Beschreibung des Comer Sees, *Var.* XI, 14.

Digitized by Google

Au reste, on sait déjà ce que j'entends par un beau pays. — Jamais pays de plaine, quelque beau qu'il fût ne parut tel à mes yeux. Il me faut des torrents, des rochers, des sapins, des bois noirs, des montagnes, des chemins à monter et à descendre (!), des précipices à mes côtés qui me fassent bien peur.

Dieses neue Ideal Rousseaus — von Männern wie Goethe begeistert aufgenommen — nahm die Kulturwelt im Sturm gefangen. ‚Erhabenheit' verlangte man von der Natur, wollte sie Anspruch auf Schönheit machen; und dieser Ruf wurde so laut, daß der Philosoph in Königsberg sich veranlaßt fühlte, darauf hinzuweisen, „daß die Erhabenheit nicht in der Natur, sondern in unserm Gemüt enthalten ist."

D'Urfé war kein Führer in ein neues Land der Schönheit, aber er hat die Landschaft seiner Zeit mit dem Herzen so tief ergriffen und mit der künstlerischen Kraft seiner Natur so lebendig dargestellt, daß es die Gerechtigkeit fordert, das Andenken an ihn zu erneuern als an einen großen Landschaftsmaler, der in seiner Zeit seinesgleichen nicht hatte.

Das Gebirge.

Der Sinn für die großartige Schönheit der Gebirgswelt ist dem europäischen Menschen erst in neuerer Zeit aufgegangen. Das Naturgefühl des 16. Jahrhunderts war in hohem Grade durch die Antike beeinflußt. Für die Auffassung der Alten von Naturschönheit ist es nun außerordentlich bezeichnend, daß, versucht man das Wort ‚Naturschönheit' ins Lateinische zu übertragen, sich das Wort *amoenitas* als entsprechendstes findet.

Alles Anmutige und Liebliche: ein Quell, ein Hain, eine fruchtbare Ebene, schien den Alten das Lob ‚schön' zu verdienen. Quintilian sagt III, 7, 27:

est et locorum (laus), qualis Siciliae apud Ciceronem, in quibus similiter speciem et utilitatem intuemur; speciem in maritimis, planis, amoenis, utilitatem in salubribus, fertilibus.

Also Schönheit findet man in ebenen, anmutigen, am Meere gelegenen Gegenden. „Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röten, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Altertum auf uns gekommen. Und doch gingen ununterbrochen Staatsmänner, Heerführer und in ihrem Gefolge Literaten durch Helvetien nach Gallien[1])". Typisch für die römische Auffassung der

1) Humboldt, *Kosmos* II, 24.

Digitized by Google

Alpen ist Livius' XXI, 8 *foeditas Alpium*. „Die Empfindungen der Alten beim Anblick hoher Gebirge glichen etwa denen, die neueren Reisenden die Eiswüsten des Nordpols erregen, nur ohne die jetzige Bewunderung für die schauerliche Erhabenheit solcher Szenen“ [1]).

Man kann das Wild-Romantische der Natur nur dann als schön empfinden, wenn man sich der Natur gegenüber als Herr fühlt, wenn der Mensch fortgeschritten genug ist, sein Subjekt den gewaltigen Kräften der Natur gegenüber zu behaupten. Der antike Reisende hatte, wenn er die in Wolken sich verlierenden Berge vor sich sah, kein Auge für deren Schönheit übrig, er dachte voll Schauder an die Gefahren, die seiner warteten, an die schmalen, in schwindelnder Höhe sich hinziehenden Saumpfade, an die Schnee- und Eiswüsten, an die furchtbaren Lawinen und war froh, wenn er das Bergland glücklich hinter sich hatte.

Das Mittelalter stand dem Gebirge mit ähnlichen oder — entsprechend der niedrigeren Kultur — mit noch ablehnenderen Empfindungen gegenüber. Das Volk empfand die furchtbaren Gewalten der Berge als Kräfte übernatürlicher Wesen. So warnt Karl Martell z. B. seine Helden vor der Schlucht Espans, weil Feen darin hausen sollen: *Ren.* 53, 32. Die Empfindung des Grausens blieb noch Jahrhunderte hindurch vorherrschend bei jedem, der sich in die Bergwelt wagte. Sebastian Münzer nannte die Berge ‚grausam' und ‚erschröcklich' [2]). Noch Montaigne sagt in seinen *Essais* III, 13:

ces humeurs transcendantes m'effraient comme les lieux hautains et inaccessibles.

Ein Mensch des Mittelalters, der dem Gebirge Reize abgewinnen konnte, war dagegen der uns in vieler Hinsicht überhaupt so modern anmutende Petrarca. Die berühmt gewordene [3]) Besteigung des *Mont Ventoux* in der Nähe von Avignon schildert er uns selbst in seinen *Epist. famil.* IV, 1 [4]), doch steht diese Stelle durchaus vereinzelt, im übrigen entsprechen seine Naturschilderungen antikem Schönheitssinn.

---

1) L. Friedländer[8], II, 212 (1910).

2) S. Münzer, *Cosmographie* 1544. Von dem Rheinfall sagt er: „es ist ein grausam Ding anzusehen.“ Zitiert nach Friedländer[8] II, 223.

3) Vgl. hierzu Burckhardt II, 19, 20.

4) *Ed.* Fracassi *vol.* I, p. 193ff. Vgl. hierzu A. Bonardi, *Il Petrarca alpinista* (*Fanfulla della Domenica* XI, No. 3, 20. I. 1889). Giosuè Carducci, *Il P. alpinista* 1. VI. 1898 *suppl. illustr. al Secolo.* Evans, *Petr. als bahnbrechender Bergsteiger. Die Nation* VIII, 1891, S. 777—778. B. Zumbini, *L'ascensione del P. sul Ventoux*, abgedruckt in Zumbini, *Studi sul Petrarca, Napoli* 1878.

Digitized by Google

Im Gegensatz zum Gefühl für das Liebliche in der Natur treffen wir das Gefühl für das Erhabene[1]) erst spät an. Das Gefühl des Erhabenen beruht darin, daß wir die Natur, die uns durch ihre Größe zu überwältigen droht, durch unsere Persönlichkeit überwinden; daß wir sie — trotz aller Gefahren — mit dem ruhigen Auge des Künstlers betrachten. Erst vom 16. Jahrhundert an rang sich der Mensch zu dieser neuen Auffassung der Natur durch. Bezeichnenderweise waren hier Schweizer die ersten Wegbereiter. Konrad Gesner (1516—1565) ist schon von einem Enthusiasmus für die Großartigkeit und Herrlichkeit des Hochgebirges erfüllt, der auch in unseren Tagen kaum überboten werden könnte. „Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von dem Schneedom, den der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat[2]).

Von ähnlicher Begeisterung erfüllt sind im 17. Jahrhundert der Baseler Joh. Jacob Grasser[3]) und im 18. Jahrhundert der Züricher Stadtarzt Jacob Scheuchzer[4]), ihnen folgten Männer wie Addison[5]), Frauen wie Mme de Sévigné[6]) nnd die Lady Montague[7]).

1) Über das Erhabene vgl. Schopenhauer, *Welt als Wille u. Vorst.* I. § 39. Ausgabe von Griesebach (Reclam) I, p. 270ff.

2) Osenbrüggen, *Wanderstudien in der Schweiz* 1867. I, 1—78 vgl. S. 3.

3) Grasser veröffentlichte 1624 eine lat. geschriebene Reise durch die Alpen. S. Alpine Reiseliteratur, IV. Beil. z. Allg. Ztg., 11. IX. 1885.

4) Scheuchzer (1672—1738) schrieb über seine Reisen in den Jahren 1702—11: „Auf den Alpengebirgen kann man gleich als in einer wohlverschlossenen Rüstkammer oder Zeughaus die Naturwunder besehen" (vgl. J. Frey, Die Alpen S. 24—27). Das Innere der Hochalpen blieb unbekannt. Sch. glaubte noch, daß ihre tiefsten Schlünde von Drachen bewohnt seien, deren er eine ganze Reihe in seiner „Naturgeschichte des Schweizerlandes" abbilden ließ (!!). Zitiert nach Friedländer II, 226.

5) Addison schreibt (in seinen *Remarks on several parts of Italy. London* 1761, p. 258—261) über die Abstürze, welche er auf seiner Reise 1701—1703 am Genfer See sah, daß sie die Seele mit einer angenehmen Art von Schauder erfüllen. Vgl. Brockes' (1670—1747) ‚lustvermischtes Grausen'. Friedl. II, 229.

6) Mme de Sévigné schreibt am 3. Februar 1695: *Nos montagnes sont charmantes dans leur excès d'horreur,* und im weiteren spricht sie von *épouvantables beautés.*

7) *Letters of Lady M-y W-y M-e,* Berlin 1790, p. 292. *The prodigious prospect of mountains covered with eternal snow, of clouds hanging far below our feet, and of vast cascades tumbling down the rocks with a confused roaring, would have been entertaining to me, if I had suffered less from the extreme cold that reins here.* Brief vom 25. Sept. 1718.

Digitized by Google

Doch vergessen wir nicht: diese Stimmen sind durchaus vereinzelt, die große Welt ging an den Schönheiten der Gebirgsnatur teilnahmlos vorüber. Erst Haller, dessen Naturgefühl im übrigen, wie aus seinen Briefen hervorgeht, nicht in der Schweiz, sondern in Holland seine Befriedigung fand, regte durch seine ‚Alpen' (1729) das allgemeine Interesse für die Schweiz an. Doch galt dieses Interesse mehr den Bewohnern des Landes als der Natur. Aber gleich in der Einleitung zeigt Haller liebevolles Verständnis auch für die Naturschönheiten der Schweiz:

Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee vergüldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt.

Haller beschreibt dann ausführlich den schönen Rundblick vom Gipfel eines Berges. Im ganzen tritt aber der ästhetische Standpunkt doch noch hinter dem Nützlichkeitsstandpunkt durchaus zurück. Selbst bedeutende Männer wie Voltaire, Klopstock, Gibbon, Samuel Johnson zeigten keine Neigung — obwohl sie sich lange in der Schweiz aufhielten — die Schönheiten der Natur dort kennen zu lernen. Es ist ein nicht geringes Verdienst Macphersons, durch seine Ossianischen Gesänge (1760) die Gemüter empfänglich gemacht zu haben für den Zauber der Bergwelt. Man lese den Hymnus auf den Mond[1]):

Nun bist du gekleidet
In strahlenden Schimmer!
O schaue herab
Durch Pforten der Höhe!
Auf, sausende Windsbraut!
Durchweh die Gewölke,
Daß blicke hindurch
Die Tochter der Nacht!
Daß erhellen vor ihr
Die Felsengebirge!
Daß der Ozean rolle
Mit zückendem Schimmer
Auf wogendem Blau!

Oder der Beginn des ersten Gesanges der *Temora*[2]):

Es rollen Erins blaue Wogen im Licht,
Die Berge sind mit des Tages Glanz bedeckt,
Es weben im Morgenhauch die dunklen Wipfel,
Den grauen Strömen entstürzt laue Flut.
Zwei Hügel kränzen mit alternden Eichen rings
Das verengte Tal, dort strömet blau der Fluß.

1) *Ossian*, übers. vom Grafen Stolberg 1806. Bd. II, S. 247.
2) Ib. III, S. 3.

Digitized by Google

Goethe läßt seinen Werther begeistert ausrufen:

„Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwind, die in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Licht des Mondes hinführt; zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen."

Der gewaltigste Prophet der Alpenschönheit wurde dann J.-J. Rousseau, der in wundervoller, leidenschaftdurchglühter Sprache die Schönheit seiner Schweizer Heimat pries. Er sicherte durch seine gewaltige Sprachkunst dem allgemeine Anerkennung, was vorher erst bei Einzelnen Ausdruck gefunden hatte. Nach dem Erscheinen der neuen Heloïse werden die Ufer des Genfer Sees und die westliche Schweiz überhaupt ein Ziel für die Touristen von ganz Europa, und Goethe konnte sich in Vevey 1779 der Tränen nicht enthalten, wenn er nach *Meillerie* hinübersah und die *Dent du Chamant* und die ganzen Plätze vor sich hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden, lebenden Wesen bevölkerte.

Im Jahre 1790 wies die Schweiz von allen Ländern Europas den größten Fremdenverkehr auf.

Wie reiht sich d'Urfé dieser Entwicklung ein?

Es ist sehr bezeichnend, daß d'Urfé nicht wie fast alle vor ihm und wie die überwältigende Mehrheit seiner Zeitgenossen stumm an der gewaltigen Welt der Berge vorübergegangen ist: die Alpen spielen in der *Astrée* eine recht bedeutende Rolle. Wie der Lignon, der treue Gefährte seiner Jugend, mit seinem Rauschen die Geschichten des Dichters begleitet, so ragen auch die Berge, die er so manches Mal durchquert, in seinen Roman hinein.

Wir haben schon bei der Besprechung der Landschaften und Fernblicke die scharfe Beobachtungsgabe d'Urfés feststellen können; wir werden sehen, daß sie ihn auch, wenn er von den Bergen spricht, nicht verläßt.

„Bei jeder Naturschilderung, die wir hören oder lesen, fragen wir immer zuerst: Ist sie gesehen? Und dann: Ist sie beobachtet?"[1] „Das gewöhnliche, ungelernte Sehen hat immer etwas Einseitiges und Fragmentarisches[2]." „Wenn ich von einem Vulkan einfach als ‚Vulkanberg' spreche, lasse ich alle Möglichkeiten offen, wie man ihn sich vorstellen mag, wenn ich aber sage: ‚Die pyramiden-

1) Ratzel, *Über Naturschilderung*[3]. 1911, S. 217.
2) Ib. S. 220.

Digitized by Google

förmige Insel Omstepa', so habe ich schlecht gesehen; denn ein Vulkankegel ist nie eine Pyramide[1])."

Man höre jetzt, wie d'Urfé den Montverdun schildert. II, 494:

Montverdun est un grand rocher qui s'élève en pointe de diamant au milieu de la plaine du côté de Montbrison, entre la rivière de Lignon, et la montagne d'Isoure.

Diese Schilderung ist klar, kraftvoll und außerordentlich anschaulich. Der Dichter verzichtet auf umständliche Beschreibungen, die den Gesamteindruck höchstens unklar machen könnten. Gerade in der Einfachheit liegt das Zwingende: ohne Mühe sieht man den Berg vor sich. Er gehört zu den Bergen, die — wie Ratzel ausführt — zu Bergpersönlichkeiten werden. „Gerade wie bei geschichtlichen Gestalten drängt bei diesen das Ganze die Einzelheiten zurück[2])." Mit feinem Verständnis hat d'Urfé in knapper Zeichnung die für diesen Berg entsprechendste künstlerische Formulierung gefunden.

D'Urfé liebte den Anblick der Berge. Er schildert II, 171 liebevoll den schönen Blick, der sich vor einem ausbreitet, wenn man auf dem innerhalb der Stadtmauern Lyons gelegenen Berg *Notre Dame de Fourvières* steht (zitiert oben S. 378). Weit kann der Blick schweifen *jusqu'aux affreuses montagnes des Allobroges.* Diese Freude an einem Gebirgspanorama ist bemerkenswert. Denn noch im 18. Jahrhundert legten die Schweizer ihre Garten-Pavillons so an, daß die Öffnung dem Hause zugekehrt war, und eine Mauer mußte die sonst unvermeidliche Fernsicht auf die Alpen verschließen[3]). Ebenso mußten in Coppet die Gartenanlagen das Panorama des Genfer Sees dem Auge verhüllen[4]).

In der Nähe sind — wie schon das Wort *affreuses* andeutet — hohe Berge für d'Urfé zunächst ein Wort des Schreckens, eine Empfindung, die ihren guten Grund in der großen Unsicherheit der Bergwege hatte. So heißt es II, 639:

Quelques jours après je partis, et passant par les Allobroges[5]), je ne saurais vous dire combien je courus de fortune par les rochers et précipices affreux des Sebusiens, des Caturiges[6]), des Bramovices et Carroceles, et jusqu'aux Ségusiens[7])

1) Ratzel, S. 219—220.
2) Ib. S. 72.
3) Friedländer II, 234.
4) Trevelyan, *Macaulay's life and letters, Tauchnitz ed.* III, 117.
5) Zwischen Isère und Rhone.
6) Graische Alpen.
7) Mont Cenis.

Digitized by Google

où je parachevai les Alpes Cotier: car autant de pas que l'on fait, autant voit-on de fois l'horreur de la mort et toutefois cela n'était point capable de distraire ma pensée.

Da d'Urfé wiederholt Reisen nach Italien gemacht hat, haben wir keinen Grund, die Genauigkeit der Angaben, die er hier macht, als Frucht geographischer Studien anzusehen, sondern wir dürfen annehmen, daß der Dichter hier aus eigener Anschauung spricht. Es heißt dann weiter:

En passant sous ces effroyables rochers que l'on ne peut regarder qu'en (640) haussant la tête de propos délibéré, et tenant son chapeau, de peur qu'il ne tumbe, je fis ces vers: — —

Diese Worte atmen deutlich ein gewisses bewunderndes Staunen über die imposante Höhe der Felsenmassen. Es folgen nun nachstehende Stanzen:

Précipices, rochers, montagnes sourcilleuses,
Abîmes entre-ouverts, vous pointes orgueilleuses (sic)
Qui vous armez d'horreur et d'épouventement,
Encor que de pitié vous ne soyez atteintes,
De vos sommets chenus écoutez mes complaintes
Et soyez pour ce coup témoins de mon serment.
Ainsi que j'apperçois dessus vos têtes nues,
Les arbres se nourrir et voisiner les nues[1]),
Je fais voeu qu'à jamais en moi je nourrirai
Contre tous mes malheurs mon amour infinie . . .

Et parce qu'auparavant ayant passé les détroits des Sébusiens, je voulus éviter la fâcheuse montagne des Caturiges me mettant sur le Rhône, je me résolus de suivre ce grand lac qui flotte contre les rochers escarpés de cette montagne .... (641) Au sortir de ce grand lac, je traversai les grands bois des Caturiges, et après avoir passé Isère, rivière qui vient des Centrons, je traversai l'étroite vallée des Garroceles, et Bramovices qui me conduit jusqu'aux monts Coties .... Un étranger fit des vers qu'il me récita, et parce qu'ils me plurent, je les appris par coeur; ils étaient tels:

Ces vieux rochers tous nus, glissants en précipice
Ces chutes de torrent, froissés de mille sauts,
Ces sommets plus neigeux, et ces monts les plus hauts
Ne sont que les pourtraits de mon cruel supplice.

1) Der Genfer R. Töpffer hat die Alpenlandschaft in 3 Zonen geteilt: a) Hügellandschaften — bis zur Grenze der Nußbäume. b) Gebiet der Tannen und Lärchen. c) Baumlose Zone. Diese letzte Zone hat Saussure entdeckt, der große Naturforscher des 18. Jahrhunderts. Rousseau hat sich im ganzen auf die Schilderung der 1. Zone beschränkt, nur bei der Schilderung der Einsiedelei *la Meillerie* hat er sich über sie hinausgewagt, gibt aber von der 2. Zone nur ein sehr undeutliches Bild. Vgl. Sainte-Beuve, *Töpffer: Causeries* VIII, 336ff. Wir werden sehen, daß bei d'Urfé gerade diese 2. und auch die 3. Zone geschildert wird; er geht also in gewisser Weise schon über Rousseau hinaus.

Digitized by Google

Si ces rochers sont vieux, il faut que je vieillisse
Lié par la constance au milieu de mes maux:
S'ils sont nuds et sans fruit, sans fruit sont mes travaux.
Sans qu'en eux nul espoir je retienne ou nourrisse.
Et ces Torrents rompus, sont-ce pas mes desseins?
Ces neiges vos froideurs, ces grands monts vos dédains?
Bref ces déserts en tout à mon être répondent.

Das Bild, das der Dichter hier von der Gebirgslandschaft gibt, ist durchaus charakteristisch. Die kahlen Felsen, die wild von Stein zu Stein stürzenden Wildbäche, die Gefilde des ewigen Schnees, im Hintergrunde die Hochgebirgsgipfel — dies alles fügt sich zu einem eindrucksvollen Bilde zusammen, aber die anschließende Betrachtung ist über die Maßen frostig und zeigt, daß von einem Gefühl für die Schönheit der Bergwelt hier durchaus nicht die Rede sein kann.

Daß die Reiseschilderung die Schrecken der Berge wieder und wieder hervorhebt, darf nicht überraschen: Erstens soll durch eine solche Beschreibung der Mut des Reisenden gezeigt werden, und außerdem ist es sicher damals kein Vergnügen gewesen, die Alpen zu durchqueren. Selbst bei Rousseau „hemmen da, wo Gefahren und Schwierigkeiten zu bewältigen sind, Besorgnisse und Bedenken die ästhetische Bewältigung der Größe und Schönheit der Alpenwelt“ [1]). Wer von Frankreich nach Italien reisen wollte, tat besser, wenn er den Seeweg wählte. III, 758:

(Bellaris) revint vers Ariman et l'informa de tout ce qu'il avait à faire; .... par quel chemin il doit passer, tant pour aller jusques auprès Lyon, que pour se retirer delà les Alpes, lui conseillant de se mettre sur le Rhône au dessous de Vienne, et prendre la Mer vers les Massiliens, jusques en la côte de la Ligurie: qu'il valait mieux allonger son chemin, et le faire un peu plus surement.

Aber d'Urfé bleibt nicht bei dem Gefühl des Schreckens stehen. „Das Gefühl des Erhabenen wächst aus Furcht und Schrecken hervor [2]).“ Dieses ganz moderne Gefühl für die Erhabenheit der Bergwelt finden wir — und das ist außerordentlich bemerkenswert — in der *Astrée* wiederholt ausgedrückt.

Ich nenne hier zunächst ein Sonett. IV, 201:

Rochers, qui des saisons le pouvoir surmontez
Et des siècles plus longs ne sentez point l'outrage
Qui pouvez avoir vu durant un si long age
De Nature et de l'Art, les plus rares beautés [3]).

1) Fährmann, *Rousseaus Naturanschauung* 1899, S. 53.

2) Ratzel, S. 199.

3) Der Sinn dieses Verses ist mir zweifelhaft. Ich glaube nicht, daß die Worte *beautés de Nature* auf die Schönheit der Bergwelt zielen. Vielleicht ist es

Digitized by Google

Glaçons par tant d'hivers, l'un sur l'autre ajoutés
Sans que l'onde s'y puisse entr'ouvrir un passage
Et de qui la froideur jamais ne se soulage
Ni des Soleils plus longs ni des plus chauds étés.
Sources de qui les eaux s'écoulent vagabondes
Et par qui sans jamais voire amoindre leurs ondes
Les Fleuves les plus grands sont rendus glorieux:
Vîtes-vous oncq, Rochers, rien plus beau que ma Dame,
Glaçons, égalez-vous vos froideurs à son âme,
Et vous sources vos eaux aux larmes de mes yeux?

Die Apostrophe der Natur erinnert lebhaft an Ronsards *Les amours de Cassandre, Son.* LXVI[1]):

Ciel, air, et vents, plaines et monts découvers,
Tertres vineux, et forests verdoyantes,
Rivages tors, et sources ondoyantes,
Taillis rasez, et vous bocages vers:
Antres moussus à demy-front ouvers,
Prez, boutons, fleurs, et herbes rousoyantes,
Coutaus vineux et plages blondoyantes
Et vous rochers escholliers de mes vers:
Puisqu'au partir, rouge de soin et d'ire
A ce bel oeil Adieu je n'ay sceu dire
Qui pres et loin me detient en esmoy
Je vous supply, Ciel, aer, vents, monts, et plaines,
Taillis, forests, rivages et fontaines,
Antres, prez, fleurs, dites-le luy pour moy.

‚In diesen Zehnsilbner-Sonetten auf Cassandre geben Petrarca und seine italienischen Nachahmer, besonders Bembo, den Ton an'[2]). In der Tat finden wir diese Art auch bei Petrarca, z. B. *Sonetto* CCLXII (*in morte* XXXV) No. 303:

Amor che meco al buon tempo ti stavi
Fra queste rive a'pensier nostri amiche,
E per saldar le ragion nostre antiche,
Meco e col fiume ragionando andavi;
Fior, frondi, erbe, ombre, antri, onde, aure soavi,
Valli chiuse, alti colli e piagge apriche,
Porto dell'amorose mie fatiche,
Delle fortune mie tante e sì gravi;

---

richtiger, den Ton auf *rares* zu legen. Das wäre durchaus im Sinne der Zeit gesprochen, die das Seltene liebte, weil es einen guten Gesprächsstoff abgab; *afin d'en savoir parler*, wie es II, 643 (s. S. 373) vom Appenin heißt.

1) P. de Ronsard, *Les Amours, éd.* Vaganay. Paris 1910, p. 125.

2) H. Morf, *Gesch. der franz. Lit. im Zeitalter der Renaissance*[2], 1914, S. 183.

Digitized by Google

O vaghi abitator de'verdi boschi,
O ninfe, e voi che'l fresco erboso fondo
Del liquido cristallo alberga e pasce;
I dì miei fur si chiari, or son sì foschi
Come morte, che'l fa. Cosi nel mondo
Sua ventura ha ciascun dal dì che nasce.

Beide Gedichte, das des Ronsard und das Petrarcas, könnte d'Urfé gut gekannt haben. Was dessen Gedicht betrifft, so ist die Pointe, daß die Seele der Dame kälter ist als die Gletscher, daß seine Tränen reichlicher fließen als die Quellen der Flüsse, die die Gletscher zu Tal senden, stark hyperbolisch und für unser Empfinden abgeschmackt, aber unzweifelhaft spricht aus Strophe I—III ein gewisses Gefühl für die Großartigkeit der Hochgebirgswelt. Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir im Hinblick auf diese Verse d'Urfé in die Reihe der Vorläufer Rousseaus stellen. In einer Zeit, in der sich die Menschen mit ganz vereinzelten Ausnahmen vom Gebirge mit Grausen abwandten, sind diese Äußerungen eines durchaus positiven Gefühls für die Erhabenheit der Bergwelt, auch wenn sie als eine schauerliche Erhabenheit empfunden wird, doppelt bedeutsam.

Das spezifisch Alpine liegt für unsern Dichter auch hier in den Felsen, den Gletscher- und Schneefeldern und in den Gebirgsbächen. D'Urfé hat die Alpen mit Bewußtsein gesehen. In den Liedern der Troubadours, die doch das Gebirge z. T. sehr wohl kannten, ist von den Bergen nirgends die Rede, nirgends wird die Gebirgsnatur zu Vergleichen herangezogen. Es geht im Leben der Völker wie im Leben des einzelnen Menschen. Wohl jeder kennt das Gefühl des Staunens, wenn man auf einem Wege, den man täglich macht, eines Tages ein Haus, einen Baum oder ähnliches sieht, dessen Dasein einem bislang unbewußt geblieben war. So tauchen auch im Leben der Völker Anblicke der Natur, die bis dahin im Reich des Unbewußten geblieben waren, bei bestimmten Menschen in die Sphäre des Bewußten empor. Von diesem Gesichtspunkt aus sind Schilderungen wie die d'Urfés, welche beweisen, daß der Künstler einen Blick für die wilde Großartigkeit der Schweizer Gebirgswelt hatte, für die Entwicklung des Naturgefühls von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Vielleicht noch großartiger kommt das Gefühl für die Erhabenheit des Gebirges zum Ausdruck in dem Sonett IV, 914. Durch die Anwendung der Apostrophe ähnelt es einigermaßen dem oben zitierten Sonett.

Digitized by Google

Rochers qui supportez le ciel et ses flambeaux,
Ainsi que des Atlas dessus vos têtes nues,
Qui voyez dessous vous troupe à troupes les nues
Comme voile s'étendre à l'entour des coteaux.

Torrents impétueux qui tumbez à grands sauts
Des sommets élevés de ces pointes chenues:
Effroyables valons, vous glaces inconnues,
En vos recoins gelés aux soleils les plus chauds.

Vent qui depuis trois jours renforçant tes haleines
Sembles être complice en mes cruelles peines,
Vous travaillez en vain pour retarder mes pas:

Le sujet est si beau qui cause mon voyage,
Que si parmi l'Enfer s'adressait mon passage
L'Enfer ni ses horreurs ne m'arrêteraient pas.

Man wird bei diesem Sonett unwillkürlich an Ratzels Worte[1]) erinnert: „Hinaufschauend zu dem Berg mit seinen Eis-Zinnen oder den Wolken, die sich über ihn türmen, folgen wir unwillkürlich . . . dieser Höhe und werden in solchem Streben inne, wie klein wir sind". „Ein größerer Maßstab der Schätzung, der uns von der simplen Majestät der Schöpfung vorgehalten wird, entreißt unsern Geist der engen Sphäre des Wirklichen. Von den großen Gestalten der Natur umgeben, ertragen wir das Kleine in unserer Denkart nicht mehr[2])."

Meint man, wenn man d'Urfés Sonett liest, nicht vielmehr einen Dichter der Romantik zu hören als einen Zeitgenossen Heinrichs IV.? Selbst Rousseau hat die erhabene Größe der Bergriesen nicht eindrucksvoller zum Ausdruck gebracht, als es hier geschieht: die gewaltigen Berge stehen da Riesen gleich und tragen auf ihren Häuptern die gewaltige Last des Himmelsdomes. Majestätisch ragen die Gipfel in die Lüfte — tief unter ihnen ziehen die Wolken dahin, die sich wie ein Schleier um die Hügel winden. In gewaltigen Fällen rauschen die Gebirgsbäche zur Erde nieder; tiefe Schluchten, furchtbare Täler tun sich vor dem Wanderer auf, in einsamen Höhen leuchten die Regionen des ewigen Eises.

Das eigentümliche, aus Schrecken und Lust sich zusammensetzende Gefühl des Erhabenen kommt in dem Sonett zu glücklichstem Ausdruck. *Effroyables valons!* Damit sind Täler gemeint, die wir

1) Ratzel, S. 148.
2) Schiller, *Über das Erhabene.* Ausg. Cotta. 1836, XII, 360.

Digitized by Google

heute wildromantisch[1]) nennen würden, tief eingeschnittene Schluchten in denen die Bergströme wild dahinbrausen. Gerade die Furchtbarkeit läßt das Gefühl des Erhabenen entstehen. So empfand B. H. Brockes (1680—1747), als er 1703 die Alpen erblickte, ein 'lustvermischtes Grausen', das er in die poetisch nicht wertvollen, psychologisch aber interessanten Verse kleidete:

An manchen Orten sind der Berge Höhn
Recht ungeheuer schön,
Die Größe kann uns Lust und Schrecken
Zugleich erwecken[2]).

Mme de Sévigné schreibt am 3. Februar 1685 an Mr. de Coulanges:

nos montagnes sont charmantes dans leur excès d'horreur, je souhaite tous les jours un peintre pour bien représenter l'étendue de toutes ces épouvantables beautés.

---

1) Über das Wort 'romantisch' hat A. François einen sehr lesenswerten Aufsatz geschrieben in den *Annales de la Société J.-J. Rousseau* V (1909), Genf-Paris-Leipzig S. 199. Das Wort ist im 18. Jahrh. aus dem Englischen in das Französische übernommen worden. Es findet sich im Englischen schon im 17. Jahrh. Ein besonders altes Beispiel wird nachgewiesen von M. T. S. Perry, *English literature in the eighteenth century, New York* 1883: J. Evelyn (1620—1706), *Diary* (veröffentlicht 1818 u. 1819) notiert bei einer Reise durch England 1654: *What was most stupendious to me was the rock of St. Vincent, a little distance from the town, the precipice whereof is equal to anything of that nature I have seen in the most confrayose cataract of the Alps, the river gliding between them at an extraordinary depth. There is also on the side of this horrid Alps a very romantic seat.* Richtig bemerkt hierzu François S. 203: *C'est une preuve de la fascination exercée déjà à cette époque par les Alpes sur l'âme européenne, en particulier sur les Anglais.*

Das Wort *romantic* ist im 17. Jahrh. den englischen Reisenden durchaus geläufig *pour caractériser les aspects les plus impressionants de la nature sauvage*; es verbreitet sich in Frankreich unter dem Einfluß der englischen Literatur und der englischen Gartenkunst. Rousseau gebraucht es zuerst in der 5. *Rêverie du promeneur solitaire*, geschrieben 1777, veröffentlicht 1782: *Les rives du lac de Bienne sont des plus sauvages et plus romantiques que celles du lac de Genève.* Gefühl für die romantische Natur finden wir aber schon vorher: François zitiert eine bedeutungsvolle Stelle, die sich in Fénelons *Dialogues des morts* (1712) findet, zit. v. J. Lemaître, *Jean Racine* p. 55: *Voici le plus beau désert qu'on puisse voir. N'admirez-vous pas ces ruisseaux qui tombent des montagnes, ces rochers escarpés et en partie couverts de mousse, ces vieux arbres qui paraissent aussi anciens que la terre où ils sont plantés? La nature a ici je ne sais quoi de brut qui plaît et qui fait rêver agréablement.*

Das Gefühl für die wildromantische Schönheit der Gebirgsnatur kommt in der *Astrée* bereits zu so starkem Ausdruck, daß d'Urfé in einer Geschichte des Romantischen genannt zu werden verdiente.

2) Vgl. Alois Brandl, B. H. Brockes, 1878.

Digitized by Google

Auch sie, die, wie man sieht, ein offenes Auge für die Schönheit der Gebirgsnatur hat, nennt einmal das Tal von *Port-Royal 'un vallon affreux'*). Die Freude an der Gebirgswelt gründet sich eben nicht auf die Schönheit des Anblicks, gerade die Furchtbarkeit eines Naturschauspiels kann die Ursache des Wohlgefallens an ihm sein. Der Anblick eines Versuvausbruches oder das Bild der Höhentalklamm, an und für sich nicht schön, sind doch in ihrer elementaren Großartigkeit Gegenstand ganz besonderer Bewunderung.

Diese Freude am Gewaltigen und Furchtbaren ist jung; das Verdienst, sie geweckt zu haben, wird dem großen Rousseau zugeschrieben. Da wir aber sahen, daß die *Astrée* an verschiedenen Stellen eine wenn auch noch mit dem Gefühl des Grausens verknüpfte staunende Bewunderung der Bergwelt schon ca. 150 Jahre früher deutlich zum Ausdruck bringt, so dürfen wir d'Urfé — zumal Rousseau ein leidenschaftlicher Bewunderer der *Astrée* war[2]) — m. E. als einen der Vorläufer des großen Genfers ansprechen.

Im V. Teil handelt nur eine Ode von der Bergwelt[3]); der Ton ist hier ein durchaus anderer. V, 583:

Effroyables déserts, Montagne que la rage
Des vents impétueux bat éternellement,
Un coeur désespéré que la fortune outrage,
Vient dessous vos rochers bâtir son monument:
Doncques o cavernes obscures,
Qui recelez vos ouvertures,
En l'horreur de mille détours,
Etouffez-moi dans vos entrailles,
Et que les serpents et les ours
Y célèbrent mes funérailles.
Vous, Torrents, qui roulez parmi ces précipices,
D'où le bruit et l'effroi ne s'éloigne jamais,
Soyez de mon trépas les funestes complices,
— — — — — — — — — — — — — —

1) Rundstroem, S. 21, dieser zitiert nach Lemaitre, *Théories et Impressions*. Paris (ohne Jahr), p. 9.

2) Bernardin de Saint-Pierre spricht in der Einleitung zu seiner *Arcadie* (*Oeuvres complètes*. Paris 1831, VII p. 49) von Unterhaltungen mit J.-J. Rousseau. Gelegentlich eines Gesprächs äußerte dieser: *il ne se passait point d'année que je ne relusse l'Astrée d'un bout à l'autre: j'étais familiarisé avec tous ses personnages.*

3) Diese Verse spricht Silvandre. Da er an der Liebe Dianas verzweifelt, ist er auf den höchsten Felsen in der Gegend des Montverdun gestiegen, um sich in die Tiefe zu stürzen. Ich zitiere von der überlangen Ode nur die Stellen, die vom Gebirge handeln.

Digitized by Google

Voici d'un grand rocher les pointes toutes nues,
D'où je découvre à plain la campagne et les eaux,
Que je suis élevé, je marche sur les nues,
Et les pins arrogants me semblent des roseaux.

Das Naturgefühl, das aus dieser Ode[1]) zu uns spricht, ist von dem Naturgefühl, das in den Versen IV, 201 lebt, von Grund aus verschieden. Geben die S. 394 zitierten Verse ein mit dem Auge des Malers gesehenes realistisches Bild der Berge, so herrscht in diesen Versen die Phantasie, die sich nicht genug tun kann, die Schrecken des Hochgebirges auszumalen, dieses in seiner Widerwärtigkeit zu kennzeichnen.

Alles dies wird aber nicht so sehr gesehen, als vielmehr gefühlt. Abgeschmackt ist der Wunsch des unglücklich Liebenden, daß die dunklen Höhlen mit dem Grausen ihrer unzähligen Torgänge in ihren Eingeweiden seinen Leichnam ersticken und Schlangen und Bären seine Leichenfeier begehen mögen. Doch kommt in den letzten Versen das Gefühl des zu steiler Höhe Emporgeklommenen, der „über Wolken wandelt" und dem die Fichten in der Tiefe wie Rohrhalme erscheinen, nicht übel zum Ausdruck.

Es muß noch auf eine Schwierigkeit hingewiesen werden. Eine Anzahl der erwähnten Gebirgsschilderungen liegt uns in Form von Gedichten vor. Über die in die *Astrée* eingestreuten Gedichte sagt nun H. Koerting, *Fr. Roman* I, 108/109: „Die Mehrzahl (der Dichtungen) sind, wenn auch ziemlich freie, Übersetzungen lateinischer, italienischer, spanischer Vorbilder." Er bleibt aber jeden Beweis für diese Behauptung schuldig. Ich habe wohl häufige Verwendung von Motiven Petrarcas feststellen können, nirgends aber eine — wenn auch freie — Übersetzung gefunden. Die vom Gebirge handelnden Gedichte sind, auch was die einzelnen Motive betrifft — soweit ich feststellen konnte — selbständig[2]).

Das Meer.

Die Freude am Meer setzt eine gewisse Vertrautheit mit diesem Element voraus. Haben Engländer und Portugiesen als Seefahrer-Völker schon vor Jahrhunderten ein Auge für die Schönheit der weiten See gehabt, so ist bei anderen Völkern erst durch den

1) Werner (p. 46) hält diese Ode seltsamerweise für das beste Gedicht des ganzen Romans.

2) Koerting ist im einzelnen bekanntlich vielfach unzuverlässig.

Digitized by Google

mächtig aufblühenden Seeverkehr unserer Tage dieser Sinn entwickelt worden [1]).

Die Bürger des römischen Reiches, das seit den Punischen Kriegen immer mehr Seemacht geworden war, hatten für die Schönheiten des Meeres ein offenes Auge; von allen Naturschönheiten liebten sie die See vor allem, so daß es geschehen konnte, daß in einem Glossar die Ausdrücke für 'schöne Gegend' und 'Strandgegend' als synonym angesehen wurden. *Corp. Glossar. Latin.* II p. 166 *amoenia (sic) αι ακται.*

Wenige haben die Schönheit des Meeres tiefer erfaßt als Catull. In seinen Versen 64, 269—275 weht die Frische der blauen Salzflut.

Hic, qualis flatu placidum mare matutino
Horrificans Zephyrus proclivas incitat undas
Aurora exoriente vagi sub limina Solis,
Quae tarde primum clementi flamine pulsae
Procedunt, leviterque sonant plangore cachinni.
Post vento crescente magis magis increbescunt
Purpureaque procul nantes ab luce refulgent.

Cicero ruft voller Begeisterung aus:[2])

Quanta maris est pulchritudo! quae species universi! quae multitudo et varietas insularum! quae amoenitates orarum ac litorum!

Ein Hauptreiz der vornehmen Villen eines Plinius[3]) oder eines Pollius Felix[4]) bestand darin, daß die Aussicht auf das Meer in raffiniertester Weise ausgenutzt wurde. Ganz modern mutet das Strandbild an, das Minucius Felix im dritten Kapitel seines *Octavius* schildert.

Bei den germanischen Völkern treten uns bezeichnenderweise gleich in dem ältesten Werk der angelsächsischen Literatur, dem Beowulf (210 ff.), ausgezeichnete Meerschilderungen entgegen, während das Meer in den Dichtungen unserer Vorfahren keine Rolle spielt.

Camoens, der große portugiesische Dichter, entwirft in seinen *Lusiadas* Meerbilder großartigster Art. Man lese die Beschreibung des Sturms VI, 44:

1) Die Begeisterung des großen Publikums für die See ist in Deutschland recht jung. Das erste deutsche Seebad — Heiligendamm — ist im Jahre 1793 gegründet worden. Vgl. Kortüm, *Das Doberaner Seebad.* Rostock 1858. Compart, *Geschichte des Klosters Doberan.* 1873.

2) Cicero, *de nat. deorum* II, 39, 100.

3) Plin., *Ep.* II, 17.

4) Statius, *Silvae* II, 2, 16—20.

Digitized by Google

Nun über das Gewölk empor erheben
Die Wasser sie, wild grollend, aus dem Schlund
Nun wähnt man wiederum, die Schiffe schweben
Hinunter in der Tiefen offenen Mund.
Nord, Ost und West und Süd vereinigt Streben,
Den Bau der Welt zu rütteln aus dem Grund:
Die schwarze Nacht, die grause, strahlt von Flammen
Erleuchtet, die den ganzen Pol umflammen.

In Frankreich wie in den übrigen Landen, in denen die römische Sprache weiter lebte, war mit dem Zusammenbruch des Römischen Reiches und dem Nachlassen des Seeverkehrs die Freude am Meer erloschen. Wir finden in den Dichtungen der Altfranzosen nur trockensachliche Schilderungen[1]), die zeigen, daß man sich nicht in die Seele des gewaltigen Elements einfühlen konnte. *Aiol* 9813:

Ne sais que je vous doie lor estoire aconter, Ne combien il esturent en palegre de mer.

Oder *Jourd.* 3148:

Que vos diroie? tant est la nez allee, Que elle est bien a un port arrivee, D'une cite qui moult est renomée Constantinoble est par non apelee.

Die Menschen waren froh, wenn sie glücklich wieder an Land gekommen waren. *Durm.* 1578 heißt es:

Lui semble que il soit garis, Quant issus est fors de la mer.

Auch in der französischen Renaissance finden sich — ungeachtet des großen Einflusses der römischen Literatur — Beschreibungen des Meeres selten. Einen auf Beobachtung des Meeres beruhenden Vergleich hat Baïf, der z. B. II, 26 die Milchstraße vergleicht mit der Schaumfurche, welche ein fahrendes Schiff hinter sich läßt.

Comme en la grande mer une suyte chenue
D'écume blanchissant longue se continue
Derrière un galiot qui souflé d'un bon vent
Depart les flots ronflants et s'envole en Levant.

Kurz dahinter schildert er, wie Delphine um das Schiff spielen II, 64:

Comme par la calme mer les daufins en flotte environnent
La nef s'égayant d'un vent qui fait boufer la voile plène,
Les uns l'on voit se jouer contre les flans de la carène,
Les uns à la poupe vont, les autres devancent la proue,
Grande joie aux Nautonniers, tandis la nef joyeuse noue.

Neben solchen Genre-Bildchen, welche die Schönheit des eigentlichen Elementes nicht fassen, finden wir bei Baïf IV, 442 aber auch einen

1) vgl. Kuttner, S. 68—71.

Digitized by Google

Vers, der ästhetische Freude am Meer ausdrückt: *la mer calme est riante à voir.* Selbst der große Rousseau stand dem Meere noch ohne Teilnahme gegenüber. „Rousseau hatte das Meer an den Küsten Südfrankreichs und Italiens, er hatte es am Kanal gesehen, aber nirgends spricht er davon, daß das Meer den mindesten Eindruck auf ihn gemacht hat . . . Das Meer mit seinen ungemessenen Fernen und seiner Monotonie konnte seinem Empfinden ebensowenig genügen, wie die Einförmigkeit eines Flachlandes[1]."

Die Franzosen standen damals dem Meer noch zu fremd gegenüber, wobei mitwirken mag, daß sie noch kein seefahrendes Volk waren; das sind sie erst im 19. Jahrhundert geworden, und die literarische Ernte dieses innigeren Vertrautseins mit dem Meere finden wir in den wundervollen Beschreibungen eines Chateaubriand, eines Pierre Loti[2]), eines Claude Farrère.

Wie schildert d'Urfé das Meer? Bevor wir diese Frage beantworten, ist es wichtig zu wissen, ob d'Urfé das Meer aus eigener Anschauung kannte.

Ganz sicher ist, daß der Dichter in Sachen der ‚*malcontents*'[3]) Reisen nach Venedig, Rom und Genua gemacht hat[4]). Vom Lande aus hat er also den Anblick des Meeres wiederholt gehabt. Es ist aber auch mit größter Sicherheit anzunehmen, daß er einmal eine Seereise gemacht hat. Als nämlich dem Vater die Hinneigung des jungen Honoré zu Diane, der Frau seines Bruders Anne d'Urfé, bedenklich wurde, soll er — so berichten Patru und Huet — seinen Sohn, der — wie schon oben S. 321 dargelegt — Mitglied des Malteser Ordens war, nach Malta geschickt haben[5]). Im *Sireine* erzählt uns d'Urfé in dichterischer Verkleidung von dieser Reise, insbesondere auch von einem großen Sturm, den er auf der Überfahrt erlebte.

Trotzdem — vielleicht auch gerade deswegen — steht er den Schönheiten des Meeres ohne Empfänglichkeit gegenüber. In den vier ersten Teilen gibt er uns nur eine einzige Meerbeschreibung: II, 776. Zunächst ein wundervolles kleines Genre-Bild: die badenden Knaben. Hier gibt der Dichter kleine Einzelheiten, die mir so

1) Rundstroem p. 72.

2) Über Chateaubriand und Loti vgl. die Arbeit von Herm. Engel, Progr. 1899, S. 11–16.

3) Die mit der Herrschaft der Italienerin Maria dei Medici Unzufriedenen.

4) Wahrscheinlich im Sommer 1615. S. Reure p. 188.

5) ib. p. 63ff.

Digitized by Google

selbsterlebt in ihrer frischen Natürlichkeit scheinen, daß man schon auf Grund dieser Beschreibung gute persönliche Bekanntschaft d'Urfés mit dem Leben am Meeresstrande annehmen darf.

Il advint en été, lorque les études cessent, et que nous étions moins empêchés à nos livres, que nous ... fîmes résolution de nous baigner, et pour cet effet sortîmes de la ville, et prenant le côté de la Ligurie, allions cherchant la pointe d'un rocher qui s'avançait en Mer, duquel nous avions accoutumé de sauter la tête première dans l'eau, et allions bien souvent toucher l'areine de la main, et pour marque en apportions des poignées sur l'eau: Mais à ce coup quand nous eûmes monté cet écueil, et que nous commencions à nous déshabiller, nous en fûmes empêchés par un tourbillon qui survint, et qui peu après fut suivi de quelques éclats de tonnerre. Incontinent le ciel se noircit d'une épaisse nuée, et les ondes commencèrent de s'élever si hautes, qu'à peine étions-nous assurés sur cet écueil, tant les flots rompus hurtaient de furie contre le dos du rocher: c'était une chose épouvantable de voir le jour presque changé en nuit, d'ouir le mugissement de la mer, de sentir l'ébranlement du rocher, par le hurt des ondes. Et bref de considérer le chaos, et la confusion de tout ce grand Elément...

Toutefois pour nous garantir un peu de la pluie, nous nous mîmes dans le repli du rocher où nous avions accoutumé de cacher nos habits quand nous nous baignions. L'orage dura plus de deux heures, enfin ... il sembla que le ciel s'éclaircissait, et peu après la pluie cessa. Nous sortîmes alors du rocher, et montant sur le haut de l'écueil, jetions la vue le plus loin que nous pouvions, pour découvrir s'il n'y avait rien sur la mer. Le vent enfin chassa toutes les nues, et le soleil commença d'éclairer, et toutefois les ondes ne s'abaissaient point, parce que les vents continuaient aussi grands qu'ils avaient été de tout le jour. Et ... nous discourions entre nous de la hardiesse des mariniers, et particulièrement du premier qui hazarda de se mettre sur les eaux, combien la mer courroucée était épouvantable, et que l'homme sage ne s'y devait jamais fier.

Der Dichter zeigt uns das Meer hier im vollen Aufruhr aller Elemente. Es ist bemerkenswert, daß die Menschen früher die Darstellung des sturmgepeitschten Meeres durchaus bevorzugt haben. Im griechischen Liebesroman[1]) spielen Meeresstürme eine große Rolle, doch ist von der Schönheit eines derartigen Bildes keine Rede. „Auch das Meer, das ja so oft den Schauplatz der Romane bildet, bleibt in seiner eigentlichen, ergreifenden Schönheit unverstanden: es ist nur das große, gefahrdrohende Wasser. Kaum einmal wird ein Seesturm — und wie häufig sind sie! — mit echter Anschaulichkeit geschildert“ [2]).

Der Grund, warum man das wildbewegte Wasser besonders gern darstellte, ist vielleicht darin zu suchen, daß man im Sturm

1) Z. B. in den Romanen der Jamblichos, Xenophon von Ephesus, Heliodor, Achilles Tatius, vgl. Rohde, *Der griechische Roman.*

2) H. Koerting, S. 33/34.

Digitized by Google

die Seele des gefahrvollen Elementes am reinsten zu erkennen glaubte. Im Sturm enthüllt sich die Furchtbarkeit des Meeres, die sonst verborgen unter der Oberfläche lauert. Genau wie sich früher bei der Vorstellung eines Gebirges die Begriffe ‚Lawine', ‚Abstürzen' als nächstliegende Assoziationen einstellten, genau so gehörten auch die Begriffe 'Meer' und 'Sturm' zusammen. Es gab wenig Menschen, die sich von diesen Vorstellungen frei zu machen wußten, und die imstande waren, die Schönheit der ruhig daliegenden See zu empfinden. Baïf, den ich erwähnte, gehört zu ihnen und vor allem, Jahrhunderte vor ihm, Dante:

> L'alba vinceva l'ora mattutina,
> Che fuggìa innanzi, sì che di lontano
> Conobbi il tremolar della marina (Purg. I, 115—117)[1]).

Diese wundervollen Verse sind ein schönes Zeugnis für das rein künstlerische Schauen des großen Dichters, ganz abgesehen davon, daß Dante hier einen Sinn für Lichtempfindungen zeigt, wie wir ihn in der Literatur erst Jahrhunderte später antreffen. Man darf d'Urfé keinen Vorwurf machen, daß er für die Schönheit des ruhigen Meeres kein Auge hat. Madeleine de Scudéry malt ebenfalls nur das sturmbewegte Meer (*Artamène ou le grand Cyrus B. I*, p. 43), und ebenso macht es Saint-Amand, dessen Liebe zum Meer bemerkenswert ist[2]). „In der *Solitude* schildert er allerdings das unbewegte Meer, indessen kommt das Spezifische des Meeres nicht zur Geltung, es ist mehr die Beschreibung eines idyllischen, friedlichen Gewässers (I, 126)"[3]).

Man darf sagen: das Sturmbild d'Urfés ist kraftvoll und anschaulich gezeichnet. Gefällt sich Saint-Amand (*Moïse* II, 230) — von Vergil glücklich angeregt — in einem gewissen rhetorischen Schwung, so ist d'Urfé durchaus der kühl beobachtende Realist.

---

1) Vgl. Humboldt, *Kosmos* II, 52: Unnachahmlich malt Dante am Ende des 1. Gesanges des *Purgatorio* den Morgenduft und das zitternde Licht des sanftbewegten fernen Meeresspiegels. Diese Verse gemahnen leicht an Vergil, *Aeneis* III, 588/89:

> *Postera iamque dies primo surgebat Eoo*
> *Umentemque Aurora polo dimoverat umbram.*'

Auch VII, 9: *splendet tremulo sub lumine pontus.*

2) Remy de Gourmont, *Saint-Amand, avec un frontispice et une notice.* Paris 1907, sagt *Notice* p. VII: *Saint-Amand a aimé la mer, ce qui semble, au 17e siècle français, un paradoxe.*

3) Buls, S. 63.

Digitized by Google

Die einzelnen Phasen des Sturmes sind auf das feinste beobachtet: die Knaben werden durch einen plötzlichen Windstoß überrascht, bald folgen einige Donnerschläge, der Himmel verdunkelt sich, das Wasser gerät in heftige Bewegung, die Wellen schlagen wütend gegen den Felsen. — Höhepunkt des Sturmes. — Der Himmel klärt sich, der Regen hört auf, aber das Meer bleibt in stürmischer Bewegung.

Wer einmal einen Sturm am Meer erlebt hat, muß zugeben, daß hier der Verlauf eines solchen mit größter Genauigkeit wiedergegeben ist.

Ich stelle fest, daß d'Urfé sich bei der Beschreibung des Meeressturms wie bei der des Gebirges als der gleiche zeigt: er hat in beiden Fällen ein starkes Gefühl für das Majestätische des Meeres und seine wilde Großartigkeit; *ce grand élément* ruft er bewundernd aus.

Kommenden Generationen bereitet er besonders dadurch den Weg, daß er mit klarem Auge das Wesentliche eines jeden Elements erkennt und dieses Wesentliche in anschaulicher Sprache wiedergibt.

Die Betrachtungen am Schluß über die Kühnheit der Seeleute besagen wenig, — hat doch schon Horaz, *Carm.* I, 3, 9ff. Ähnliches:

illi robur et aes triplex
circa pectus erat, qui fragilem truci
commisit pelago ratem ...

Bei der Beschreibung der See selber hat d'Urfé besonders ein Gefühl für das Dynamische. Auch uns geht es ja so, daß wir die stürmische See mehr zu schätzen pflegen als die ruhige See und einen Sturm danach bewerten, ‚wie hoch' die Wellen gehen. Die Farbe des Meeres und die Wolkenbildung wird dem gegenüber weniger beobachtet. Genau so geht es d'Urfé. Von dem Farbenspiel des Wassers und der Wolken sagt er nichts.

Der V. Teil bietet ein ähnliches Bild. Nur ist hier von der Großartigkeit des Meeres keine Rede.

V, 387:

Je suis encore en des craintes mortelles, d'autant mieux qu'il doit faire une partie de son chemin sur la mer, qui, à ce qu'on m'a dit, est un élément bien cruel et bien perfide.

Das Meer ist so gefährlich, daß ein Gefühl für seine Majestät nicht aufkommt. Ästhetisches Genießen ist im allgemeinen nur möglich, wenn der Gedanke an persönliche Gefahr nicht im Vordergrund steht. Es ist etwas anderes, ob man das Meer vom Deck

Digitized by Google

eines modernen Luxusdampfers oder eines mittelalterlichen Holzkastens betrachtet.

Bei der Erzählung vom Korsaren wird das Meer nicht erwähnt. V, 651:

La retraite (du Corsaire) était ordinairement dans les îles de la Grande Bretagne...; bien souvent traversant le détroit de Gibraltar, autrement dit terre-élevée, il se jetait dans la mer Méditerranée, et ravageait... toutes les côtes de l'Espagne.

Mit keinem Wort wird auf den Unterschied zwischen Mittelmeer und Atlantischem Ozean hingewiesen.

Das einzige breit ausgeführte Seebild ist auch im V. Teil ein Seesturm. V, 790:

On leva l'ancre, et nos matelots chantant des hymnes en l'honneur de Neptune, peu à peu nous perdîmes la vue de Carthage, qui sembla s'éloigner de notre vaisseau.

Anfangs geht die Reise gut, aber bald zieht ein Sturm herauf (791):

Comme si notre bonheur eut irrité les déités de la Mer, qui vivent dans une inconstance perpétuelle, une même heure vit changer les petites ondes, dont l'eau se frisait, en de grandes bosses qui faisaient des montagnes liquides sur cet humide élément, et qui se perdants les uns sous les autres semblaient se pousser, seulement pour donner un plus rude coup contre nos vaisseaux. Le vent qui nous favorisait renforça ses haleines, et au lieu d'enfler nos voiles à petites bouffées, comme il faisait auparavant, il se dépita de les voir occupées par d'autres vents contraires, de sorte que commençants entre eux une guerre, dont il semblait que nous étions la matière et le prix, nous nous vîmes tout à coup servir de butte à l'insolence des orages. Toutefois ce ne furent pas là nos plus puissants ennemis, l'air qui se courrouça en même temps, nous ôta tout à fait la lumière, et nous fit bientôt remarquer, combien notre mal s'était accru par les ténèbres: plusieurs coups de foudre mirent le feu dans quelques uns de nos vaisseaux... La Mort ne se présenta jamais à moi avec un visage si effroyable... Enfin le vaisseau vint heurter contre des écueils qui sont aux côtes des Massiliens... L'air s'éclaircit, les orages cessèrent, et la mer se calma.

Der Verlauf des Sturmes ist nicht mit derselben Treue beschrieben wie im II. Teil. Die Abfahrt ist hübsch geschildert: der Gesang der Matrosen, die Beobachtung, daß nicht das Schiff sich vom Lande, sondern das Land sich vom Schiff zu entfernen scheint. Segelschiffe erleichtern diese Täuschung, die regelmäßigen Stöße der Maschine wecken eher das Gefühl des Vorwärtskommens, wenngleich auch hier die Illusion möglich ist.

Einige Einzelheiten des Sturmes sind besonders schön beschrieben: wie die kleinen Wellen sich unter den Böen kräuseln, wie die Wellen immer größere Berge bilden, die unaufhörlich einander folgen, dann wie die Segel unter den plötzlich umspringenden Windstößen hin- und herflattern — wie erlebt klingt das alles!

Digitized by Google

Doch fehlt auch hier jede Bemerkung über eine Veränderung der Wasserfärbung nach Abzug der Wolken, ein Beweis, daß das Meer nicht ästhetisch betrachtet, sondern in seiner Dynamik angestaunt und gefürchtet wurde.

Auch in der Stellung des Menschen zum Meer bedeutet die *Astrée* einen Schritt vorwärts. D'Urfé hat ein Verdienst: er arbeitet nicht — wie z. B. Saint-Amand[1]) — nach einer antiken Vorlage, er setzt sich hin und beschreibt einfach, was er gesehen hat mit dem kühlen Auge des Realisten. An ihm werden andere sehen lernen, und dem sehenden Auge wird sich die Schönheit erschließen.

Das Wasser.

Abgesehen vom Meer ist das Wasser für d'Urfé das eigentlich belebende Element der Landschaft. Von der großen Rolle, die der Lignon in unserm Roman spielt, war schon die Rede. Man suchte natürlich die Nähe des Wassers vor allem auf, um in der Kühle, die von ihm ausging, den glühenden Strahlen der Sonne zu entgehen, aber der Blick auf das glitzernde Wasser war auch dem Auge eine Erquickung. Eine Landschaft entbehrt ohne Wasser den köstlichsten Reiz. Am Ufer des Baches ist das Grün doppelt saftig, spenden die Bäume besonders reichen Schatten I, 189:

Il me vit endormie à la fontaine des Sicomores, où la fraîcheur de l'ombrage, et le doux gazouillement de l'onde m'avaient sur le haut du jour assoupie.

Ebenso I, 343; III, 57; IV, 474. Ein hübsches Genrebild findet sich II, 193:

Hylas: ‚Pour le contentement de toute cette compagnie, il ne faut que trouver un lieu commode où l'ombre nous défende des rays du soleil.' — ‚Il serait impossible, répondit Silvandre, qu'en tout le bois on peut rencontrer une place plus commode que celle de la source de ce petit ruisseau que vous voyez: car la fraîcheur de l'ombre et le doux murmure de l'eau qui coule parmi le gravier, convie chacun à s'y arrêter.' .... A ce mot .... toute la troupe le suivait, bien aise d'éviter l'incommodité du chaud. D'abord chacun mit les mains dans la fontaine, et n'y eut celui qui n'en prit dans la bouche pour se rafraîchir, et puis choisissant les places les plus commodes, ils s'assirent tous à l'entour de cette belle source, horsmis Silvandre, qui étant monté sur un grand cerisier, qui même leur faisait ombrage, leur jetait en bas des branches chargées de fruits.

---

1) Bei der Beschreibung des Sturmes im *Moïse*. (II, 230.) Schönherr (*St. Amand. Sein Leben u. seine Werke. Ztschr. f. neufranz. Sprache u. Literatur* X, S. 113 ff. Leipzig 1888) bringt S. 175 diese Schilderung zur *Aeneis* I, 58, 59; I, 83 ff. in Beziehung. Vgl. Buls, S. 63.

Digitized by Google

Reure sagt von dieser Szene:

Ne reconnaît-on pas là, et dans cent autres endroits de l'Astrée, quelque chose de vrai, de senti, cette vivacité et cette fraîcheur qui n'appartiennent qu'aux premières impressions de la vie?

.... Il me plaît d'imaginer que plus d'une scène rustique de l'Astrée a été vécue par Honoré et n'est qu'un souvenir un peu arrangé de sa vie d'enfant[1]).

Auch in der Nacht plaudert es sich am Rand einer murmelnden Quelle am schönsten. II, 116:

(Un druide et un berger) étaient assis sous un arbre qui abreuvait ses racines dans la claire onde d'une fontaine, de qui le doux murmure et la fraîcheur les avaient conviés à passer en ce lieu une partie de la nuit.

In den Abendstunden war ein Spaziergang am Ufer eines Flusses schönste Erholung. Tasso besingt in zwei Gedichten die Geliebte, wie sie am Ufer eines Stromes lustwandelt und Blumen pflückt. Das fünfte Gedicht beginnt:

Jene, die lieb und teuer mir vor Allen,
Sah Blumensträuße hier am Strand ich schlingen[2])

Genau entsprechend heißt es in der *Astrée* I, 254:

et de fortune Aimée s'étant un peu séparée de ses compagnes, cueillant des fleurs qui venaient le long de l'eau.

III, 143:

ma mère était bien aise que je me divertisse et passasse mon temps tantôt à me promener le long de la rivière et tantôt à visiter mes voisines.

III, 1121:

un soir que la reine .... selon sa coutume s'alla promener le long des rivages de la Seine.

Im V., nicht von d'Urfé herrührenden Teil spielt das Wasser — verglichen mit den ersten vier Teilen — eine unbedeutende Rolle.

Ein wenig von der Stimmung, die Goethe zu der Ballade ‚Der Fischer' begeisterte, oder wie sie in dem Eingangsgedicht des Tell lebt, enthält die Szene V, 413:

Silvandre .... s'étant appuyé contre le tronc d'un vieil saule, que le cours de la rivière minait insensiblement, s'arrêta quelque temps à considérer ses racines .... Puis jetant les yeux sur les petites ondes, qui battaient doucement la terre, et qui se retiraient au même instant: ‚claires eaux, disait- il, n'est-ce point que vous m'appelez, et que vous me faites signe que je vous suive? Ce doux murmure dont

1) Reure, p. 18, 19.

2) *Tassos Gedichte*, deutsch von K. Förster, 1821 Bd. I, S. 41. Sonett Nr. 5. Vgl. auch Petrarca *Cans.* XIII (No. 125):

Qualunque erba o fior colgo,
Credo che nel terreno
Aggia radice, ov'ella ebbe in costume
Gir fra le piagge e'l fiume.

Digitized by Google

vous flattez mes soucies, ne m'assure-t-il point que vous me seriez plus favorables que Diane, et que vous auriez pour le moins assez de pitié pour me recevoir dans votre sein?'

Je näher dem Wasser, desto besser. V, 563:

Lycidas couché de son long sur l'herbe tout au bord de la rivière, et si près de l'eau, qu'il mouillait sa main dans les petites ondes qui se rompaient doucement contre le rivage.

Es war nichts Neues, wenn d'Urfé sich so am Anblick des Wassers erfreute. Petrarca, Ariost, Tasso, Sannazaro, sie alle geben sich gern dem Zauber der klaren Flut hin. Aber man darf doch sagen, daß d'Urfé diesen Reiz der Natur genoß, wie damals nur die Besten zu genießen wußten. Wie oft mag d'Urfé am Rand eines Baches gestanden und hinabgeschaut haben in die kühle, kristallklare Flut, die mit leisem Murmeln an ihm vorüberzog. *Claire rivière!* — Der Blick mußte ungehindert auf den Grund dringen können, so liebte er das Wasser. Aus diesem Grunde war ihm auch sein Lignon lieber als die majestätische Rhône. Den Quellnymphen, die sich über die Kleinheit des Flüsschens beklagen und lieber in der Rhone wohnen möchten, läßt er den Quellgott antworten III, 220:

jamais nos eaux ne sont troublées par les chutes ni précipices des sales torrents.

Und an einer andern Stelle spricht d'Urfé von dem alten Glauben, nach dem das reine Wasser[1]) alle Unreinheit vom Menschen abwäscht.

I, 132:

O souveraine Déïté, qui présides en ce lieu, voici que dans cette eau, je me nettoie, et dépouille de tout le profane que la pratique des hommes me peut avoir laissé, depuis que je suis sorti de ton saint Temple.

Der Wald.

Auch die Stellung des Menschen zum Walde ist nicht immer die gleiche gewesen. Den Menschen des Mittelalters erschien er im allgemeinen unheimlich und schrecklich. Bezeichnend ist, daß der Dichter des Heliand aus der Wüste, in der Jesus versucht wird, einen großen Wald macht[2]). Ein etwas herzlicheres Verhältnis zum Wald hatten die Jäger, bei denen die Jagdleidenschaft die Schrecken des Waldes überwinden half, und asketische Mönche, denen er die gesuchte Einsamkeit bot[3]).

1) Zur Reinheit des Wassers vgl. Goethe, *Wanderers Sturmlied.* Hempel-Ausg. I, 156. 'Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser'.

2) *Heliand* 1121.

3) Ganzenmüller S. 89.

Digitized by Google

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte ist dann — je weniger gefahrvoll der Aufenthalt im Walde wurde — die Freude am Walde in dauerndem Wachsen begriffen gewesen, wenngleich man sehr ausgedehnten dichten Waldungen stets mit einem ängstlichen, unheimlichen Gefühl gegenüberstand, das in manchen Gegenden — man denke z. B. an die böhmischen Wälder — auch heute noch nicht ganz geschwunden ist.

Im einzelnen ist die Freude, die ein bestimmter Mensch am Wald hat, auch abhängig von seinem persönlichen Mute. Dem Dichter Saint-Amand[1]), einem Zeitgenossen d'Urfés, erscheint die Einsamkeit des Waldes schreckhaft und schaurig, obwohl er an schönen grünen Bäumen seine Freude hat; er spricht häufig von dem Dunkel der Wälder: *sombres forêts* (I, 415); *des bois obscures la solitaire horreur* (II, 219); *ces bois et tristes et sombres* II, 358; *l'horreur d'une forêt épaisse* (II, 163); *au sein d'un bois affreux et solitaire* (II, 267) *etc.*

D'Urfé, dessen Freude an der Jagd sein Roman an manchen Stellen bezeugt, ist mit dem Walde wohl vertraut und gibt seiner Liebe zu ihm oft den herzlichsten Ausdruck. Als Céladon Abschied nimmt von seiner Höhle, vergißt er nicht, dem Lignon und dem Walde ein Lebewohl zuzurufen, ein kleiner Zug, der die Liebe zur Natur, die ihm gleichsam ein trauter Freund geworden ist, warm und wahr offenbart. II, 632:

Céladon avait eu le loisir de dire adieu à Lignon et prendre congé de ce bois, de son antre.

Am Lignon ist der Wald besonders dicht und schön. I, 195:

un bois qui s'allait étendant jusques sur le bord de Lignon, et là pour avoir plus d'humidité s'épaississait davantage et rendait le lieu plus champêtre.

Nichts Schöneres als im Schatten des Waldes möglichst dicht bei einer Quelle das Mahl einzunehmen III, 844. Ein Spaziergang im Schatten des Waldes ist schönste Erholung III, 927; ebenso III, 980:

la troupe entra dans le petit bois de Coudres pour prendre le frais que son ombrage rendait et le petit ruisseau qui le baignait tout d'un côté.

Am willkommensten sind die Wälder mit ihrer Einsamkeit dem liebenden Schäfer.

I, 114:

Céladon se déroba de ses compagnons, et se mit dans les bois les plus épais, et les plus reculés.

I, 218:

Laonice s'étant mise dans le plus épais du bois pour se plaindre en toute liberté.

1) Buls S. 72ff.

Digitized by Google

I, 336:

il se mit dans les bois et dans les lieux plus cachés.

II, 69:

j'ai raconté mon mal aux bois reculés.

II, 111:

Silvandre .... passa dans un bois si touffu qu'encores que la Lune fut déjà levée .... si ne pouvait-il à peine voir le chemin.

II, 114:

Silvandre ne se donnait garde que s'étant égaré dans quelque vallon retiré, ou dans quelque bois solitaire, le jour le surprenait .... s'étant enfoncé dans le plus épais du bois, il perdit une partie la clarté de la lune.

Silvandre liebt überhaupt die Wälder besonders und weiß gut in ihnen Bescheid. II, 160:

elles résolurent de s'arrêter à la première fontaine, ou sous le premier bel ombrage qu'elles rencontreraient, car Silvandre leur dit qu'elles en trouveraient une bientôt, où même il y avait un cerisier tout chargé de fruits.

Auch II, 275 spielt Silvandre den Führer, verirrt sich allerdings bei dieser Gelegenheit gründlich (II, 320).

IV, 178:

Silvandre se mit dans le premier buisson qu'il rencontra.

Ich habe diese Stellen alle wörtlich zitiert, um zu zeigen, daß nirgends im Ton des Schreckens vom Walde gesprochen wird. Das tut d'Urfé nur ganz ausnahmsweise, wo es sich um einen besonders großen, dunklen Wald handelt. III, 764:

ils passèrent les grandes montagnes de Cemmenes et sur la fin de la journée l'épouvantable Selve qui se nomme le Bois Noir.

Aus dem Roman geht hervor, daß dieser Wald der Schrecken aller Umwohner war. An zwei anderen Stellen spricht der Dichter noch von den Schrecken des Waldes — aber in beiden Fällen handelt es sich um den Wald bei Nacht, der im allgemeinen auch heut noch gemieden wird, und im zweiten Fall um eine Person, die überdies bei Nacht pfadlos umherirrt. Dorinde wird im Walde von der Nacht überrascht. Jedes moderne junge Mädchen wird mit ihr fühlen, wenn sie voller Schrecken ausruft IV, 699:

O dieux! quels effrois, l'horreur du lieu et l'obscurité des ténèbres ne me donnèrent-elles point.

Ebenso IV, 1197: Léonide rettet sich vor ihren Verfolgern in den Wald. Es wird Nacht.

Cette fille avait l'esprit assez fort, et n'était pas de celles qui s'étonnent de peu de chose, toutefois se voyant seule en ces lieux champêtres et sauvages, ouir le bruit du torrent, le cri du hibou, sans savoir où aller, il n'y a point de doute qu'une personne plus assurée qu'elle, eut bien eu de la frayeur.

Digitized by Google

Es ist hier noch zu bedenken, daß damals die Wälder noch vielfach Schlupfwinkel für lichtscheues Gesindel waren. cf. die Redensart: *être volé comme dans un bois, Dict. génér.* s. v. *bois*, oder *c'est un bois que cette maison de jeu.*

In beiden Fällen ist weniger der Wald als die Nacht schrecklich, die den Wald mit einem Leben füllt, das am Tage schweigt, und das deshalb, weil unbekannt, das Unheimliche erhöht.

Von den Schrecken des Waldes hören wir sonst nur im V. Teil und gehen wohl nicht fehl, wenn wir hier Baros Hand vermuten, dem die Wälder offenbar recht unheimlich waren. Trotzdem ist auch er durchaus nicht blind für die Schönheiten des Waldes. V, 83:

ces bois en tout temps aimés de la Nature.

V, 485:

les forêts et les boccages perdirent la douceur qu'ils soulaient faire goûter à leurs habitants.

Aber die einsamen Wälder erfüllen ihn mit Grauen. V, 397:

je pars sans autre dessein que de me confiner dans la première horreur que me présenta la Nature, parmi des bois ou des rochers.

V, 711:

parmi les horreurs que lui promettaient ces arbres élevés, il trouverait la même liberté de vivre, que dans les déserts qu'il avait résolu d'aller chercher.

Vgl. auch V, 471; V, 733.

Steht d'Urfé so offenbar dem Walde furchtloser gegenüber, so ist ihm doch das Gefühl der Ehrfurcht, das fromme Menschen von jeher in dem feierlichen Dunkel des Waldes, besonders alten Hochwaldes, überfiel, nicht fremd gewesen. Auch in der *Astrée* lebt das Gefühl, das Seneca in so schöne Worte gefaßt hat[1]):

si tibi occurrerit vetustis arboribus et solitam altitudinem egressis frequens lucus et conspectum caeli ramorum aliorum alios protegentium summovens obtentu, illa proceritas silvae et secretum loci et admiratio umbrae in aperto tam densae atque continuae fidem tibi numinis faciet.

In dem feierlichen Schweigen vielhundertjähriger Bäume, die so manches Menschenschicksal blühen und vergehen sahen, weben die Schauer der nahen Gottheit. II, 64: *nos boccages sacrés.* III, 57: *un boccage sacré au grand Tautates.* III, 161 schwört der Schäfer bei den Waldgöttern:

je vous jure, Phillis, par les dieux boccagers qui nous écoutent et par tous les démons qui habitent en ce lieu.

---

1) Seneca *ad Lucilium lib.* IV, *epist.* XII, (41), 3.

Digitized by Google

Ebenso werden IV, 745 Waldgötter erwähnt; desgleichen IV, 378, 457. IV, 1269: *boccage sacré.* III, 844:

Tant que le repas dura, l'on ne parla que des raretés de ce lieu, et de la sainteté de ce boccage sacré.

In einem heiligen Walde dürfen keine Bäume gefällt oder beschnitten werden I, 136. Die Herde hält man von solchem Walde fern. II, 276:

personne n'y fréquentait guère de peur d'interrompre la solitude et le sacré silence.

Wieviel von solchen Anschauungen lebendiges Gefühl, wieviel erborgter literarischer Schmuck ist, ist nicht zu entscheiden. Wir finden solche Gedanken auch bei Sannazaro, p. 193/94:

comminciammo appocho appocho da lungi ad scoprire il reverendo et sacro boscho; nel quale may nè con ferro nè con scure alguna se usava intrare[1]).

Gelegentlich hebt d'Urfé auch einzelne Bäume hervor, gibt aber selten einem Baum ein schmückendes Beiwort. Der Baum der Schäfer ist die an Bächen wachsende Weide. Ihr hohler Stamm wird gern als Briefkasten benutzt. I, 101:

un vieux saule mi-mangé de vieillesse.

III, 953:

un vieux saule qui mi-mangé de l'injure du temps ne retenait plus qu'une vide et creuse écorce.

III, 1122:

ils s'assirent .... au pied de quelques vieux saules proche du cours de cette rivière.

Der König der Bäume ist der Eichbaum. I, 371 wird ein Bild beschrieben: ein Schäfer sitzt an einer Eiche. Zu Füßen einer riesigen Eiche ist der Altar der *Astrée* errichtet II, 279; II, 64: *nos chênes célestes.*

V, 430: *un vieil chêne.*

---

1) Ähnlich Boccaccio, *Filoc.* IV, p. 239: *vide un picciol monticello, levato sopra il piano, nel quale uno altissimo e vecchio cerreto era: e in quello mai alcuna scure era stata adoperata.*

Ib. VII, 235: *l'antica selva dove mai scure non aveva suo taglio provato nè dente d'alcuna bestia fatto offesa, per paura degl'Iddii, credendo i circostanti che qualunque fronda di quella fosse piena di deità.*

Die antiken Vorbilder fehlen hier nicht: Properz, IV, 9, 24ss.

Lucus ab umbroso fecerat orbe nemus,
Femineae loca clausa deae, fontesque piandos
Impune et nullis sacra retecta viris.

Ovid, *Fast.* IV, 649, 650.

Silva vetus, nullaque diu violata securi
Stabat, Maenalio sacra relicta Deo.

Vgl. Verg. *Aen.* IX, 85ff. Claud., *De Raptu Proserp.* I, 200ff.

Digitized by Google

Alte Ulmen werden I, 87 genannt; eine Erle I, 371. Der Baum der Liebe ist die Myrthe. II, 105:

ne savez-vous pas que le Mirthe est l'arbre d'amour....; le Myrthe est de cette nature que plus il est coupé et plus il rejette de diverses branches.

Von Sicomoren ist die Rede II, 544:

sous une large sycomore.

II, 623:

une terrasse que quelques sicomores couvraient à l'entrée de la maison.

Aus den erwähnten Stellen geht deutlich hervor, daß d'Urfé an Baum und Wald Freude gehabt hat. Auch hier zeigt er ein Naturgefühl, wie es zu seiner Zeit durchaus nicht allgemein war.

Zum Walde gehört die Wiese. Am Abend, sobald die Hitze des Tages nachgelassen hat, versammeln sich Schäfer und Schäferinnen gerne auf schönen Wiesen, die am Rande des Waldes sich ausbreiten, und pflegen der Geselligkeit in der Kühle der abendlichen Landschaft. I, 123:

le grand pré, où sur le tard on avait accoutumé de s'assembler.

I, 221:

aussitôt qu'elle serait sortie de ce bois, elle verrait un grand pré, où sans doute elle apprendrait des nouvelles, car c'était là où tous les soirs chacun s'assemblait avant que de se retirer.

II, 151:

les prés dont les rives de Lignon sont presque partout embellies.

II, 213:

côtoyant un beau pré, elles furent toutes d'avis de mettre pied à terre, pour jouir de la beauté du lieu.

Aus dem letzten Zusatz sieht man deutlich, daß nicht nur das rein körperliche Bedürfnis nach Kühle die Menschen bestimmte, sondern daß man sich an der Schönheit der Natur erfreuen wollte.

Der Garten.

Der Garten spielt in der *Astrée* eine große Rolle. Wenn der gegen die Umwelt durch eine Mauer abgesperrte Garten (Altnordisch ‚gart' = Zaun) auch zu der ihn umgebenden Landschaft in betontem, bewußtem Gegensatz steht, wenn er der freien Landschaft gegenübersteht als eine künstlerische Schöpfung des Wohlbehagen suchenden Menschen, so macht doch das Gefühl für die Schönheit der Natur nicht vor der Umzäunung des Gartens halt. „Durch die Form, in der der Mensch seinen Garten gestaltet, legt er Zeugnis

Digitized by Google

ab für sein künstlerisches Selbstgefühl gegenüber der Natur, das letzten Endes doch aus seiner tiefen Liebe zu ihr entspringt"[1]).

Der Garten d'Urfés steht in der Mitte zwischen dem Lustgarten der Renaissance und dem Barockgarten, wie wir ihn von Versailles her kennen.

Er dient dem Vergnügen und der Geselligkeit, nicht dem Nutzen. Erasmus schreibt in seinen *Colloquia*[2]):

Timotheus: ‚Papae! Epicureos hortos mihi videre videor!'
Eusebius: ‚Totus hic locus voluptati dicatus est, sed honestæ, pascendis oculis, recreandibus naribus, reficiendis animis.

Solch ein Garten mußte für die Schäfer des Forez wie geschaffen sein: ein Genuß für Geist und Sinne — *honestae voluptati dicatus!* Während man sich dem Genuß eleganter Unterhaltung hingab, erfreute sich das Auge an den klaren, beruhigenden Linien des Gartens, an den immer wechselnden und doch nie verwirrenden Ausblicken. Häufig begegnen wir den Damen und Herren der *Astrée*, wie sie zu mehreren oder allein im Garten spazieren gehen.

I, 129:

Amasis s'allant promener dans ses beaux jardins de Montbrison.

I, 74:

Une fois qu'Amasis revenait de ce petit lieu de Montbrison où la beauté des jardins et la solitude l'avaient plus longtemps arrêtée qu'elle ne pensait.

I, 285:

Galathée partit de sa chambre pour aller au jardin.

I, 310:

Il advint que l'après-diner nous trouvant toutes dans le jardin de Montbrison, pour passer plus joyeusement cette heureuse journée, elle et moi, nous étions assises sous quelques arbres, qui faisaient un agréable ombrage.

I, 368:

pour abréger les jours trop longs il s'allait quelquefois se promener dans le jardin.

II, 791:

elle s'était allée dans les jardins de l'empereur. Après s'être longuement promenée, elle s'endormit sous un frais ombrage dans le giron d'Isidore.

III, 419:

Adamas crut que ... il était à propos de leur faire voir les promenoirs.

III, 708:

je m'en vais donc trouver le père dans un jardin, où alors il promenait tout seul.

---

1) Grisebach S. VI.
2) *Colloquia (convivium religionum)*. Leipz. 1829, p. 104.

Digitized by Google

IV, 583:

le roi vint voir la princesse qui se promenait dans les jardins de l'Athénée.

IV, 902:

si vous n'étiez point malade, vous iriez vous promener dans ces beaux jardins de l'Athénée, et en cent autres lieux autour de la ville (Lyon), où vous prendriez mille plaisirs.

V, 59:

Hylas descendit dans le jardin de Clindor pour se divertir un peu.

V, 403:

Adamas ... entra dans son jardin où après avoir fait deux ou trois tours ... il fit appeler Léonide.

Fragen wir nach dem Aussehen eines solchen Gartens, so ist es schwer, sich nach den Bemerkungen des Dichters ein ganz klares Bild zu machen. Immerhin läßt sich eins sicher sagen: wir haben es nicht mit Landschaftsgärten, sondern mit formalen Gärten zu tun.

Eine geschlossene, zusammenhängende Einheit des gesamten Gartenreiches haben wir noch nicht. Jeder Teil des Gartens bildete eine Einheit für sich. Wie die Alten stets von *horti*, Vasari stets von *giardini* spricht, finden wir auch bei d'Urfé häufig den Plural *les jardins*.

Wie diese einzelnen Gartenkomplexe zum Hause lagen, erfahren wir nicht.

Das Verlangen, vom Hause aus einen möglichst weiten, bequemen Überblick über den Garten zu haben, führte dazu, daß man um das Haus herum einen erhöhten Umgang schuf, die sogenannte Terrasse. D'Urfé erwähnt eine solche Terrasse II, 623:

De fortune Léonide rencontra Adamas sur une terrasse que quelques sicomores couvraient à l'entrée de la maison.

Als Hauptteil des Gartens erscheint das *parterre*, ein oft vielfach geteilter Rasen, ein großer festlicher Platz, „auf dem die Beete gleich Teppichen in feierlicher Ordnung ausgebreitet sind“[1]).

Daran schließen sich die Alleen an. Die breiten und langen Alleen galten für besonders vornehm. Der Mittelgang, der, in der Achse des Schlosses, den Garten von einem Ende zum anderen durchzieht, ist der wichtigste. Parallel und diagonal geführte Wege geben dem Spaziergänger immer von neuem den Zusammenhang der einzelnen Teile und damit ein Gefühl für die Größe der ganzen Anlage.

1) Grisebach, S. 18.

Digitized by Google

III, 613:

Elle m'avertit que suivant leur coutume, elle et toutes ses compagnes, sur le soir se devaient aller promener en l'île de l'Athénée, dans un grand jardin qui est sur le confluant du Rhône et de l'Arar, lieu fort plaisant, tant pour les diverses et longues allées, que pour les grosses touffes d'arbres qui y sont.

V, 412:

Bélinde, les ayant menées dans le jardin, les pria de permettre qu'elle put dire particulièrement à Diane quelque chose ... et cela fut cause qu'elles se séparèrent, et que Léonide, Astrée et Alexis s'étant jetées dans la grande allée, s'enfoncèrent bien avant dans le bois, cependant que le pauvre Silvandre ... avait pris le premier chemin que le hazard lui avait offert.

V, 464:

Astrée et Diane se jetèrent dans une petite allée qui répondait à celle dans laquelle elles étaient.

Liebt man auch die geraden Alleen, so darf sich doch der Blick nicht in das Nichts verlieren, man liebt es, dem Auge am Ende der Allee einen Ruhepunkt in Gestalt eines Gebäudes, einer Kaskade, eines Gartenhauses zu geben.

V, 10:

ils arrivèrent chez Phocion qu'ils rencontraient assez rêveur; il se promenait le long d'une petite allée de meuriers qui était sur l'avenue de sa maison.

V, 767:

après s'y être un peu promenées, elles s'assirent enfin sous un pavillon, posé justement au bout d'une allée, qui répondait à la porte par où elles étaient entrées.

Scharf getrennt von dem *parterre* ist der Baumgarten, *le bois*, der als Kontrast zum *parterre* wirken soll, nicht etwa als Übergangsglied zwischen Garten und Natur gedacht ist. Er ist ein Teil des Gartens und als solcher in die Umzäunung einbezogen.

V, 776:

ils s'étaient jetés dans une allée à main gauche, qui les conduisit insensiblement jusques dans un petit bois, que le druide avait fait enfermer dans le clos de son jardin.

Die immer steigende Vorliebe für weite Perspektive brachte es mit sich, daß man über die Umgrenzung des Gartens hinaus die weitere Umgebung in das Bild hineinzog. Zunächst genoß man die Umgebung, wie sie war; im 17. Jahrhundert begann man sie in größtem Maßstab zu stilisieren. Davon merkt man in der *Astrée* noch nichts. Bei betonter Trennung zwischen Garten und Landschaft legt d'Urfé auf eine schöne Aussicht großes Gewicht:

II, 655:

Le sage druide ... commença de se promener par une allée qui encore couverte du soleil ne laissait d'avoir une belle vue du côté du bois d'Isoure.

Digitized by Google

Um den Überblick zu erleichtern, legte man wohl das im Hintergrund des Gartens liegende *boccage* oder *bois* erhöht an. II, 634:

Alexis commença de visiter la maison et de sortir dehors ... L'assiette du lieu était très belle et agréable, ayant la vue de la montagne et de la plaine, et même de la délectable rivière de Lignon, depuis Boen jusqu'à Feurs ... En ce lieu Alexis et Léonide se venaient souvent promener à cause de la beauté des allées, et de la vue ... (635). Elles parvinrent avec ces propos au boccage, qui étant plus relevé que la maison découvrait encore mieux toute la plaine, de sorte qu'il n'y avait repli ni détour de Lignon, depuis Boen d'où il commençait de sortir de la montagne, jusqu'à Feurs, où il entrait en Loire qu'elles ne découvrissent aisément.

Wie schön kommt hier die Freude zum Ausdruck, die Augen weithin wandern lassen zu können über das schöne Land!

Im Garten selbst bemerkt man in jener Zeit das Bestreben, ihn durch kunstvolle Führung der Wege größer erscheinen zu lassen, als er wirklich ist[1]). Auch dafür bietet die *Astrée* ein Beispiel. Das charakteristische Gartenbild sei ganz mitgeteilt:

IV, 575:

Clotilde s'alla promener dans ces beaux jardins de l'Athénée, où, le Rhône et l'Arar s'assemblant, il se fait une plage très agréable entre ces deux grands fleuves, que depuis les rois ont embellie de toutes sortes d'artifices, la peuplant d'arbres, l'enrichissant de fontaines somptueuses, et l'embellissant de parterres et de diverses allées, qui se perdans (sic) d'une confusion très-agréable, les unes dans les autres, présentent toujours quelque chose de nouveau à l'oeil curieux de celui qui s'y promeine. Il est bien vrai qu'en ce temps-là les arbres se ressentaient encore de la rigueur du froid, dautant que la saison n'étant encore guère avancée, n'avait eu le loisir de leur rendre l'agréable verdure de laquelle le prochain hiver les avait dépouillés. Mais le roi, pour en couvrir le défaut, ayant fait ouvrir les voûtes, où il faisait conserver grande quantité d'orangers, les fit arranger si industrieusement le long des allées, qu'il semblait que l'été fut revenu au lieu du printemps.

Die hier erwähnte Orangerie bildete — wie Grisebach feststellt[1]), einen Glanzpunkt der fürstlichen Anlagen jener Zeit. „Wesentlich dabei ist die Möglichkeit, die Orangenbäume in ihren runden Kübeln oder viereckigen Kästen ganz nach Gefallen zu ordnen. ... Die Bäume ziehen sich dicht gereiht an den Wegen entlang“[2]).

Wenn d'Urfé V, 767 von einem Garten spricht, den *l'Art et la Nature faisaient admirer*, so ist es vielleicht kein Zufall, daß die Kunst zuerst genannt ist. Der Garten war eben damals ein Kunstwerk. Diese Gartenkunst will nicht die freie Natur mit ihren Zufälligkeiten künstlich nachahmen, sondern die Natur den Gesetzen der Kunst dienstbar machen[3]).

1) Grisebach, S. 30.
2) Ib. S. 54ff.
3) J. Burckhardt, *Der Cicerone*[2] I, 398f.

Digitized by Google

Ein Garten jener Zeit mutet mich an wie ein Stück formgewordener Musik; er scheint mir ähnlichen Gesetzen der Abwechslung unterworfen zu sein. War man der langsam-feierlichen Sarabandemelodie der Parkette und Alleen müde, so erwartete einen am Ende des Gartens ein lustiges *capriccio*: das Labyrinth, das seit dem 16. Jahrhundert in keiner größeren Anlage fehlen durfte. So finden wir es auch in der *Astrée*.

V, 467:

Disant cela Astrée qui était la plus avancée outrepassa la grande allée, comme voulant se retirer dans la maison ... (mais Diane lui dit): il me semble que nous aurions encore assez de jour pour aller jusqu'au labyrinthe.

Die Gärten waren kunstvoll belebt durch Springbrunnen, die gewöhnlich den Mittelpunkt der Rasenvierecke bildeten[1]) und durch Grotten, die entweder freistanden oder die Alleen abschlossen. Auf die künstlerische Ausführung der Brunnen und Bassins legte man den höchsten Wert.

III, 945:

ayant jeté les yeux sur la fontaine qui paraît dans le milieu, et considérant la déesse Ceres qui s'élève sur le haut de la voûte soutenue sur de grandes colonnes, qui les unes rondes, et les autres carrées, font comme une couronne à l'entour du bassin qui reçoit cette belle source ... 947: (elle s'avançait) vers le bassin qui recevait la fontaine ... Et lors sortant de cette fontaine, elle entra dans un petit bois de coudres, où les divers détours des chemins entrelacés faisaient fourvoyer l'oeil aussi bien que les pas de ceux qui s'y allaient promener.

III, 952:

sortant par la même porte qui descendait dans le jardin, elles allèrent voir la fontaine de Ceres, que Léonide trouva belle, et très artificieusement faite, et de là entrèrent dans le petit bois de coudriers. Et comme si elles eussent été conduites dans ce labyrinthe par le filet d'Ariadne, elles vinrent ... au petit ruisseau.

Am Schluß mag hier ein Gartenbild zitiert werden, das mit seiner reichen Fülle von Einzelheiten einen guten Eindruck von einem Garten jener Zeit gibt:

I, 23:

Avec un pont-levis on entrait dans le jardin, agencé de toutes les raretés que le lieu pouvait permettre, fut en fontaines, et en parterres, fut en allées, et en ombrages, n'y ayant rien été oublié de tout ce que l'artifice y pouvait ajouter. Au sortir de ce lieu on entrait dans un grand bois de diverses sortes d'arbres, dont un carré était de coudriers, qui tous ensemble faisaient un si gratieux Dédale[2]), qu'encore

1) Grisebach, S. 85.

2) D. i. Garten-Labyrinth, so benannt nach Daedalus, dem Erbauer des Labyrinthes von Kreta.

Digitized by Google

que les chemins par leurs divers détours se perdissent confusément l'un dans l'autre, si ne laissaient-ils pour leurs ombrages d'être fort agréables. Assez près de là, dans un autre carré, était la fontaine de la vérité d'Amour... A l'autre des carrés était la caverne de Damon, et de Fortune; et au dernier l'autre de la vieille Mandrague. ... Par tout le reste du bois il y avait plusieurs autres diverses grottes, si bien contrefaites au naturel, que l'oeil trompait bien souvent le jugement.

Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß die Personen der Astrée durchweg passionierte Spaziergänger sind.

Eine Geschichte der Sitte des Spazierengehens, die für die Kenntnis der Entwickelung des Naturgefühls von großem Interesse wäre, gibt es noch nicht[1]). Das Wandern mit dem ausgesprochenen Zweck, die Schönheit der Natur zu genießen, scheint erst in neuerer Zeit aufgekommen zu sein.

Die Freude an Spaziergängen ist für den modernen Menschen ein gewisser Gradmesser für die Stärke seines Naturgefühls. Dies hängt zusammen mit der Eigentümlichkeit unserer Kultur, deren Eigenart durch die immer steigende Bedeutung größerer und größter Städte charakterisiert wird. Für die Mehrzahl der heutigen Menschen ist der Spaziergang die einzige Möglichkeit, die Natur kennen zu lernen.

Parallel mit der Ausdehnung der Städte geht die Ausdehnung dieser Spaziergänge. Können die Kleinstädter ohne Schwierigkeit häufig die freie Natur aufsuchen, so ist dies für die Großstädter eine Unmöglichkeit. Für diesen tritt an die Stelle des Spazierganges der seltenere, dafür weitere Ausflug. Die Gründung des ‚Wandervogels' ist als Tat der sich ihrer Naturfremdheit schmerzlich bewußten, von Sehnsucht nach der Natur erfüllten Großstadtmenschen von typischer Bedeutung.

Es ist nötig, daß man, wenn man an ein schriftstellerisches Erzeugnis des 17. Jahrhunderts herantritt, sich von allen Gedanken an die Wanderideale unserer Zeit freimacht. Man muß sich davor hüten, dem Spaziergang allgemein die Bedeutung beizulegen, die er gerade jetzt hat. Ist der Spaziergang oder die Wanderung für

---

1) Über den im 18. Jahrhundert unter englischem Einfluß erfolgenden Aufschwung der Sitte des Spaziergangs findet man viel in dem vorzüglichen Buch Mornets. So heißt es z. B. S. 41: *Depuis 1750, l'invincible besoin de quitter les villes tourmente tous ceux qui bornèrent longtemps leurs horizons aux clochers familiers et aux enseignes de leurs boutiques. Tout Paris essaime, dès les beaux jours, dans les Mâteaux, les maisons des champs, les ermitages, les »loges«, les »granges«, les »chaumières«. Poètes et philosophes, économistes et romanciers, se dispersent à l'envi à l'ombre de toutes les futaies, sur le bord de tous les ruisseaux,*

Digitized by Google

den heutigen Menschen der Weg, die Natur zu genießen, so ist er für die in steter Berührung mit der Natur lebenden Land-Edelleute des 17. Jahrhunderts nur ein Weg unter vielen gewesen.

Es ist ein besonders schönes Zeugnis für das starke Naturgefühl d'Urfés, wenn in seinem Roman der Spaziergang eine so hervorragende Rolle spielt.

Weite Spaziergänge waren nicht das Ideal der damaligen Gesellschaft. Schlägt jemand einen schönen und kurzen Weg vor, so darf er allgemeiner Zustimmung sicher sein.

III, 29:

Pâris ... dit ... qu'il irait volontiers trouver ces belles bergères qui devaient venir visiter sa soeur, pour les conduire par un chemin plus court et plus beau, qu'il avait appris depuis peu.

III, 492:

Alors Galathée fut d'avis ... de s'en aller au petit pas à Montverdun ... et parce que le chemin était court et fort beau, toutes les nymphes approuvèrent ce qu'elle avait proposé.

Meistens ergehen sich die Damen und Herren der *Astrée* in dem unmittelbar am Hause liegenden Garten. (I, 129; I, 164; I, 368; II, 655; II, 790; III, 419; III, 708; IV, 583; IV, 902; III, 927.)

Auch Spaziergänge an Flüssen waren, wie wir sahen, sehr beliebt: III, 193; III, 250; III, 305; III, 532; III, 1121/22.

Besonders bemerkenswert ist es, wie oft d'Urfé seine Personen allein spazierengehen läßt. Erst dem einsamen, durch keine Unterhaltung abgelenkten Menschen erschließt sich die Natur in ihrer tiefsten Schönheit. Diese Einsamkeit ist aber keine Flucht vor den Menschen, die Gedanken des einsamen Wanderers haben nichts Asketisches, nein, er genießt bewußt das Alleinsein mit der schönen Natur. I, 129; I, 368; II, 655:

le druide ... commença de se promener dans le jardin et d'autres dans le grand bois de haute fûtaie.

II, 790; III, 708; IV, 702; III, 143; III, 250; III, 305; III, 532; III, 1121; III, 1122.

Diesen zahlreichen Stellen gegenüber, wo wir die Helden d'Urfés auf einem Spaziergang antreffen, spielt der V. von Baro herrührende Teil mit einem einzigen Spaziergang eine recht bescheidene Rolle. Unterhaltungen dieser Art hat Baro scheinbar nur mäßig geschätzt.

Digitized by Google

Auch hier ist auf Grund dieses auffallenden Unterschiedes zwischen Teil I—IV und Teil V der Schluß erlaubt, daß die Aufzeichnungen d'Urfés, nach denen Baro den V. Teil arbeitete, wenigstens in der Hauptsache allgemeiner Natur gewesen sind, und daß die Ausführung im Kleinen Baros Werk ist.

D'Urfé ist nicht der einzige französische Dichter des 17. Jahrhunderts, welcher Freude am Spaziergang hat.

Saint-Amands berühmtes Gedicht *La Solitude* ist ein einziger Hymnus auf die Schönheit der Natur, die sich ihm — dem einsamen Spaziergänger — in ihrer Herrlichkeit erschlossen hat, und Théophile de Viau spricht in seinem gleichbetitelten Gedicht ähnliche Gedanken aus.

Wenn in diesem Zusammenhang neben d'Urfé nur die Namen dieser beiden Dichter zu nennen sind, welche in dem sonst der Natur wenig freundlichen 17. Jahrhundert durch ihr Naturgefühl hervorragen, so wirft diese Tatsache ein bedeutsames Licht auf die tiefe Liebe, die unsern Dichter im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen mit der Natur verbindet.

Gesicht und Gehör.

Die menschlichen Sinne, die in erster Linie dem ästhetischen Genuß dienen, sind Gesicht und Gehör. In Anlehnung an Janssen[1]) und Baumgarten[2]) unterscheide ich beim Gesichtssinn den Sinn für Licht, Farbe und Bewegung.

Das Licht spielt in der *Astrée* keine große Rolle. Nirgends hört man davon, daß eine Landschaft infolge wechselnder Beleuchtung ihren Charakter ändert. Kein Wort deutet an, daß der Dichter an einer malerischen Beleuchtung besondere Freude hatte. Wie stimmungsvoll erscheint es uns z. B., wenn am Abend die Spitzen der Bäume von den Strahlen der sinkenden Sonne erleuchtet werden und sich leuchtend abheben von dem Dunkel des Waldes. Wie schön ist es, wenn nach einem Gewitter die Sonne an einer Stelle durch das Gewölk bricht und einen Teil der Landschaft wundervoll plastisch hervortreten läßt.

Über so etwas verliert d'Urfé kein Wort. Der moderne Mensch ist leicht geneigt, einem solchen Mangel eine übertriebene Be-

1) O. Janssen, *Naturempfindung und Naturgefühl bei B. H. Brockes.* Diss. Bonn 1907.

2) B. Baumgarten, *Stefan George: Preuß. Jahrbücher* Juni 1907.

Digitized by Google

deutung beizumessen. Sein Auge, geschult durch die Maler des 19. Jahrhunderts, für die das Problem des Lichtes das Problem der Malerei war, ist für Lichtwirkungen besonders empfindlich geworden. Die Lichtempfindlichkeit ist eine ganz junge Errungenschaft. Das Altertum und das Mittelalter bis in die Neuzeit hinein kennen sie nicht. „Von dem eigentümlichen Charakter, den die Landschaft und ihre Teile durch die Beleuchtung erhalten, ist nirgends die Rede, nirgends von den verschiedenen Wirkungen der Nähen und Fernen, nirgends von all den Abstufungen, die zwischen einem kalten Mondlicht und der Glut der Abendsonne liegen ... In der ganzen antiken Literatur wird man vergebens einen Ausdruck, wie ‚blaue Berge', ‚dämmernde Fernen' suchen. Auch in der neueren Literatur wird sich Derartiges vielleicht nicht vor dem 18. Jahrhundert finden" [1]).

Was Helbig[2]) von den Schilderungen der Alten sagt, gilt auch von denen der *Astrée*. „Alle diese Schilderungen machen den Eindruck, als sei für dieselben eine klare Luft und ein volles Licht vorausgesetzt, welche die Plastik der Gegenstände allenthalben zur vollendetsten Geltung kommen lassen."

Kennt d'Urfé die Bedeutung des Lichtes für den Charakter einer Landschaft nicht, so darf man doch natürlich nicht sagen, daß er überhaupt für Licht unempfindlich sei, nur: sein Blick bleibt an der einzelnen Erscheinung haften.

So findet sich häufig das Beiwort *clair*, wenn d'Urfé vom Wasser spricht. Der Lignon, der wie ein glitzerndes Band die schöne Landschaft durchzieht, wird selten ohne dieses Epitheton genannt. Wie oft mag sich des Dichters Auge an dem hellen Schein der Flüßchen, Bäche und Quellen erfreut haben! Baro scheint wenig Sinn für das Spiel des Lichtes im bewegten Wasser gehabt zu haben; im V. Teil findet sich das Beiwort *clair* nur ganz selten, so, wenn er von Lyon spricht. V, 714:

la superbe cité que le Rhône et l'Arar mouillent de leurs claires eaux.

Wer die Rhone und Lyon kennt, weiß, daß gerade für diesen Fluß an dieser Stelle das Wort *clair* recht wenig paßt.

---

1) Friedländer S. 263. Wenn Friedländer Haller den ersten Dichter nennt, der von dem Blau der Ferne spricht, so ist das nicht richtig: schon im 17. Jahrhundert erwähnt Saint-Amand den blauen Duft der Ferne in seinem *Contemplateur. Oeuvres* II, 191.

2) Helbig, *Untersuchungen über die campanische Wandmalerei*. S. 354.

Digitized by Google

Das Glitzern des bewegten Wassers wird schön mit einem Lachen verglichen. I, 71:

l'onde qui semblait rire[1]).

Gern lassen die Schäfer ihr Bild von dem glatten Spiegel des Wassers zurückwerfen. I, 326:

elle contemplait sa beauté dans l'onde.

I, 96:

Dessus les bords d'une fontaine,
D'humide mousse revêtus,
Dont l'onde à maint replis tortus,
S'allait égarant par la plaine,
Un berger se mirant en l'eau,
Chantait ces vers au chalmuzeau[2]).

Das Lichtwunder des entstehenden Tages scheint auf unsern Dichter keinen überwältigenden Eindruck gemacht zu haben. Ich glaube nicht, daß d'Urfé jemals — wie Saint Amand[3]) — früh aufgestanden ist, nur um den Sonnenaufgang zu sehen. Ein Mensch, der das fertig brachte, dürfte nach Charlier[4]) im 17. Jahrhundert allerdings zu den größten Seltenheiten gehört haben.

D'Urfé begnügt sich im allgemeinen mit der Feststellung, daß die Sonne die Spitzen der Berge vergoldet[5]). I, 2:

à peine le soleil commençait de dorer le haut des Montagnes.

Baro sagt V, 184:

en ce moment (le soleil) commença de dorer les montagnes de la clarté de ses rayons.

Mit dem Worte *dorer* wird gleichzeitig der leuchtende Glanz und die gelbliche Färbung bezeichnet. Ebenso V, 556:

Astrée vit naître l'Aurore et puis le Soleil, qui dorant la pointe des montagnes, et descendant peu à peu dans la plaine pour la peindre d'une même couleur, semblait se hâter pour découvrir le lieu bienheureux que ces deux beautés choisiraient pour retraite.

---

1) Ähnlicher Ausdruck bei Catull in dem schönen Gedicht auf die Halbinsel Sirmio 31, 13, 14.

Gaudete vosque, Lydiae lacus undae:
Ridete quidquid est domi cachinnorum.

Ebenso Lucrez I, 8 *tibi rident aequora ponti.*

2) Eine Schäferin betrachtet im Wasser ihr Bild. Tasso, *Aminta* II, 2.

3) *Le Contemplateur. Edition Elz.* I, p. 38. Vgl. Buls S. 74.

4) G. Charlier, *Le sentiment de la nature chez les romantiques français.* Paris 1912, p. 42.

5) Auch St.-Amand spricht im *Contemplateur* nur von den durch die Sonne vergoldeten Berggipfeln, a. a. O. B. I, S. 195; II, S. 122, 162. Sannazaro spricht von der Röte des Himmels: *Arc.* p. 275: *la Aurora già incominciava ad rosseggiare sul cielo.*

Digitized by Google

Aus dieser Stelle spricht deutliches Wohlgefallen an der Lichterscheinung eines Sonnenaufgangs im Hochgebirge. Es ist gut beobachtet, wie zuerst die hohen Bergspitzen in goldigem Glanz aufleuchten und dann das Licht allmählich in die tieferen Regionen herabsteigt.

I, 378 wird die Darstellung eines Sonnenaufgangs auf einem Gemälde (*sixième tableau*) beschrieben. Vom Licht erfahren wir nur sehr wenig:

voici le lever du soleil, prenez garde à la longueur de ses ombres, et comme d'un côté le ciel est encore un peu moins clair.

Das prachtvolle Schauspiel des Sonnenuntergangs, für moderne Menschen vielleicht das ergreifendste des Tages, erwähnt d'Urfé überhaupt nicht, ebensowenig wie sein Zeitgenosse Saint-Amand[1]). Man scheint damals kein Auge dafür gehabt zu haben.

Eine sehr feine Lichtwirkung beschreibt d'Urfé I, 136:

sur le penchant du vallon voisin, duquel ce petit ruisseau arrouse le pied, il s'élève un boccage, épaissi branche sur branche de diverses feuilles, dont les cheveux n'ayant jamais été tondus par le fet, ... s'entreombrageaient épandus l'un sur l'autre, de sorte que malaisément pouvaient-ils être percés du soleil, ni à son lever, ni à son coucher; et par ainsi, au plus haut du midi même, une chiche lumière d'un jour blafard pâlissait d'ordinaire.

Wie lieb das sanfte Licht des Mondes dem Dichter war, konnten wir bei der Erwähnung der zum Teil ganz wundervollen Nachtschilderungen feststellen[2]).

Man kann auf d'Urfé anwenden, was Steinert von Tieck bemerkt[3]): „Er kann den Mondschein als Medium des Nachtzaubers so wenig entbehren, daß er sozusagen keine Nächte ohne Mondschein kennt. Er setzt ihn auch voraus, wenn er ihn nicht erwähnt hat." Nirgends erwähnt d'Urfé aber, daß das bleiche Mondlicht das Aussehen der Gegenstände irgendwie verändert[4]).

Ob d'Urfé durch den Anblick der Sternenwelt zu den erhabenen Gefühlen angeregt wurde, denen wir heutigen Menschen so zugänglich sind, ist zu bezweifeln, da Bemerkungen, die derartiges vermuten lassen könnten, fehlen. Sicher ist aber, daß er an dem

1) Buls S. 75.

2) Vergleiche hierzu den Abschnitt über die Tageszeiten.

3) Steinert, *Das Farbenempfinden L. Tiecks. Ein Beitrag zur Gesch. des Naturgefühls in der deutschen Dichtung.* Diss. Bonn 1907, S. 66.

4) Man hatte für die Wirkung des Mondlichts auf das Aussehen der Natur im Altertum schon ein Auge. Ich denke da an Vergils Verse: *Aen.* VI, 270—272.

Quale per incertam lunam sub luce maligna
Est iter in silvis, ubi caelum condidit umbra
Juppiter et rebus nox abstulit atra colorem.

Digitized by Google

Schauspiel als solchem, an der reinen Lichterscheinung, seine Freude hatte: IV, 386. Für die verschiedenen Lichtstärken der Sterne hatte er einen scharfen Blick: I, 374.

Von den malerischen Wirkungen des Schattens spricht d'Urfé nicht.

Es ist erstaunlich, wie wenig der Dichter von der Farbenpracht der Natur spricht. Abgesehen von dem *dorer des montagnes* wird nur ein einziges Mal in dem ganzen Werk eine bestimmte Farbe genannt. III, 370:

vous verrez un petit pré qui semble plus vert que les autres qui sont plus en là, c'est parce que l'herbe n'y est point foulée.

Daß der Dichter trotzdem an Farben seine Freude hatte, geht hervor aus den Beschreibungen blumengeschmückter Wiesen. Die Farben einzelner Blumen erwähnt d'Urfé nicht, ihn erfreut der aus tausend Farbflecken sich zusammensetzende Eindruck des Bunten, Schillernden. In der Widmung zum III. Teil heißt es:

les prés qui émaillent ton rivage d'un perpétuel printemps de fleurs.

Die Rasenufer des Lignon werden durch Blumen belebt II, 499. II, 540:

l'herbe semé de diverses fleurs.

III, 1121:

son rivage est presque toujours tapissé de belles et diverses fleurs.

Die Verschiedenheit der Blumen soll ohne Zweifel sich auf die verschiedenen Farben derselben beziehen. Es soll der Eindruck des Bunten hervorgerufen werden. IV, 474 wird das ausdrücklich gesagt:

l'agréable rivage de cette claire rivière que les fleurs presque en tout temps émaillent de cent diverses couleurs.

Man stellt Blumen zu Sträußen und Kränzen zusammen I, 254; II, 213; III, 886; III, 905; IV, 261; V, 836; IV, 1130; sie sind der schönste Schmuck des jungen Mädchens: III, 311/12; III, 886:

Wenn trotz dieser offenbar vorhandenen Freude an Farben im allgemeinen keine bestimmte Farbe genannt wird, so darf man wohl sagen, daß d'Urfé der Sinn für die Schönheit einzelner Farben und für ihre mannigfaltigen Tönungen abging[1]).

1) Sannazaro hatte mehr Farbensinn, p. 57: *Sciegliendo i fiori bianchi da y sanguigni, e y persi da y violati.* p. 58: *Alcune portavano girlande de ligustri con fiori gialli et tali vermegli interposti; altre aveano mescolati y gigli bianchi et y purpurini con alquante fronde verdissime de arangi per mezzo.* p. 218: *quivi gigli, quivi ligustri, quivi viole tinte de amerosa* (219) *pallidezza et in gran copia y sonnachiosi papaveri con le inchinate teste, et le rubicunde spighe del' imortale amarantho.* Tasso zeigt *Aminta* II, 2 einen raffinierten Farbensinn.

Digitized by Google

Auch Sinn für Bewegung tritt in der Astrée wenig hervor. Den sanften Hauch des Westwinds schildert d'Urfé schön in dem Gedicht II, 172:

Doux Zéphir que je vois errer folâtrement
Entre les crins aigus de ces plantes hautaines,
Et qui pillant des fleurs les plus douces haleines
Avec ce beau larcin vas tout l'air parfumant[1]).

Diana wird durch das sanfte Fließen des Wassers zu philosophischen Betrachtungen angeregt. IV, 64.

Im Gegensatz zum Lignon, der nur im Frühling zur Zeit der Schneeschmelze schäumend dahinbraust (I, 3, 6), sonst aber *paisiblement serpente,* ist die Rhone stets *impétueux.* II, 751:

Le Rhône dans lequel l'Arar entre est si impétueux qu'il émeut des vagues assez fâcheuses.

Ebenso V, 137.

Es ist bekannt, daß die Menschen der Renaissance für Klangwirkungen ein feines Ohr hatten. „Höchst bezeichnend für die Renaissance und für Italien ist ... die reiche Spezialisierung des Orchesters, das Suchen nach neuen Instrumenten, d. h. Klangarten"[2]). Frankreich nahm an dem musikalischen Leben der Zeit innigen Anteil. Im 14. Jahrhundert war Frankreich sogar Italien überlegen gewesen[3]). Rabelais zählt im Prolog zum IV. Buch seines *Gargantua* berühmte Musiker des 16. Jahrhunderts auf[4]). Auf musikalische Bildung wurde in den Kreisen der guten Gesellschaft größtes Gewicht gelegt.

Daß d'Urfé an der Musik große Freude hatte, beweist die Stelle II, 209:

ces belles dames ... entrèrent dans un bateau, et remontant contremont le paisible Arar, passaient le temps tantôt à la musique des instruments, tantot à celle des voix ... u. S. 210: celles qui avaient la voix bonne, chantaient ce qui leur venait en fantaisie.

Das Instrument des Schäfers ist die *cornemuse,* deren melancholischer, klagender Ton sich gut zur Begleitung der meist traurigen Liebeslieder eignet.

1) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß d'Urfé hier vom Duft der Blumen spricht. Im Mittelalter pflegt vom Duft der Blumen gar nicht die Rede zu sein; das kam erst im 16. und 17. Jahrhundert auf. Vgl. Kammerer S. 68.

2) Burckhardt II, 112 f.

3) Ib. II, 346 Exkurs 110.

4) Rabelais, Ausg. der *Bibl. Elzévirienne. Paris* 1872, *tome* II, p. 40.

Digitized by Google

Hatten die Menschen damals ein feines Gefühl für Klangschattierungen, so war ihnen die reiche Skala moderner Tondynamik — bei Reger vom gesäuselten *pppp* bis zum dröhnenden *ffff* — völlig unbekannt.

Wir haben selbst erlebt, wie leicht sich das Ohr an starke Klangwirkungen gewöhnt. Wagners Musik — zuerst als Lärm verschrien — erscheint uns klassisch; die Witze über die Tonfluten in R. Strauß' ‚Elektra' sind längst veraltet.

Wir müssen bei Beurteilung der Musik des 16. und 17. Jahrhunderts jegliche Gedanken an moderne Orchestermusik ausschalten. Man ging in der Dynamik über einen bestimmten Punkt nicht hinaus und mied schrille Dissonanzen durchaus.

Wie in der Musik am lieblichen Klang, freute man sich in der Natur am lieblichen Geräusch. Das *fortissimo* erscheint unserm Dichter furchtbar. II, 777:

c'était une chose épouvantable de voir le jour presque changé en nuit, d'ouir le mugissement de la mer.

Dagegen betont d'Urfé immer wieder, wie lieblich seinem Ohr das Rauschen der Quelle und des Bachs tönt. I, 189:

la fontaine des Sicomores, où la fraîcheur de l'ombrage, et le doux gazouillement de l'onde m'avaient sur le haut du jour assoupie.

I, 343 heißt es schön von der Welle des Baches:

Et comme vagabonde
Murmurant elle fuit,
Quand l'onde dessur l'onde
A long flot elle bruit.

Man beachte den wundervoll lautmalenden Charakter dieser Verse, der an Goethes ‚Fischer' erinnert!

II, 116:

ils étaient assis sous un arbre qui abreuvait ses racines dans la claire onde d'une fontaine, de qui le doux murmure et la fraîcheur les avait conviés à passer en ce lieu une partie de la nuit.

II, 193:

le doux murmure de l'eau qui coule parmi le gravier, convie chacun à s'y arrêter.

V, 413:

jetant les yeux sur les petites ondes qui battaient doucement la terre.

Ebenso V, 593[1]).

1) Die Freude am Murmeln des Wassers war von den Tagen der Alten lebendig geblieben. Vergil: *murmurat unda* (10, 212). Statius, *Silv.* II, 7, 98: *ripae murmurantis Hebri.* Mit Ausnahme vielleicht von Petrarca sprechen d'Urfés Vorgänger gerne vom sanften Geräusch der gleitenden Wellen. Sannazaro *p.* 52: *Mentre li vivi fonti correvan murmurando. p.* 221: *il murmurare dele roche onde.*

Digitized by Google

Ähnlich dem Geräusch der Wellen ist das Rauschen der Blätter. [1]) II, 114:

il oyait trembler les feuilles des arbres.

Dem Gesang der Vögel lauscht d'Urfé mit innigster Freude. III, 956:

Alexis-Celadon: ‚je reçois un si grand contentement à ouir ces petits oiseaux, et à prendre le frais du matin, qu'il m'est impossible quand je suis en lieu de le pouvoir faire, de demeurer aussitôt qu'il est jour.' — ‚Il faut, reprit Astrée, pour remédier à cet inconvénient, ce soir que vous vous couchiez de bonne heure, afin que vous ayez fait un bon sommeil avant que le jour paraisse, et nous viendrons vous tenir compagnie, et vous conduirons par les lieux plus peuplés de ces petits chanteurs'.

Steht man auch nicht zeitig auf, um den Aufgang der Sonne zu sehen, so ist es scheinbar nicht ganz ungewöhnlich, daß man sich früh erhebt, um sich an dem Gesang der Vögel zu erfreuen.

Besonders wird unter den Vögeln nur die Nachtigall erwähnt. IV, 475:

les Rossignols qui semblent avoir choisi ce lieu pour leur demeure ordinaire, le peuplent de telle sorte, qu'on jugerait à ouir les divers choeurs qui se répondent à la voix les uns des autres.

Wie das Mittelalter weiß auch d'Urfé nichts von dem klagenden Charakter des Nachtigallen-Gesanges. Buls meint [2]), daß die Auffassung von dem klagenden Gesang der Nachtigall erst zur Zeit der Renaissance unter dem Einfluß des Altertums [3]) aufgekommen ist. In der Tat spricht Sannazaro, der stark von den Dichtern des Altertums beeinflußt ist, von dem klagenden Gesang der Nachtigall, p. 221:

la mesta Philomena ... ululava.

Er unterscheidet davon den Gesang der anderen Vögel, ib.:

cantavano le merle, le upope et le calandre; piangeva la solitaria turtora per le alte ripe.

Im V. Teil der *Astrée* ist von dem Gesang der Vögel nicht die Rede.

---

p. 270: *Et le fontane i fiume per le valli mormorando diran quel ch'ora io canto. p.* 271: *suave suon di lucide onde. p.* 275: *un gran fiume si movea con un ... mormorio mirable.* Tasso, *Aminta* I, 1: *E le dolci parole, assai piu dolci Che'l mormorar d'un lento fiumicello, Che rompa il corso fra minuti sassi.* Doch keiner von diesen Dichtern schwelgt so in diesem Geräusch wie d'Urfé.

1) Vgl. Sannazaro *p.* 221. *molti olmi ... sibillando con le tremule frondi.*

2) S. 65.

3) Vergil, *Georg.* IV, 511: *populea moerens Philomela sub umbra.*

Digitized by Google

Ergebnisse der Untersuchung.

Ich möchte zunächst auf ein Nebenergebnis dieser Arbeit hinweisen: das Naturgefühl des V. Teiles unterscheidet sich auffallend von dem der ersten vier Teile.

Wir bemerken folgende Unterschiede:

1. Die Gleichnisse des V. Teils — zum größten Teil Entlehnungen aus Petrarca — stehen an Frische hinter den übrigen Gleichnissen zurück.
2. Vergleiche mit fließendem Wasser finden sich ausschließlich in den ersten vier Teilen.
3. Ein Mensch, in dem echtes Naturgefühl lebt, meidet übertriebene Naturbeseelung. 16 Beispielen von Naturbeseelung in den ersten vier Teilen stehen 33 Beispiele im V. Teil gegenüber.
4. Das Ende des Tages faßt d'Urfé gern in poetische Bilder; im V. Teil finden sich nur ganz trockene Bemerkungen.
5. Der Lignon, der in Teil I—IV eine so große Rolle spielt, von dem der Dichter stets mit größter Wärme spricht, wird im V. Teil nur dreimal in recht frostigem Tone erwähnt.
6. Eine Beschreibung des Forez enthält der V. Teil nicht.
7. Auf Teil I—IV verteilen sich ca. 35 Landschaftsbeschreibungen; der V. Teil bringt deren nur zwei.
8. Im Gegensatz zu Teil I—IV, die regelrechte Fernblicke enthalten, bringt Teil V keinen einzigen.
9. Die Stellung zum Gebirge ist im V. Teil eine andere als in den übrigen Teilen.
10. Das Wasser, von dessen Schönheit sonst so oft die Rede ist, spielt im V. Teil eine ganz geringe Rolle.
11. Von den Schrecken des Waldes hören wir nur im V. Teil.
12. Der Spaziergang spielt in Teil I—IV eine große Rolle, die Personen des V. Teils treffen wir nur einmal beim Spazierengehen.
13. Im V. Teil ist von dem Gesang der Vögel nicht die Rede.
14. Die Fische, an deren Anblick sich d'Urfé gerne erfreut, werden im V. Teil nicht erwähnt.

Angesichts dieser Unterschiede dürfte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Form, in der uns der V. Teil vorliegt, der Wortlaut, Baros Werk ist.

Es ist aber mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Gedichte, die ja zum Teil — man denke an das schöne Frühlingslied (S. 361)

Digitized by Google

oder an das Gedicht über das Gebirge (S. 396) — warmes Naturgefühl enthalten, von d'Urfé herrühren. Die lyrischen Einlagen sind so häufig, daß Boileau annehmen konnte, sie seien der Grundstock der *Astrée* und die Fabel des Romans sei nur als Rahmendichtung dazu erfunden. (Koerting S. 108).

Das Hauptergebnis unserer Untersuchungen dürfen wir dahin zusammenfassen:

Honoré d'Urfé zeigt in der Astrée ein Gefühl für die Schönheit der Natur, wie wir es in gleicher Lebhaftigkeit im 17. Jahrhundert höchstens bei Saint-Amand antreffen.

Das Verhältnis der Franzosen zur Natur war im 17. Jahrhundert im allgemeinen kein herzliches. Der *chevalier* de Méré (1607—1684) charakterisiert seine Zeitgenossen in einem Briefe[1]) folgendermaßen:

un habit d'une étoffe agréable, des rubans à la mode, un appartement bien meublé les touchent plus sensiblement que le plus beau spectacle de la nature.

D'Urfé bildet mit seinem Naturgefühl im 17. Jahrhundert eine bemerkenswerte Ausnahme. Er ist der Vertreter eines idyllischen Naturgefühls, wie es auch in den Werken der Alten und in den Dichtungen der Renaissance lebt.

Wir sind jetzt — am Schlusse unserer Untersuchung — imstande, einen Vorwurf zu entkräften, der gegen die Natur, wie sie uns in der *Astrée* geschildert wird, lautgeworden ist:

Wolff[2]) spricht von der ‚faden' Schäferwelt, die seit d'Urfés *Astraea* in Frankreich das Entzücken der galanten Welt bildete, und Biese[3]) macht wie den Menschen, die ja doch keine Schäfer seien, so auch der Landschaft den Vorwurf der Unwahrheit. „Diese Hirten sind keine Menschen, wenigstens keine Naturkinder, und die Landschaft selbst ist keine Natur."

Daß d'Urfés Hirten keine Naturkinder sind, ist richtig, daß sie es gar nicht sein wollen, hat ja auch d'Urfé selbst zugegeben; aber worin soll das Unwahre der Schäferlandschaft liegen? Etwa in ihrem allgemeinen Charakter?

Doch wohl nicht; denn das, was das Wesentliche der Schäferlandschaft ausmacht — ein Hügel, Baumgruppen, der rauschende

1) *Lettres de Mr. le chevalier* de Méré, 1re *édition* 1682. 35. Brief *à Mr. Mitou.*
2) Max J. Wolff, *Molière*, München 1910, S. 223.
3) S. 246.

Digitized by Google

Bach, fruchtbare Felder usw. — gerade das ist auch gleichzeitig das Wesentliche der Ideallandschaft, wie sie seit den Tagen der Antike Geltung hatte. Wer von dieser Landschaft nichts wissen will, lehnt damit ein Naturbild ab, das seit den Tagen Platos bis zur Zeit Rousseaus hin das Entzücken der Menschen hervorgerufen hat.

Daß das nicht Bieses Meinung sein kann, geht aus seinen Schriften ohne weiteres hervor. Sein Vorwurf richtet sich gegen etwas Anderes.

Man kann in der Tat einer Landschaft den Vorwurf der Unwahrheit dann machen, wenn sie in zu gesuchter Weise landschaftliche Schönheiten zu einem Bilde vereinigt, die in der Natur in gleich idealer Schönheit zusammen nirgends anzutreffen sind, und wenn dieses Landschaftsbild dabei von allem Häßlichen geflissentlich frei gehalten wird.

Daß einer solchen Landschaft gegenüber Bieses Vorwurf zu Recht besteht, ist klar; aber es ist auch ebenso klar, daß die *Astrée* von diesem Tadel in keiner Weise berührt wird: Denn d'Urfé malt nach der Natur.

D'Urfé baut keine Phantasielandschaft vor uns auf, er führt uns in seinem Roman in seine Heimat und wird nicht müde, dies geliebte Stückchen Erde seinen Lesern aufs genaueste zu beschreiben.

Er ist — und das ist ein Ruhmestitel, der bis zum 18. Jahrhundert nur ganz wenigen Künstlern zukommt — als Landschafter durch und durch Realist.

Wir lernten d'Urfés stark ausgeprägten Wirklichkeitssinn kennen bei der Beschreibung von Gemälden, bei der Darstellung des Seesturms, bei seiner Stellung zum Gebirge. Wir bewunderten die scharfe Zeichnung seiner kleinen und großen Landschaftsbilder.

Trotz aller Genauigkeit wirken seine Landschaften aber niemals photographisch-tot. Man fühlt bei aller Realistik hinter jeder Zeile das warme Herz des Dichters. Klare Beobachtung paart sich bei ihm mit stärkster Empfindung.

Die Heimatliebe führt dem Dichter die Feder, wenn er sein geliebtes Forez beschreibt, tiefes Gefühl für die Schönheit der Natur treibt ihn in die Einsamkeit, dem einsamen Schwärmer Silvandre erschließt sich die Schönheit der Nacht.

In diesen wundervollen Nachtszenen, in denen — sehr beachtenswert — auch auf die Schönheit des gestirnten Himmels hingewiesen

Digitized by Google

wird, zeigt sich d'Urfé als unmittelbarer Vorläufer Rousseaus und damit der Romantik.

Süßlich-sentimentale Naturschwärmerei finden wir in der *Astrée* nur ganz selten und bezeichnenderweise nur im V. Teile.

Über dem Gefühl für Schönheit steht nach Schiller[1]) das Gefühl für das Erhabene. Auch dieses klingt schon gelegentlich — bei dem Gedanken an das Universum, bei der Betrachtung des Gebirges und des Meeres — an.

In der Geschichte des Naturgefühls darf d'Urfé einen Platz beanspruchen, nicht nur, weil er wie zu seiner Zeit wenige, die Schönheiten der Natur empfinden konnte, sondern vor allem, weil er das, was er sah und fühlte, in die kraftvolle Sprache eines Dichters kleiden konnte.

D'Urfé war ein Künstler. Ein scharfes Auge und ein intuitives Gefühl für das, was man die Seele einer Landschaft nennt, vereinigten sich in ihm und legten ihm Schilderungen in die Feder, so voll Leben, daß es auch heute noch ein Genuß ist, sie zu lesen.

Honoré d'Urfé a ... le goût de l'exactitude; ses descriptions de paysages restent vraies dans leurs grandes lignes et s'il embellit, s'il poétise un peu tout ce qu'il voit ce n'est jamais au détriment de la vérité, doué qu'il est ... d'une imagination capable de surprendre l'âme des lieux[2]).

Wir dürfen auf Grund der gegebenen Nachweise Honoré d'Urfé als einen Vorläufer Rousseaus bezeichnen, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Naturschilderungen der *Astrée* unmittelbar auf diesen eingewirkt haben, denn der Roman war bekanntlich ein Lieblingsbuch Rousseaus. Bernardin de Saint-Pierre erzählt — wie schon oben bemerkt — in der Vorrede zur *Arcadia*, Rousseau habe ihm gesagt, er habe früher die *Astrée* jedes Jahr einmal von Anfang bis zu Ende gelesen, — was freilich bei dem gewaltigen Umfang des Romans unzweifelhaft eine starke Übertreibung ist.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß in einigen Sonetten sich Schilderungen der Schweizer Hochgebirgswelt finden, die zeigen, daß diese auf d'Urfés empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck gemacht hat. Er spricht von den gewaltigen Felsen, die auf ihren Häuptern das Gewölbe des Himmels tragen, von den Gießbächen, die aus steiler Höhe herabstoßen, um in den Tälern zu verschwinden,

---

1) Schiller, *Über das Erhabene.* Cotta-Ausg. 1836; XII, S. 346—369.
2) Germa, p. 49.

Digitized by Google

er spricht endlich von den gewaltigen Gletschern, die aus einsamen Höhen heruntergrüßen.

Man pflegt Rousseau als den Entdecker der Schönheit des Hochgebirges zu betrachten, aber schon d'Urfé hat, wie wir gesehen haben, vereinzelt leise den Ton angeschlagen, der bei Rousseau in vollen Akkorden erklingt. Somit darf man Honoré d'Urfé in der Entwicklung des Gefühls für die Schönheit des Hochgebirges eine gewisse Bedeutung zubilligen.

Wenn ihm trotzdem nicht entfernt die Wirkung beschieden war, wie Rousseau sie erleben durfte, so rührt das einmal daher, daß die Natur bei ihm, bei aller Liebe, die er ihr entgegenbrachte, doch nicht entfernt die Rolle spielt wie bei dem großen Schweizer, sodann daher, daß die Menschen sich im 17. Jahrhundert mehr und mehr von der Natur abwandten, während umgekehrt zur Zeit Rousseaus gleichzeitig mit der Entfremdung von der Natur die Sehnsucht nach ihr so angewachsen war, daß es nur des rechten Wortes bedurfte, um die größte Wirkung hervorzurufen.

Das 17. Jahrhundert pflegt von denen, die über die Geschichte des Naturgefühls geschrieben haben, wenig beachtet zu werden. Honoré d'Urfé hat unter dieser Beurteilung seines Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag leiden müssen: Humboldt und Hennig erwähnen seinen Namen gar nicht, Biese spricht von d'Urfés Naturgefühl mit Geringschätzung, aus der aber dem auf diesem Gebiete so hochverdienten Gelehrten kein Vorwurf gemacht werden kann, da ihm außer dem kurzen Kapitel bei Lotheissen III, 361 irgendwelche Vorarbeiten über das Naturgefühl im Frankreich des 17. Jahrhunderts und speziell in der *Astrée* nicht zu Gebote standen.

Ich hoffe, es ist dieser Arbeit gelungen, die Unhaltbarkeit der bisherigen Auffassung darzutun und d'Urfé den ihm gebührenden Platz in der Geschichte des Naturgefühls anzuweisen.

Digitized by Google

Die Chanson d'Isembart und Joseph Bédiers Epentheorie[1]).

Von

Rudolf Zenker.

In seinem großzügigen, vielbesprochenen Werke über den Ursprung der nationalen französischen Epik des Mittelalters, der *Chansons de geste,* hat J. Bédier[2]) auch dem Isembart-Epos, von dem uns bekanntlich nur ein Fragment von 661 Achtsilbnern, das sog. Brüsseler Fragment, erhalten ist[3]), einen längeren Abschnitt gewidmet[4]). Er gedenkt hier meiner Arbeit über den Inhalt und die geschicht-

1) Diese Abhandlung war im Manuskript längst endgültig abgeschlossen, als mir die Ankündigung sowohl von dem bevorstehenden Erscheinen von A. Pauphilets Artikel: *La chanson d'Iscmbart*, als auch der Artikel selbst, *Romania* 50 (1924), 161—194, zu Gesicht kam. Ich habe von ihm im Texte meiner Arbeit keinerlei Gebrauch mehr gemacht, habe nichts geändert oder nachgetragen und mich darauf beschränkt, in den Anmerkungen gelegentlich auf ihn hinzuweisen. Ich freue mich, daß auch Pauphilet Bédiers Erklärung für die Entstehung unserer Chanson ablehnt, aber was er selbst an die Stelle setzt, scheint mir ebenso unannehmbar: nach P. wären Isembart wie Gormund rein imaginäre Gestalten, allein der dichterischen Phantasie entsprungen und ohne jedes historische Vorbild. Dies streitet bei dem hohen Alter der Chanson in Anbetracht der Tatsache, daß für die Mehrzahl der Hauptheldeu der älteren *Chansons de geste* anerkanntermassen ganz bestimmte geschichtliche Persönlichkeiten als Vorbilder gedient haben — s. Karl Martel, Karl den Großen, Graf Wilhelm, Roland, Ganelon, Guiteclin (Widukind), Ogier, Girart von Roussillon usw., von vornherein sehr gegen die Wahrscheinlichkeit, und P.'s Argumente erscheinen mir völlig unzureichend. Indessen muß ich an dieser Stelle von jedem näheren Eingehen auf die Begründung seiner neuen These absehen.

2) *Les Légendes Épiques. Recherches sur la formation des chansons de geste*, Paris 1908—13, 4 Bde. Bd. I erschien in 2. Aufl. 1914.

3) Es liegt in neuer, sehr guter kritischer Ausgabe vor von A. Bayot, *Gormont et Isembart, fragment de chanson de geste du XIIe siècle, 2e édition revue*, Paris 1921, in den *Classiques français du moyen âge, p. sous la direction de* M. Roques (Handschriftlicher und kritischer Text in Paralleldruck mit Einleitung).

4) Bd. IV, 19—91.

Digitized by Google

lichen Grundlagen der Dichtung[1]) mit freundlicher Anerkennung, lehnt aber meine Ergebnisse, soweit sie die geschichtlichen Elemente in der Dichtung betreffen, ab und beschränkt sich darauf, sie in ganz summarischer Form S. 39, Anm. 3 zu registrieren mit der Bemerkung, man würde dergleichen Kombinationen recht wohl als wahrscheinlich anerkennen können, vorausgesetzt, daß man die ihnen zugrunde liegende Auffassung von der Entstehung der französischen *Chansons de geste* gelten lasse[2]).

---

1) *Das Epos von Isembard und Gormund. Sein Inhalt und seine historischen Grundlagen, nebst einer metrischen Übersetzung des Brüsseler Fragmentes*, Halle 1896. (S. dazu besonders F. Lot, *Romania* 27 (1898), 6—54, wozu zu vergleichen ist Verf. in *Zs. f. r. Phil.* 23 (1899), 249 ff. und 30 (1906), 572 ff., sowie G. Schläger, *Litbl. f. g. u. r. Phil.* 21 (1900), 135 ff. Ich zitiere die Schrift mit *IG*.

Bédier spricht noch immer von einer Chanson von *Gormond et Isembard*, ich habe aber schon *IG* S. 2 und nochmals *Zs.* 30, 509 festgestellt, daß die allein zutreffende Bezeichnung vielmehr *Isembart und Gormund* ist, welche vor mir schon Ideler und Paul Meyer gebrauchten; denn mit Isembart begann die Dichtung, seine Schicksale behandelte sie und mit seinem Tode schloß sie. Die Bezeichnung *Gormund und Isembart* paßt nur auf das erhaltene kurze Fragment, insofern in ihm zufällig am Anfang Gormund und erst später Isembart auftritt. Von dem Fragment ist der Titel fälschlich auf die ganze Chanson übertragen worden. C. Voretzsch, *Einf. in das Stud. d. afr. Lit.*, 2. Aufl. 1913, 193 hat denn auch den Titel *Isembart und Gormont* akzeptiert (beibehalten 3. Aufl. 1925, S. 91), und H. Suchier, *Gesch. der franz. Lit.*, 2. Aufl. 1913, 22 spricht einfach von einer *Chanson Isembart*, was aber wohl nur Versehen ist für *Chanson d'Isembart*, wie es natürlich heißen muß, und dieser Titel, den nun also auch Pauphilet gebraucht, ist ebenso zutreffend, ja, wie es scheint, sogar der ursprüngliche, denn Bayot a. a. O. S. X, Anm. 1 teilt mit, daß in dem Verzeichnis der Bibliothek Philipps des Guten aufgeführt wird ein *Livre d'Ysembart*, daß das gleiche Werk auch beschrieben wird unter dem Titel *Le Livre de Yzembart* in dem um 1467 verfaßten *recensement des collections bourguignonnes*, wo wir auch den ersten Vers der Chanson erfahren: *Or entendez seigneur baron*, und daß eine niederländische Version *Isenbaert* erscheint in dem Inventar einer bürgerlichen Bibliothek aus dem J. 1388. Es kann wenigstens im ersten Falle nach dem zitierten Anfangsvers, einem Achtsilbner, kein Zweifel sein, daß es sich eben um unsere Chanson handelt, welche ja in dem gleichen, in den uns erhaltenen *Chansons de geste* sonst nicht gebräuchlichen Vers abgefaßt ist.

2) Pauphilet a. a. O. S. 162 behauptet, Bédier habe im ersten Teil seiner Untersuchung die von seinen Vorgängern vertretenen Anschauungen widerlegt: „*Dans la première [partie], l'auteur réfute avec une grande force les opinions de ses prédécesseurs, qui voyaient dans l'élément historique du poème le résultat d'une tradition épique remontant jusqu'aux événements eux-mêmes.*" Dies ist unrichtig. Die Sache verhält sich so, wie ich es oben darlege, — Bédier hat eine Widerlegung der älteren Anschauung, bezw. älterer Anschauungen überhaupt gar nicht versucht.

Digitized by Google

Bédier nimmt also von einem näheren Eingehen auf meine Resultate nur deshalb Umgang, weil sie sich nicht in Einklang bringen lassen mit seinen, zu der bis dahin herrschenden Anschauung im schroffen Widerspruch stehenden neuen Ideen über den Ursprung und die Entwickelung der französischen *Chanson-de-geste*-Dichtung — wohl gemerkt, nur um diese letztere handelt es sich für Bédier, der ja zwischen der französischen Epik und der aller anderen Nationen einen scharfen Trennungsstrich macht —, d. h. also, weil er die Zurückführung der erhaltenen nationalen Epik Frankreichs auf sehr viel ältere Gedichte, welche den direkten Widerhall zeitgenössischer oder doch nahezu zeitgenössischer Ereignisse bildeten, als unzulässig betrachtet. B. begnügt sich deshalb, im folgenden den Nachweis anzutreten, daß zwischen den Motiven, welche in unserer Chanson mit Sicherheit als historisch bezeichnet werden können, und den ihnen zu Grunde liegenden historischen Tatsachen kein direkter Zusammenhang zu bestehen braucht, jene Züge vielmehr erklärt werden können als geflossen aus gewissen Lokaltraditionen und aus lateinischen Chroniken, von deren Inhalt gelehrte Mönche den Autor der Urfassung unserer Chanson — ich will sie nach bekannten Mustern den Ur-Isembart oder das Ur-Gedicht nennen, Bédier bezeichnet sie als das *premier poème* — in Kenntnis gesetzt hatten.

Es leuchtet wohl ein, daß B. hier einen Zirkelschluß macht. Denn daß die früher ziemlich allgemein herrschende Ansicht von der Entwicklung der französischen nationalen Epik des Mittelalters, welche zu einem wesentlichen Teile geschöpft war aus dem Studium der Epik anderer Völker und speziell auch aus den Beobachtungen über das Leben epischer Dichtung bei Völkern, die den epischen Sang noch heute pflegen oder doch noch bis in die neuere Zeit gepflegt haben, daß diese Ansicht unhaltbar ist, das will B. in seinen *Légendes Épiques* doch erst erweisen, indem er die Entstehungsart der einzelnen Chansons und der einzelnen Zyklen der Reihe nach untersucht. Hier aber setzt er, was bewiesen werden soll, als schon bewiesen voraus: er lehnt gewisse Aufstellungen über die geschichtlichen Elemente unserer Chanson und jede Diskussion darüber von vornherein ab, weil sie seiner eigenen, schon fertigen Epentheorie widersprechen, welche für die französischen *Chansons de geste* eine Entstehungsweise annimmt, die vollkommen verschieden ist von der der Epik aller anderen Nationen! Er stellt die Richtigkeit seiner Auffassung als *propositio major* an die Spitze!

Digitized by Google

Ich halte demgegenüber an meinen seinerzeit gewonnenen Ergebnissen, wenn auch nicht durchaus, so doch in den wesentlichsten Punkten, entschieden fest und glaube, daß sie durch die von Bédier gegebenen Nachweise nicht im mindesten erschüttert werden. Ich möchte deshalb im folgenden zunächst auf Grund der genannten Abhandlung und der später zu ihr in Erwiderung auf die Einwände meiner damaligen Kritiker gegebenen Ergänzungen unter Ausscheidung alles Details und in übersichtlicher Kürze, in teilweise neuer Formulierung und unter Heranziehung neuen Materials nochmals darlegen, auf welchem Wege ich seinerzeit zu meinen Aufstellungen gelangte und was zu ihrer Begründung angeführt werden kann.

Im Anschluß daran werde ich untersuchen, ob die neue Erklärung, welche Bédier für die Entstehung unserer Chanson gibt, irgend welchen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben kann.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Schlacht, welche das erhaltene *BFr* schildert, die Schlacht von Saucourt im Gau Vimeu in Nordfrankreich, nicht weit von der Sommemündung, ist, in welcher der jugendliche König Ludwig III. von Westfranken am 3. Aug. 881 die räuberischen Normannen aufs Haupt schlug; anerkannt ist ferner, daß das geschichtliche Vorbild des Sarazenenkönigs *Gormund celui d'Oriente* (V. 67), „*li (le) Arabi*" (V. 186, 443), *l'Antecrist* (V. 204), wenigstens teilweise zu erblicken ist in dem bekannten dänischen Seekönige *Guthorm* — Kurzform *Gorm* —, der sich im J. 870 Ostangliens, des heutigen Norfolk, bemächtigte, 878 von König Aelfred geschlagen und zur Übergabe gezwungen wurde, den christlichen Glauben annahm, nun Ostanglien als Lehen erhielt und hier 890 gestorben ist,[1]) — mag nun, wie ich vermutete[2]) und wie F. Lot mit mir annimmt[3]), Guthorm, der nach der Darstellung von Asser († 909), *De Rebus gestis Aelfredi, ad a.* 878—81 ff.[4]) an der

1) Pauphilet S. 172 ff. ist der erste, der dies zu bestreiten wagt: *le personnage de Gormond, comme celui d'Isembart, est une pure création de poète.* Gormund, der vor dem Zuge nach Frankreich „zu Cirencestre, in seinem Lande" weilte, V. 472, soll gar nichts zu tun haben mit *Guthorm-Gorm* (> fr. *Gormon*), der nach dem Zeugnis Assers im J. 879 mit seinem Heere ein Jahr lang bei Cirencestre lagerte! Ich bezweifle, daß P. hier viele Gläubige finden wird.

2) *IG* S. 98 ff.

3) *Romania* 27, 47: *En résumé, Gormond est parfaitement historique: il résulte de la fusion de Vurmo, chef danois, qui fit campagne en France en 881 et 882, et du viking d'Angleterre Guthorm (Gudrun), que nous voyons sous les murs de Cirencestre en 879.*

4) *Monum. Hist. Brit.* 1848, 482 f.

Digitized by Google

Schlacht von Saucourt nicht wohl teilgenommen haben kann, dessen Name aber als der eines gefürchteten normannischen Wikingerkönigs auch diesseits des Kanals bekannt geworden sein mochte, erst nachträglich identifiziert worden sein mit einem Wikingerhäuptling *Vurmo*, der in den *Annales Fuldenses* und den *Annales Bertiniani* zum J. 882 genannt wird als einer der Führer des bei Saucourt geschlagenen Normannenheeres in dem befestigten Lager bei Elsloo, und der sehr wohl schon in jener Schlacht mitgekämpft und sich in ihr ausgezeichnet haben kann — *Gorm* und *Vurmo* mußten französisch lautgesetzlich das gleiche Resultat ergeben —, oder mag Guthorm von dem Dichter willkürlich in die Normannenschlacht eingeführt worden sein, oder mag man mit Bédier[1]) annehmen, er sei in unserer Chanson rein literarischen Ursprunges: englische Mönche, die von Guthorm in den Chroniken gelesen hatten, erzählten den Mönchen von St. Riquier, zu denen sie in Beziehung standen, von dem dänischen Seekönig, und diese letzteren gaben, was sie vernommen, an den Dichter der Urfassung unserer Chanson weiter.

Dagegen läßt sich nun für den Hauptheldeu unseres Epos, *Isembart*, ein geschichtliches Prototyp in der zeitgenössischen Geschichte Frankreichs und Englands nicht nachweisen[2]), wohl aber finden wir in großer zeitlicher Nähe der Normannenschlacht von 881, in der italienischen Geschichte des 9. Jhs. im J. 860, einen Großen dieses Namens, der, wie der Isembart der französischen Chanson, in Auflehnung begriffen ist gegen einen fränkischen König Ludwig aus dem Geschlecht der Karolinger, nämlich gegen Kaiser Ludwig II. von Italien, den Sohn Kaiser Lothars und Enkel Ludwigs des Frommen — geb. 825, König der Longobarden seit 844, Kaiser seit 850, † 875 —, und ich glaube diesen Isembart als das geschichtliche Vorbild unseres epischen Helden betrachten zu dürfen.

Meine Gründe für diese Annahme, wie sie in der genannten Abhandlung und in den beiden späteren, sie ergänzenden Artikeln niedergelegt wurden, sind die folgenden:

Isembart führt in dem *BFr* den stehenden Beinamen *li Margariz*. Dieser ist, wie ich zeigte[3]), griechisch-byzantinischen Ursprunges, nämlich = μαγαρίτης, „*apostata, Saracenorum religionem am-*

1) IV, 59 ff.
2) *IG* S. 91 ff., 113 ff.
3) *Ib.* S. 121 ff.; vgl. dazu *Zs. f. r. Ph.* 23, 251 f. und 261 ff.

Digitized by Google

plexus", welches Wort, wie zugehöriges *μαγαρίζειν*, häufig begegnet bei byzantinischen Autoren des 8., 9. und 10. Jhs. Lateinisches *magarites, magarizare* sind bei Ducange nur viermal belegt in Denkmälern, die in Italien, also innerhalb der byzantinischen Einflußsphäre, entstanden sind, und zwar gehören von diesen Beispielen wieder drei Mittel- und Unteritalien an, wo der byzantinische Einfluß am stärksten war, und alle drei stammen aus der Mitte und dem Ende des 9. Jhs. Französisches *margaris* — mit unorganischem *r* — findet sich nur noch zweimal im *Partonopeus von Blois*[1]) und einmal in den handschriftlichen *Faits des Romains* (*Richel.* 23083, f. 122b), wo Godefroy, *Dictionnaire s. v. margari,* es überall faßt im Sinne von *amiral, chef d'une flotte.* Nun ist aber fr. *margaris* in letzterer Bedeutung nach der durchaus wahrscheinlichen Vermutung von P. Meyer[2]) nur der zum Appellativum gewordene Name des berühmten Admirals von Sicilien, Margaritos von Brindisi, der im 3. Kreuzzug an der Spitze seiner Flotte Konrad von Monferrat zu Hilfe eilte. Folglich sind fr. *margaris* = „Renegat" und *margaris* = „Admiral" zwei ganz verschiedene Worte, und das Vorkommen von *margaris* im *Partonopeus* und in den *Faits des Romains* beweist nicht, daß das Wort im Sinne von Renegat, den es im Isembart-Epos unzweifelhaft hat, in Frankreich gebräuchlich gewesen sei. *Margaris* in letzterer Bedeutung ist im Altfranzösischen außer im *BFr* und in dem Résumé unserer Chanson bei Philippe Mousket V. 14134 u. ö. nicht nachzuweisen[3]). Im Provenzalischen ist *margaritz* = „Renegat" nur einmal belegt in einer interpolierten Tornada zu Bertran de Borns *S'abrils e fuolhas e flors,* die gedruckt ist bei Stimming, *Bertran de Born,* Halle 1879, S. 321, überliefert nur in der einen Hs. *F* (Rom, *Bibl. Chig.* 2348), und da nun diese Hs. in Italien geschrieben ist, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß ebenda, von einem des Provenzalischen mächtigen Italiener oder von einem Provenzalen, der das Wort in Italien kennen gelernt hatte, auch die Tornada verfertigt wurde. Somit war *margaritz* = „Renegat" sowohl dem Altfranzösischen als dem Provenzalischen fremd.[4])

1) Ed. Crapelet, 1834, V. 8973 und 9775.

2) *Romania* 14, 417 f. (mündliche Mitteilung an Pio Rajna).

3) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Kollegen Lommatzsch bringt Toblers *Altfranzösisches Wörterbuch* zu den bei Godefroy verzeichneten Stellen neue nicht hinzu.

4) S. hierzu noch die Anm. am Schlusse dieses Artikels.

Digitized by Google

Diese Tatsache macht es sehr unwahrscheinlich, daß der Beiname *li Margaritz*, „der Renegat", dem Helden unseres Epos in Frankreich gegeben worden sein sollte, vielmehr wiesen uns die Belege für lateinisches *magarites, magarixare* nach Italien und zwar speziell nach Mittel- und Unteritalien und ins 9. Jh.[1])

Und nun finden wir eben in Unteritalien und im 9. Jh. einen Großen Namens Isembart, dessen Schicksal mit dem des Isembart unserer Chanson eine höchst merkwürdige Verwandtschaft aufweist!

Eben jene Chronik von Montecassino[2]), welche außer einem Briefe des Papstes Johann VIII. (872—82) als einziges lateinisches Denkmal das Substantivum *magarites*, „Renegat", überliefert,[3]) erzählt wenige Kapitel später von einem Gastalden Isembart (*Hisembardus*), der gegen den schon 844 zum König der Longobarden gekrönten Kaiser Ludwig II. sich empört:

Es heißt Kap. 13 (verf. 867—71): Die Grafen Lampert [Herzog von Spoleto 860—71], der Sohn des Guido [Herzogs von Spoleto 842—58], und Ildepert [vermutlich Graf von Camerino] versuchten sich gegen Kaiser Ludwig aufzulehnen; aber als Ludwig von ihrer Treulosigkeit Kenntnis erhalten hatte, verfolgte er sie bis an den Marsis. Sie jedoch flohen vor seinem Antlitz nach Benevent zum Fürsten Adelchis. Hildpert aber entwich weiter nach Bari. Er wurde vom König Seodan [d. i. dem „Sultan"] mit offenen Armen aufgenommen und blieb dort, solange er wollte. Kaiser Ludwig also verfolgte sie und kam nach Hisernia [Prov. Molise]; als er erfuhr, daß diese Stadt von ihm abgefallen war, eroberte er sie. Und dann zog er weiter nach Aliphe [Prov. Caserta] und nahm die Stadt nach einigen Gefechten ein. Über Telese [Prov. Terra di Lavoro] kam er zu einer Stadt, welche S. Agata [sc. dei Goti, Prov. Benevent][4]) heißt, und begann sie zu bestürmen. Da die Stadt stark befestigt war, belagerte er sie längere Zeit; es war nämlich eben Sommer. „Niemand haßt je, wie der Apostel sagt, sein eigenes Fleisch, sondern er hegt und pflegt es." Schließlich erbarmte sich der Abt Berthari über Hisembard, seinen Verwandten, der Gastalde der belagerten Stadt war, und legte für ihn beim Kaiser Fürsprache ein. Er erlangte auch seine Gnade, und der Kaiser schloß mit der Stadt einen Vertrag und diese wurde ihm sofort übergeben.

1) Pauphilet a. a. O. ignoriert den Beinamen und gibt für ihn keine Erklärung. Derselbe genügt m. E., um P.'s These, Isembart sei eine von dem französischen Dichter rein erfundene Gestalt, als unhaltbar zu erweisen.

2) *Chronica Sancti Benedicti Casinensis*, in *Mon. Germ., SS. Rer. Langob. et Ital.* S. VI—IX, ed. Waitz, Hannover 1878, S. 475.

3) Cap. 7, l. c. S. 473[30]: *Cumque ante ianuas assisteret* [sc. *Massar dux, princeps Saracenorum*] *monasterii* [sc. *Benedicti*], *protinus portas claudere iussit, ne subsequentes introire magaritae praesumerent.*

4) Zur Geschichte von S. Agata s. Ughelli, *Italia sacra*, ed. N. Coleti VIII, Venedig 1721, S. 344.

Digitized by Google

Der Fürst Adelchis tat einen Fußfall vor dem allergnädigsten Kaiser und erlangte Verzeihung für sich und für die flüchtigen Grafen; darauf kehrte Ludwig endlich nach Frankreich zurück.

Das Ereignis fällt ins Jahr 860. Der Grund der Empörung war der, daß ein vom Kaiser eingesetztes Gericht den Grafen Hildepert wegen Aneignung fremder Güter zur Verantwortung gezogen und zu deren Rückgabe verurteilt hatte[1]). Berthari war Abt von Montecassino während der Jahre, in die die Abfassung dieses Teils der Chronik fällt,[2]) an der vollen Zuverlässigkeit des Berichtes ist also kein Zweifel möglich. Isembart ist als Gastalde von S. Agata — die longobardischen Gastalden entsprachen ungefähr den fränkischen Grafen — schon zum J. 845 nachzuweisen: *ego qui supra isenbarto gastaldeus me subscripsi*[3]). Sonst scheint über ihn nichts bekannt zu sein.

Dieser Erzählung vergleicht sich nun im Epos die Belagerung des Helden in seiner Vaterstadt durch König Ludwig von Frankreich.

Philippe Mousket in seiner bis zum J. 1242 reichenden Reimchronik berichtet in dem hier gegebenen Résumé einer ihm vorliegenden verjüngten Fassung unserer Chanson V. 14085—14118[4]) folgendes:

Isembart erschlägt an der Tafel König Ludwigs zwei Diener, *sers*, weil er sie für die Anstifter der Ermordung seines Bruders Girardin hält, dann flüchtet er in sein Land, d. i. nach Vimeu und Pontif. Ludwig will den Zwist beilegen, indem er seinem Knappen Alardin Isembarts Schwester Beatris zur Frau gibt, aber Isembart widersetzt sich diesem Vorhaben. Daraufhin rückt Ludwig mit Heeresmacht in Ponthieu ein und belagert I.'s Vater Garin — in welcher Stadt, wird nicht gesagt — solange, bis Isembart durch seine Macht gezwungen wird, Frankreich und das ganze Land seines Vaters zu verschwören:

14102 *ses os somonre lues en fist,*
sour le duc Garin s'en ala
droit en Pontiu, si l'asega
tant qu'il estut par sa poisance
a Yzenbart forjurer France
et toute la tiere son pere. . .

I. begibt sich nun mit seinem Knappen Ludemart nach England, Ludwig kehrt „nach Frankreich" in seine Residenz zurück.

1) S. L. M. Hartmann, *Geschichte Italiens im Mittelalter III, 1: Italien und die fränkische Herrschaft*, Gotha 1908, 249.

2) Berthari war französischer Abstammung, s. D. L. Tosti, *Storia della Badia di Monte Cassino* I, Neapel 1842, S. 48.

3) S. *Zs. f. r. Ph.* 23, 270 f.

4) Abdruck bei Bartsch-Horning, *La langue et la litt. franç.*, Paris 1887, Sp. 429 ff.

Digitized by Google

Der deutsche Ritterroman von *Loher und Maller* (*LM*)[1]), der durch das Medium einer 1405 verfaßten französischen Prosaauflösung zurückgeht auf eine abermals jüngere, nach G. Paris um 1330 verfaßte Bearbeitung der *Chanson d'Isembart* und eine viel ausführlichere Darstellung bietet als Mousket, bringt nun hier als Abschluß der Belagerung Herzog Werins [= Garin] und Isembarts in St. Riquier eine Episode, die bei Mousket fehlt:

Die Städter kommen durch Mangel an Lebensmitteln bald in große Not. Da reitet Isenbart stillschweigend ohne Harnisch hinaus, begibt sich in das Zelt des Königs und fleht ihn an, er möge seinen Vater nicht enterben. Aber der König befiehlt, ihn zu binden und ihm das Haupt abzuschlagen. Als Isenbart das hört, weint er und bittet um Gnade: „Des Königs Gesinde griff Isenbart an; aber die hohen Mannen traten vor den König und sprachen: Herr, laßt Euch raten, denn wer sich die Nase abschneidet, entstellt sein Angesicht. Ihr Herren, sprach der König, was soll ich tun? Ich sehe meinen Feind vor Augen, der mir viel Verdruß getan hat. Ich weiß das selber wohl, was Ihr mir vorstellt; aber was ratet Ihr mir zu tun? Mit welcher Rute soll ich ihn schlagen? Herr, sprach ein Herzog, ich will in dem Rate nicht sein, daß Ihr ihn tötet, denn es stünd Euch übel und brächt Euch großen Vorwurf. Aber weil Ihr ihn so sehr hasset, so laßt ihn Euch geloben, daß er niemehr nach Frankreich komme." Der König willfahrt dieser Bitte und Isenbart muß schwören, „daß er aus der Christenheit fahren und nicht eine Nacht liegen wolle, wo er die andere gewesen, bis er in die Heidenschaft käme".

Diese Episode zeigt offenbar eine geradezu frappante Übereinstimmung mit dem oben mitgeteilten Bericht der Chronik von Montecassino über die Belagerung von S. Agata dei Goti. Die gemeinsamen Züge sind:

1. ein Großer namens Isembart.
2. ein fränkischer König Ludwig.
3. Ludwig belagert Isembart in seiner Stadt (S. Agata — St. Riquier).
4. Von den Belagerten werden Verhandlungen eingeleitet, und Isembart wird vom König begnadigt vor der Übergabe, deren im *LM* überhaupt nicht Erwähnung geschieht: „Als der König hörte, daß Isembart aus dem Lande war, ward er sehr froh und brach auf mit seinem Heer"[2]).
5. Isembart wird vom König begnadigt auf die Fürsprache einer einflußreichen Persönlichkeit im Gefolge des Königs: des Abtes Berthari — eines Herzogs.

1) K. Simrock, *Loher und Maller. Ritterroman, erneuert*, Stuttgart 1868, 231.
2) *Ib.* S. 235.

Digitized by Google

6. Nach beendigter Belagerung kehrt Ludwig nach „Frankreich" zurück:

Chronik von Montecassino: *abhinc tandem Hludowichus rediit Franciam* [= Oberitalien].

Mousket V. 14117 *et Loeys wida Pontiu,*
en France vint a son droit liu.

Nun tritt die Episode freilich erst auf in dem späten, um 1330 anzusetzenden *Remaniement* unserer Chanson, welches der *Loher und Maller* für uns repräsentiert: bei Mousket wird sie nicht erwähnt, eine volle Gewißheit, daß sie schon in seiner Vorlage und im Ur-Epos enthalten war, besteht also nicht. Trotzdem spricht eine erhebliche Wahrscheinlichkeit dafür. Nämlich:

1. Schon wegen der verhältnismäßig kurzen Fassung des Mousketschen Résumés kann aus dem Fehlen der Episode in ihm in keiner Weise geschlossen werden, daß sie auch in der analysierten *Chanson de geste* nicht gestanden hat. Andererseits spricht positiv für ihr Vorhandensein in Mouskets Quelle, wenn nicht in der gleichen, so doch in einer ähnlichen Form, die bemerkenswerte Tatsache, daß in dem Résumé, wie im Roman, von der Übergabe der belagerten Stadt nicht die Rede ist. Es heißt bei Mousket: „Er [Ludwig] zog gegen den Herzog Garin [Isembarts Vater] geradewegs nach Ponthieu ins Feld und belagerte ihn so lange, bis Isembart durch seine Macht gezwungen wurde, Frankreich und das ganze Land seines Vaters zu verschwören". Daraus dürfte zu schließen sein, daß auch in Mouskets Vorlage die Entscheidung über Isembarts Schicksal fiel, bevor eine Übergabe stattgefunden hatte, daß also, wie in der Geschichte — nach der Chronik von Montecassino — und im Roman, von den Belagerten eine Verhandlung eingeleitet worden war, die zum Ergebnis hatte die Begnadigung Isembarts zur Verbannung aus der Christenheit.

2. Aber selbst wenn eine derartige Episode in der von Mousket benutzten Chanson nicht enthalten gewesen sein sollte, so könnte daraus nicht gefolgert werden, daß sie auch dem Ur-Isembart gefehlt hat.

Es steht nämlich fest, daß im *LM* Züge und Episoden erhalten sind, welche bereits der Ur-Dichtung angehörten, obgleich sie in Mouskets Résumé nicht erwähnt werden. So hat Lot[1]) gezeigt, daß die im *LM* erzählte Geschichte von der Einäscherung der Stadt

1) *Romania* 27, 38.

Digitized by Google

Cirencestre durch Sperlinge, denen man kleine Feuerbrände an die Füsse gebunden hat, auch schon in der alten Chanson, aus der das *BFr* stammt, gestanden haben muß, obgleich sie sich bei Mousket nicht findet.

Ich habe ferner darauf aufmerksam gemacht[1]), daß der *LM* in zwei Fällen gegenüber Mousket das Ursprüngliche bewahrt hat, indem in ihm, wie im *BFr*, dem Einfall Isembarts und Gormunds in Frankreich ihr Aufenthalt in England vorausgeht und König Ludwig sich in beiden Fassungen die schwere Verletzung, der er später erliegt, im Kampfe mit Gormund, nicht, wie bei Mousket, im Kampfe mit Isembart und Ludemart zuzieht, — wonach also neben einander zwei in einzelnen Punkten differierende Versionen des Epos existiert haben müssen, die, welche Mousket benutzte, und die, auf welche das im *LM* übersetzte Remaniement zurückgeht[2]).

3. Wie ich auch schon hervorgehoben habe[3]), ist die Episode von Isembarts Verbannung aus Frankreich in der Chanson von zentraler Bedeutung: in ihr wird der Knoten der Handlung geschürzt. Nun pflegen aber die wesentlichen Elemente der Fabel in der Überlieferung eine stärkere Widerstandskraft zu betätigen als das entbehrliche Beiwerk. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß die Episode von Isembarts Begnadigung, wie der *LM* sie bietet, wenigstens im Kern nicht eine spätere Zutat ist, sondern schon in dem Ur-Gedicht vorhanden war[4]).

Diese Gründe zusammengenommen ergeben m. E. eine recht beträchtliche Wahrscheinlichkeit für die Annahme der Ursprünglichkeit der hier im *LM* gegebenen Darstellung in ihren wesentlichen

---

1) *IG* S. 56.

2) Ich möchte hier auch hinweisen auf die Feststellung von Mathias Murko *Neues über südslavische Volksepik*, *Neue Jahrb. f. d. kl. Altert., Gesch. u. deutsche Lit.*, hg. v. Ilberg 22 (1919), 286, wonach die epischen Lieder im Munde der Sänger beständigen Wandlungen unterworfen sind: „Gerade aus meinen Erfahrungen mit dem Phonographieren zog ich . . . den unbedingten Schluß, daß alle serbokroatischen epischen Lieder, wie sie uns gedruckt vorliegen, in Wirklichkeit nur ein einziges Mal so gesungen bezw. diktiert worden sind."

3) *Ib.* S. 135.

4) Neuerdings nimmt S. Singer, *Ruodlieb*, Graz-Wien-Leipzig 1924 (Sonderabdruck aus der *Festschrift für K. Zwierzina*), S. 12 f., 18, Beeinflussung des um 1030 verfaßten Tegernseer *Ruodlieb* durch das Isembartslied an: „Die Gesandschaft Ruodliebs zum kleinen König bringt die Schachspielszene aus dem Isembart und Gormund und zeigt in ihrer genauen Übereinstimmung, wie treu stellenweise der Loher und Maller die alte Vorlage bewahrt hat."

Digitized by Google

Zügen. Die so speziellen Übereinstimmungen zwischen ihr und dem Bericht der Chronik von Montecassino über die Belagerung

---

Ich setze, um einen genauen Vergleich zu ermöglichen, die beiden Stellen nebeneinander:

Übersetzung von M. Heyne, *Rudlieb*, Leipzig 1897, S. 19 (IV, 199 ff.).

Da endlich fordert mich der König vor sich,
. . . . . .
Nun fordert er ein Schachbrett, läßt sich nieder
In einen Sessel, heißt auf einen Schemel
Mich gegenüber setzen, um mit ihm
Zu spielen, doch das lehn' ich ab und sage:
„Mit einem König spielen, ist dem Niedern
Gefährlich". Meine Weigerung half nichts,
So spiel' ich denn und nehme fest mir vor,
Ich will mich von ihm schlagen lassen, sagend:
„Was schadet es mir Niedern, von dem König
Besiegt zu werden? Doch, o Herr, ich fürchte,
Du zürnest mir, wenn mir das Glück den Sieg gibt".
Da lächelt er, indem er scherzend spricht:
„Nein, fürchte nichts, es wird mich nicht erregen,
Wenn ich auch keinmal siege. Spiele nur
So gut Dir möglich, denn ich möchte gerne
Mir unbekannte Züge von Dir lernen."
Nun spielen wir mit Eifer, drei der Spiele
Gewinn' ich nacheinander, Gott sei Dank!
Zum Staunen aller Fürsten, die uns zusehn.

Simrock, *Loher u. Maller* S. 254.

Wie Isenbart mit König Germon Schach spielte.

Eines Tages geschah es, daß König Germon auf seinem Saale saß und Isenbart mit ihm. Da sprach König Germon zu ihm: Wir wollen Schach spielen, denn ich möchte gern wissen, wie man es bei den Franken spielt. Herr, sprach Isenbart, Spiel bringt oft Haß und Ärger; darum bitt ich euch, erlaßt es mir. Das thu ich nicht, sprach der König: ihr sollt mit mir spielen. Herr, sprach Isenbart, so will ich meine Meisterschaft an euch beweisen; bitte aber, wenn ich euch matt mache, daß ihr mir nicht zürnt. Das will ich thun, sprach der König: damit huben sie an zu spielen. Sie spielten so lange, bis daß Isenbart den König matt setzte mit einem kleinen Fenden. Als der König das sah, begann ihm sein Blut zu erzittern. . . . .

Die Übereinstimmung ist schlagend und schließt den Zufall ohne weiteres aus: Der König fordert den Helden zum Schachspiel auf — weil er von Ruodlieb neue Züge lernen will — weil er von Isenbart lernen will, wie man es bei den Franken spielt. Der Held lehnt ab, weil er fürchtet, der König werde ihm zürnen, wenn er ihn matt setzt. Der König verspricht, das nicht zu tun, der Held willfahrt nun. Er besiegt den König. Der Schluß der Szene ist dann allerdings verschieden: im *Ruodlieb* bewahrt der König seine volle Ruhe und ermahnt seinen Partner, dies Spiel weiter zu pflegen; im *LM* gerät er in heftigen Zorn und läßt Isenbart heftig an. Doch kann das die Beweiskraft der gemeinsamen speziellen Züge nicht beeinträchtigen.

Es bestehen noch andere Übereinstimmungen: die Szene spielt in beiden Fällen im Orient. Hier wie dort ist der Held in Begleitung eines treuen Knappen in die

Digitized by Google

und Begnadigung des Gastalden Isembart von S. Agata bei Neapel können nun unmöglich auf Zufall beruhen — ich gebe zu bedenken, daß der Name *Isembart* verhältnismäßig selten ist —, vielmehr dürfen wir aus ihnen unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Isembarts Beiname im Epos *li Margariz* = lat. *magarites* uns gerade nach Mittel- und Unteritalien und ins 9. Jh. wies, die Folgerung ziehen, daß das geschichtliche Vorbild für den Helden unseres Gedichts eben dieser zum J. 845 und 860 bezeugte Isembart gewesen ist.

Nun ist freilich von einem Renegatentum dieses langobardischen Gastalden geschichtlich nichts überliefert. Da wir aber außer den beiden angegebenen Nachrichten gar keine Kunde von ihm haben, so kann aus dem *argumentum ex silentio* natürlich in keiner Weise gefolgert werden, daß er nicht doch später Renegat geworden ist, und wenn er es nicht war, so kann ihn doch die dichtende Sage leicht zu einem solchen gemacht haben, da das Renegatentum damals in Süditalien in Blüte stand und er zu einer Zeit, als Ludwig II. gegen die Sarazenen das Schwert zu ziehen hatte, dem König den Gehorsam aufsagte und in den Mauern seiner Stadt zwei Großen Schutz gewährte, Adelchis und dem Grafen Lampert, die sich gegen Ludwig empört hatten und deren Genosse, Graf Hildebert, nach Bari zu den Sarazenen geflüchtet war.

Fremde gezogen (Ludemart bei Mousket, dem im *LM* sein Freund Ludemann, Sohn des Königs von England, entspricht). Er besiegt hier wie dort im Dienste seines Herrn einen fremden König (einen *aumaçour* bei Mousket, im *LM* den König Daffrit von Bückart).

Befindet sich, wie Singer annimmt, der *Ruodlieb* in Abhängigkeit vom Isembart-Epos, so würde dies also, bei Festhalten an der alten Datierung, um 1030, für den ersteren, beweisen, daß das Epos schon vorher existierte, während bisher *terminus ad quem* 1088 war, und die Schachspielszene würde zu den Fällen hinzukommen, wo der *LM* ursprüngliche Szenen und Züge bewahrt hat, die in Mouskets Résumé fehlen. Indessen scheint jene frühe Datierung des *Ruodlieb* nach neuerer Forschung nicht haltbar, die Hs. wird erst nach 1050 angesetzt, s. K. Strecker, *Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum*, 24 (1921), 291. Außerdem behauptet Wilmotte, *Romania* 44 (1915—17), 373, französischen Ursprung für den *Ruodlieb* und will ihn erst nach 1100 zwischen Lüttich und Namur entstanden sein lassen, was freilich von Strecker a. a. O. S. 289 ff. sehr entschieden bestritten wird. Die Annahme, daß einem Tegernseer Dichter das Isembartslied zugänglich gewesen sei, hat sonst nichts Bedenkliches, nachdem bekanntlich der Mönch Metellus von Tegernsee um 1160 ein französisches Lied über Ogier gekannt haben muß, aus dem er die Schachspielepisode auf den mit Ogier identifizierten bayerischen Grafen Otkar übertrug, s. C. Voretzsch, *Über die Sage von Ogier dem Dänen*, S. 70 ff.

Digitized by Google

Das angezogene Ereignis fällt in die Zeit der Sarazenenkriege, deren Schauplatz Mittel- und Süditalien im 9. Jh. war[1]). Nur sechs Jahre später, 866, trat Ludwig jene große Heerfahrt gegen die das Land überschwemmenden arabischen Horden an, zu der die Bevölkerung von ganz Italien unter die Waffen gerufen wurde. Nach vierjähriger Belagerung wurde Bari erobert und der Anführer der Sarazenen, Mufareg-ibn-Sâlem, der sich „Sultan" nannte — es ist eben der „König Seodan", zu dem der Graf Hildebert flüchtete — mit der ganzen Besatzung in die Gefangenschaft abgeführt. 872 wurde ein neues in Italien eingefallenes Sarazenenheer durch ein von Ludwig abgesandtes Heer in der Nähe von Capua bei St. Martino am Volturno beinahe vollständig vernichtet. Das Heer Ludwigs bestand zum großen Teil aus fränkischen Truppen, es wird mehrfach schlechthin das Heer der *Galli* genannt.

Wie also im Epos auf die Belagerung Isembarts in St. Riquier und seine Verbannung durch Ludwig nach einiger Zeit sein und Gormunds Einfall in Frankreich und die große Schlacht in Ponthieu folgt, in der sich die historische Schlacht von Saucourt spiegelt, so folgt in der Geschichte auf die Belagerung des Gastalden Isembart in S. Agata in geringem Zwischenraum der Zug Ludwigs von Italien gegen die Sarazenen und die große Schlacht bei Capua, welche der Sarazenengefahr vorläufig ein Ende setzte.

Die Wahrscheinlichkeit, daß Isembart von S. Agata in der Tat das Prototyp des Helden unseres Epos ist, wird nun dadurch erhöht, daß auch die eben erwähnten geschichtlichen Ereignisse ihre Spuren im Brüsseler Fragment hinterlassen haben[2]):

Wir besitzen in der 978 verfaßten Chronik von Salerno c. 118—119[3]) eine sagenhafte Schilderung jener letzten entscheidenden Schlacht, in der als Anführer der kaiserlichen Truppen erscheint ein blutjunger zwölfjähriger Neffe Ludwigs namens *Guntart* d. i. *Gunthart*, der dann im Kampfe fällt. Wir hören, der Kaiser habe seinen verstümmelten Leichnam auf dem Schlachtfelde aufgefunden und lange beweint. Ich habe schon am a. a. O. darauf aufmerksam gemacht, daß die Darstellung der Chronik in diesen

1) S. über diese Genaueres *IG* S. 129 ff. Zu der hier verzeichneten Literatur kommt jetzt hinzu G. Lokys, *Die Kämpfe der Araber mit den Karolingern bis zum Tode Ludwigs II.*, Heidelberg 1906 (*Heidelberger Abhandlungen zur mittleren u. neueren Geschichte*, H. 13), spez. S. 58 ff., und L. M. Hartmann, o. c. S. 194 ff.

2) S. zum Folgenden *IG* S. 144 ff.

3) Pertz, *SS.* III, 467.

Digitized by Google

beiden Kapiteln ausgesprochen episches Gepräge trägt und augenscheinlich aus einem epischen Gedicht über die Schlacht von Capua geschöpft ist. Die Schilderung der der Schlacht vorausgehenden Gesandtschaft des Bischofs Landolf an Ludwig nach Pavia ist ganz im *Chanson-de-geste*-Stil gehalten: Der Kaiser sitzt, umgeben von seinen Großen, auf goldenem Throne, Landolf wirft sich weinend vor ihm nieder, der Kaiser läßt ihm in einem goldenen Becher Wein reichen und macht ihm dann den Becher zum Geschenk ... einem Diakonus Petrus wird prophezeit, daß er aus der Schlacht nicht zurückkehren werde, was sich bewahrheitet, usw.

Im Brüsseler Fragment V. 327 ff. tritt nun ein sehr junger Ritter Namens *Gontier* auf, der den Ritterschlag erst vor acht Tagen empfing, ein Neffe des als Hauptvorkämpfer der Franken geschilderten Hugo: Gontier greift heldenmütig den furchtbaren Gormund, der eben Hugo tötlich verwundet hat, an, und in einer im *BFr* vorhandenen Lücke muß erzählt gewesen sein, daß er von Gormund getötet wurde. Später, V. 548, findet König Ludwig seinen Leichnam neben dem Hugos auf[1]).

Weiter: in dem sehr alten Epos *Couronnement de Louis* V. 1619 wird in der Handschriftengruppe *A* genannt ein *Gontier de Rome* an Stelle des *Guarin de Rome*, den die anderen Hss. hier bieten, und der Herausgeber Langlois[2]) nimmt an, es sei entweder abgekürztes *G. de Rome* fälschlich in *Guarin de Rome* aufgelöst worden, oder, falls vielmehr letztere Namensform die ursprüngliche sein sollte, der Kopist habe einen epischen *Gontier de Rome* gekannt und deshalb abgekürztes *G. de Rome* mit *Gontier de Rome* aufgelöst.

Im einen wie im anderen Falle bezeugt der *Gontier de Rome* der Gruppe *A*, daß der Schreiber der Quelle der *A*-Hss. einen epischen *Gontier de Rome* kannte, also einen in Italien lokalisierten Gontier.

Nun habe ich festgestellt, daß die Namen *Cuntart* = *Gunthart* und *Gontier* = *Gunthari* als identisch betrachtet werden können, da

1) Die Lücke ist zuerst behauptet worden von Wendelin Förster, *Jenaer Literaturzeit.* 1876, 558, ihm hat sich Heiligbrodt, *Rom. Stud.* S. III, 579, und habe auch ich mich angeschlossen, *IG* S. 144, sie wurde aber dann von der Kritik bestritten, s. Lot, *Romania* 27, 49 Anm. 1: *c'est une complète erreur, Guntier n'est pas tué dans la bataille.* ... Damit entfalle die Grundlage für die Identifikation Cuntarts mit Gontier. Ich glaube demgegenüber *Zs. f. r. Ph.* 23, 255 ff. das Vorliegen einer Lücke, in der Gontiers Tod erzählt wurde, mit ausreichenden Gründen erhärtet zu haben, und A. Bayot, *Gormont et Isembart*, *2e éd.* S. 57 hat mir beigestimmt.

2) *Couronnement de Louis*, Paris 1888, S. L.

Digitized by Google

bei germanischen Eigennamen der zweite Kompositionsteil oft wechselt, s. *Arnolt* und *Arnolf*, *Heimram* und *Heimrad*, *Hiltibrant* und *Hiltibraht* u. a. m. Lot selbst[1]) identifiziert, wohl mit Recht, den „*Ernaut qui tint Pontif E les aloez Saint Valerin*" im *BFr* V. 165 mit dem im 10. Jh. lebenden Grafen *Erluin* von Ponthieu und Montreuil.

Unter diesen Umständen dürfte sich nun eine erhebliche Wahrscheinlichkeit ergeben, daß der *Gontier* des *BFr* und der *Cuntart* der Chronik von Salerno eine und dieselbe Person sind; folgende Züge stimmen überein:

1. Der Name: *Cuntart* = *Gunthart* = *Gunthari* = fr. *Gontier*.
2. Sehr jugendliches Alter: zwölf Jahre — vor noch nicht acht Tagen zum Ritter geschlagen.
3. Beide werden als Neffen eingeführt: der eine als Neffe des fränkischen Königs Ludwig von Italien — der andere als Neffe eines fränkischen Großen Hugo.
4. Beide treten auf in einer Schlacht, die das Heer eines fränkischen Königs Ludwig, bezw. ein fränkischer König Ludwig an der Spitze seines Heeres gegen die Sarazenen schlägt.
5. Heldenmütige Tapferkeit: Cuntart bittet den König flehentlich, ins Feld ziehen zu dürfen, er gibt dann das Zeichen zur Schlacht und stürmt allen voran auf die Feinde los. Gontier greift ganz allein den furchtbaren Gormund an, dem noch keiner der fränkischen Großen widerstehen konnte.
6. Beide fallen in der Schlacht.
7. König Ludwig findet beide als Leichen auf dem Schlachtfelde.

Dazu kommt als weiteres Argument, daß in irgendwelchen uns nicht erhaltenen Chansons ein *Gontier de Rome* aufgetreten sein muß, dessen Beiname es nahe legt, daß auch er identisch ist mit dem *Cuntart* der Chronik von Salerno, denn Kaiser von Rom war Ludwig und von Rom aus trat er mit seiner Heeresmacht die Fahrt gegen die Sarazenen 872 an. Der Beiname ist dann getilgt worden.

Trifft die Annahme der Identität Gontiers mit dem Cuntart der Chronik von Salerno das richtige, so ist also in der Schlachtschilderung des *BFr*, die anerkanntermassen, wenigstens was die Lokalität, die Person König Ludwigs und die Gormunds angeht, die Normannenschlacht von Saucourt widerspiegelt, in der Person Gontiers ausserdem auch eine Erinnerung erhalten an eine große

1) A. a. O. S. 10.

Digitized by Google

Schlacht, in der im fernen Süditalien das Heer eines anderen fränkischen Königs Ludwig über die Sarazenen triumphierte[1]).

Weiter: gleichfalls nach Süditalien, und zwar eben in die Gegend, wo Isembart in der Geschichte auftritt und die Schlacht von S. Martino geschlagen wurde, weist uns die dem Helden zweimal im *BFr* gegebene Bezeichnung *maistre*: V. 560 . . . . *li vielz Bernarz; Li pere fut maistre Isembart*, und V. 564 *Mielz feri le maistre Isembarz*, ein Titel, der bei einem ritterlichen Helden auffallen muß, da *maistre* = *magister artium* bekanntlich der zweite der an Universitäten erworbenen Grade war und ein solcher Isembart unmöglich

1) Wenigstens anmerkungsweise möchte ich hinweisen noch auf einen anderen sowohl bei Mousket als im *LM* auftretenden Zug, der in der Geschichte des Normanneneinfalles von 881 eine Entsprechung nicht hat, wohl aber in der Geschichte des Sarazeneneinfalles in Italien, welcher zu der in Rede stehenden Schlacht führte.

Mousket und der *LM* berichten übereinstimmend, Gormund habe nach der Landung in Frankreich die Schiffe verbrennen lassen, um sich und den Seinen die Möglichkeit der Rückkehr abzuschneiden:

Mousket 14 147 . . *Ysembars li Margaris*
Est arives en son pais,
Od lui Gormons li desfacs,
A .II. mile et .XXV. nes.
Ardoir les fist et depecier
Qu'il n'en peussent repairier.

LM, Simrock S. 260: „Da ließ König Germon Alles aus den Schiffen tragen was darin war, und ließ die Schiffe anstecken, daß sie verbrannten: zum Zeichen, daß er nimmer heim fahren wollte, er hätte denn Frankreich zumal gewonnen."

Vgl. dazu die Angabe des Zeitgenossen Andreas von Bergoma, *Historia* c. 15, Waitz, *SS. rer. Lang. et It.* S. 228, die Sarazenen hätten 871 nach ihrer Landung [bei Salerno] ihre Schiffe zerstört: *Tunc dixerunt per suorum audatiae elationis: „Quid nobis fiducie habere debemus in navibus nostris? Dissipemus eas, quia Franci adversum nos nihil possunt; et sic prevaluerint adversum nos, sine ullo metu in regnum nostrum pergere possunt"! Et dictis factis Franci querere ceperunt.*

Allerdings ist in der Version unseres Epos, aus der das *BFr* stammt, die Verbrennung offenbar nicht vollzogen worden, da es V. 606 ff. von den *paien* heißt, es würde nicht einer von ihnen entronnen sein, *Se ne fussent barges e nes Qu'il laissierent a l'ariver.* Indessen kann der Zug trotzdem ursprünglich sein, denn wir waren ja oben in der Lage festzustellen, daß der *LM* in zwei Fällen mit dem *BFr* gegen Mousket übereinstimmt, wonach also neben der von Mousket benutzten Fassung unseres Epos gleichzeitig eine in Einzelheiten von ihr abweichende existiert haben muß, die in diesen Punkten zum *LM* und zum *BFr* stimmte. Analog könnte das Motiv der Verbrennung der Schiffe ursprünglich sein und nur in der Fassung, welche das *BFr* repräsentiert, getilgt worden sein, neben der eine andere vorhanden war, die Quelle der Version Mouskets und derjenigen des *LM*, in welcher das Motiv sich erhalten hatte. Aber freilich muß die Sache ungewiß bleiben.

Digitized by Google

zukommen kann. Nun hat Kerstin Hård[1]) die Vermutung ausgesprochen, es werde sich vielmehr um den *magister militum* handeln, und er will die Anwendung des Titels in diesem Sinne auf Isembart erklären durch die weitere Vermutung, der Dichter habe eine lateinische Chronik benutzt. Ich halte, wie ich schon früher dargelegt habe[2]), die erstere Vermutung für sehr wahrscheinlich, nicht aber die vorgeschlagene Erklärung. Ich habe nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß den Titel eines *magister militum* im 9., 10 und im Anfang des 11. Jhs. zur Zeit der byzantinischen Herrschaft die Präfekten von Neapel tatsächlich führten, wie Ducange s. v. durch zahlreiche Beispiele nachweist, und ich habe gezeigt, daß der Titel ins Vulgäritalienische eingedrungen sein muß, da die von Ducange, *Gloss. med. et inf. Graecit.* angeführten Formen *μαιστρομίλιοι, μαιστρομίλτοι* offenbar eine Grundlage *maistromilio, maistromilto* fordern. Man braucht, um die Anwendung des Titels auf Isembart zu erklären, nur anzunehmen, daß er im Gebiet von Neapel auch im Sinne von „höherer militärischer Befehlshaber überhaupt", was ja der historische Isembart war, gebraucht wurde, denn S. Agata liegt nur ca. 30 km. nord-nord-westlich von Neapel!

So weist uns also die in Rede stehende Bezeichnung des Isembart der Dichtung, ebenso wie sein Beinamen *li Margarix*, genau in die Gegend und in die Zeit, in denen uns der historische Gastalde Isembart entgegentritt, den ich als sein Prototyp betrachte[3]).

1) *Uppsatzer i Romansk Filologi tillägnede Prof. Geijer*, Upsala 1901, S. 136.

2) *Zs. f. r. Ph.* 30, 572 ff.

3) Ich habe, *IG* S. 136 und 142, s. dazu *Zs. f. r. Ph.* 23, 276 f., außerdem noch die Vermutung ausgesprochen, daß in der auf Isembart bezüglichen Tradition oder in dem Liede, in dem er aufgetreten sein mag, der berüchtigte „Sultan" *(Seodan)* von Bari, zu dem der Graf Hildepert im J. 860 flüchtete, eine ähnliche Rolle gespielt haben möge wie Gormund in unserer Chanson. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß letzterer im *BFr* einmal, V. 507, *li Satenas* genannt wird (vgl. dazu auch noch seine Bezeichnung V. 368 als *l'aversier*, d. i. euphemistisch = „der Teufel") und daß entsprechend in der Chronik von Salerno Kap. 81 und 99 der Sultan zweimal *Satan* genannt wird, wofür sonst diese Chronik gewöhnlich *Sagdan*, Erchempert *Saugdan* hat. Gleich in der folgenden Tirade, V. 530, wird Gormund dann genannt *reis amirés*, wozu stimmt die Bezeichnung des „Sultan" als *Ἀμηρᾶς* bei dem byzantinischen Historiker Constantinus Porphyrogenitus (Kaiser 912—59), Migne, *Patr. gr.* 113, 137. Bei eben diesem Historiker, s. *IG* S. 152, findet sich eine sagenhafte Überlieferung über den Sultan, demzufolge eben er der Anführer jenes großen sarazenischen Heeres gewesen wäre, welches dann von Ludwig bei S. Martino (Capua) geschlagen wurde (doch wird die Schlacht selbst hier nicht erwähnt). Dieser Sultan *(Soldanus, Seodan, Saugdan, Sagdan, Satan)* spielt in den zeitgenössischen Chroniken eine große Rolle, sie gedenken seiner mit den

Digitized by Google

Diese Beobachtungen scheinen mir die Wahrscheinlichkeit, daß Isembart von S. Agata das geschichtliche Vorbild des epischen Isembart ist, wesentlich zu erhöhen, und sie wird weiter vermehrt durch die Tatsache, daß die italienischen Sarazenenkriege des 9. Jhs. auch in anderen französischen *Chansons de geste* ihren Widerhall gefunden haben.

Im *Couronnement de Louis*, dessen endgültige Redaktion G. Paris[1]) um 1150 ansetzt, Langlois hingegen unter Festhaltung seiner alten Datierung auch neuerdings[2]) nicht über das erste Drittel des 12. Jhs. heraufrücken möchte, wird bekanntlich in der II. Branche wiederholt erwähnt ein König *Guaifier* — in der IV. Branche V. 2234, und ebenso im *Charroi de Nimes*[3]) V. 98, 109 und im *Raoul de Cambrai*[4]) V. 1678 heißt er *Gaifier de Police* oder *d'Espolice* = Spoleto —, der sich mit Frau und Tochter und 30,000 Christen in sarazenischer Gefangenschaft befindet:

V. 301 *Li reis Galafres et li reis Tenebrez,*
Li reis Cremuz et Corsolz l'amirez
Pris ont de Chapre [= Capua] *les maistres fermetez.*
Li reis Guaifiers i est emprisonez,
Il et sa fille, sa fame a grand belté,
Et trente mile de chaitis encombrez. . .

Ebenso V. 350. Die Gefangenen werden dann durch *Guillaume Fierebrace* befreit, s. V. 1256 ff., 1354 ff.

Nahezu allgemein anerkannt ist die Identität dieses *Guaifier* mit dem historischen Fürsten *Waifar* von Salerno[5]), über dessen Belagerung durch die Sarazenen in Salerno im J. 872—3 die oben erwähnte Chronik von Salerno einen ausführlichen, sagenhaften Bericht liefert. Salerno ist ersetzt durch Capua wegen der geographischen Nähe, wegen der Beteiligung der Capuaner an der die Befreiung Salernos herbeiführenden Entscheidungsschlacht — eben der, in welcher Cuntart auftritt — und vielleicht auch, wie G. Paris[6])

Ausdrücken tiefsten Abscheus, s. die Stellen großenteils bei Waitz, *SS. rer. Lang.*, *Index* s. v. *Saugdan*. Er erscheint, wie kein anderer, geeignet, ein Held der Sage zu werden, und der Gedanke, daß er teilweise mit Gormund verwechselt wurde, dürfte nahe liegen.

1) *Litt. franç. au moyen âge*[4], 1909, *Tabl. chron.* S. 273.
2) *A propos du Coronement Looïs*, *Romania* 46 (1920), 375.
3) Ed. Jonckbloet, *Guillaume d'Orange*, La Haye 1854, 73 ff.
4) Ed. P. Meyer u. Longnon, Paris 1882.
5) So zuletzt noch E. Langlois, a. a. O. S. 363.
6) *Romania* 30 (1901), 181.

Digitized by Google

annimmt, weil Capua einige Jahrzehnte vorher von den Sarazenen im J. 846 erobert und zerstört worden war.

Bestritten wird die Berechtigung der Gleichsetzung von Guaifier mit Waifar von Salerno nur durch Bédier[1]), dessen Begründung aber der Nachprüfung nicht stichhält, wie P. Linnenkohl[2]) in eingehender Darlegung gezeigt hat, auf den ich verweisen muß, da die Dinge zu kompliziert liegen, als daß eine kurze Zusammenfassung hier gegeben werden könnte.

Den Ersatz von Salerno durch Spoleto in der Bezeichnung *Guaifier d'Espolice* erklärt G. Paris[3]) wohl mit Recht durch die Annahme, daß zu der Zeit, als die in Rede stehende Tradition sich bildete, Salerno in Frankreich noch wenig bekannt war, während die Herzöge von Spoleto im 9. und 10. Jh. eine große Rolle spielten und viel von sich reden machten.

Weiter: den eigentlichen Kern eben dieser II. Branche des *Couronnement,* als welchen ich[4]) das erste Auftreten der Normannen in Unteritalien im J. 1016 und die Taten des Normannen Wilhelm von Hauteville, † 1045 (= *Guillaume Fièrebrace* der Branche), zu erweisen suchte, womit Erinnerungen an die Belagerung Salernos durch die Sarazenen 871—72 verschmolzen worden wären — eine Auffassung, die freilich die Zustimmung von G. Paris nicht gefunden hat[5]) —, erblickt M. Roques[6]) in dem Überfall der Sarazenen auf Rom im J. 846, bei dem die außerhalb der Stadtmauern liegende Peterskirche und die Paulskirche geplündert wurden, und G. Paris[7]) erkennt diesen Hinweis als berechtigt an, erinnert aber außerdem an die Besiegung der Sarazenen durch Papst Leo IV. im J. 856 und Papst Johann VIII. im J. 877, und an die schwere Niederlage, die ihnen Papst Johann X. 916 am Garigliano beibrachte: er nimmt an, es möchten in unserer Branche zusammengeflossen sein unbestimmte Erinnerungen an verschiedene geschichtliche Vorgänge, die sich an die Namen Rom, Capua und Salerno knüpften.

---

1) A. a. O. I, 240.

2) *Branche I und II des Couronnement de Louis. Gegenwärtiger Stand der Forschung.* Rostocker Diss., Schwerin 1912, 97 ff.

3) *Romania* 30, 183, Anm. 1.

4) *Beiträge zur rom. Philol. Festgabe für G. Gröber,* Halle 1899, 171 ff.

5) *Romania* 29 (1900), 117 ff. S. meine Gegenäußerung *Zs. f. r. Ph.* 27, 437 ff.

6) *L'élément historique dans Fierabras et dans la branche II du Couronnement Looïs, Romania* 30 (1901), 161 ff.

7) *Romania,* 30, 181.

Digitized by Google

Indem ich meine eigene These durchaus aufrecht erhalte — der Einfluß der Ereignisse von 871—72 wird ja übrigens durch G. Paris nicht bestritten —, erscheint es mir doch als recht wohl glaublich, daß auch die von Roques und ihm herangezogenen historischen Ereignisse einen gewissen Anteil an der Ausgestaltung der Branche hatten: die Verlegung des Schauplatzes nach Rom, das ja in der Wilhemstradition keine Rolle spielt, würde sich durch diese Annahme gewiß am besten erklären.

Weiter suchte ich[1]) den Nachweis zu erbringen, daß auch in dem Epos *Moniage Guillaume* II neben dem ersten Auftreten und den Taten der Normannen in Unteritalien und Sizilien sich in wesentlichen Elementen der Handlung jene große Heerfahrt Ludwigs II. spiegelt, — daß speziell der *timonier* Landri des *Moniage* zum geschichtlichen Vorbild hat den Bischof und Grafen Landolf von Capua, der zusammen mit dem Bischof Athanasius von Neapel den Kaiser im Sabinerlande aufsuchte und ihn bestimmte, dem von den Sarazenen eingeschlossenen Salerno Hilfe zu bringen.

Sodann hat Ph. Lauer[2]) auf Grund umfassender historischer Quellennachweise gezeigt, daß eben jene Bestürmung Roms durch die Sarazenen im J. 846, die nach Roques Br. II des *Couronnement* beeinflußt hat, auch die geschichtliche Grundlage der *Destruction de Rome,* einer späteren Nachdichtung zum Fièrabrace-Epos, bildet.

Roques[3]) erhebt Bedenken gegen eine Reihe spezieller Übereinstimmungen, welche Lauer zwischen der Chanson und dem geschichtlichen Vorgang glaubt feststellen zu können, Bedenken, die auf ihre Berechtigung nachzuprüfen hier viel zu weit führen würde, aber auch er bestreitet in keiner Weise, daß jenes Ereignis der *Destruction* zugrunde liegt, nur bemüht er sich, glaubhaft zu machen, daß mit ihm verschmolzen wurde die Erinnerung an die Einnahme Roms durch Kaiser Heinrich IV. im J. 1084. Die Frage kann hier auf sich beruhen, da es mir ja nur darum zu tun ist, Fälle nachzuweisen, wo die Sarazenenkriege des 9. Jhs. ihre Spuren in französischen *Chansons de geste* zurückgelassen haben.

---

1) *Die Synagonepisode des Moniage Guillaume II, Beitr. zur rom. u. engl. Philol. Festgabe für W. Förster,* Halle 1902.

2) *Le poème de la destruction de Rome et les origines de la cité Léonine. Mélanges d'archéologie et d'histoire p. p. l'École française de Rome,* XIX. *année, fasc.* III—IV, 1899, 307 ff.

3) A. a. O. S. 163 ff.

Digitized by Google

Ich habe mich ferner bemüht, zu zeigen, daß im 2. Teil des *Loher u. Maller*[1]) ein verloren gegangenes französisches episches Lied analysiert ist, dessen geschichtlichen Hintergrund wiederum die Sarazenenkriege Ludwigs II. in den Jahren 866—72 bilden[2]):

Hier wird erzählt, wie der Papst Bonifacius sich an Ludwig, König von Frankreich und Kaiser von Italien, und an dessen Bruder Lothar, Kaiser von Konstantinopel, um Beistand wendet gegen 14 heidnische Könige, die Rom bedrängen, unter ihnen der Sultan von Babylon und der König von Mohrenland. Beide Kaiser leisten dem Rufe Folge und treffen vor Rom zusammen. Während des Streites steht der Papst auf den Mauern und betet für die Christen. Am Abend der Schlacht wird mit den Heiden ein 14-tägiger Waffenstillstand geschlossen zur Bestattung der Toten. Nach dessen Ablauf wird der Kampf wieder aufgenommen, die Heiden erleiden eine schwere Niederlage. Die Christen bleiben 14 Tage in Rom beim Papst[3]).

Das geschichtliche Vorbild Ludwigs ist hier unzweifelhaft Ludwig II., der König der Langobarden (seit 844) und Kaiser von Rom (seit 850) war, — das Vorbild Lothars, wie ich auf Grund der vorausgehenden Erzählung im *LM* nachgewiesen habe, dessen Bruder Lothar II., König von Lothringen, † 869. Ludwig II. ist der einzige fränkische König, der in Italien gegen die Araber gekämpft hat, und er wurde dabei tatsächlich von seinem Bruder Lothar unterstützt. Die Nachricht in der Chronik Reginos zum J. 867 (= 866), Lothar

1) Simrock, a. a. O. S. 113—120.

2) *Beitr. zur rom. Philol.* (Gröberband) S. 185—92.

3) Die Worte „Imeras des Unseligen„ d. i. des *Aïmer le chétif* der Wilhelmsepen, Simrock S. 115, Z. 19 v. o., klingen geradezu wie aus einer *Chanson de geste* übersetzt: „Niemand gedenke an Gold, noch an Silber, noch an Weib, noch an Kind, die er daheim gelassen hat, sondern an das jüngste Gericht, da uns Gott seine heiligen fünf Wunden zeigen will; denn er will bei uns Gold und Silber noch keinerlei Gut ansehen [sic], nur unsere guten Werke". Man könnte meinen, durch den deutschen Text noch die Assonanzworte der zu Grunde liegenden alten Chanson durchschimmern zu sehen: *argent, enfant, dernier jugement, mostrant, nïent, solement,* und man fühlt sich versucht, die französischen Verse teilweise zu rekonstruieren, wobei sich ungesucht Zehnsilbner mit Zäsur nach der vierten ergeben:

Nessun remembre de fin or ne d'argent
. . . . . *de moiller ne d'enfant,*
Mais remembrons del dernier jugement
Que deu verrons les cinq plaies mostrant;
Que deus regarde d'or ne d'argent nïent,
Les buenes uevres regarde solement.

Vgl. etwa *Raoul de Cambrai*, V. 4141 ff.:

Soiés preudoume et bon combateour:
Chascun remembre de son bon ancesor.
Je ne volroie por une grant valour
Povre chançon en fust par jogleour.

Digitized by Google

habe Ludwig seine Truppen selbst zugeführt, ist allerdings sehr unsicher, als richtig aber wird angenommen, daß er ein Hilfskorps nach Unteritalien sandte,[1]) und es steht fest, daß er im J. 869, also während der Belagerung Baris, in Rom und Benevent weilte, um mit Ludwig wegen seines Ehehandels zu konferieren[2]). Wenn Lothar im *LM* als Kaiser von Griechenland erscheint, so kann sich darin eine Erinnerung erhalten haben an die Tatsache, daß eben im J. 869 vor Bari eine griechische Flotte eintraf, die Kaiser Basilius zu Ludwigs Unterstützung abgesandt hatte, und der gleiche Vorgang sich 870 wiederholte[3]).

Meine frühere Auffassung muß ich nun aber dahin abändern, daß auch hier mit der Erinnerung an jenen späteren Sarazenenfeldzug Ludwigs II. vermengt wurde die an den Überfall Roms im J. 846, von dessen Verlauf Lauer[4]) eine vorzüglich genaue Darstellung gegeben hat, und zwar scheint es mir jetzt nicht zweifelhaft, daß eben letzteres Ereignis die eigentliche Hauptgrundlage bildet, zu der die Erinnerung an die Kämpfe der Jahre 866—72 nur als sekundäres Element hinzutritt: durch diese Annahme erklärt sich auch hier der wesentliche Zug, daß die Schlacht sich unter den Mauern Roms abspielt, sowie die Einführung des Papstes.

Von Wichtigkeit für die Ermittelung der historischen Beziehungen ist vor allem die Erzählung des Mönches Benedictus von Monte Soracte in seiner aus der Tradition geschöpften und schon von der Sage beeinflußten, um 967 beendigten Chronik Kap. 26[5]), wonach der Papst Gregor damals Boten mit der Bitte

1) Mühlbacher, *Regesta Imperii* I, no. 1205a.

2) *Ib.* no. 1207a.

3) *Ib.* no. 1208a und 1202c.

4) A. a. O. S. 309 ff. Dazu ist zu nehmen Lokys a. a. O. S. 52 ff.

5) Pertz, *SS.* III, 713: *Nuntius missus* [vom Papst Gregor] *a Loduicus rex, filius Loduici pie memorie* [vielmehr Lothars], *ut veniret et defenderet ecclesia sancti Petri et Romanum regnum. . . . . Non diutius moratus Loduicus rex, cum Francis a Roma perrexit. Gregorius papa legatos misit a Quido marchione* [Herzog von Spoleto 842—58], *ut veniret et succurreret civitatis Romane ecclesie sancte, pro cuius amore Dominus sanguinem suum fudit; et dona amplissima reciperet. Perrexit igitur marchio Quido cum omni exarcatu* [sic] *gentis sue Langobardorum in urbem Romam ingressi, ceperunt pugna inciperet a pontes sancti Petri, et a portas Sassie civitas Leonina multis barbarorum gentis interfecti sunt. . . . . Loduicus rex venit ostiliter usque ad montes Malum* [= *monte Mario*], *hubi est ecclesia sancti Clementis, conspexit multitudo eorum, formidare cepit cor eius, quia non erat cor eius sicut pater eius. Impetu fecerunt Franci*

Digitized by Google

um Hilfe gegen die Sarazener (die *Agareni*) an Ludwig II. von Italien und an den Markgrafen Guido I. von Spoleto sandte und beide, Ludwig mit einem fränkischen, Guido mit einem langobardischen Heere in Rom eintrafen: Ludwig habe am Monte Mario unglücklich gegen die Sarazenen gekämpft, letztere aber seien von dem Markgrafen Guido in die Flucht geschlagen worden.

Die Nachricht wird, was die Niederlage Ludwigs betrifft, zwar von Mühlbacher[1]) als sagenhaft angesehen, sie scheint aber neuerdings in diesem Punkte doch als zutreffend erwiesen zu sein[2]). Auch die Beteiligung Guidos von Spoleto an den Kämpfen ist wahrscheinlich[3]). Im übrigen ist für unsern Zweck, die Identifizierung von Tatsachen und Persönlichkeiten der Dichtung mit solchen der Geschichte, die historische Sage offenbar ebenso bedeutsam wie die Geschichte selbst. Man könnte sogar daran denken, einen unmittelbaren Widerschein eben dieser Version des Benedictus zu erblicken in der Bemerkung im *LM*[4]): „Doch sagt uns die Historie, die Franzosen hätten eine Niederlage erlitten, wenn Loher und Maller nicht gewesen wären, die den Heiden in den Rücken fielen", und wenn Loher dann seinem von den Heiden schwer bedrängten Bruder das Leben rettet: Loher spielt also hier in der dem Romane zugrunde liegenden Chanson die gleiche Rolle, die in dem Bericht des Benedictus dem Markgrafen Guido von Spoleto zugewiesen ist, dessen Beistand der Papst hier, wie im Roman den Lohers, auch gleichzeitig mit dem Ludwigs angerufen hat. Ein Lothar war freilich 846 persönlich nicht beteiligt, wohl

---

et concinnerunt tuba, et facta est voces eorum et tube sicut tonitrum. . . . . Aggarenis inter se irritantes, exierunt de civitas Leonina, et de ecclesia principis apostolorum, irruerunt super Francos; quantis interfecti sunt, nullus potuit numerari. Quido marchiones et Romanum populum post eos interficiendum, et Aggareni antecedentes et fugientes, sicque venerunt a Centucellensis portus; verumtamen decima partes ex eis non remansit. . .

1) A. a. O. no. 1092a.

2) So urteilt wenigstens G. Lokys a. a. O. S. 52 f., der hierher auch bezieht die Nachricht in den Annalen des Prudentius *ad a.* 846, Pertz, *SS.* I, 442: *Hlodoicus, Hlotharii filius, rex Italiae, cum Saracenis pugnans, victus vix Romam pervenit.*

3) Lokys S. 53: „Was weiter von der nicht unbelohnten Hülfe Widos von Spoleto berichtet wird, ist durch weitere Quellenstellen nicht zu belegen. Daß er bei den Kämpfen um Rom oder nachher bei Gaeta beteiligt war, erscheint sehr wahrscheinlich bei der Lage des Herzogtums in der unmittelbaren Nähe Roms."

4) Simrock S. 115.

Digitized by Google

aber sandte damals Kaiser Lothar ein Heer gegen die Rom bedrängenden Sarazenen, welches jedoch von diesen geschlagen wurde. Da indessen letztere Tatsache zu der Darstellung im *LM* nicht stimmt, so wird man besser die Einführung Lothars II. in den Kampf vor Rom erklären durch den Einfluß der oben gekennzeichneten späteren Ereignisse von 866 und 869, bezw. der über sie in Umlauf gekommenen Gerüchte[1]).

Ich vermute stark, daß in die Überlieferung, aus der die analysierte Chanson hervorging, außerdem noch hereinspielte eine von

---

1) S. oben S. 455.

Ich muß hier noch aufmerksam machen auf eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen dem Bericht des Benedictus über das in Rede stehende Ereignis — den Überfall Roms durch die Araber 846 — und einer Episode im *Loher u. Maller* in dem auf dem Isembart-Epos beruhenden dritten Teile:

Gelegentlich der Plünderung der Peterskirche tanzen die Sarazenen, indem sie sich an den Händen fassen, im Kreise um den Altar herum. Einer von ihnen ergreift seinen Wurfspieß und schleudert ihn nach der Brust eines in der Apsis befindlichen Mosaikbildes Christi: das Bild wird durchbohrt und sofort läuft Blut aus der Stelle, als ob ein wirklicher Mensch getroffen wäre (Pertz, *SS.* III, 712: *Veniente iuxta altare barbari giro ballantes manibus. Arrepto unus ex illi lanciola, in pectore vultum Domini in absida depictum museo* [i. e. *musivo*], *non tantum museo dirrupit, verum etiam materie confectionis transfudit. Cepit emanere sanguis, sicut homo vivus fuisset in corpore; unde in eternum permanet. Aparatio eius, ut superius diximus, destructe cuncte monasteriae eius* [sc. *civitatis Leonianae*] . . . [ich vermute, daß hier die Interpunktion zu ändern und zu lesen ist: *unde in eternum permanet aparatio* (= *apparitio*) *eius* (sc. *sanguinis*). *Ut superius diximus* . . .]. Später, als im Kampfe mit den Truppen Guidos viele von ihnen getötet werden, rufen die Sarazenen aus: „Weil wir das Blut des Christengottes sahen! (*quia vidimus sanguis deus christianorum*!)"

Die gleiche Geschichte wird erzählt im *LM* anläßlich Isembarts und Gormunds Einfall in Frankreich, Simrock, S. 260: Nachdem König Germon in Frankreich gelandet ist, verbrennen die Heiden Kirchen und Klöster und alles, was sie treffen. In St. Richard = St. Riquier dringen sie ins Kloster ein:

„Die Heiden sahen über sich am [sic] Kloster ein Crucifix. Sie riefen mit lauter Stimme: Wie hängst du so nackend da! Die Christen haben dich nicht wohl gedeckt, du erfrierst. Einer sprach: Will er uns nicht antworten, wir wollen ihn machen kallen. Da gingen sie mit Äxten und Schwertern an ihn und hieben ihn herab. Da geschah ein groß Wunder: wo sie das Crucifix trafen, da ging Blut heraus. Durch dieses Wunder wurden viel Heiden bekehrt."

Sollte nicht auch diese Geschichte den Elementen beizurechnen sein, die in unserer Chanson der an die Sarazenenkriege Ludwigs II. sich knüpfenden Sage entstammen? Ob das Wunder vielleicht auch anderweitig in der Literatur nachzuweisen ist, vermag ich nicht zu sagen.

Digitized by Google

Ludwig im Auftrage seines Vaters Lothar im Jahre 848 unternommene Expedition gegen die Sarazenen, die entscheidend geschlagen wurden, worauf der König triumphierend in Benevent einzog[1]). Dieser Sieg des damals erst 23-jährigen Ludwig wird gefeiert in einem begeisterten, überaus schwungvollen Gedicht des Iren Sedulius Scottus[2]). Sedulius kam vielleicht im J. 848 mit einer irischen Gesandtschaft nach dem Festlande, jedenfalls traf er in diesem Jahre in Lüttich ein. Er ist in Italien gewesen. Sein Leben auf dem Kontinent läßt sich nur bis 858 verfolgen, wo er in Beziehung tritt zum Bischof Adventicius von Metz[3]). Das Poem zeigt, welche Bedeutung man damals dem Sarazenensiege Ludwigs vom J. 848 beilegte und wie sehr er geeignet sein mußte, auch in der volksmäßigen Dichtung Widerhall zu finden.

Nach den vor dem Feldzuge im J. 846 bei einer Zusammenkunft Lothars mit seinem Sohne gefaßten Beschlüssen sollten sich in Ludwigs, die ganze italienische Streitmacht umfassenden Heere auch befinden fränkische, burgundische und provenzalische

---

1) Dümmler, *Ostfr. Reich*[2] I, 306 ff. setzt die Unternehmung ins Jahr 848. Lokys a. a. O. S. 58 ins Jahr 847, Hartmann a. a. O. S. 219 u. 229, Anm. 14 in die beiden Jahre 847—48. L. Traube, *Abh. d. k. b. Ak. d. Wiss., philos.-philol. Cl.*, B. 19 (1891—92), 359 bestätigt 848 als Jahr des Sieges.

2) Gedr. *Monum. Germ. hist. Poetae lat. med. aev.* III, 190 f. unter dem falschen Titel *Ad Lotharium regem* statt *Ad Ludovicum regem*, wie Traube a. a. O. S. 342 feststellt. Lauer hat es, auch unter dem verkehrten Titel, a. a. O. S. 318 vollständig abgedruckt; er bemerkt, daß die Historiker bis jetzt von dem Gedichte keinerlei Gebrauch gemacht haben, — die Ausführungen Traubes scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. Auch in den neueren Darstellungen von Lokys und Hartmann wird das Gedicht nicht erwähnt.

Ich zitiere einige Verse:

23 *Francigenas niveos sustollit gratia Christi*
Palmaque glorificat Francigenas niveos.
Fulgide Caesar, ave, proles benedicta Lothari,
Flos Ermengardis, fulgide Caesar, ave:
Te duce, te domino surgunt nova gaudia mundo,
Exultat populus te duce, te domino,
Maxima Roma tuis laetatur et ipsa triumphis,
Congaudet gestis maxima Roma tuis,
Talia facta sui miratur et Itala tellus,
Gaudet in Augusti talia facta sui.
Murus eras populo, gladius clipeusque salutis,
Adversus Mauros murus eras populo. . . . . .

3) Traube a. a. O. S. 345, 349.

Digitized by Google

Truppen[1]). Vgl. dazu die Äußerung Lohers im *LM*[2]), als man ihm vor Rom mitteilt, es werde *Montjoie* gerufen: „So wird es mein Bruder sein mit den Franzosen und denen von Burgund"[3]).

Nach alledem kann nicht bezweifelt werden, daß die siegreichen Kämpfe, in denen sich im 9. Jh. das karolingische Reich im Süden der drohenden Überflutung durch den Islam erwehrte, in französischen *Chansons de geste* einen gewissen Widerhall gefunden haben, — eine Tatsache, die nichts auffälliges hat, nachdem sich das Heer Ludwigs II. großenteils aus Franken, Burgundern und Provenzalen zusammensetzte. Unter diesen Umständen können prinzipielle Bedenken gegen die Annahme, die gleichen Ereignisse hätten auch in der *Chanson d'Isembart* ihre Spuren zurückgelassen und das Vorbild des eigentlichen Helden sei der von Ludwig II. belagerte Gastalde Isembart von S. Agata dei Goti gewesen, nicht geltend gemacht werden. Wie die dichtende Sage dazu gekommen ist, gerade ihn zu verherrlichen, das wissen wir freilich nicht, aber wissen wir denn, warum sie sich einen anderen Helden ausersehen hat, dem noch eine sehr viel glänzendere literarische Laufbahn beschieden war, warum sie sich der Gestalt Rolands bemächtigte, über den wir bekanntlich auch nur ein einziges geschichtliches Zeugnis besitzen und der unter den bei jenem Nachhutsgefecht in den Pyrenäen gefallenen Anführern der fränkischen Nachhut erst an dritter Stelle genannt wird?

In welcher Weise die Verschmelzung der verschiedenen geschichtlichen Elemente, die sich in unserer Chanson nachweisen lassen, vor sich gegangen ist, darüber kann allerdings gleichfalls mit einiger Sicherheit gar nichts ausgesagt werden.

Ich habe seinerzeit[4]) die Vermutung ausgesprochen, es möchte ein Lied über die Schlacht von Saucourt, 881, mit einem solchen

1) Mühlbacher, *Reg.* no. 1094.

2) Simrock, S. 114.

3) In dem Fabliau *Des deus bordeors ribaus*, gedr. bei Bartsch-Horning, *La Langue et la Litt. franç.* Sp. 609 ff., nennt der eine der beiden Menestrels Sp. 617, V. 10 eine Chanson *du roi Loeis*, die er kenne, und G. Paris vermutete bekanntlich, s. *Hist. Poét. de Charlemagne* S. 400, Anm. 2, es sei darunter die Chanson von *Isembart u. Gormund* zu verstehen, die er denn in seiner *Litt. franç. au m.-â.* stets, § 22, 24, 44, *Le roi Louis* nennt. Doch hat diese Ansicht m. W. nirgends Beifall gefunden und ist nach dem früher Bemerkten sehr unwahrscheinlich. Ich frage: sollte nicht *Le roi Louis* der Titel der oben besprochenen, verlorenen *Chanson de geste* gewesen sein?

4) *IG* S. 139 f.

Digitized by Google

über den Sarazenenfeldzug Ludwigs II., welches schloß mit der Schlacht von San Martino bei Capua, 872, in der die Chronik von Salerno *Ountart* (= *Gontier* im *BFr*) auftreten läßt, kontaminiert worden sein, weil beide einen glänzenden Sieg eines fränkischen Königs Ludwig über feindliche Normannen, bezw. Sarazenen schilderten.

Es steht fest, daß solche Verschmelzungen von epischen Liedern, die irgend welche inhaltliche Berührungspunkte haben, da, wo epische Dichtung noch heute lebendig ist oder doch bis in jüngste Zeit lebendig war, nichts seltenes sind. Ich führte das Zeugnis von I. Krohn an[1]), demzufolge deutlich nachgewiesen werden kann, daß alle jetzt gesungenen größeren, eine ganze Episode des *Kalewala* behandelnden Lieder dadurch entstanden sind, daß der Sänger entweder aus andern ihm bekannten Liedern kleine Stücke, selten etwas Selbstgedichtetes, hinzufügt, oder auch zwei ganz isolierte Lieder zu einem verschmolzen hat: „Der erste Schritt ist gewöhnlich der, daß durch Assimilation der Namen mehrere einander früher ganz fremde Lieder einen gemeinschaftlichen Helden bekommen." Eben dieser Fall würde also hier vorliegen. Ebenso berichtet Mathias Murko[2]), daß bei den Südslaven, die noch heute den epischen Gesang pflegen, neue epische Lieder auch entstehen durch Zusammenlegen älterer Lieder, was die Sänger „Zusammendreschen" nennen.

Aber gewiß dürfen auch die anderen Möglichkeiten nicht ausgeschlossen werden, daß zunächst nur zwei historische Traditionen miteinander vermengt wurden, oder daß ein über die Schlacht von Saucourt vorhandenes Lied durch eine Tradition über Isembart und den Sarazenensieg Ludwigs II. von Italien umgestaltet wurde. Das Saucourt-Lied als die Grundlage dürfte gefordert werden durch den Schauplatz der im *BFr* geschilderten Schlacht, welcher ja der der Normannenschlacht ist. Im übrigen aber wäre es wohl ein müßiges Beginnen, ermitteln zu wollen, wie der Prozeß der Amalgamierung der beiden geschichtlichen Vorgänge verlaufen ist.

In jedem Falle halte ich daran fest, daß unsere Chanson nicht nur die Normannenschlacht von 881, sondern, auf dem Wege epischer Stoffverschmelzung, auch die behandelten unteritalischen Ereignisse, speziell die Entscheidungsschlacht von 872 widerspiegelt.

Dagegen möchte ich nun die seinerzeit gegebene Identifikation des fränkischen Großen Hugo, *Huelin,* der Chanson mit dem gleich-

1) *Zs. f. r. Ph.* 23, 269.
2) A. a. O. S. 292.

Digitized by Google

namigen Sohne Ludwigs III. von Ostfranken, der in der Schlacht von Thimeon fiel und mit dem kriegerischen Abt Hugo von Tours in eine Gestalt zusammengeflossen wäre[1]), nach den von Lot[2]) gegen diese Annahme geltend gemachten Einwänden nicht aufrecht erhalten, desgleichen bin ich bereit, die Einbeziehung der Rollo-Tradition bei Dudo von St. Quentin unter die Quellen des Isembart-Epos, die auch den Beifall der Kritik nicht gefunden hat, preiszugeben, obgleich ich die Übereinstimmung dessen, was hier von Rollos Schicksalen berichtet wird, mit den Schicksalen Isembarts in unserem Epos: Rollo, von seinem König, wie Isembart, ungerecht vertrieben, geht, wie dieser, nach England, wo er ein Bündnis mit Guthorm schließt, und von wo er dann, zwar nicht in dessen Begleitung, aber doch mit seiner Unterstützung durch 24 bemannte Schiffe, nach Frankreich segelt, um es zu erobern, immerhin auffällig finde.

Ph. Lauer[3]) hat weiter als auf eine mutmaßliche Quelle unseres Epos hingewiesen auf einen Kampf Ludwigs IV. *d'Outremer* im J. 943 mit dem normannischen Renegaten *Turmod* und dem heidnischen Seekönig *Setric*, die beide von ihm getötet wurden, ein Ereignis, über das Richer in seinen *Historiae* — dem Erzbischof Gerbert, Erzbischof von Reims 991—995, gewidmet — B. II, Kap. 35[4]) einen ausführlichen Bericht gibt, der in einigen Zügen sehr genau zu der Darstellung des *BFr* stimmt, und Lauer nimmt an, Richer habe eine Sage über den Sieg Ludwigs IV. gekannt und diese, kombiniert mit älteren Traditionen über die Schlacht von Saucourt, infolge von Verwechselung Ludwig IV. mit Ludwig III., sei in das Isembart-Epos übergegangen.

Ich habe mich seinerzeit dieser Auffassung angeschlossen[5]), die von Lot[6]) bekämpft worden war, und habe mich bemüht, die Einwände Lots gegen Lauers These zu entkräften. Ich glaube auch heute noch, daß Lauer möglicherweise Recht haben könnte, und vermag die recht speziellen Übereinstimmungen zwischen Richer und dem *BFr* nicht als zufällig zu betrachten, aber ich möchte doch zugestehen, daß die Auffassung, welche Lot vorschlägt für den Fall, daß man Zufall ablehne:

1) *IG* S. 72 ff.
2) *Romania* 27, 48 ff.
3) *Romania* 26 (1897), 173 ff.
4) Pertz, *SS.* III, 595.
5) *Zs. f. r. Ph.* 23, 277 ff.
6) *Romania* 27, 3 f.

Digitized by Google

Richer connut une chanson de geste analogue à celle dont nous possédons un fragment [dit de Bruxelles] et s'en est servi en y remplaçant les noms d'Isembard et Gormond par ceux de Setric et Turmod qu'il trouvait dans Flodoard . . . .

sich auch verteidigen läßt, sodaß also die Berechtigung der Einbeziehung des fraglichen Ereignisses unter die Quellen unseres Epos durchaus hypothetisch bleibt.

Ein willkommenes Beispiel dafür nun, wie in Italien im 9. Jh. eben in der Zeit, in der wir uns hier bewegen, aufsehenerregende Vorkommnisse ihren unmittelbaren Widerhall in kürzeren, volksmäßigen, rein erzählenden Liedern finden konnten, bietet der bekannte *Rhythmus abecedarius* auf die Gefangennahme Kaiser Ludwigs II. in Benevent im J. 871. Nach der Eroberung Baris und der Gefangennahme des sarazenischen Sultans wurden die fränkischen Truppen in die Kastelle und Städte des Landes verteilt. Vermutlich infolge ihres anmaßenden Auftretens und harter Drangsalierung der einheimischen Bevölkerung brach am 13. August 871 ein vom Herzog Adelchis angestifteter Aufstand aus. Der Kaiser wurde, nachdem er sich drei Tage in einem Turm verteidigt hatte, gefangen genommen, sogar sein Leben war vorübergehend in Gefahr, und erst am 17. September d. J. wurde er durch Vermittelung des Bischofs von Benevent aus der Haft entlassen[1]). Auf das Ereignis wurde von unbekanntem Verfasser ein in barbarischem Latein in 15-Silbnern abgefaßtes Lied gedichtet, von dem 32 Verse, zehn dreizeilige Strophen und eine zweizeilige, Buchstabe *A—M,* erhalten sind, und wir hören, daß die Soldaten Ludwigs es auf den Straßen sangen.

Da der Aufstand sich richtet gegen die *Galli*, so wird man annehmen dürfen, daß eben ein solcher, d. h. ein Franke, der Verfasser gewesen ist.

---

1) S. bes. Mühlbacher no. 1216 a und b. Erchempert, *Hist. Lang. Benev.* Kap. 34: *Coeperunt Galli graviter Beneventanos persequi ac crudeliter vexare.*

2) Gedr. *Mon. Germ. Hist. Poetae lat. med. aev.* III, 404. Ich gebe den Text in deutscher Übersetzung:

1. Vernehmt, alle Grenzen der Erde, mit Grauen und mit Trauer,
   Welch ein Verbrechen begangen wurde in der Stadt Benevent:
   Ludwig ergriffen sie, den heiligen frommen Kaiser.
2. Die Beneventer vereinigten sich zu einer Beratung,
   Adelferio sprach, und sie sagten dem Fürsten:
   „Wenn wir ihn lebend entlassen, dann sind wir sicher verloren.

Digitized by Google

Du Méril, *Poésies pop.* S. 264, Anm. 3, nimmt an, daß das Gedicht unvollständig überliefert ist: *Probablement l'alphabet était beaucoup moins incomplet.* In der Tat fehlt offenbar ein Abschluß, und man wird vermuten dürfen, daß das ganze Alphabet durchlaufen wurde; auch die Brüder Grimm, *Altdeutsche Wälder* II, 37 meinen, es sei „vielleicht . . . . wenigstens durch ein Alphabet durchgeführt" gewesen. Da am Schluß noch der Marsch der Sarazenen auf Salerno im Sept. 871 erwähnt wird, so wird vielleicht auch deren Niederlage bei Capua noch zur Sprache gekommen sein und den Abschluß gebildet haben. Die zeitgenössischen Quellen, besonders die etwa 100 Jahre jüngere Chronik von Salerno bringen noch allerhand z. T. sicher sagenhaftes Detail, ohne daß es möglich wäre, überall zwischen Geschichte und Sage streng zu scheiden. Nehmen

---

3. Ein großes Verbrechen hat er vorbereitet gegen diese Provinz,
Unsere Herrschaft nimmt er uns, er achtet uns für nichts,
Mancherlei Übel hat er uns zugefügt: es ist billig, daß er sterbe."
4. Sie führten den Heiligen Frommen aus seinem Palaste,
Adelferio brachte ihn bis zum Prätorium.
Jener ging fröhlich [?] wie zum Martyrium.
5. Herauskamen Sado und Saducto [vornehme Beneventaner], sie gingen dem Kaiser entgegen,
Und er, der Heilige Fromme, begann zu reden:
„Wie zu einem Räuber seid Ihr gekommen mit Schwertern und Knütteln.
6. Denn es war schon eine Zeit, da habe ich Euch alle aufgerichtet;
Jetzt aber habt Ihr Euch erhoben gegen mich in Eurem Rate:
Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Ihr mich töten wollt.
7. Das grausame Geschlecht [d. i. die Sarazenen] zu töten kam ich,
Und ich komme, um die Kirche der Heiligen Gottes zu lieben,
Das Blut kam ich zu rächen, das auf Erden vergossen wurde."
8. Jener schlaue Versucher in Wahrheit und dem Namen nach [?]
Setzt sich die Kaiserkrone aufs Haupt und er sagte dem Volke:
„Seht, wir sind Kaiser, ich kann Euch regieren!"
9. Fröhlichen Sinn hatte er wegen dessen, was er getan hatte,
Von einem Dämon wird er gequält, zur Erde war er gefallen:
Große Scharen kamen heraus, um das Wunderbare zu sehen.
10. Der große Herr Jesus Christus saß zu Gericht:
Eine große Menge Heiden erscheint in Calabrien,
Nach Salerno zogen sie, um die Stadt zu erobern.
11. Geschworen wurde auf die heiligen Reliquien Gottes,
Daß das Reich verteidigt werden solle . . . . . [?]

Adelferio V. 5 u. 11 ist entweder ein späterer Gastalde dieses Namens von Avellino, „*nepos magni Rofrid*", oder ein bei Erchempert Kap. 39 genannter Schwiegersohn des Adelchis, *Dauferius*, s. Hartmann a. a. O. 308, Anm. 29. — Im übrigen sehe ich von einer Kommentierung ab, da uns das Gedicht hier nur als Ganzes interessiert.

Digitized by Google

wir an, diese Züge wären teilweise in einer verjüngten Fassung des Liedes mitverwertet worden — ich will damit nicht sagen, daß irgend welche Gründe vorliegen, in unserm Falle eine solche anzunehmen —, so würden wir damit schon zu einer wesentlich umfangreicheren Gestalt des Gedichtes kommen, welche breiter ausgeführte Handlung geboten haben könnte, d. h. wir hätten eine Art kleiner *Chanson de geste* vor uns.

Nach den bisherigen Darlegungen bleiben also meines Dafürhaltens als geschichtliche Grundlagen der *Chanson d'Isembart*:

a) die Schlacht von Saucourt im J. 881;

b) die Gestalt des dänischen Seekönigs Guthorm-Gorm (> fr. *Gormon* > *Gormund*), der 879 mit seinem Heere bei Cirencestre lagerte.

c) die Belagerung Isembarts in S. Agata dei Goti bei Neapel 860 durch Kaiser Ludwig II. und der Sieg eines von letzterem abgesandten Heeres über die Sarazenen bei S. Martino (Capua) am Volturno im J. 872, der durch die Sage mit jener Belagerung in Beziehung gesetzt worden sein muß.

Von voller Gewißheit kann allerdings bei c nicht gesprochen werden, wohl aber, im Hinblick auf die frappanten Übereinstimmungen zwischen Geschichte und Epos und im Hinblick auf Isembarts Beinamen in letzterem, *li Margariz,* der mit Bestimmtheit auf Italien hinweist, sowie in Anbetracht der Tatsache, daß der Gontier der Chanson offenbar einen Widerschein des an jener Schlacht beteiligten Cuntart (= Gunthart) darstellt, von einer recht erheblichen Wahrscheinlichkeit.

Es leuchtet nun ein, daß *c* als eine der Quellen der Isembart-Dichtung mit Bédiers neuer *Chanson-de-geste*-Theorie gänzlich unvereinbar ist. Denn daß noch im 11. Jh., in welches Bédier die Entstehung der ältesten *Chansons de geste* ja heraufrücken möchte, im Gebiet von St. Riquier eine Tradition über den aufrührerischen Gastalden Isembart und die Sarazenenschlacht von S. Martino bei Capua — die hier, am ehesten als Ausfluß eines epischen Liedes, zu Ende des 9. Jhs. wohl denkbar wäre — bestanden haben sollte, ist natürlich vollkommen ausgeschlossen, und ebenso wenig kann auch nur im entferntesten daran gedacht werden, daß die Mönche von St. Riquier im 11. Jh. einem Spielmann Mitteilungen aus der Chronik von Montecassino, in der Isembart auftritt, und aus der Chronik von Salerno, welche sagenhafte Nachricht über die Sarazenenschlacht bietet, gemacht haben: welches Interesse könnte man damals in St. Riquier gehabt

Digitized by Google

haben für Ereignisse, die sich vor ca. 200 Jahren im fernen Süditalien abgespielt hatten?

Das Ergebnis der Untersuchung der historischen Grundlagen des Isembart-Epos reiht sich also den gewichtigen Einwänden an, welche gegen die gewiß mit vielem Geist und großer Gelehrsamkeit begründete, aber m. E. völlig unhaltbare *Chanson-de-geste*-Hypothese Bédiers von anderer Seite schon geltend gemacht wurden.

Wie denkt sich nun Bédier, der also ein zeitgenössisches oder doch von dem Ereignis nicht allzu entferntes Gedicht auf die Normannenschlacht als Urform unserer Chanson ablehnt, die Entstehung der letzteren?

Er stellt zunächst fest, daß der Autor, außer von der Person des dänischen Seekönigs *Guthorm* = *Gormund,* noch von folgenden geschichtlichen Tatsachen Kenntnis hatte:

1. Daß in der Vergangenheit einmal Heiden das Gebiet von Ponthieu und von Vimeu verwüstet hatten.

2. Daß sie das Kloster St. Riquier in Brand gesteckt hatten.

3. Daß ein fränkischer König Ludwig ihnen eine Niederlage beigebracht hatte.

4. Daß der Schauplatz der Schlacht nicht weit von St. Valery entfernt war.

5. Daß dieser König Ludwig seinen Sieg nur kurze Zeit überlebt hatte.

B. fragt: wie sind diese Tatsachen zur Kenntnis des Verfassers unserer Chanson gelangt?

Wird ein direkter Zusammenhang zwischen Geschichte und Dichtung angenommen, so müssen sie offenbar schon in der Ur-Fassung der Chanson — Bédiers *premier poème* — enthalten gewesen sein, und diese muß dann der Normannenschlacht von 881 zeitlich noch ziemlich nahe gestanden haben. Letztere Möglichkeit wird nun von B. geleugnet, und zwar wegen des romantischen Inhaltes der Chanson; denn ein solcher sei nicht denkbar in einem zeitgenössischen Gedicht, für welches doch ein im wesentlichen historisches Gepräge anzunehmen sei. Mit der Ausmerzung der romantischen Elemente aber verliere die Dichtung für uns ihr Hauptinteresse. Und wollte man auch für die *Chanson d'Isembart* die Entwickelung: historisches Ur-Gedicht — dessen jüngere romantische Umgestaltung, gelten lassen, so spreche doch gegen sie die Erwägung, daß die gleiche Entwickelung für alle *Chansons de geste* angenommen werden müßte, die einen geschichtlichen Kern ent-

Digitized by Google

halten, was einen unbegreiflichen, unwahrscheinlichen Zufall darstellen würde.

Dieser Argumentation muß entschieden widersprochen werden. Nämlich:

1. Es ist durchaus nicht einzusehen, warum ein kürzeres zeitgenössisches Gedicht, welches eine Schilderung der Normannenschlacht und der ihr unmittelbar vorausgehenden Ereignisse in ziemlich engem Anschluß an die Geschichte gab, für die Zeitgenossen, die doch noch keine telegraphischen Tagesberichte bekamen und keine Zeitungen lasen, des Interesses entbehrt haben sollte, wenn es auch eine eigentliche epische Fabel noch nicht aufwies. Daß die Ausmerzung jedes einzelnen „romanesken" Zuges der Handlung zugleich tilge „*une de nos raisons d'admirer, d'aimer la légende*", beweist doch nichts gegen die Existenz einer der romanesken Züge noch ermangelnden Fassung des Liedes, beweist nichts dagegen, daß die Zeitgenossen auch eine solche Fassung mit Teilnahme angehört haben können, — s. das Lied auf die Gefangennahme Kaiser Ludwigs II. und den Sarazeneneinfall in Unteritalien a. 871.

2. Nichts hindert anzunehmen, daß schon das Ur-Gedicht einen gewissen Einfluß der die geschichtlichen Tatsachen rasch entstellenden und ausschmückenden Sage erfahren und auch der Autor seinen Stoff mit einer gewissen dichterischen Freiheit behandelt hatte: so kann schon das *premier poème* einen Ansatz von epischer Handlung geboten haben, und es liegt kein Grund vor, seinen Inhalt zu beschränken auf die wenigen streng historischen Elemente, die heute noch in ihm nachgewiesen werden können.

3. Wenn bei allen in letzter Linie auf geschichtlicher Basis ruhenden *Chansons de geste* ein allmählicher Fortschritt von einer primitiveren, einfacheren, den historischen Tatsachen noch näher stehenden Form zu einer künstlicheren, ausführlicheren, ein mehr romantisches Gepräge tragenden angenommen wird, so hat eine solche Übereinstimmung doch gar nichts Wunderbares, setzt nicht im mindesten das Walten eines unwahrscheinlichen Zufalles voraus, denn zu allen Zeiten ist es doch das Bestreben der Vertreter der erzählenden Dichtung gewesen, ihnen gegebene historische Fakta mit schöpferischer Phantasie auszugestalten, eine spannende Handlung zu ersinnen, die Erzählung in die Länge zu ziehen, den Anforderungen des Zeitgeschmackes Rechnung zu tragen usw.: die für die verschiedenen *Chansons de geste* anzunehmende parallele Entwicklung ergibt sich sehr natürlich, ja beinahe mit Notwendigkeit aus

Digitized by Google

dem Wesen jeder erzählenden Dichtung, welche bestrebt sein muß, die Spannung rege zu halten, aus der allmählichen Vervollkommnung der Erzählungskunst und aus dem Einfluß der höfischen Romandichtung.

Die von Bédier gegen die ältere Anschauung von der Entstehung der *Chansons de geste* im allgemeinen und der *Chanson d'Isembart* im speziellen geltend gemachten prinzipiellen Bedenken halten also einer vorurteilsfreien Nachprüfung nicht Stich.

Bédier will nun den Ur-Isembart erst in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. gedichtet sein lassen, in einem Abstand von ca. 200 Jahren von der Schlacht von Saucourt, und er betrachtet als seine Quellen die *tradition orale* von St. Riquier und die Mitteilungen der Mönche des dortigen Klosters, die von dem Inhalt lateinischer englischer Chroniken Kenntnis erhalten hatten, an den Dichter des Liedes oder dessen Gewährsmänner.

B. meint, im Gebiete von Ponthieu und Vimeu müßten aus der Zeit der normannischen Verwüstungen noch in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. Ruinen vorhanden gewesen sein, und, an diese sich anknüpfend, hätten sich jedenfalls in den Kirchen von St. Valery, St. Riquier, St. Vaast Erinnerungen an die normannische Invasion erhalten. So seien von den oben genannten 5 Punkten 1, 2 und 4 zur Kenntnis des Dichters gelangt, Punkt 3 und 5 aber, den Namen König Ludwigs als des Siegers und die Tatsache, daß er den Sieg nur kurze Zeit überlebte, habe der Dichter von einem Geistlichen erfahren, der beides in einer Chronik gefunden hatte.

Somit ließen sich zunächst diese historischen Elemente der Chanson erklären, ohne daß man ein zeitgenössisches Gedicht als Vermittler benötige.

Ich habe dazu folgendes zu bemerken:

B. beruft sich für das Vorhandensein einer mündlichen Überlieferung über die Normannenschlacht im Gebiet von St. Riquier im 11. Jh. auf die bekannte Stelle in Hariulfs Chronik dieses Klosters[1]), der hier verweise auf *priscorum auctoritas*; aber aus Hariulfs Worten geht doch ganz deutlich hervor, daß er nur lateinische Chroniken und eine ältere Gestalt eben unserer Chanson meint: *„quia quomodo sit factum non solum historiis, sed etiam patriensium*

1) Hariulf, *Chronique des l'Abbaye de Saint-Riquier, p. p.* Ferdinand Lot, Paris 1894, Kap. XX, S. 141.

Digitized by Google

memoria quotidie recolitur et cantatur, nos, pauca memorantes, caetera omittamus, ut qui cuncta nosse anhelat, non nostro scripto, sed priscorum auctoritate doceatur . . . ." Unter *priscorum auctoritas* werden also zusammengefaßt die *historiae,* d. i. die Chroniken, und die *patriensium memoria,* d. i. das alte epische Lied, eine Vorstufe der Chanson, aus der das erhaltene Fragment stammt — *recolitur et cantatur* — und auf welche Hariulf ja anerkanntermassen hier Bezug nimmt. Es kann also für das Bestehen einer von den Chroniken und der Chanson unabhängigen, der letzteren vorausliegenden Lokaltradition aus Hariulfs Worten gar nichts geschlossen werden.

Sodann: daß in dem in Rede stehenden Gebiet noch im 11. Jh. Ruinen aus der Normannenzeit sich erhalten hatten, welche das Fortleben der angenommenen Lokaltradition erklärlich machen, ist eine reine Hypothese Bédiers, — irgend welche Zeugnisse für solche sind nicht vorhanden.

Ferner: bei der B.'schen Erklärung bleibt Isembarts Beiname *li Margarix* unerklärt. B. geht über ihn sehr rasch hinweg, er bemerkt nur: *S'il est vrai, comme le croit M. Lot, que le mot margari fût tombé de l'usage général à la fin du XIe siècle, il pouvait être resté vivant en ces lieux, lié au nom d'Isembard.*

Aber einmal ist es doch wohl eine mehr als kühne Hypothese, daß ein Isembart, von dem die Geschichte absolut nichts weiß, an der Schlacht von Saucourt tatsächlich beteiligt gewesen oder ein in jener Gegend lebender Isembart durch die Sage zum Teilnehmer an ihr gemacht worden sein und sein Name sich in St. Riquier auf dem Wege der mündlichen — noch nicht epischen! — Tradition durch 200 Jahre erhalten haben sollte; sodann habe ich gezeigt, s. o. S. 437 f., daß *margari,* „Renegat", außer in unserer Chanson und in dem auf ihr beruhenden Résumé Mouskets weder im Afr. noch im Provenzalischen nachzuweisen ist, er ist also in Frankreich überhaupt niemals im Gebrauch gewesen, geschweige denn im *usage général,* und kann auch im 9. Jh. schon Bédiers hypothetischem Isembart in Frankreich nicht beigelegt worden sein. Die *tombe d'Isembart,* die, wie Bédier mitteilt,[1]) noch heute bei St. Riquier gezeigt wird, verdankt selbstverständlich ihr Dasein unserer Chanson, in der ja der Tod Isembarts berichtet wird[2]).

1) IV, 52 und 88 f.

2) Es kommt hier noch ein weiterer Punkt in Betracht, auf den B. gar nicht eingeht. Schon oben war die Rede von den durch Lauer aufgezeigten Übereinstimmungen zwischen dem Bericht Richers betreffend einen Sieg Ludwigs IV. über

Digitized by Google

Es bleibt nun für Bédier noch zu erklären, wie der Dichter des 11. Jhs. Kenntnis von Guthorm, dem dänischen Seekönig des 9. Jhr., von dem die über die Normannenschlacht berichtenden lateinischen Chroniken ja nichts wissen, und von seinem Aufenthalte zu Cirencestre Kenntnis erlangt haben soll.

Lot[1]) hatte diese Frage bereits aufgeworfen und sie dahin beantwortet, ein dänischer Kriegsgefangener aus der Schlacht von Saucourt werde den Franken von Guthorm erzählt haben. An diesen Kriegsgefangenen klammert sich nun Bédier[2]) und sucht die Annahme, daß er der Gewährsmann des Verfassers des Ur-Gedichtes gewesen sei, als höchst unwahrscheinlich hinzustellen: er fragt: welchen Grund hatte der Gefangene, von Guthorm zu erzählen, der doch 881 bereits seit drei Jahren Christ war und sich vor einem Jahre in Ostanglien fest niedergelassen hatte? Wenn man aber davon absehen wolle: im *BFr* wird von den uns über Guthorm behannten historischen Tatsachen nur die eine seines Aufenthaltes zu Cirencestre erwähnt, — wie soll man es sich erklären, daß der Gefangene den Franken nur diese eine Tatsache berichtete? u. dgl. m.

---

den normannischen Seekönig Setric und den Renegaten Thurmod nicht weit von Rouen im J. 943. Die Übereinstimmungen sind so zahlreich und z. T. so speziell, daß von einem Zufall absolut keine Rede sein kann; sie wurden vollständig zusammengestellt *Zs. f. r. Ph.* 23, 279 f. (ich will nur erwähnen, daß sowohl Setric als Isembart in, bezw. bei einem Gehölz fallen und von drei Lanzen durchbohrt werden). Zwei Möglichkeiten bestehen: die, welcher Lauer den Vorzug gibt, daß die hier von Richer verwertete Tradition infolge von Gleichsetzung Ludwigs IV. mit Ludwig III. in ein Lied über die Schlacht von Saucourt überging, diese stofflich beeinflußte, und die andere, von Lot für den Fall, daß man Zufall ablehne, vorgeschlagene, daß Richer ein ihm bekannt gewordenes Saucourtlied zur Ausschmückung seiner Erzählung benutzte, indem er Setric mit Isembart, Thurmod mit Gormund gleichsetzte. Beide Möglichkeiten schließen offenbar die Entstehung unserer Chanson erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh., welche Bédier glaublich machen möchte, aus: denn gesetzt, Lauers Annahme treffe das Richtige, so müßte die Beeinflussung des Saucourtliedes durch die in Rede stehende Tradition natürlich bald nach 943 erfolgt sein, — davon, daß gelehrte Mönche in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. dem Dichter unserer Chanson den Bericht Richers vermittelt hätten, kann durchaus keine Rede sein, da sie ja doch aus dessen Darstellung mit Deutlichkeit ersahen, daß das Ereignis mit der Schlacht von Saucourt gar nichts zu tun hatte; und wenn Lots Auffassung den Tatsachen entspricht, so müßte das Saucourtlied ja schon vor 995/96 — Entstehungszeit des betreffenden Buches von Richers *Historiae* — existiert haben.

1) A. a. O. S. 24 und 38.

2) IV, 69 f.

Digitized by Google

Ich erwidere: der dänische Kriegsgefangene ist doch ganz und gar nicht ein notwendiges Mittelglied zwischen der Geschichte und ihrer Spiegelung in unserer Chanson! Lot will, indem er ihn als Quelle des Dichters annimmt, doch wohl nur aus den vorhandenen Möglichkeiten *exempli gratia* eine herausgreifen! Man bedenke:

Die dänischen Wikinger waren im 9. Jh. die Geißel der westlichen Küsten Frankreichs[1]).

Rouen, Bordeaux, Nantes, Orléans wurden mit Feuer und Schwert von ihnen verwüstet. Die Hochflut ihrer Angriffe fällt in die Jahre 850—878. Seit 865 und 866 wird dann auch England von ihnen überschwemmt.

Hier tobten mehr als ein Jahrzehnt lang furchtbare Kämpfe: Asser berichtet zum J. 877[2]) — vier Jahre vor der Schlacht von Saucourt! —, die Zahl der Heiden sei von Tag zu Tag gewachsen; wenn an einem Tage 30000 von ihnen erschlagen wurden, erschienen sie am nächsten Tage in doppelter Zahl auf dem Plane. Guthorm tritt hier schon 869 auf, er war der Hauptführer der Wikinger[3]), er wird genannt unter den Königen des großen dänischen Heeres, welches 870 König Aelfred den Großen besiegte; 878 von Aelfred geschlagen und getauft, lagert er ein volles Jahr mit seinem Heere bei Cirencestre, also nicht weit westlich von London, dann läßt er sich in dem ihm als Lehen überwiesenen Ostanglien d. i. dem heutigen Norfolk nieder.

Mußte man nun nicht an der England unmittelbar gegenüberliegenden Küste, an der Sommemündung, diese Vorgänge, das immer stärkere Anschwellen der heidnischen Flut, das siegreiche Vordringen der Nordleute, mit schwerer Sorge verfolgen, mußte man nicht befürchten, daß nach Niederwerfung Englands sich die Wut ihrer Angriffe von neuem in verstärktem Maße gegen die französische Küste richten werde? Mußte man nicht mit lebhaftem Interesse nach Nachrichten aussehen über die Kämpfe, die sich jenseits des Kanals abspielten?

Und da sollte die einzige Möglichkeit, wie Guthorms Name in Frankreich im Gebiet von St. Riquier bekannt werden konnte, die

---

1) S. jetzt die ausführliche, die ganzen Quellennachweise bringende Darstellung von Walter Vogel, *Die Normannen und das Fränkische Reich bis zur Gründung der Normandie* (749—911), Heidelberg 1906. (*Heidelb. Abh. zur mittl. u. neueren Gesch.* H. 14.)

2) *Mon. Hist. Brit.* I (1848), 479 B.

3) Vogel a. a. O. S. 261.

Digitized by Google

sein, daß ein dänischer Gefangener nach der Schlacht von Saucourt von ihm erzählte? Ich denke, die Möglichkeiten, die hier bestehen, sind vielfach, und es ist ein müssiges Beginnen, darüber zu spintisieren, welche den meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat. Guthorms Name kann schon lange vor der Normannenschlacht an der Küste Nordfrankreichs bekannt geworden sein als der eines gefürchteten Wikingerhäuptlinges, desgleichen kann man von seinem einjährigen Aufenthalt zu Cirencestre erfahren haben, und beides kann in der Tradition jahrzehntelang fortgelebt haben, die Kunde aber von seinem Übertritt zum Christentum braucht nicht überallhin gedrungen zu sein oder kann auch wieder vergessen worden sein, denn wer kann dem Gerücht, wer der Tradition Vorschriften machen, was sie übermitteln und festhalten sollen und was nicht? Für die Entstehung des Ur-Gedichts bleibt ja, auch wenn wir es als zeitgenössisch betrachten, ein gewisser Spielraum: Lot[1]) setzt es um 900 an. Wenn sodann das *BFr* als einzige wirklich geschichtliche Tatsache von Guthorm seinen Aufenthalt bei Cirencestre berichtet, so kann daraus doch nicht gefolgert werden, wie Bédier tut, daß die Person, welche den Franken von ihm erzählte, weiter nichts von seinen Taten mitgeteilt hat, denn das Weitere kann entweder nicht bis zu den Ohren des Dichters gedrungen sein oder er kann es eliminiert und durch freie Erfindung ersetzt haben. In gleicher Weise erledigt sich, was B. hier sonst noch vorbringt: ich gehe darauf nicht mehr ein, um mich nicht allzu sehr in Einzelheiten zu verlieren. In Wirklichkeit liegt auch nicht der geringste Grund vor, wie Bédier tut, das Auftreten Guthorms „von Cirencestre" in einem zeitgenössischen Gedicht auf die Normannenschlacht als unmöglich zu bezeichnen und nach einer anderen Erklärung für seine Einführung in unsere Chanson zu suchen.

Bédier aber hält eine solche also für notwendig: weil der Verfasser des Ur-Gedichts, so hören wir, sein Wissen um Guthorm nicht aus der mündlichen Überlieferung zur Zeit der Normannenschlacht haben kann, muß er es zu einer sehr viel späteren Zeit aus einem lateinischen Buch bezogen haben.

B. glaubt nun zunächst zeigen zu können, daß schon vor Galfrid von Monmouth, der in seiner *Hist. Reg. Brit.*, verf. 1136—39[2]), auf Grund unserer Chanson über Gormund und sein Bündnis mit

1) S. 8.

2) S. Leitzmann, *Arch. f. d. St. d. n. Spr.* 134, 373.

Digitized by Google

Isembart berichtet, englische Geistliche von Guthorm zu erzählen wußten, und zwar ohne Kenntnis der Chanson, und daß sie ihn, ebenso wie das französische Gedicht, *Gormund, Gormond* benannten.

B.'s Beweisführung ist über die Massen subtil — ich will mich bemühen, von ihr eine klare Vorstellung zu geben: B.'s eigene Darstellung ist so gehalten, daß es große Mühe kostet, sich aus ihr zu vernehmen, wodurch das Erkennen der Mängel seiner Schlußfolgerungen sehr erschwert wird.

Wilhelm von Malmesbury, *De gestis regum Anglorum*[1]), verf. vor 1125, erzählt nach englischen Geschichtsquellen von dem dänischen Seekönig *Guthorm*, den er *Guthrum*, aber auch *Gudram, quem nostri* [d. i. die Anglonormannen oder Engländer] *Gurmundum vocant*, später in der Regel *Gurmundus* benennt.

Wilhelm kennt aber außerdem auch schon die französische *Chanson d'Isembart*, von der er eine unvollständige und sehr entstellte Analyse gibt[2]), in welcher er den König Ludwig des Gedichts, den historischen Ludwig III., identifiziert mit Ludwig IV. *d'Outremer* (936—54) und diesen wieder mit dem letzten Karolinger, Ludwig V. *Fainéant* (986—7).[3]) Danach, so folgert Bédier, mußte Wilhelm den *Gormund* unserer Chanson ins 10. Jh. setzen, und dieser und der *Gudram* der englischen Chroniken, *quem nostri Gurmundum vocant*, der ja dem 9. Jh. angehört, waren für Wilhelm zwei ganz verschiedene Personen! *Ergo* hatten schon die englischen Geistlichen vor 1125, ehe noch das französische Epos in England bekannt wurde, aus Assers *Godrum* = *Guthorm* einen *Gormund* gemacht: *Les clercs d'Angleterre avaient baptisé du nom de Gormond le Godrum d'Asser,*[4]) — woraus B. also schließt, daß bei letzteren über den dänischen Wikingerfürsten schon damals, vor Galfrid und vor dem Auftreten der Chanson in England, Geschichten im Umlauf gewesen

1) Ed. W. Stubs, 1887, t. I, S. 126.

2) *Ib.* S. 139: *Filius hujus Caroli* [*Charles le Simple*] *fuit Ludowicus. Is a quodam Isambardo, qui, ad paganismum versus, fidem luserat, irritatus, proceres suos de suffragio convenit; quibus nec responsum referentibus, Hugo quidam, non magni nominis tyro, filius Roberti comitis montis Desiderii, ultro pro domino duellum expetiit, et provocatorem interemit. Lodowicus cum toto exercitu apud Pontivum subsecutus, omnibus barbaris, quos ille adduxerat, vel occisis vel elapsis, opimam lauream obtinuit. Sed non multo post, pro labore illius expeditionis extrema valitudine debilitatus, heredem regni Hugonem illum instituit, praedicandae fidei et virtutis juvenem. Ita prosapia Caroli Magni in illo cessavit. . . .*

3) Die Identifikation mit Ludwig V. hat in zwei interpolierten Versen, 418 f., schon die Chanson.

4) Bédier IV, 75.

Digitized by Google

sein müssen, und somit mündliche Überlieferungen über den Guthorm-Gormund des 9. Jhs. einem französischen Dichter des 11. Jhs. zugeflossen sein können, ohne daß als deren Vermittlerin eine ins 9.—10. Jh. zurückreichende, direkt an das historische Ereignis von 881 sich knüpfende französische *Chanson de geste* angenommen zu werden braucht.

B. weist dann weiter darauf hin, daß das Kloster St. Riquier in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. Beziehungen zu England hatte: Abt Gervin I. (1045—75) war schon mit Eduard dem Bekenner (1042—66) befreundet[1]). Nach des letzteren Tode schenkte ein vornehmer Britte Radulf dem Kloster eine Anzahl in England gelegener Güter; um sich ihren Besitz bestätigen zu lassen, stattete Gervin Wilhelm dem Eroberer im zweiten Jahre von dessen Regierung, also im J. 1068, einen Besuch ab[2]).

B. sagt S. 76, Gervin habe die Reise zusammen mit hundert von seinen Mönchen unternommen. Ich kann das aber aus Hariulfs Darstellung nicht herauslesen. Es heißt Kap. XXIII:

Gervinus . . . . . ad maris ingressum properavit, quem nominant plebeiales Guixant; ubi fuerunt cum illo tam abbates quam monachi plusquam centum, praeterea militarium virorum et negotiatorum plurima multitudo. Qui omnes, mare conscenso, in Angliam transvehi cupiebant. Nach der Überfahrt heißt es: . . . *partes dirimunt, dum unusquisque quo cupiebat velox divertit.* Dann Kap. XXIV: *Gervinus igitur tali modo, feliciter transvectus, adiit curiam regalem . . . Regi Guillelmo nuntiatur adesse . . . . . .*

Ich verstehe das so, daß Gervinus sich allein nach Wissant begab, wo er die Äbte usw. vorfand, die auch nach England wollten; drüben angekommen trennt man sich, Gervinus begibt sich an den königlichen Hof. Von Mönchen aus St. Riquier, die sich in seiner Begleitung befanden, ist auch nachher nirgends die Rede. Ganz einerlei ist das für die Frage, um die es sich hier handelt, vielleicht doch nicht.

B. nimmt nun an, gelegentlich solcher Besuche hätten englische Mönche ihren französischen Amtsbrüdern erzählt von Godrum-Gormund als einem heidnischen König, der England verwüstet und im J. 879 bei Cirencestre längere Zeit verweilt hätte: daß schon vor Galfrid von Monmouth in England in Mönchskreisen Geschichten

1) IV, 75.
2) Hariulf *ed.* Lot, S. 237ff.
3) *Ib.* S. 241.

Digitized by Google

in Umlauf waren, will B. ja aus Wilhelm v. Malmesbury erschließen. Die Mönche von St. Riquier nun, so nimmt B. an, wußten aus ihren eigenen lateinischen Chroniken, daß in den Jahren 880—81 Heiden, die von England kamen, das Ponthieu verwüstet und ihre Kirche zerstört hatten. So glaubten sie, in jenem Gormund den Führer der heidnischen Armee erkennen zu sollen, die bei Saucourt geschlagen wurde. Und damit, meint Bédier, seien die Elemente gegeben gewesen, aus denen, unter Zuhilfenahme heimischer Traditionen, ein Spielmann das Lied von Isembart und Gormund schuf.

Ich bemerke hierzu:

B. geht aus von der Chronik des Wilhelm von Malmesbury. Es ist nun aber ganz unverständlich, wie er behaupten kann, der englische Historiker setze den Gormund der französischen Chanson ins 10. Jh., um dann aus dieser Tatsache den Schluß zu ziehen, daß für ihn der *Guthrum-Gurmundus* der Geschichte und der *Gormund* im Epos zwei ganz verschiedene Personen seien! Denn Wilhelm erwähnt da, wo er auf letzteres Bezug nimmt und über Isembarts Taten berichtet, Gormund ja gar nicht! B. stellt das selbst fest, aber er meint, Wilhelm nenne ihn nur aus Nachlässigkeit nicht, oder weil er die Chanson bloß durch das Medium eines lateinischen Résumés kannte. Das erstere jedoch ist bei der großen Rolle, die Gormund in der Dichtung spielt, offenbar ganz unwahrscheinlich, ja geradezu ausgeschlossen, und ebenso unglaublich ist es aus dem gleichen Grunde, daß eine von Wilhelm möglicherweise benutzte lateinische Inhaltsangabe der Chanson Gormund ausgemerzt haben sollte.

Vielmehr ist unzweifelhaft, wie ich seinerzeit schon dargelegt habe[1]), aus der Nichterwähnung Gormunds bei Wilhelm gerade das Gegenteil von dem zu schließen, was B. daraus entnehmen will: daß nämlich der Historiker die Identität des *Guthrum, Gudrum, Godrum* seiner Geschichtsquellen, der 879—80 bei Cirencestre lagerte, mit dem *Gormund* der französischen Chanson, den Isembart bei Cirencestre aufsucht, erkannt hatte, und da nun in der ihm vorliegenden, schon verjüngten Fassung der Chanson König Ludwig, ursprünglich Ludwig III. († 882), identifiziert war mit Ludwig IV. — die gleiche Identifikation findet sich auch bei Mousket und im *LM* — und Ludwig V.[2]), war für ihn die Beteiligung Guthrums, dessen Tod seine, ihm natürlich maßgebenden historischen — lateini-

1) *IG* S. 97.

2) S. o. S. 472, Anm. 3.

Digitized by Google

schen, bezw. angelsächsischen — Quellen zum J. 890 berichteten, an Ereignissen, die sich unter Ludwig IV. und Ludwig V. abgespielt haben sollten, unmöglich, er schloß, daß der Dichter hier unwahres berichte, und tilgte in seiner Erzählung von Isembart die Gestalt Gormunds[1]).

Dann ist die an der zitierten Stelle erwähnte Bezeichnung Gudrams als *Gurmundus* einfach ein Widerschein unserer Chanson: „*Gudram*, den die Unsrigen *Gurmund* nennen," nämlich in den fabelhaften, der *Chanson d'Isembart* entstammenden Geschichten, die sie an seinen Namen knüpfen, und es kann aus ihr in keiner Weise gefolgert werden, daß von dem französischen Liede unabhängige Geschichten, in denen *Guthorm-Gudram* als *Gurmundus* bezeichnet wurde, bei den Geistlichen Englands schon vor 1125 in Umlauf waren; dann bleibt es weiter unverständlich, wie die letzteren schon bald nach der Mitte des 11. Jhs. darauf verfallen sein sollten, den Mönchen von St. Riquier gerade von dem schon vor bald 200 Jahren verstorbenen Guthorm zu erzählen, vor dem sie nichts wußten, als was sie in ihren Chroniken fanden.

Weiter: Wenn die braven englischen Mönche ihren französischen Kollegen auf Grund ihrer Kenntnis der lateinischen Quellen und der angelsächsischen Chronik von Guthorm erzählten, dann werden sie ihnen doch ganz gewiß auch mitgeteilt haben, daß dieser Guthorm vom König Aelfred besiegt worden, zum Christentum übergetreten und als guter Christ in Ostanglien gestorben war, und die Mönche von St. Riquier, die dieses wußten, konnten nicht wohl darauf verfallen, ihn zum Anführer des heidnischen Normannenheeres in der Schlacht von Saucourt im J. 881, von der sie durch ihre Chroniken unterrichtet waren, zu machen und ihn in dieser Schlacht seinen Tod finden zu lassen. B. weist, um diesen Stein aus dem Wege zu räumen, auf die Möglichkeit hin, daß die englischen Geistlichen ihre Chroniken unvollständig gelesen hatten. Also gerade über die beiden Tatsachen, auf die sie als Engländer und Christen Grund hatten, stolz zu sein, Guthorms (Gothrums) Besiegung durch Aelfred und seine Taufe, sollten sie hinweggelesen haben, obgleich diese Tatsachen bei Asser wie in der angelsächsischen

1) Kritik übt Wilhelm ja auch an den im Volke umlaufenden, Arthur betreffenden Erzählungen der Britten, die er als *nugae, fallaces fabulae* bezeichnet, s. Hertha Brandenburg, *Gotfrid von Monmouth und die frühmittelenglischen Chronisten*, Diss. von Berlin, 1918, S. 6 f.

Digitized by Google

Chronik im unmittelbaren Anschluß über die anderen Guthorm betreffenden Angaben verzeichnet sind! Kann es wohl etwas unwahrscheinlicheres geben, und empfiehlt es sich wirklich, die Erklärung der Genesis unserer Chanson auf solche überkünstliche Konstruktionen zu begründen? Ist es nicht viel natürlicher, anzunehmen, der Name Guthorms und das Wenige, was unser Epos von ihm weiß, sei dem Dichter der Ur-Fassung um 880 oder 890 herum in Frankreich durch das Gerücht vermittelt worden, von dem natürlich geschichtliche Treue nicht zu erwarten ist?

B. glaubt eine Stütze seiner Ansicht auch noch zu finden in der Tatsache, daß wenigstens zwei der englischen Güter, welche das Kloster von St. Riquier besaß, in der Grafschaft Norfolk lagen, also eben in der Provinz, welche Guthorm nach seinem Übertritt zum Christentum zehn Jahre lang beherrscht hatte; man dürfe annehmen, daß die Mönche hier von dem ehemaligen Herrn der Grafschaft — vor annähernd 200 Jahren! — hatten erzählen hören. Aber gerade, wenn die Geistlichen sich ihr Wissen in Norfolk selbst geholt hatten, wäre doch wohl anzunehmen, daß sie in erster Linie hier auch erfuhren, daß Guthorm Christ geworden war, und sie nicht von ihm als einem heidnischen Wikinger und grimmigen Feinde der Christenheit, als welcher er im *BFr* erscheint, reden hörten.

Endlich: *terminus ad quem* für die Existenz einer *Chanson de geste* von Isembart und Gormund, aber in einer ursprünglicheren Fassung als das *BFr* sie bietet, ist bekanntlich das J. 1088, da Hariulfs Chronik, in der die Chanson als Geschichtsquelle verwertet ist, in diesem Jahre beendet wurde[1]). Beruht das Gedicht nun, wie B. vermutet, inhaltlich teilweise auf Mitteilungen, welche Mönchen von St Riquier gelegentlich eines Besuches der dem Kloster gehörigen Güter in England gemacht worden waren, dann fällt die Entstehung des Ur-Epos und seine Verbreitung im Gebiet von St. Riquier in die Jahre 1068—1088, da jene Besitzungen ja erst 1068 dem Kloster zugesprochen wurden. Nun beruft sich aber,

1) Bédier bemerkt IV, 21 Anm. 2, die Chronik sei 1104 einer Revision unterzogen worden, die auf Gormund und Isembart bezügliche Stelle (B. III, c. 20) könne also auch erst in diesem Jahre eingefügt sein. Aber Lot a. a. O. S. XVII lehnt doch die Hypothese einer solchen Revision als wenig wahrscheinlich ab: „. . *cette hypothèse d'une revision rapide est bien fragile. Il vaut mieux supposer que la date a été écrite sur un feuillet détaché ensuite par hasard et mal remis en place. Le livre IV° s'arrêtait à la mort de Gervin II et fut achevé en 1088. Le reste est postérieur.* . . . ."

Digitized by Google

wie wir schon sahen, Hariulf für die Geschichte des Normanneneinfalls von 881 einerseits auf die *historiae,* d. h. auf die im Kloster vorhandenen lateinischen Chroniken, die ja aber von Isembart und Gormund nichts wissen, andererseits auf die *patriensium memoria — patriensium memoria quotidie recolitur et cantatur* —, d. i. eben die im Lande allgemein bekannte Chanson, der also der gleiche historische Wert beigemessen wird wie den Chroniken und von der angenommen wird, daß sie beruhe auf der Erinnerung der vergangenen Geschlechter.

Ich frage: Ist es wohl glaublich, daß diese letztere Berufung Hariulfs erfolgen würde, wenn unsere Chanson, wie B. annimmt, erst wenige — frühestens 20 — Jahre vorher ins Leben gerufen worden wäre durch die gelehrte Geschichtsklitterung von Hariulfs eigenen Amtsbrüdern, — eine Tatsache, die doch Hariulf unmöglich hätte verborgen bleiben können? Ist es glaublich, daß er einer solchen höchst modernen Dichtung beigemessen hätte *priscorum auctoritas* (*priscus* „von Dingen gesagt, die vor unserer Zeit da waren . . . . vor vielen Jahren . . altertümlich . . . seit Augustus mit dem Nebenbegriff des Ehrwürdigen von allem, was sich auf die Urwelt . . . . . bezieht," Georges s. v.)? Ganz gewiß nicht, das ist vollkommen ausgeschlossen! Da an der *bona fides* des Chronisten doch nicht gezweifelt werden kann, so scheinen mir seine Worte durchaus keine andere Deutung zuzulassen als daß ihm das Isembartslied erschien als das, was der Verfasser der erhaltenen Version der *Prise d'Orange* (um 1150) in dieser erblickt[1]): als *vielle chançon de grant antiquité,* uralte, in ferne Vergangenheit zurückreichende, mündlich fortgepflanzte Erinnerung an die geschilderten Ereignisse selbst.

Und damit hätten wir denn ein weiteres, mich deucht, sehr starkes Argument gewonnen gegen die in Rede stehende, so überaus künstliche Hypothese Bédiers vom Ursprung unseres Epos.

Ich bin zu Ende und fasse die gewonnenen Ergebnisse kurz zusammen:

Die *Chanson d'Isembart* spiegelt nicht nur die Normannenschlacht von Saucourt im J. 881 wieder, sondern enthält auch Erinnerungen an kriegerische Ereignisse, die sich im 9. Jh. in dem damals von den Sarazenen überschwemmten Süditalien abspielten, speziell Erinnerungen an die Belagerung des aufrührerischen langobardischen Gastalden Isembart in St. Agata dei Goti bei Neapel

1) *P. d'O.* V. 139. *Guillaume d'Orange* ed. Jonckbloet I (1854), S. 116.

Digitized by Google

durch Kaiser Ludwig II. im J. 860 und an die letzte Schlacht in Ludwigs großem, in die Jahre 866—72 fallenden Sarazenenfeldzug, die Schlacht von S. Martino bei Capua im J. 872, in der das Heer des Kaisers einen entscheidenden Sieg erfocht.

Das geschichtliche Vorbild für den Helden des Epos ist sehr wahrscheinlich jener zu den Jahren 845 und 860 nachgewiesene Isembart (er selbst schreibt sich *Isenbard*) von S. Agata.

Die Einbeziehung dieser Ereignisse ist eine Folge der epischen Identifizierung des fränkischen Königs Ludwig III., des Siegers von Saucourt, mit dem fränkischen Kaiser Ludwig II., der schon als König der Langobarden im J. 848 mit einem auch fränkische, burgundische und provenzalische Truppen umfassenden Heere einen glänzenden Sieg über die Sarazenen davon getragen hatte — als solche, nicht als heidnische Normannen, erscheinen die Feinde der Franken in unserer Chanson — und der wegen dieses Sieges schon gefeiert wird in einem begeisterten, zeitgenössischen lateinischen Gedichte des nach dem Festlande übergesiedelten Iren Sedulius Scottus (s. oben S. 458).

Das Isembartslied beruht also auf dem so häufigen Vorgang epischer Stoffverschmelzung, dessen bekanntestes Beispiel die Nibelungendichtung bietet: in ihr ist der Untergang des linksrheinischen Burgunderreiches durch die Hunnen im J. 437 völlig unhistorisch in kausalen Zusammenhang gesetzt mit dem plötzlichen, durch einen Blutsturz herbeigeführten Tode Attilas im J. 453 in der Hochzeitsnacht nach seiner Vermählung mit der Germanin Hildico, welche durch die Sage zu einer Schwester der Burgunderkönige gemacht wurde.

Bédier in seinen *Légendes Épiques* ist auf die Frage, ob die in Rede stehenden unteritalischen Ereignisse mit zu den Quellen unseres Epos gerechnet werden dürfen, überhaupt nicht eingegangen, er hat die Gründe, welche dafür geltend gemacht worden sind, nicht, wie behauptet worden ist, widerlegt, sondern er hat die Heranziehung dieser Vorgänge, weil mit seiner Anschauung von der Entwicklung der französischen Epik in Widerspruch stehend, *a priori* abgelehnt.

Bédiers Hypothese, die in unserer Chanson anerkanntermaßen enthaltenen historischen Elemente seien zurückzuführen

1. auf gewisse Traditionen, die sich an irgendwelche zu St. Riquier im 11. Jh. vielleicht noch erhaltene Ruinen aus der Normannenzeit knüpfen mochten;

2. auf lateinische Chroniken, die über die Schlacht von Saucourt berichteten — wohlgemerkt: ohne einen Isembart oder Gor-

Digitized by Google

mund zu erwähnen — und aus denen die Mönche des Klosters den Gewährsmännern des Dichters des Ur-Epos oder dem Dichter selbst in der zweiten Hälfte des 11. Jh. Mitteilung machten;

3. auf englische Chroniken, die von dem dänischen Seekönige Guthorm handelten und von deren Inhalt englische Mönche zur gleichen Zeit ihren Amtsbrüdern von St. Riquier erzählt haben könnten, —

diese Hypothese beruht auf den unwahrscheinlichsten oder auch auf nachweisbar unrichtigen Annahmen und führt zu den unwahrscheinlichsten Konsequenzen, sie erweist sich deshalb als gänzlich ungeeignet, die Entstehung unserer Chanson zu erklären und ist mit aller Entschiedenheit abzulehnen.

Die in der *Chanson d'Isembart* enthaltenen geschichtlichen Elemente sprechen also ebenso bestimmt, wie die im *Couronnement de Louis* zur epischen Einheit verschmolzenen, sehr verschiedenartigen historischen Vorgänge[1]), gegen die Bédiersche Theorie von dem späten, gelehrten, mönchischen Ursprung der gesamten französischen nationalen Epik des Mittelalters.[2])

1) S. *Zs. f. fr. Spr. u. Lit.* 45 (1919), 49 Anm.

2) Erst während des Druckes dieser Arbeit wurde mir zugänglich der Artikel von M. Wilmotte, *Les origines littéraires de Gormond et Isembart, Académie royale de Belgique, Bulletin de la classe des Lettres, 5e série*, t. 11, *no.* 35—53, auch separat Paris 1925 (19 S.).

W. bezeichnet hier S. 6 Bédiers Behauptung IV, S. 46, Anm. 3: *Ni la Chanson de Roland, ni le Pèlerinage, ni la Chanson de Guillaume, etc., ne donnent le mot margari . . .* als *étrange lapsus* und weist hin auf den *Margariz de Sibilie* d. i. von Sevilla, der im Rolandslied zweimal, Str. LXVIII und CIV der Ausgabe von E. Stengel, als einer der 12 sarazenischen Pairs erwähnt und mit besonderem Lobe bedacht wird. Ich stelle demgegenüber fest, daß B.'s Angabe vollkommen zutreffend ist: B. spricht doch nicht von dem Namen *Margariz*, sondern von dem Appellativum *margariz*, „Renegat" = afr. *renoié*, welches, wie oben S. 437 f. neuerdings dargelegt wurde, nicht nur in den französischen Nationalepen, sondern in der afr. und prov. Literatur überhaupt außer im Isembartslied *(I)* und dem auf ihm beruhenden Abschnitt Mouskets nirgends nachgewiesen ist. Das Auftreten des Eigennamens *Margariz* (nicht *li Margariz!*) von Sevilla in *R* beweist selbstverständlich nicht im mindesten, daß das Appellativum *li margariz*, „der Renegat", im Afr. jemals gebräuchlich war. Wenn der Name auch jedenfalls auf gr. *μαγαρίτης* oder lat. *magarita* beruht, wie afr. *margariz*, so liegt doch gar kein Grund vor, diesen Namen eines spanischen Sarazenen, dessen Heimat nach Sevilla gelegt wird, aus dem Altfranzösischen abzuleiten, s. den oben S. 438 erwähnten geschichtlichen Margaritos von Brindisi. Wilmottes Hinweis ändert also an meinen a. a. O. gegebenen Darlegungen nichts.

W. sucht im übrigen in seinem Aufsatz vor allem zu zeigen, daß *I* — das *BFr* — stilistisch beeinflußt sei durch das Rolandslied *(R)*. Das ist recht wohl möglich,

Digitized by Google

aber von W. m. E. keineswegs bewiesen. Zunächst sind die von W. hervorgehobenen Übereinstimmungen zum Teil so geringfügiger Art, daß aus ihnen gar nichts für den Zusammenhang zwischen den beiden Texten geschlossen werden kann: in *R* und in *I* wird einmal an zwei sich nahe stehenden Stellen, *R* 966 und 968, *I* 173 und 182, aber in umgekehrter Ordnung, *sanc vermeil* und ein Schwert *d'or enheldi* erwähnt; in beiden öfter gebraucht *s'il fiert* und *vait (le) ferir*; in beiden gebraucht *abatre mort*, u. dgl. mehr. Sodann ist bei Stellen von etwas speziellerem Charakter — am bemerkenswertesten erscheint mir *R* 1316: *Deus le guarit quel cors ne l'ad tuchet* — *I* 386 f.: *Deu le guarri . . . K'il ne l'ad mie en char tochié* — doch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß beide Dichter sich einfach in Abhängigkeit befinden von dem bereits geprägten, typischen Stil älterer epischer Kampfschilderungen. Diesen Einwand: beide hätten geschöpft *à un même fonds terminologique, à un même magasin de clichés déjà entrés dans l'usage vulgaire*, sieht W. schon voraus, — er will ihm begegnen mit der Behauptung, die epische Terminologie habe sich erst gebildet ca. 50 Jahre nach der um 1100, bezw. vor 1120—30 anzusetzenden Entstehungszeit von *R* und *I*. Letztere Annahme hat indeß zur Voraussetzung die Bédiersche *Chanson-de-geste*-Theorie, welche im allgemeinen ältere Vorstufen der uns erhaltenen literarischen Nationalepen leugnet; ich lehne diese Theorie ab, wie erfreulicherweise auch K. Voretzsch, *Einführung in das Studium der altfrans. Literatur*, 3. Aufl., Halle 1925, ihr keinerlei wesentliche Konzessionen gemacht hat, und W. selbst scheint kein gerade felsenfestes Vertrauen auf sie zu haben, wenn er S. 1 bemerkt, die Anerkennung der Erklärung, welche Pauphilet für die Entstehung der *Chanson d'Isembart* gibt, — eine Anerkennung, die ich freilich gleichfalls verweigern muß — könne leicht das ganze Gebäude der B.'schen *Légendes Épiques* ins Wanken bringen. Im Gegensatz zu W.'s Behauptung spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der epische Stil zu der Zeit, aus der uns die ersten Denkmäler epischer Dichtung erhalten sind, längst ausgebildet war. Es muß also m. E. allerdings mit der bezeichneten Möglichkeit, daß *R* und *I* beide schon unter seinem Einfluß stehen, gerechnet werden.

Endlich hat W. eine dritte Möglichkeit nicht berücksichtigt, nämlich die, daß die Sache sich gerade umgekehrt verhält, wie er meint: daß nicht *I* in Abhängigkeit ist von *R*, sondern letzteres von jenem. Diese Möglichkeit besteht unzweifelhaft, nachdem laut dem unanfechtbaren Zeugnisse Hariulfs eine *Chanson d'Isembart*, allerdings in einer inhaltlich wenigstens in einzelnen Punkten von der uns erhaltenen abweichenden Gestalt, schon im J. 1088 vorhanden war, während die älteste erhaltene Fassung von *R* nicht über das erste Jahrzehnt des 12. Jhs. hinaufzudatieren ist, — nachdem ferner sämtliche von W. mit *R* verglichene Stellen in *I* schon in jener älteren Fassung des Liedes vorhanden gewesen sein könnten, und nachdem bei der außerordentlichen Popularität, deren sich wieder nach der Aussage Hariulfs jenes Lied schon damals im Gebiete von St. Riquier erfreute, auch ein Dichter der anstoßenden Isle de France oder der Normandie, der Verfasser von *R*, dasselbe recht wohl schon gekannt haben und diesen oder jenen Ausdruck aus ihm reproduziert haben kann.

Ich will keineswegs behaupten, daß die Sache sich wirklich so verhält, aber es wird schwer sein, zu beweisen, daß sie sich nicht so verhalten kann. Die von W. angenommene stilistische Abhängigkeit des *I* von *R* bleibt also m. E. durchaus problematisch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google